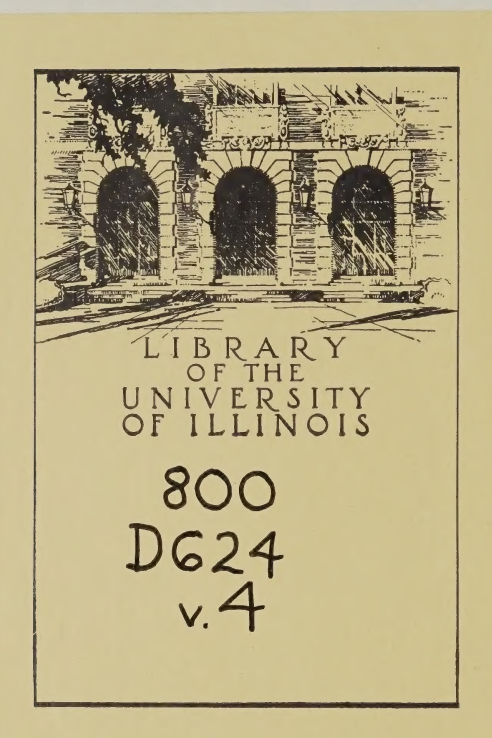














## Literarisches Jahrbuch

des

ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

### Vierter Jahrgang.




**Wien, 1875.**

In Commission der k. k. Hof- und Staatsdruckerei (Stadt, Singerstraße 26).

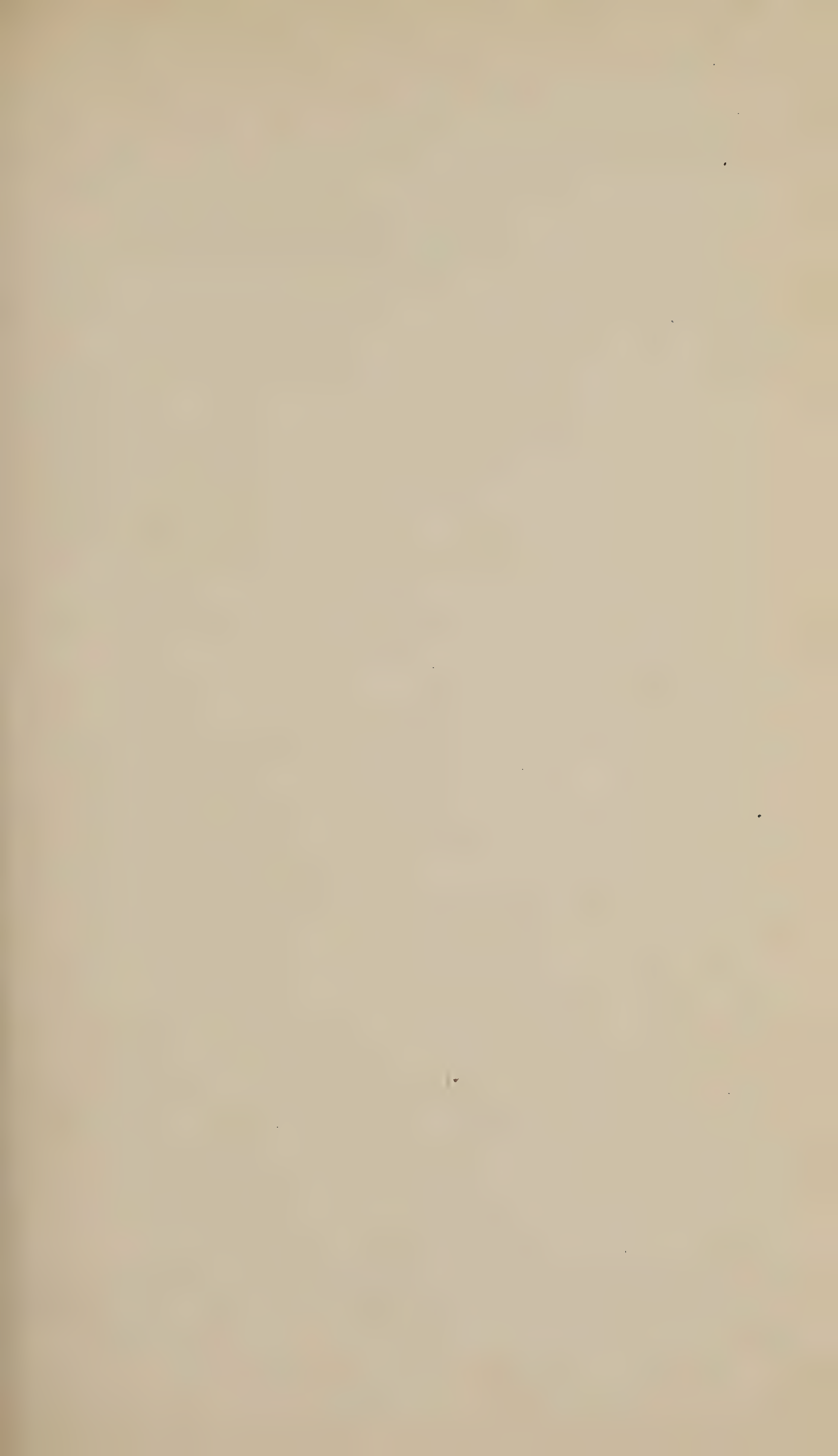
Selbstverlag des Vereines.

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

# Inhalts-Verzeichniß.





# Der mächtige Wald.

## Festgruß.*

Von

**Em. Ad. Eichler.**

Dem Traume gleichend, schwebt's vor meiner Seele
In halbvergessener Erinnerung;
Und wie ein Ton, der lange schon verklungen,
Noch leise nachklingt in der Seele Tiefen,
So tönt in mir die Kunde, die vor Jahren
Im fernen berg- und wälderreichen Osten
Zu meinem Ohr auch drang mit frohem Klang.
Es war die Kunde von den wackern Männern,
Die frischen Muth's begonnen jenes Werk,
Das einen hocherhab'nen schönen Traum
Mit Kraft und Geist zur Wahrheit wandeln sollt'.
Der schöne Traum war: „einen mächt'gen Wald“
Auf weiter, weiter Oede anzupflanzen,
Und jene vielen Stämme all' zu einen,
Die einzeln standen in der weiten Oede.
Die große, schöne, leitende Idee,
Sie ward lebendig in dem Geist der Männer,
Aus deren Herzen sprach ein tiefes Weh,
Ein tiefes Mitleid mit den vielen Stämmen,
Die da und dort zerstreut und kraftlos standen;
Die einen alt und morsch, die andern jung
Und schwach — gebrechlich aber allesammt.
Gebrechlich und gebrochen standen sie,
Allein, auf sich beschränkt in der Gefahr.
Wenn heißer Sonnenbrand, mit seinen Gluthen
Versengend Laub und Blüthen, niederstrahlt;
Wenn Sturmestosen, Zweig' und Aeste beugend,
In lautem Wüthen selbst den Stamm bedroht;

---

* Zu der am 20. November 1874 stattgehabten zehnjährigen Gründungsfeier des „Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie,“ welcher zugleich der Gründer und Herausgeber dieses Jahrbuches ist. —

Wenn endlich dann des Wolkenbruches Fluth
In wilden Wogen schäumend sich ergießt,
Der unbeschützten Bäume Wurzeln faßt,
Und selbe, sammt den Stämmen, ihrem Boden
Mit unbesiegbar ungestümer Kraft
Entreißt und fortwälzt stöhnend zum Verderben —
Da finden keine Rettung jene Stämme!
Ihr Widerstand ist einzeln viel zu schwach,
Und so versengt, geborsten und entwurzelt,
Wacht keiner mehr zu neuem Leben auf.
Doch wenn, vereint in einem mächt'gen Walde,
Die Stämme alt und jung beisammen steh'n;
Wenn schwache Bäumchen unter'm schatt'gen Schutz
Der kräft'gen Bäume sich geborgen fühlen;
Wenn alle, in den Wurzeln eng verschlungen,
Sich gegenseitig Halt und Stütze bieten,
Und im gemeinsam tief verwachs'nen Grund
Den sichern Wall gen alle Stürme finden —
Dann fürchten sie nicht Sonnenbrand, nicht Wind,
Nicht Wasserfluth. Gewaltig steht der Wald,
Und, selbst sich schützend, haucht er auch noch Segen,
Gar milden Segen, froh und fruchtbar aus;
Was aber dann in Waldes Mitt' und Nähe
Des Lebens sich erfreut, wird frisch und wohl,
Gesund und stark, und immer neues Leben
Aus selbsterworb'nem geben ohne Ende.

Solch' schönen Traum die wackern Männer träumten.
Sie wollten, weise in die Zukunft blickend,
Die vielen Stämme sammeln, stark und schwach,
Und wollten sie zu kräft'gen Gruppen einen
Und diese dann zum großen mächt'gen Wald.
Zwar wurden laut des Zweifels rege Stimmen;
Wie alles wahrhaft Hehre und Erhab'ne,
So ward auch dieser Menschenfreunde Zweck
Belächelt da, bekrittelt dort, verhöhnt
Sogar und auch verpönt an manchem Ort.
„Wie wollt' Ihr solch' ein Werk zusammenbringen,
„So viele Art verschied'ner Stämme einen?

„Die meisten sind so schwach und abgelebt,
„Daß sie Euch kaum zum Aufbau taugen werden;
„Die Starken aber werden es verschmäh'n,
„Mit Euch zu geh'n, weil sie für sich allein
„Auch weiterhin besteh'n zu können glauben,
„Und nicht zur Stütze Andern dienen wollen.
„Die Hohen werden nicht zu Niedern sich
„Gesellen, und die Wenigsten auch wollen,
„Daß Alle mit und für einander steh'n."
Solch' Worte hörten uns're wackern Männer;
Sie aber ließen nicht von ihrem Ziel
Und gaben davon Kunde weit und breit.
War's nun die schwer und tief empfund'ne Noth,
Das Vollbewußtsein drohender Gefahren,
War's, möglich auch die richtige Erkenntniß —
Von allen Seiten boten an sich Stämme,
Gesund und stark, geschwächt und krank, doch alle
Zum selben Zweck: zu einen sich zum Walde,
Zu jenem Walde, mächtig, hehr und groß,
Wie er im Traum den Männern vorgeschwebt.
Es war zu Wien, gerade vor zehn Jahren,
Als fest da stand, gesichert schon der Grund
Zu jenem großen Werke; damals hatten
Die wackern Menschenfreunde schon gesammelt
Der Stämme viel, und gründeten den Wald
Mit frischem frohem Muth so hoffnungsgrün,
So stolz und hehr in seinem jungen Anbau,
Daß Staunen und Bewund'rung er erregte
In allen Landen uns'res großen Reichs.
Die Gründer aber freuten dessen sich
Gewaltig, und sie stellten Förster auf,
Damit den jungen Wald sie sorglich pflegen.
Solch' treue Förster galt's nun fort und fort
Für neue Waldesgruppen neu zu stellen;
Denn immer größer wuchs das Waldgebiet,
In dessen Schatten immer frisch hervor
Der kräft'gen Stämme neue wieder sproßten;
So zählen heute sie nach Hunderten
Und Tausenden in unbegrenztem Zuwachs,

Und finden Alle Schutz und Schirm und Stütze
In ihres schönen Waldes mächt'gem Laubdach;
Doch all die Stämme tragen auch zusammen
Mit Bienenfleiß die Früchte ihres Lebens,
Sich selbst und die Genossen immer fördernd,
Sich gegenseitig stärkend fort und fort,
Und dadurch auch den Wald, den schönen weiten,
Aufforstend immer neu zu neuer Größe.
Und wie des Waldes Wirthschaft wird betrieben,
Davon ein Zeugniß steht in seiner Mitte;
Erbaut aus seinem eigensten Ertrag,
Erhebt sich dort ein stattlich hohes Haus,
D'rin waltet reg' die Oberförsterei —
Fürwahr, nicht schafft und waltet sie vergebens!
Wie sie bisher erhöht des Waldes Nutzen,
Und immer neue Wirthschaftszweige schuf,
Um möglichst hoch zu heben sein Erträgniß,
Um möglichst stark und schön ihn zu gestalten;
So sucht sie weiter stets nach allen Seiten
Auf immer neues Feld ihn auszubreiten,
Und ob auch schwierig, ob auch steil der Pfad
Zu einem und dem andern hohen Ziele —
Die Förster müssen dennoch vorwärts dringen.
Wie stolz sich aller Stämme Wipfel heben
Im Vollgefühl der selbsterrung'nen Kraft
Und in der Ahnung künft'ger neuer Stärke,
So fühlen auch des Waldes Hüter alle
Von reinem Stolze ihre Brust sich heben;
Vom Stolze an des Waldes prächt'ger Blüthe,
Vom Stolz, an solchem Werke mitzuschaffen,
Vom Stolze endlich an den reichen Ehren,
Die schon die Mitwelt diesem Werke zollt,
Und die — ich kann's nicht anders hoffen — einst
Die Nachwelt immer reicher noch wird zollen.
Fast überwältigt mich das Hochgefühl,
Das im Gedanken an des Waldes Zukunft
Entzündet ward in meiner Brust. Zurück
Zur Gegenwart will schweifen ich, und ihr,
Ihr sei gewidmet nun mein inn'ger Ruf:

Begrüßt seid mir Ihr Alle reich an Ehren,
Die Ihr gegründet jenen mächt'gen Wald,
Aus dem es heut gewaltig widerhallt,
Als ob der Gründung Tage wiederkehren.

Sie Alle, die dem Walde angehören,
Sie mögen steh'n noch lang in stolzem Halt,
Sich freuen an des Waldes Prachtgestalt —
Ihn aber auch mit allen Kräften wehren.

So wird er höher, immer höher streben,
Mit seinen Stämmen wachsen und gedeih'n
In stetem gegenseit'gen Wiedergeben;

Denn unsf'res Waldes höchstes Ziel soll sein:
Aus selbsterworb'nem immer neues Leben
Zu zieh'n im endlos wechselnden Verein!



# Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.
Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.
Goethe.

# Gedichte.

Von

**Hieronymus Lorm.**

1.

## Neu Jahr — neu Glück.

Schließt sich jede Wunde,
Schweigt die tiefste Qual?
Wonnevolle Kunde
Bringt der Morgenstrahl!
„Neues Jahr ist neues Glück“
Tönt ein Wort aus süßem Munde —
Schicksal, nimm es nicht zurück!

Durch die hoffnungslosen
Wüsten ging mein Lauf,
Plötzlich ganz in Rosen
Blüht mein Leben auf!
Wie geschah das Wunder hier?
Lieb' verräth mit holdem Kosen
Heimlich das Geheimniß mir:

Wenn zwei Herzen brennen,
Wo eins Nacht nur zeigt,
Wenn vier Lippen nennen,
Was mit zweien schweigt,
Kann nicht mehr ein neu Geschick
Selige Vereinte trennen —
Neues Jahr ist neues Glück!

2.

## Den Frauen unserer Zeit.

Es tönt durch diese Zeit ein banges Klagen,
Das bald nach einer bessern Zukunft weint,
Bald alles Erdenglück begraben meint
Für ewig in der Vorwelt schönen Tagen.

Wie seufzt der Ritter der Vergangenheit
Im Wahn des Rückblicks nach der fernen Zeit,
Als noch der Glaube, unerschüttert, fest,
Verband war für der Menschheit tiefste Wunden,
Als noch der Zweifel nicht, der Seele Pest,
Den Weg verheerend in die Welt gefunden!

Und wieder wähnt ein trügerisches Hoffen
Nur in der Zukunft alle Himmel offen,
Gewaltige Gedankenschlachten schlagen
Sich heiß und ernst um eines Bessern Spur —
Die Zukunft soll im Schooß verschlossen tragen
Das Heil der vielgequälten Creatur.

So übt das Einst geheime Zaubermacht:
Einst war das Glück — einst wird es sein!
Verlacht
Ist nur, wer's in der Gegenwart erblickt,
Die zwischen Einst und Einst der Schmerz umstrickt.
Die schwielenvollen Hände krampfhaft faßten
Der Erde Bau, der mit Zerrüttung droht,
Durch alle Lande schleicht die bitt're Noth,
Verflucht wird Ahasver, und darf nicht rasten.

Jetzt gilt's des Denkers Wort, des Weisen Rath,
Jetzt gilt's den Mann und seine Kraft erproben,
Ob er, eh' sie an uns're Pforten toben,
Nicht den Verzweifelnden mit Rettung naht.

Allein indeß der Mann auf fremden Bahnen
Nach einem Glücke für die Menschheit ringt,
Ist's in der Brust der Frau ein liebend Ahnen,
Das schon dies Glück am Einzelnen vollbringt.
Indeß sein Geist für Viele sucht das Heil,
Ward's durch ihr Herz schon Wenigen zu Theil;
Indeß er Balsam will für alle Wunden,
Hat ihre Hand die — nächsten schon verbunden;
Indeß nach einem Freudenland er schifft,
Bereitet sie dem Schmerz ein Gegengift.
Er grollt dem Schicksal — sie versöhnt und kost —
Er will das Glück verleih'n — sie nur den Trost.

So ward den Frauen eine heil'ge Sendung,
Die sie den höchsten Priestern nahe stellt.
Nicht werden sie erträumter Glücksvollendung
Entgegenführen die bedrängte Welt,

Nicht wird's ein weiblicher Messias sein,
Der Allen einst Paläste baut auf Erden,
Doch legt ihr frommes Wirken Stein auf Stein,
Das eine Herberg' soll der Armuth werden.
Das Herz, das zum Verbrechen schon verwildert,
Hat oft ihr Wort zur Frömmigkeit gemildert,
Das Aug', das Elend nur und Mangel sah,
Es leuchtete in Freude, wenn sie nah.
Und wie der Engel, der vor Bileam
Das Wort des Fluches wandelte in Segen,
Vermochten sie's oft fluchbelad'nem Gram
Ein Segenswort noch in den Mund zu legen.
So tief kein Abgrund und so wild kein Schrecken,
Den sie mit ihren Rosen nicht verdecken.
Und wär's kein Wahn, daß einst im Paradies,
Aus dem des Weibes Sünde uns verstieß,
Das Menschenvolk von neuem sich darf sonnen,
Des Weibes Tugend hätt's zurückgewonnen.

So ward den Frauen eine heil'ge Sendung!
Wenn Manche sich in thörichter Verblendung
Dem Geisteskampf des Mannes zugesellt,
So mahne sie der Jammer dieser Welt:
Nur spärlich wirkt des größten Geistes Wort —
Die kleinste Liebesthat wirkt fort und fort.

# Gedichte.

Von

**Robert Hammerling.**

1.

## Nach Schönheit schmacht' ich . . .

Nach Schönheit schmacht' ich, geistverklärtem Reiz —
Da kommt — die Phorkyade, mich zu trösten.
Nach Liebe schmacht' ich, trauter Herzensliebe,
Da ruft Empusa schmollend: „Undankbarer!
Du klagst, daß Lieb' dir fehlt? Bin ich nicht dein,
So gut wie jedes Andern, der mir winkt?“ —
Nach Güte schmacht' ich, heil'ger Seelenmilde,
Die Thau in meine heißen Wunden träufle —
Da hebt mit einem vorwurfsvollen Blick
Hart neben mir ihr Haupt Tisiphone:
„Wie? Güte, sagst du, mangle deinem Leben,
Und meiner denkst du nicht, die dir so treu?“
Sie sprichts und wischt gekränkt sich eine Zähre
Von ihren Wimpern mit der einen Hand,
Und mit der andern greift sie nach der Geißel,
Und ihre Schlangen zischen leis' dazu. . .

2.

## Volksweise.

Drei Vöglein sah ich fliegen
Hoch über'm grünen Wald,
Sich in den Lüften wiegen
Bald fern und nahe bald,
Zuletzt sich niedersenken
Und schwenken allzumahl,
Und sacht die Schwingen lenken
Getrennten Flugs zu Thal.

Das eine schoß hernieder
Und las ein Würmlein auf;
In einen Tannenwipfel
Das zweite flog hinauf:
Im Wipfel bei den Seinen
Im Neste hielt es Rast.
Das dritte setzt sich einsam
Auf einen dürren Ast.

Es sang: Ein Schlänglein sah ich,
Wo horstet hoch der Aar:
Sich sonnend trug's ein Krönlein,
Ein gold'nes wunderbar.
O wär' ich doch der Adler,
Ich raubt' ihr das Geschmeid!
Seit ich so hoch geflogen,
Die Welt mich nimmer freut.

3.

## Himmlischer und irdischer Reigen.

„Heut greif' ich hinauf noch ins himmlische Haus,
Zutiefst in den Himmel hinein,
Und hol' mir den schönsten der Sterne heraus,
Den Stern mit dem goldigsten Schein.

Stracks, während im himmlischen Reigen er tanzt,
Wegfang' ich das blanke Gestirn,
Und bei Gott, an den Busen dann wird er gepflanzt
Als Geschmeide der lieblichsten Dirn'!" —

Und er greift in die himmlische Herrlichkeit
Mit unendlichen Armen der Liebe,
Und stiehlt einen Stern als Edelgeschmeid
Gleich einem nächtlichen Diebe.

Beim Tanz an den Busen dann wird er gepflanzt
Als Geschmeide der lieblichsten Dirn':
Und sie tanzen, es tanzet der Busen, es tanzt
Ihr am Busen das blanke Gestirn.

Heissa, wie er tanzet, der Stern, nach dem Klang
Der arkadischen Flöten und Geigen:
Er meinet noch immer bei Sphärengesang
Zu tanzen im himmlischen Reigen.

Doch als nun sich schürzet des Morgens früh
Zum Abzug die himmlische Herde,
Sich flüchtend vor'm Schnauben und Funkengesprüh
Des Hufsschlags der flammenden Pferde,

Da folgt der Stern an der Dirne Brust
Dem Schwung, der ihn knüpft an die Seinen.
„Heissa, hab' in eueren Reih'n ich getanzt,
So tanzet ihr jetzt in den meinen!"

Er schießt empor — und es fliegt empor
Die tanzende Dirn' mit dem Sterne:
Und mit ihr wirbelt der Tänzer im Chor
Hinauf in die funkelnde Ferne.

Heissa, da tanzen im selbigen Drang
Sie verschlungen im himmlischen Reigen:
Und sie meinen noch immer zu tanzen zum Klang
Der arkadischen Flöten und Geigen.

4.

## Mein armes Herz ....

Mein armes Herz, dein ganzes Unheil ist,
Daß du mit deiner tiefen Treue stehst
In einer Welt voll eitlen Flattersinns.
O hätt'st auch du gelernt den Flattersinn!
Du aber, ach, du hast gelernt zu fliegen,
Zu fliegen wie ein Adler stolz und hoch,
Doch flattern, armes Herz, das kannst du nicht —
Du kannst nicht flattern wie ein Sperling flattert,
Du kannst nicht gaukeln wie ein Schmetterling:
Du kannst nur grad' empor zur Sonne steigen,
Und dein Geschick ist Himmel oder Tod.

5.

## An * * *.

Du bist ganz einzig in der Welt;
Denn sieh, du hast mich nie gekränkt —
Mich nie gekränkt, indessen mir
Die schnöde, freche, kalte Welt
Den Todespfeil ins Herz gesenkt.

Ich möchte gern begraben sein
An einem fernen stillen Ort.
Denn der Gedanke macht mir Pein,
Daß die, die fressend Gift geträuft
In meines Lebens Blütenhain,
Mit einer falschen Thräne noch
Beflecken meinen stillen Schrein,
Und stören meiner Ruhe Port.

Du aber komm — komm Jahr für Jahr,
Und knie' an meinem Leichenstein;
Häng' einen grünen Kranz darauf
Und widme eine Thräne mir —
Laß Niemand Andern bei mir sein,
Du hast das Recht, du ganz allein.

# Mutterseelenallein.

Novelle.

Von

**Friedrich Uhl.**

Granitmassen hat die obere Donau ausgehöhlt und durchbrochen, ehe sie sich den Weg geebnet. Sie fließt jetzt, eng zusammengedrängt, in einer granitnen Mulde von Dornach oberhalb Grein bis Persenbeug. Man glaubt, sie ruhe in einem Riesensarkophage, wenn man sie von dem Rande des Hochplateaus aus betrachtet, das zu beiden Seiten des Stromes bergartig aufsteigt. Die Landschaft ist tieferust. Mit Wald und Busch sind zwar die Abhänge überzogen, Buche und Fichte decken mit dem Netze ihrer Wurzeln den Boden und schlagen wie zuckende grüne Flammen hoch zum Himmel auf; allein der glanzgrüne Strom, der hohe dunkle Forst und der blaue Himmel stoßen förmlich zusammen und rollen einander ihre Schatten zu; den Wald durchbrechen Granitfelsen, graue Obelisken, deren Glimmerplättchen wirre funkeln, herabgestürzte Trümmer säumen die Ufer des Stromes, ja einzelne Felsen starren, Urwiderstand leistend der Wasserkraft und der Menschenhand, aus dem Strome empor und ohnmächtig zerschellen die Wogen. Hier ist eine Kampfstätte der Natur; hier ringen Fels und Strom einander entgegengestellt. Auch die Elemente der Natur haben ihre Geschicke.

Unweit des Austrittes des Stromes in weite, stille, auenreiche Gebiete befindet sich eine Gruppe von Siedlungen, welche den Blick der Donaureisenden auf sich zieht. Sie besteht aus einer altersschwarzen kleinen Stadt, welche, obgleich der steinerne Befestigungsgürtel gefallen ist, noch zusammengedrückt erscheint, bis in die Giebelzimmerchen hinein bevölkert, als wäre sie dereinst von einer Hand zusammengepreßt worden, und darüber hinaus emporgequollen. Ein Ravelin am Ende der Stadt, fast knapp an der Donau, ist zu einem kleinen Garten umgestaltet, von dem aus man in das erste Stockwerk eines alten festen Hauses gelangt, während im Erdgeschoße des Gebäudes eine offene Durchfahrt den Weg aus der Stadt nach dem Stromstrande frei läßt. — Zu diesem Stadt-Herrenhause, welches sich seit Jahrhunderten im Besitze einer gebietenden Familie befand, gehörte eine halbe Stunde stromaufwärts ein kleines Schloß, das mit dem seitwärts stehenden Wirtschaftsgebäude einen Hof einschloß. Beide Bauten waren mit einer Mauer umgeben. Vom Hofe aus gelangte man über eine schmale, steile Emportreppe in das erste Stockwerk. Stadthaus und Landhaus waren weniger dazu bestimmt,

durch Formenzierde zu gefallen, als den Bewohnern in Zeiten der Gefahr Sicherheit zu bieten. Dicke Mauern, kleine Fenster, Winkel aller Orten; treppauf treppab gelangte man aus einem der kleinen Zimmer in das andere. Eine gerade Flucht war förmlich vermieden, als ob man überall den eindringenden Kugeln Widerstand hätte entgegenmauern wollen. Das Schloß lag zwischen Wald, Flur und Donau. Hier wohnte die gebietende Familie zur Sommerszeit, wenn der Feind es zuließ, dem die schwache Veste auf den ersten Blick in die Augen fiel; in Zeiten der Gefahr zog sie nach der Stadt, aber auch hier nach dem bedrohteren Punkte, der jedoch dem Führer den Ausblick, die Beobachtung am besten gestattete. Es war ein rechtes Lugeck auf Strom und Land. — Zwischen der alten Stadt und dem alten Schlosse, ungefähr in der Mitte, prangen zwei große, hohe, neue, gartenumgebene Gebäude, nicht weit von einander entfernt. Das eine ist für sieche Bürger des Landes bestimmt, das andere für Geisteskranke.

Noch vor einiger Zeit waren das Stadthaus und das Landschloß im Besitze der letzten Nachkommen der ehedem gebietenden Familie des Barons Lenk-Sonder, oder vielmehr im Besitze seiner Gemalin; denn Baron Lenk hatte seinen liegenden Besitz, zu dem noch ein Haus in Wien gehörte, in aller Form auf sie übertragen lassen. Er hatte nichts für sich behalten, als den Rest eines ehedem bedeutenden, beweglichen Vermögens, das mit der Jugend des Barons verflogen war.

Wenn man den Baron fragte, wie es gekommen, daß er halb verarmt sei, so antwortete er lächelnd, er wisse es nicht! Er lächelte stets und stets fein und liebenswürdig. Die Grazie, die um die schmalen Lippen seines Mundes spielte, entschuldigte, ja rechtfertigte die fortwährende Heiterkeit. Sie verriet Gutmütigkeit und Wolwollen. Aus der schönen Form des lieblich gekräuselten Mundes kam jedes der halblaut gesprochenen Worte, wie von mildem Sonnenscheine umflossen hervor. Es war der Schein des Geistes, der auf dem vornehmen, schönen, glatten Gesichte lag. Was er auch sagen mochte, man glaubte, er habe etwas Geistreiches gesagt. Der Baron, der, wie es in Wien noch vor zwei Jahrzehnten in der hohen Gesellschaft üblich war, halb deutsch, halb französisch sprach, hatte durch Erziehung und langen Aufenthalt in Paris, die alten, guten Manieren des ehemaligen Frankreich gewonnen. Er verläugnete sie nie. Niemand hat ihn heftig werden gesehen, Niemand ein grobes, verletzendes Wort sprechen gehört. Er wehrte ab mit lächelnder Miene, mit scherzendem Ausdrucke. Seine Zunge war nie Schwert, immer ein Galanteriedegen, mit dem er Angriffe parirte.

So war er graziös lächelnd durch das Leben geschritten, und so war auch sein Vermögen wie Rauch in lieblichen Ringen fast aufgegangen. Er war wie gegen Andere auch gegen sich milde und nachsichtig und so gutmütig, daß er nicht nur Anderen, sondern auch sich nichts abschlagen, nichts versagen konnte. Jedem der es verlangte, streckte er seine Hand entgegen und selten war diese leer. So befriedigte er auch jeden seiner eigenen Wünsche. Ernstes

Erwägen und strenges Enthalten von dem, was man sich selbst abschlagen soll, waren ihm fremd, und mit Energie verfolgte er nur das Ziel, das ihn lieblich anlockte, das ihm genußversprechend winkte. Er wollte, wenn er wünschte; den Wunsch hat er nie auf die Waage des Denkens gelegt. Er ließ sich auch nicht von Leidenschaften antreiben, er ließ sich von Anreizungen locken. Alles Strenge, Bittere, Herbe vermied er, ihm gefiel nur das Leichte und Anmutige. Er scheute die harte Arbeit, selbst jene der Gedanken; auch die Bildung hatte er sich nur durch rasche Lectüre angeeignet. Opfer für Andere brachte er leicht, Entsagung war ihm unmöglich. Wenn er etwas opferte, so schmeichelte ja das Bewußtsein, Gutes vollbracht zu haben und die beglückende Wirkung auf den Gesichtern Derer, die er liebte, die leichten Zuckungen des eigenen Entbehrens weg; aber den bohrenden Schmerz des Entsagens, die Leere, in die er sich versenken, in der er zurückbleiben sollte, vermochte er nicht zu ertragen.

So war Baron Lenk nahe an sein vierzigstes Jahr gelangt, das Leben als eine Blume, die geheimnißvolle Sprache des Daseins als ein Bonmot betrachtend und behandelnd. Er war lächelnd und tändelnd wie der Frühling durch die Welt gegangen, gütig wie die Natur, wenn sie gibt. Zu jener Zeit lernte er die Frau kennen, die er später heiratete. Sie war Sängerin am Theater in Prag, seit kurzem Witwe des Theaterkapellmeisters und Mutter eines zehnjährigen Knaben, dessen Begabung als außerordentlich galt. Baron Lenk hatte Frau Anna *** einige Male singen gehört und es war eigentlich nur Neugierde, die ihn trieb, sie zu suchen. Sie war nicht schön und auch als Sängerin gehörte sie nicht jener Schule an, der Baron Lenk den Vorzug gab, die seinem Geschmacke entsprach. Anna *** war eine große Frau, deren Körperbau, deren Blick und Ausdruck herbe Energie verrieten. Sie glich einem Bilde aus der deutschen Vergangenheit, aus der altdeutschen Schule. Stark und gewaltig in der Erscheinung, einfach in den harten Linien des Gesichtes, waren Anmut der Formen und Grazie der Bewegung ihrem Wesen fern geblieben. Allein ihr Blick ruhte auf Einem so sicher durchdringend, so klar verständig, daß man Respect empfand vor der Geisteskraft, die er verriet. Man fühlte, daß man alle Unnatur und Ziererei dieser Frau gegenüber ablegen und sich geistig Alles vorher klar legen müsse, wenn man mit ihr sprechen wolle. Ihr gegenüber vollzog sich in Einem unwillkürlich und sogleich eine Art Scheideproceß im Empfinden und Denken. Auch die Künstlerin entsprach dem Wesen der Frau. Die harte Bildung des Körpers und der großen Stimme versagten den Reiz im Detail. Ihre Darstellungsweise bewegte sich in scharfen, großen Linien. Spiel und Gesang schmeichelten sich nicht ein; sie legten verständnißvoll klar, sie beschäftigten den Kenner. In Momenten der Leidenschaft war sie weniger gewaltig als gewaltthätig; es war mehr die Energie des Gedankens, als die Glut der Empfindung, von der sie geleitet wurde. Als Baron Lenk Anna sah, hatte ihre Stimme überdies bereits gelitten, die imposante Frau schiffte nur

noch mit den Hauptsegeln ihrer Mittel. Das war eine Frau, wie sie Baron Lenk kaum noch vorgekommen Er suchte sie auf, aber ihr Wesen blieb auf ihn ohne Einfluß. Sie ließ ihn gewähren, denn sie schenkte ihm im Beginne keine große Beachtung. Sie sprach nicht viel. Stand sie ja noch fast im Schmerzgefühle der Vergangenheit, einer harten, prüfungsreichen Vergangenheit. Ihr Mann war sehr lange kränklich, die letzten Jahre krank gewesen und auf Anna hatte alle Sorge des Erwerbes und der Pflege gelegen.

In diese starke Luft des Denkens und Empfindens war Baron Lenk gekommen. Er fand eine Frau, die zwar keinen Hilfeblick aussandte, deren Lage aber zur Erweisung all' der hundert kleinen Aufmerksamkeiten Berechtigung zu geben schien, welche Baron Lenk nun einmal als für die Bedürfnisse eines Frauenslebens notwendig ansah. Er war rastlos und unermüdlich. Er glaubte die große Sorge zu bannen, wenn er sich stets sorgsam erwies; er glaubte das große Leid zu mildern, wenn er die fehlenden Blumen für dieses ernste Menschenleben beistellte. Anna sah den Zweck ihres Lebens nur noch in der Sorge für ihr Kind, für dessen Entwicklung, dessen Zukunft; Baron Lenk fand einen Hilflosen und er nahm ihn auf seine Arme. Durch das Herz des Kindes schritt er allmälig den Weg zum Herzen der Mutter. Sie fand Gefallen an seiner liebenswürdigen Natürlichkeit, er fühlte sich zu der mächtig und groß angelegten Frau hingezogen. Als er ihr die Hand anbot, sie bat: das Theater zu verlassen und seine Gattin zu werden, erklärte er ihr, die Sicherung der Zukunft des Kindes gebe ihm vornemlich den Anspruch, sie sein zu nennen. Anna willigte ein.

Baron Lenk hatte Anna oft den Reiz der Donaulandschaft geschildert, in welcher die jetzt ihr gehörenden Besitzungen lagen. Er hatte ihr vorgeschlagen, die nächsten Jahre dort zuzubringen, Winter und Sommer. Nach Wien wollte man nur gelegentlich gehen, für wenige Tage, wenn Geschäfte oder Besorgungen es erheischten. Man wollte sich selbst angehören, den Freuden des Familienlebens. Die Natur mit ihrer Ruhe und ihren Stürmen, welch' Letztere auch beruhigend wirken, weil sie Geist und Herz nicht tiefer berühren; das Landleben mit der Fülle kleiner Vorkommnisse, die den Geist fast zum Standpunkte des Kindes herabmindern und ihn zwingen, sich mit dem Nächstliegenden, dem Kleinen und Alltäglichen zu beschäftigen, das ihm, dem stets Aufwärtsstrebenden und Emporhebenden endlich als wichtig und bedeutend erscheint; die Natur sollte Baron Lenk und seine Frau wie eine Mutter heimkehrende Kinder aufnehmen. Anna werde da ihren Knaben, in dem die Mutter einen großen Musiker, einen Componisten der Zukunft sah, ausbilden, ihm ihre ganze Muße widmen können. Für sich forderte Baron Lenk, lächelnd, nur die Stelle des zweiten Kindes. Er bewunderte seine Frau und Anna war von dem heiteren, fast kindlichen Geplauder des Mannes, in dem sie einen Vorboten der Natur sah, milde umfangen. Nach einem Leben, das sie der Kunst geweiht und das ihr fast nur Entbehrung, Kampf,

Schmerz und Noth gebracht, hatten sich Geist und Streben in ihr wie niedergesenkt und zur Ruhe niedergelassen. Sie schienen zu schlafen.

Doch nicht lange währte dieser Zustand Annas. Sie hatte die Momente der Ruhe, welche sie sich gönnte, dazu benützt, um sich zu orientiren. Die Landschaft gefiel ihr. Der Hausgarten war groß und hinlänglich vernachlässigt, um der Pflege zu bedürfen und sie reichlich zu lohnen; die Felder boten manchen stillen Pfad, um sich zu ergehen; der Wald war rasch erreicht, Schatten und Kühle spendend und der Blick aus dem Schlosse selbst, nach der Felsenburg jenseits der Donau, nach den bewaldeten Hügeln und Bergen, konnte hin- und herschweifend, schön geschwungene Contouren entlang, gleiten. Dieses ruhige Bild wurde von der ewigen Beweglichkeit des Stromes mitten durchschnitten.

Das Schloß selbst hatte auf Anna keinen trüben Eindruck gemacht; eine Norddeutsche von Geburt, hatte sie überdies lange genug in Prag gelebt, um an Ernst, ja an Düsterkeit gewohnt zu sein. Nur die große Anzal der verwirrt laufenden Zimmer hatte ihren Geist in Unruhe versetzt, da sie nicht wußte, was sie damit beginnen solle, und da ihr alles Zweck- und Bestimmungslose wie ein Hinderniß in den Weg trat. Sie schloß deßhalb die Räume, die nur nothdürftig möblirt oder ganz überflüssig waren. Die Wohnzimmer selbst hatte man vollständig eingerichtet und bewohnbar gefunden. Es hatte Manches gefehlt und Baron Lenk war die ganze Zeit über unruhig gewesen und hatte viel über die Arbeit gesprochen, die Anna bevorstehe, um das Haus wohnlich und angenehm zu machen. Anna hatte jedoch ihre alte Dienerin vorausgesendet und Alles veranlaßt, damit nichts fehle, wenn man in dem Schlosse seinen Einzug halte. Baron Lenk war überrascht, als man ankam; allein er vermißte doch bald Vieles, was er herbeischaffen zu lassen willens gewesen war. Alles Notwendige war vorhanden; allein ihm war das Ueberflüssige das Notwendigste, er entbehrte es am meisten. „Alles was das Auge angenehm berührt, ist wol überflüssig“ meinte er, „allein mein Auge ist mein Tyrann. Der ganze Körper kann entbehren, mein Auge will durchaus keine Noth leiden; ja findet mein Auge keine Nahrung, so hat auch der Magen den Appetit, der Körper jedes Bedürfniß wolig zu ruhen, verloren.“ Er wurde activ, das Auge ließ ihm keine Rast. Er plünderte den Garten, und schuf allerlei künstliche Blumenbehälter; er suchte alte Bilder und Möbel zusammen und vertheilte sie in den verschiedenen Gemächern, ja er eilte nach dem nahen Städtchen, um hie und da unumgänglich Notwendiges an Ueberflüssigem, wie er sagte, herbeizuschaffen. Indessen die Blumen welkten, Niemand brachte frische.

Auch das Clavier und den Notenschatz Annas hatte man bei der Ankunft aufgestellt und geordnet vorgefunden und zwar in einem Zimmer, das zunächst an die eigentlichen Wohnräume stieß. Baron Lenk fragte Anna, ob für das Clavierzimmer, in welchem sie mit ihrem Sohne arbeiten wolle, nicht ein größerer Raum passender wäre, der eine bessere Akustik hätte und Anna traf,

nachdem sie einen ruhigen, zugleich fragenden und sich selbst die Frage beantwortenden Blick nach Lenk geworfen, sogleich die Anordnung: daß das Clavier nach einem entfernten Saale gebracht werde, von dem aus man den Blick auf die Donau frei hatte und der sich nach einem Söller öffnete. Am dritten Tage nach ihrer Ankunft schloß sie sich in den Musiksalon ein, und begann ihren Sohn Georg zu unterrichten. „So rasch,“ meinte Lenk, „machst Du Dich an die Arbeit? Der Vormittag war so frisch, ich hätte Dich und Georg, der ja kaum die Beschwerden der Reise überstanden, so gern nach einem Plätzchen im Walde geführt, wo ich Euch Tisch und Bank habe hinstellen lassen!“ — „Man fängt so schwer an nach längerer Pause,“ sagte Anna, „wachsen heißt fortarbeiten ohne Unterlaß. Uebrigens willst nicht auch Du mit mir arbeiten? Ich habe Bücher mitgebracht, wir können einander abwechselnd vorlesen.“ — „Was willst Du lesen?“ — „Schleiermacher.“ — „Vortrefflich; aber Du mußt mir noch einige Zeit für ein Werk frei lassen, das ich wieder einmal zur Hand genommen und das ich nie ohne mannigfache Anregung lese.“ — „Was liest Du?“ — „Die Memoiren des Herzogs von St. Simon.“ — „Du liest wol nur den anecdotischen Theil?“ sagte Anna und entfernte sich.

Im Hause selbst hatte Anna ein genaues Regiment eingeführt. Die Dienerschaft war nur an das freundliche Belieben des Herrn, der überdies oft Jahre lang fern gewesen war, gewöhnt; nun wurden Stetigkeit und Pünktlichkeit verlangt; eine kurze Willensäußerung und rasche, einwendungslose Ausführung des Befohlenen mußte folgen.

Die Zeit zählt auf dem Lande, wenn nicht die Elemente eine außerordentliche Kraftanstrengung gebieten, eben nicht zu den kostbarsten Dingen. Man plaudert deßhalb viel, das Plaudern wird da leicht Selbstzweck. So hatte es auch Baron Lenk immer gehalten und jedem Auftrage, den er seinen Dienstleuten ertheilte, waren Erkundigungen über Vielerlei vorangegangen und Erörterungen über alles Mögliche gefolgt. Die Landleute sind für solche Behandlung äußerst dankbar, wie für Alles was das gewöhnliche Einerlei des täglichen Lebens unterbricht. In dieser Art äußert sich ihr Trieb nach dem Ungewöhnlichen, in letzter Linie nach dem Ideale.

Baron Lenk sah den Nutzen der Methode seiner Frau ein; allein er selbst fügte sich derselben nicht. Zwar nicht offen, aber wo er es unbemerkt thun konnte, entschädigte er die Leute durch freundliche Anrede und scherzte mit ihnen vielleicht noch mehr als sonst, besonders mit den Mädchen. Bald konnte man aus der verschiedenen Art und Weise, wie Lenk und dessen Frau von den Dienern und Landleuten gegrüßt wurden, auf die Empfindungen schließen, welche man für dieselben hegte. Man war artig gegen Anna und schritt rasch vorüber; man war heiter, freundlich mit Lenk, zögerte den Fuß weiter zu bewegen, hielt den herabgezogenen Hut lange in der Hand und schritt endlich, öfter den Blick rückwärts wendend, weiter, wenn sich die Baronin an seiner Seite befand und er kein Gespräch anknüpfte. Desto mehr entschädigte man

sich aber, traf man ihn einmal allein und Baron Lenk holte das Versäumte wieder ein, indem er mit den Feldarbeitern eine Strecke weit ging, bei jedem Hause, wo Leute sichtbar wurden, stehen blieb und sich um ihre Angelegenheiten erkundigte. „Wie kann man so neugierig sein?“ hatte ihn einmal Anna gefragt. — „Ich frage die Leute nicht“ antwortete Lenk, „sie erzählen mir Alles freiwillig, was ihnen begegnet. Man hat auf dem Lande kein Geheimniß vor einander, selbst wenn man irgend ein begangenes Unrecht verathen sollte; so sehr ist es den Menschen Bedürfniß sich mitzutheilen, zu sprechen überhaupt. Wie sollte man denn sonst auch erfahren was hier vorgeht? Es hat ja noch leider Niemand den Beruf empfunden — ein Localblatt herauszugeben.“

Anna, die mehr Arbeit vorfand, als sie gedacht, da sie auch die Feld- und Waldwirtschaft beaufsichtigte, hatte das Bedürfniß nach einem zweiten Dienstmädchen, das ihr zur Verfügung stünde, empfunden, und ein solches aus Wien verschrieben. Baron Lenk war einmal nach dem nahen Städtchen gefahren und sah auf dem Rückwege ein Mädchen, das an einem großen Handsacke schwer trug. Das junge Mädchen grüßte bescheiden. Lenk hielt an und freundlich dankend fragte er, wohin es gehe? Als er erfuhr, daß das Mädchen nach seinem Hause wolle und die Dienerin seiner Frau sei, lud er sie ein, den Rücksitz des Phaetons einzunehmen. Schüchtern zögernd, endlich dem Zuspruche des Barons nachgebend, schwang sich das Mädchen dankbaren Blickes und hocherrötend auf den Wagen und Baron Lenk brachte es, von Zeit zu Zeit mit dem hübschen Kinde sprechend, nach dem Schlosse. „Hier ist Dein neues Mädchen!“ rief Lenk vom Hofe aus seiner Frau zu, die auf der Freitreppe erschienen war. Anna hatte sich, ohne zu antworten, rasch umgewandt und entbot die Magd nach ihrem Zimmer. Von dieser Zeit an empfand das Mädchen für den Baron ein so tiefes Dankgefühl, daß es selbst die Furcht zurückdrängte, welche ihr die Baronin einflößte.

Anna hatte mit Lenk nicht weiter über den Einzug des Dienstmädchens gesprochen; allein sie fragte ihn in einem Augenblicke, wo er sich dessen am wenigsten versah: „Sage mir doch, womit beschäftigst Du Dich denn eigentlich?“ — „Ich?“ antwortete Lenk betroffen, da er sich erst selbst das abwechslungsreiche Nichtsthun in eine als Arbeit gelten könnende Beschäftigung umsetzen und umrechnen mußte, — „ich lese, schreibe, sehe nach in Wald, Feld und Garten und vorzugsweise beschäftige ich mich mit Dir!“ — „Das,“ antwortete Anna, „muß ich denn doch bezweifeln, da Du in diesem Falle hinreichend Gelegenheit gefunden hättest, meine Art und Weise besser kennen zu lernen. Du lebst, wie Du gelebt hast. Daß Du aber nicht so fort leben kannst, ohne Dich ernstlich, ich will sagen, ohne Dich zu beschäftigen, wird Dir wol selbst klar sein. Du hast jetzt eine Frau in Deiner nächsten Nähe und ein Kind, meinen Sohn. Mein Urtheil dürfte Dich nicht schwer treffen, Du — liebst mich! und das ist ein Verdienst, welches die Männer gewohnt sind, als allergrößtes in Rechnung zu bringen. Daß mein Sohn neugierig die Augen auf Dich richtet, um Dein Lassen zu beobachten, ist Dir wol

gleichgiltig, mir aber peinlich und daß ein solches Beispiel auf meinen Sohn keinen Einfluß übe, darüber zu wachen, gebietet mir die Mutterpflicht.“ Das Dienstmädchen war Zeuge dieser über Tisch gesprochenen Worte; Georg hatte sich bereits entfernt. Es errötete und verließ das Zimmer. Baron Lenk war sprachlos geworden; allein er faßte sich und sagte: „Du hast Recht! Ich will nach Wien. Ich werde mich bemühen, dort ernste Arbeit aufzusuchen. Vielleicht finde ich irgendwo eine Stelle als Erzieher. Ich spreche nicht übel französisch — und will sehen, ob auch ich Talent habe zum Hofmeister.“ Baron Lenk fuhr nach Wien, wo er einige Wochen zubringen wollte.

Allein er kam nach einigen Tagen wieder nach Hause zurück. Er hatte geheiratet, weil die Sehnsucht nach einem Heim ihn instinctiv dazu getrieben, wie Jeden, der nicht mehr einen Ueberschuß an Genußfähigkeit besitzt. Anderen Gutes thun, Anderen Freude bereiten, für Andere sorgen, ja Kummer und Qual ihretwegen auf sich nehmen, das ist der letzte Lebensgenuß von Männern, die bis in ihr reifes Alter für sich allein das Leben genoßen. Sie waren Egoisten, sie sind es noch; allein diesem Egoismus leihen wenigstens die kleinen Kinderengel Flügel.

Lenk ertrug das Alleinsein nicht mehr; er hatte sich desselben entwöhnt, noch mehr, er hatte sich an Anna gewöhnt.

Er kehrte mit den besten Vorsätzen zurück, er kam ihr herzlich entgegen; sie wies ihn ruhig, kalt zurück, mit Worten und in der That. Eine Frauenhand so klein, so weiß, so zart, wie unbeugsam, eisenfest kann sie sein, wenn sie den sich ihr nähernden Mann von sich weist. Man könnte sie knicken wie einen Blumenkelch, aber man gelangt nicht einmal bis zu ihr, es geht eine tödtliche Kälte von ihr aus, die abstößt, empört und verscheucht. Sie macht das Herz des Mannes erstarren.

Lenk zog sich zurück. Er war höflich, freundlich, liebenswürdig gegen Anna und nur hie und da ließ er ein gutmütig-launiges Wort fallen; wie: daß er nicht zur stolzen Höhe ihres Geistes hinanreiche, daß er leider nicht die große Seele besitze, auf die sie Anspruch machen dürfe, wenn Anna ihn selbst unter das Niveau herabdrücken wollte, auf dem er stand. Die Frauen unterschätzen leicht, wenn sie nicht mehr überschätzen.

Man lebte ruhig nebeneinander. Auch Clara, das Dienstmädchen Anna's, weilte noch im Hause. Sie war Anna vom ersten Tage an unsympatisch, weil sie die Veranlassung gewesen, daß die ältere Frau mit einem Blicke das Wesen ihres Mannes durchschaut, ihm Herz und Sinn durchprüft hatte; allein sie war so fleißig und anspruchslos, daß Anna nicht daran gedacht, sie zu entfernen. Auch lag der Baronin jedes Mißtrauen fern. Eines Tages ließ sich Anna von dem Mädchen frisiren. Der Baronin fiel plötzlich die Haltung Clara's auf. Sie sah ihr starr ins Gesicht, das Mädchen errötete und zitterte. Anna dachte nach, sie wollte aufspringen, doch sie gewann ihre Fassung wieder. Sie nahm Clara den Kamm aus der Hand und fuhr mit demselben durch ihr Haar, ließ ihn aber fallen, denn elektrisches

Knistern war deutlich hörbar. Anna blieb in Gedanken versunken, endlich fragte sie Clara: „Wann gedenken Sie mein Haus zu verlassen?“ „Heute noch, wenn die Frau Baronin es erlauben.“ — Anna machte eine bejahende Handbewegung und Clara ging.

Die Baronin schritt einige Zeit im Zimmer hin und her. Endlich schien sie zu einem Entschlusse gelangt zu sein. Sie schellte und ließ durch ihre alte Dienerin den Baron bitten zu ihr zu kommen. „Ich kann,“ sprach sie, als Lenk eintrat, „hier die Erziehung und Ausbildung meines Sohnes nicht genügend fördern. Er bedarf außer meines Unterrichtes noch jenes bedeutender Lehrer. Ich beabsichtige nach Wien zu ziehen.“ „Vortrefflich,“ sagte Lenk. der Winter ist vor der Thür, wir können alsbald reisen...“ „Ich reise augenblicklich...“ „Und ich?...“ „Du mußt noch kurze Zeit hier verweilen. Clara will sich von Dir verabschieden, sie verläßt uns.“

Lenk ging aus dem Zimmer.

Anna öffnete das Nebengemach, schritt hinein, nahm ihren Sohn in die Arme, hob ihn empor, schloß ihn an die Brust und sagte leise vor sich hin: „Nun habe ich nur noch ihn, nun will ich nur noch ihm leben!“ —

Georg war ein großes, musikalisches Talent, geistesreif zum Erschrecken. Lenk erlaubte sich hie und da ein Wort der Warnung vorzubringen. Anna fühlte aber nur den Trieb, einen bedeutenden Menschen heranzubilden und ließ Georgs Talent förmlich treiben. Der Knabe wurde zu dem berühmtesten Lehrer des Contrapunktes gebracht und war bald dessen Lieblingsschüler. Anna gönnte sich und dem Sohne kaum einen freien Augenblick und als er vierzehn Jahre alt wurde, gab sie ihm zum Geburtsfeste einen Operntext, welchen sie selbst verfaßt hatte. Der Knabe las ihn sobald er allein war, und am nächsten Morgen saß er am Clavier und fing an, das Drama in Musik zu setzen. „Du bist mein Sohn!“ sagte Anna zu dem Knaben, der nach sechs Monaten ihr das vollendete Werk vorlegte. Nun ging es an das Ueberarbeiten und Aendern im Sinne der Mutter, und als man auch damit zu Ende kam, wurde Georg krank und starb.

Anna brach zusammen; sie ließ sich, wieder zum Bewußtsein gelangt, ohne Widerrede von Lenk nach dem Hause im Städtchen an der Donau, das sie bis dahin noch nicht bewohnt hatte, bringen. Lenk sprach der Frau, die tagelang kein Wort über ihre Lippen brachte, nicht Trost zu, hielt sich jedoch die ganze Zeit über in ihrer Nähe auf, um sogleich ihre Wünsche, wenn sie solche ausspräche, erfüllen zu können. Nie hatte sich Lenk in solch peinlicher Lage befunden. Er war ernst in diesen Tagen. Wenn er die stumm hin- und herschreitende Frau ansah, kam es ihm vor, als ob sie in ihrem Inneren ein Grab mit ihren bohrenden Gedanken höhlen würde.

Der erste Wunsch, den Anna aussprach, war: nach Wien zurückkehren zu dürfen. Lenk bat sie: nicht in ihren Wunden zu wühlen; Anna aber antwortete: „Ich bin entschlossen. Ich habe zwei Männer verloren und mein einziges Kind. Die Männer sind todt, mein Sohn aber lebt und wird ewig

leben. Er hat ein Werk hinterlassen; ich habe die Verpflichtung, die Welt mit demselben bekannt zu machen, den Ruhm meines Kindes zu verkünden. Das ist jetzt meine Aufgabe."

Und nun begann für Anna ein mehrjähriges Arbeiten, Ringen und Kämpfen für den Ruhm ihres Sohnes. Sie ging von einem Theater zum anderen, sie reiste von einer Stadt in die andere. Sie suchte alle bedeutenden Componisten, Sänger und Sängerinen auf, damit diese der Oper ihres Sohnes zur Aufführung verhelfen. Sie forschte in den Städten, wo sie selbst einst gesungen, nach alten Freunden; erschien vor den Fürsten; sie bat schließlich sogar ihren Mann, den Beistand hoher Freunde anzurufen; er that es, es war Alles vergebens. Daß sie auf dieser Pilgerfahrt Enttäuschungen, Kränkungen und Demütigungen erlitt, schmerzte sie weniger, als es sie mit Bitterkeit erfüllte: das Talent ihres Sohnes verkannt zu sehen. „Nun denn, will Deutschland das Werk meines Kindes nicht," rief Anna, „so will ich es nach Frankreich und Italien tragen." Sie widmete ein volles Jahr, um es in der französischen und italienischen Sprache so weit zu bringen, daß sie den Text der Oper übersetzen konnte, dann begann sie in Frankreich und Italien all die Leidensstationen entlang zu wandeln, die sie in Deutschland hinter sich gelassen; mit demselben Mißerfolge.

Zwar noch immer aufrecht, wie eine Königin, kam sie nach dem Städtchen an der Donau zurück; allein sie vermied jede Begegnung und rang mit sich selbst. Sie schloß sich ein und weinte; weinte zum ersten Male. Sie war hilflos, ratlos, sie hatte den Glauben an sich selbst verloren. Hatte sie nicht gar ihren Sohn getödtet? Sie schrie auf bei diesem Gedanken, der sie zum ersten Male wie ein Blitz durchzuckte, stürzte zu Boden, schluchzte und riß ihr Haar mit beiden Händen. Sie bekämpfte und vertheidigte sich! Anna schleppte sich zu einem Crucifix, lag auf den Knieen und flehte den Himmel an! Nicht um Beistand und Hilfe, nur um Erleuchtung in der Finsterniß ihrer Gedanken. Sie waren so wirr, sie vermochte sie nicht zu ordnen, nicht festzuhalten. Was sie eben gedacht, sie wußte es im nächsten Augenblicke nicht mehr; und doch mußte sie den letzten Gedanken haben, es war ja vielleicht der rettende, er war das Tau, an das sie sich angeklammert hätte, um daran weiter zu arbeiten, sich empor zu arbeiten, aus der wirrwelligen Flut, die ihren Kopf durchbrauste. Verlassenheit, daran war sie gewöhnt, aber nun fühlte sie sich von sich selbst verlassen. Welches Grauen! Mutterseelenallein!

„Du Erlöser, erlöse mich! Gib mir einen Gedanken, Du um den die Mutter gelitten. Der Du gebüßt für . . . Gesühnt . . . Gerettet!" schrie Anna auf, „ich bin gerettet."

Sie stand aufrecht, sie wußte, was sie zu thun habe und sie that es sogleich. Die Dunkelheit war hereingebrochen, als Anna das Haus verließ. Sie kannte ihr Ziel und den Weg, der zu ihm führe. Sie schritt bis an das Ende des Städtchens und blieb vor einem kleinen Hause stehen, in welchem ein ebenerdiges Zimmer hell erleuchtet war. Man konnte genau sehen, was

in dem Gemache vor sich ging. Ein Knabe kniete am Fuße eines Bettes und betete, neben ihm stand eine junge Frau. Anna lehnte sich an den Fensterrahmen und sah einen Augenblick nach Kind und Mutter.

Sie raffte sich zusammen und trat in das Zimmer.

Die junge Frau stieß einen leichten Schrei aus; es war Clara, das ehemalige Stubenmädchen der Baronin. Der Knabe hatte sich hinter der Mutter verborgen. Im nächsten Augenblicke lag Clara zu den Füßen Anna's.

„Clara, ich bin hier, um ein gutes Werk zu thun. — Lasse Dein Kind sich ankleiden."

Der Knabe entfernte sich.

„Und nun bevor ich Dir sage, was ich zu thun willens bin, sprich . . . sage mir, wie es gekommen ist."

„Der Herr Baron," antwortete Clara, „war so gut gegen mich und die Frau Baronin . . . waren so hart, so stolz gegen den Herrn und" . . .

Die Baronin nickte mit dem Kopfe. „Clara," sagte sie zu der Weinenden, „ich will Dein Kind zu mir nehmen, Dein Kind soll mein Kind sein und der Baron wird es lieben vor aller Welt, in meinem Hause."

Clara fiel der Baronin zu den Füßen nieder und weinte.

Der Knabe trat angekleidet herein und Clara sagte zu ihm: „Du wirst künftig bei der Frau Baronin sein, Du wirst es gut haben in dem schönen Hause . . . und manchmal . . ."

„Ich werde Dich oft zu Deiner Mutter schicken," setzte die Baronin rasch hinzu.

Der Knabe küßte seine Mutter, die Baronin nahm ihn bei der Hand und entfernte sich, ohne wieder in das jetzt kinderleere Zimmer zu blicken, wo Clara an dem Bettchen des Kindes, das von ihr fortgeführt wurde, kniete und weinte. . . .

Anna ging mit dem Kinde in das Zimmer des Barons und sagte: „Da ist unser Sohn!"

Baron Lenk, dem Anna nach Jahren zum ersten Male wieder die Hand reichte, sprach: „Möge Dir das Kind Freude bereiten."

Anna erwiderte darauf wehmütig lächelnd: „Ich werde mich bemühen, das Kind so zu erziehen, daß es recht bald . . ., daß es einst, wenn . . . wenn Du allein . . . für ihn zu sorgen hast, Dir Freude macht."

# Unter'm Beile.

Von

**Betty Paoli.**

## An Ida.

Gezittert hab' ich um dein theu'res Leben,
Mit der Verzweiflung Aug in Aug gerungen,
Als ich, von namenloser Angst durchdrungen,
Dich schon im Scheiden wähnte und Entschweben.

Jetzt, da du wieder mir zurückgegeben,
Aufjubeln sollte ich mit Flammenzungen!
Ich kann es nicht. Den Arm um dich geschlungen,
Fühl' ich die finst're Macht uns doch umweben.

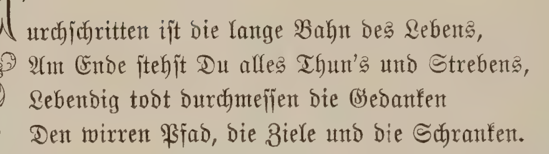
Früh oder spät, die Stunde muß erscheinen,
Die, trennend uns mit grimmem Todeshiebe,
Der Seelen Gluth dem Staube wird vereinen!

Und Schauder faßt mich an vor einer Welt,
In der das Höchste, Heiligste, die Liebe,
Wie das gemeinste Ding, dem Nichts verfällt.

# Am Ziele.

Von

**Dr. Joh. Nep. Berger.**



Durchschritten ist die lange Bahn des Lebens,
Am Ende stehst Du alles Thun's und Strebens,
Lebendig todt durchmessen die Gedanken
Den wirren Pfad, die Ziele und die Schranken.

Dein kalter Blick verdammt der Jugend Gluthen
Und senkt die Lust in eisig tiefe Fluthen,
Was einst begehrlich, ist nun schaal geworden,
Im Herzen starrt des Todes ew'ger Norden.

Lohnt eine That die Mühe des Vollbringens?
Zahlt ein Erreichtes je die Qual des Ringens?
Wofür hast Du gedacht, gestrebt, gestritten?
Du schweigst und weißt nur, daß Du stets gelitten.

Ein großes Leiden ist's; doch kannst Du sagen,
Für wessen Schuld Du seinen Schmerz ertragen?
Ist Dasein meine Schuld? Ist's mein Verbrechen?
Sind's dunkle Mächte, die in uns sich rächen?

Wer ist der Drang, den's trieb, mich zu erschaffen,
Um sich in mir zum Dasein zu erraffen?
Ist Er? bin Ich? Sind wir geschieden Beide,
Und dennoch Eins, wenn seine Lust ich leide?

Wer lügt den Geist in mir und stellt zum Thiere
Mich ebenbürtig hin, bis ich verliere
Den Zug zum Höhern an ein wüstes Walten
Und mich gewahre in Naturgestalten?

Kennt der Gorilla Pflicht? hat er Gewissen?
Wie hab' ich diesem Ahn mich nur entrissen?
Zwar mahnen mich viel Millionen Laffen,
Wie nah verwandt mein Vetter mit den Affen.

Ein Irrthum scheint die Welt; ihn zu ergründen,
Begeht die Wissenschaft gelehrte Sünden,
Will überall in's tiefste Wesen dringen
Und holt den Irrthum emsig aus den Dingen.

Berechnet wohl hat sie den Lauf der Sterne
Und schlau entdeckt den Stoff in größter Ferne,
Gelehrte gibt's, die aus des Meeres Tiefen
Das kleinste Leben an die Fläche riefen.

Allmälig hat der Erdkloß sich geschichtet,
Sein Epos ist in Massen schwer gedichtet,
Ihr deutet uns die dicken Felsenstrophen
Und wähnt damit des Räthsels Kern getroffen.

Die vielen Welten sind genau beschrieben,
Die Eine Welt ist unbekannt geblieben;
Zur ersten Zelle seid ihr vorgedrungen,
Kein Aug' entdeckt, wie Leben sie errungen.

Wie sich auch bläht der Weisheit hohe Meinung,
Stets bannt sie fest die Grenze der Erscheinung,
Das Wissen schleppt mit sich des Wissens Schranke,
An seinem Anfang endet der Gedanke.

Doch nimmer drängt, das Räthsel zu errathen,
Die schwache Kraft zu neuen Geistesthaten
Und läßt nicht von zertrümmerten Systemen
Den müden Schritt im Geistesurwald lähmen.

Sie kehrt zurück mit stolzen Siegstrophäen,
Worauf hier „Gott" und da „Substanz", „Ideen",
Auch „Kraft und Stoff" und „Wille" klar zu lesen,
Vom „Unbewußten" kühne Hypothesen.

Das Weltgeheimniß will sich nicht erschließen,
Ob auch Systeme auf Systeme fließen,
Denn was im Schooß der Ewigkeit verborgen,
Umrahmt kein Licht im kurzen Erdenmorgen.

Vergeblich wie des Denkens Himmelstürmen
Läßt die Geschichte That auf Thaten thürmen,
Der Fortschritt wird auf lautem Markt gepriesen,
Der schlaue Zwerg beherrscht den plumpen Riesen.

Im Kreislauf dreht sich stets dieselbe Frage,
In neuer Form bedrückt die alte Plage,
In Noth und Knechtschaft siecht die wüste Masse,
Verzweiflung ruft: „Der Freiheit eine Gasse!“

Die Ordnung aber weiß mit Blut und Eisen
Das Chaos zu umzieh'n in engsten Gleisen,
Zerreißt das Recht in tausend lose Fetzen
Und spricht erbaut vom Staat und von Gesetzen.

Um Dich zu trösten in solch' tiefer Wirrniß
Beut Labung Dir der Kirche fromme Irrniß,
Und was sie lehrt, das mußt Du blind bekennen,
Sonst läßt am Holzstoß sie dich sanft verbrennen.

„Auf dieser Erde hast Du nichts zu hoffen,
Doch jenseits steh'n Dir alle Himmel offen“,
So spricht der Pfaff' mit fromm verzückten Augen,
Und meint, daß Alle für die Hölle taugen.

Da dröhnt die Orgel und die vollen Klänge
Entführen rauschend fromme Chorgesänge,
Durch trübe Fenster blitzt die helle Sonne
In jedes Herz die ahnungsvollste Wonne.

Wie sprechen klar die unfehlbaren Zeichen,
Vor deren Glanz der Erde Schrecken bleichen;
Der hehre Sang, die goldnen Sonnenstrahlen,
Das Lied, das Licht verscheuchen alle Qualen!

Natur und Kunst, nicht eifernd apostolisch,
Nicht mystisch dunkel und nicht trüb symbolisch,
Enthüllen Dir, verstehst Du nur zu lesen,
Im klarsten Bild des Daseins tiefstes Wesen.

# Raffaelino.

## Ein Beitrag zur österreichischen Künstlergeschichte.

Von

**Albert Ilg.**

Die während der Weltausstellung im österreichischen Museum veranstaltete Ausstellung von Handzeichnungen und Aquarellen Wiener Künstler aus der Zeit vom Beginne der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts bis gegen das Jahr 1860 frischte die Erinnerung an einen fast vergessenen vaterländischen Meister auf, der inmitten des großen Stagnums politischer wie socialer Verhältnisse, in das seine Lebensperiode fällt, als eine erfreuliche Erscheinung auftrat, befremdend in seiner Umgebung doch eben um so bemerkenswerter in derselben. Es ist der jung verstorbene Scheffer von Leonhardshoff, eine echte Künstlernatur, die in glücklicheren Zeitläuften der Kunst wol leicht eine höhere Stufe der Bedeutung errungen haben würde.

Scheffer nimmt gegenüber der Mehrzal der zeitgenössischen Wiener Maler eine seltsame Stellung ein. Fast alle gingen sie aus dem Schoße der Akademie hervor und sogen deren geistige Luft mit dem Unterrichte ein, fast sämmtlich huldigten sie dem damals dort einheimischen Wesen, — Scheffer geht abseits von dieser vielbetretenen Heerstraße — seinen Pfad, allein, oder besser gesagt, an des besten Führers Hand, — Raffael. Diejenigen Richtungen, welche die Wiener Malerei in den Tagen eingeschlagen hatte, als der Höhepunkt seiner Kunst und leider zugleich der Zeitpunkt seines Lebens erreicht war, sind dem Wesentlichen nach vier; der eigentliche sogenannte akademische Stil, schon in Füger's Schöpfungen begründet, worin er sich als ein Schattenbild David'scher Manier, angehaucht von einem Tone des modernen Carsten-Wächter'schen Geistes, erprobt; eine geleckte, unwahre Porträtmalerei, deren Karyatide vor allem Lampi; eine ähnlich erheuchelt idealisirte Landschaftsmalerei, und endlich das gesunde, damals noch unverdorbene, kräftig emporschießende Reis eines österreichischen Genres, welches das Volksleben in ganzer Wahrheit ergriff, in festen Zügen die Erscheinung des Zeit- und Nationalcharakters hinzeichnete und in den Werken Danhauser's zugleich die Zierde hoher poetischer Auffassung des Lebens besitzt. Nur diese letztere Richtung sollte noch Lebenskraft und Zukunft in sich tragen, wenngleich gesagt werden muß, daß die Genremalerei in Oesterreich nach Danhauser die ernste Würde seiner Schöpfungen nicht mehr erreicht hat, denn sein Pinsel bekundet den Denker, den erfahrenen Sittenschilderer, ja selbst zuweilen den Moralisten,

während das spätere Genre bei allen sonstigen löblichen Eigenschaften nur zu sehr das Gepräge des Leichten, Gefälligen, aber Inhaltlosen und Unbedeutenden angenommen hat. Gleichwol ist nicht zu vergessen, daß auf diesem Gebiete noch ein Waldmüller, und so manche andere hervorragende Künstler wirken sollten, bis auf unsere Tage, in denen ja das Genre neben der Decorationsmalerei fast noch das ganze Um und Auf dieses Kunstfaches bildet, worin in Oesterreich wenigstens hie und da nicht ganz Unerfreuliches an den Tag kommt. Die anderen genannten drei Bereiche, die große historische und religiöse Malerei, das Porträt und die Landschaft, haben aber gewaltige Umwälzungen erfahren, freilich sämmtliche nicht von innen heraus, sondern durch den Anstoß äußerer Einflüsse, die Nachahmung fremder Reformen. Wir sehen die ganze große Flut der wechselnden Einwirkungen, vom Nazarenerthum angefangen bis auf die neueste Todsündenmalerei, über diese morsche, akademische Schablone hereinbrechen, im Porträt- und Landschaftsfache aber den Realismus mit hundert reichvariirten Reflexen Platz greifen. — Und von dem gespreizten Treiben jener alten Zeit, von ihrem hohlen Classicismus, ihrer geschminkten und verblasenen Porträts-Idealität und der geistesschwachen und handwerksuntüchtigen Ueberbietung der Claude-Lorrain'schen Richtung bleibt kaum die Erinnerung.

Diese Umgestaltungen waren theils bereits im Keimen während Scheffer's künstlerischer Thätigkeit, theils führten sie schon die nächsten Zeiten nach seinem Tode herbei. Der Stern Führich's, mit seinem milden, aber kraftvollen Feuer, beginnt sich am Kunsthimmel in dem Momente zu erheben, wo des jungen Meisters Lebenslicht in Nacht verlischt, fünf Jahre nach Scheffer's Ableben empfing jener in Rom durch Veit, Julius Schnorr und Overbeck entscheidende Beeinflussungen seiner künstlerischen Anschauung, zu der das Studium Dürer's vorher schon die Keime getrieben hatte. Overbeck selbst, der 1808 die heiligen Hallen der Wiener Akademie verlassen mußte, weil ihm die Kunst Sache des tiefsten Gefühles und des heiligsten Ernstes, weil sie ihm Gottesdienst war, und für solche Innigkeit des Empfindens die Heimat des steifmanierirten Antikisirens keinen Raum hatte, befand sich um jene Zeit selber erst in dem Stadium des Ringens nach Selbständigkeit und künstlerischer Freiheit des Wollens, er konnte dem frühwelkenden Kunstgenossen nur erst in beschränktem Maße ein Führer werden; ihre Ziele haben übrigens, wie wir sehen werden, die meiste Uebereinstimmung mit einander. Schnorr aber, nur ein Jahr älter als unser Künstler, erscheint neben ihm gleichfalls als Mitstrebender und gelangte doch eigentlich erst seit seiner Berufung nach München, 1827, zu einem Einfluße auf die deutsche Kunst. Auch er zälte bald unter die Größen derselben und zu den Ausgewiesenen der Wiener Akademie, deren wunderliches Ragout von Principien und Kunstzielen ihm wie Overbeck nicht hatte munden wollen.

Filipp Veit, der mit Scheffer's Richtung verwandte Bahnen wandelte, zälte um nur zwei Jahre mehr an Alter, auch er gehörte jenem schönen

Bunde der „deutschrömischen" Künstler an, zu dem sich Schnorr, Overbeck, Cornelius und Andere in der ewigen Stadt zusammengefunden hatten, doch datirt auch sein Wirken auf die Zeitgenossen erst aus späteren Tagen. Cornelius freilich wurde schon im Jahre 1820, als er aus Italien nach Berlin zurückkehrte und dann in Düsseldorf einen Wirkungskreis erhielt, als der Schöpfer der Zeichnungen zu Faust und den Nibelungen, als Maler der Ville Massimi von einer Schaar begeisterter Künstler freudig begrüßt, — in Wien jedoch erblicken wir in jenen Zeiten die Flora des Kunstwesens noch im winterlichen Still- und Rückstande, und bietet sich die Akademie als der Schauplatz des wirrsten Kunterbunt der Tendenzen und Regeln dar.

Es ist also klar, daß Scheffer, der die religiöse Malerei zu seiner Hauptsache erwält hatte, in dem künstlerischen Thun und Treiben Wiens in dessen Akademie und ihrem Kunstunterrichte keine Förderung finden konnte. Er ist einer der ersten Wiener, welcher sich jenen begeisterten deutschen Künstlern in Rom an die Seite stellte, dort seine Bildung suchte und aus derselben Quelle der alten Kunst schöpfend, an dem großen Reformwerke mitzuschaffen geholfen. Wol war es ihm nicht vergönnt, auf solche Weise, bei dem Festhalten an so edlen Zielen, jene Berühmteren zu erreichen, wol übertrafen ihn manche an Stärke der Begabung, unter den Oesterreichern jedoch, Führich ausgenommen, schlug damals keiner der Künstler den Weg zur Höhe der großen Kunst und zwar in so selbständiger Weise ein. Wenn der eben genannte Meister daher Scheffer auch bedeutend überragt an Talent und Kraft, Einfluß auf die Mitwelt und an Bestimmtheit seines künstlerischen Wollens, — wenn beider Richtungen auch in Geist und Form vielfach auseinander gehen, in jenem der Bekenner, ja der Eiferer des Katholicismus voll Energie und Strenge, in diesem nur die schöne Seele zu erblicken ist, die sich träumerisch in die milde Süssigkeit christlicher Poesie versenkt, — so dürfte Scheffer dennoch in soferne neben diesem gewaltigen Meister genannt werden, als auch er, — und keiner sonst von den damaligen Oesterreichern, — gleich Führich auf dem Gebiete der religiösen Malerei neue Pfade, neue, insofern sie zum vergessenen Alten zurückführten, einschlug und sich emancipirte von dem einheimischen und akademischen Schlendrian. Und endlich, wenn wir näher zusehen und gewisse Schöpfungen eines milderen Geistes, die aus Führich's Atelier hervorgegangen sind, erwägen, etwa, den „Gang Mariens über das Gebirge," so dürften sich doch selber auch Punkte ergeben, in denen der Abstand beider Künstler, ihre Empfindungen, Bekenntnisse und Auffassung nicht allzugroß erscheint.

Wenn überhaupt der hohe sittliche Ernst und die tiefe Innigkeit, welche den Schöpfungen all der genannten Meister innewohnt, in diesem Säculum kaum etwas anderes als höfliche Bewunderer gefunden hat, wenn Cornelius' gewaltiger Genius, sowie die weihevolle, begeisterte Religiösität der Uebrigen, die dazumal in Rom sich zu gleichem Streben geeint hatten, ehrlich gesagt, doch nur wie fremdartige Fabeldinge in der Welt dieser Tage staunende

Aufnahme gefunden haben, — so kann es nicht Wunder nehmen, daß einem Künstler wie Scheffer, den ein tiefer Ernst zu ähnlichen Idealen spornte, im Capua der Geister noch viel weniger gebührende Berücksichtigung geworden ist. Und doch ist er wol der einzige bedeutende Vertreter jener durch Overbeck vorzugsweise angebahnten Richtung unter den österreichischen Künstlern, dessen Stilweise, so viel sie in manchem Betracht mit jener Führich's übereinstimmt und auch mit der eines anderen frommen Oesterreichers, den der Undank aus der Heimat getrieben, — Steinle meine ich, — doch wieder als eine ganz specielle, ganz eigenartige entgegentritt. Aus dem Obengesagten geht hervor, daß Scheffer in den Mauern seiner Vaterstadt nimmermehr Gelegenheit hatte und haben konnte, diejenigen Pfade zu seinem Kunstideal einzuschlagen, welche er durchs weitere Leben gegangen ist, daß er einer der ersten auf seinem Gebiete neue, bessere Ziele anstrebte, eben wie auf dem des damals noch so achtenswerten Genrefaches Dannhauser, Fendi, Waldmüller in der österreichischen Malerei reformatorisch aufgetreten sind. Daß die Saat, welche durch die Thätigkeit dieser Männer in dem Felde der heimatlichen Kunst ausgestreut wurde, Früchte brachte und eine anhaltende neue Richtung erzielte, daß Scheffer dagegen ohne Nachfolger dasteht, ist ihm nicht als Tade vorzuwerfen. Seinem Streben widerstrebte der Geist der Zeit, so edel und groß es an sich beschaffen war, — ihn darum tadeln, hieße auch Cornelius, Overbeck, Führich, Veith, Steinle schmähen, für deren fromme Begeisterung das Jahrhundert der Börsen und Grisetten kein Verständniß hat, darum aber ist ihr Wollen nicht weniger gut, vielmehr wol um so trefflicher.

Die angedeuteten Verhältnisse, vorzüglich das geringe Interesse, welches schon die Mitwelt den frommen Schöpfungen des Künstlers entgegenbrachte, ferner seine kurze Thätigkeit und die spärliche Zal der bekannten Werke, haben es mit sich gebracht, daß bald nach seinem frühzeitigen Hingange der Meister beinahe zu den Vergessenen gehörte. Kurz nach seinem Tode brachte das Hormayr'sche Taschenbuch im Jahre 1822 einen Nekrolog, — es ist die einzige umfangreichere Arbeit über Scheffer; größere oder kleinere Notizen vererbten sich später dann in einzelne historische und kunsttopographische Bücher, wie Schmidl, Tschischka, die österreichische Encyklopädie von Czikan, und gingen von da in die Conversations-Lexika über, — eine eingehendere Würdigung seiner Stellung und Bedeutung in der Geschichte der Kunst hat der Meister noch nicht gefunden.

Wenn es nun auch dem Verfasser dieser Zeilen nicht vergönnt ist, der ihm sympatischen Künstler-Erscheinung hiemit nach Wunsch und Willen ein würdiges Ehrendenkmal zu setzen, so möchte er doch die Aufmerksamkeit der Nachwelt in verdienter Weise etwas mehr auf den liebenswürdigen Meister lenken, als bisher ihm dieselbe zu Theil geworden. Sie können zwar nichts anderes sein als, von der Ausstellung mehrerer seiner bisher unbeachteten Handzeichnungen und Entwürfe im österreichischen Museum ausgehend, eine Erinnerung an den zu früh Verstorbenen und zu früh Vergessenen, sie beabsichtigen

aber vorzugsweise auch darauf die Beachtung namentlich der Auswärtigen zu leiten, daß auch Oesterreich in jener Periode kurzen Wiederaufblühens der ernsten religiösen Malerei nicht ohne Vertreter gewesen, daß auch Führich nicht ohne Mitstrebende seinen Entwicklungsgang genommen, und — warum soll ichs nicht aussprechen? — daß auch in unserer Kunstwelt die verwünschte Sport-, Modecostüme- und Cocottenmalerei nicht das Einzige ist, wenn auch leider das gegenwärtig meist bekannte und angestaunte!

Hier ist es nicht unsere Aufgabe, die Frage zu erörtern, ob die in dem ersten Viertel des Jahrhunderts die edleren Geister bestimmende Richtung auf das Religiöse, besser gesagt, ob der romantisch aufgefaßte und variirte Geist des Katholicismus mit seinem ganzen Gefolge sentimentaler Weltanschauungen und mystischer Poeterei eine gute oder schlimme gewesen sei. Ob er die bildende Kunst auf die rechten Bahnen gebracht hatte oder nicht, das Eine bleibt doch unwiderlegbar, daß unter seiner Führung dieselbe damals ohne Zweifel ihre Thätigkeit würdigeren Zielen zuwendete, als solche vorher in der Barokke und im steifen Classicismus des Empire maßgebend gewesen waren, daß sie durch diese Tendenzen auf das Studium der alten Meister zurückgelenkt wurde, deren Pinsel dem Dienste einer änlichen Begeisterung geweiht war und sich während der Herrschaft solcher Intentionen die Kunst wieder auf dem Boden ihrer großartigen Aufgaben befand, die von der historischen Tradition als ihre würdigen Ziele erwiesen sind. Noch die Barokke war in dieser Hinsicht, — soweit die Möglichkeit dazu in ihrem Charakter lag, — in Oesterreich vorzüglich vertreten. Denn so wenig erfreulich auch die Leistungen des Troger, Maulbertsch, Bock, Kremser-Schmidt 2c. 2c. auch in anderem Betracht sein mögen, man muß doch zugestehen, daß das Bewußtsein der großen Bestimmung der Kunst für den Dienst der Kirche, des wissenschaftlichen und historischen Lebens, wie die Renaissance ihn geübt hat, in ihnen noch unvergessen fortlebte. Und nach der Unterbrechung durch das künstlich heraufbeschworene Schattenwesen antiker Gebilde in den Tagen allgemeinen Gährens und Ringens ist es dieser Gegensatz, diese Rückkehr zum Väterglauben und zur Kunst der eigenen Ahnen, worin ein Aufschwung der modernen Kunst sich manifestirt, worin von neuem zu Ehren gebracht erscheint, was Jahrhunderte ehrten, und was nur in den Zeiten der Plattheit und geistigen Confusion in Abnahme geraten ist. Der Vertreter dieser vielfach bedeutungsreichen Tendenz, als welcher Scheffer uns entgegentritt, ist es, dem ich hier meine Aufmerksamkeit zuwende, nicht jedoch der religiösen Färbung seiner Kunstübung. —

Johann Evang. Scheffer, Ritter von Leonhardshoff (auch Leonartshof, Leonardshof und Leonhardshof geschrieben) wurde in Wien, am 30. October 1795 geboren. Seine Eltern vermochten in der dürftigen Lage, in der sie sich befanden, ihm nicht denjenigen gründlichen und vielseitigen Unterricht angedeihen zu lassen, den des Knaben aufgeweckter und lernbegieriger Geist erforderte. Frühzeitig bekundete sich bei demselben eine

gleich reiche Begabung für Malerei wie für Tonkunst, von welchen Talenten das erstere wenigstens einige Förderung erhielt, als Scheffer zu dem Maler Kreithner in die Schule kam. Das Glück, dessen Günstling auch Scheffer's Talent im ganzen Leben nicht gewesen, spendete ihm schon in seinen Jugendtagen seine Gaben spärlich genug. Sein Vater war ein ziemlich rauher und ungebildeter Mann, der aus Hessen stammte, aus seinem Heimatlande weggezogen war und sich in Wien, dann an anderen Orten bei dem Fürstbischof von Gurk, Grafen Franz Xaver zu Salm-Reifferscheid, in einer ungeordneten Stellung — eine Art Hausbesorgung, — befand. Was der junge Mann unter der Leitung seines unbedeutenden bisherigen Lehrers geleistet hatte, war jedoch in Folge mannigfacher Anzeichen des Talents, das sich darin verkündete, wertvoll genug, um das Interesse jenes Kirchenfürsten für den Künstler zu erregen, dessen er sich Zeitlebens mit vieler Fürsorglosigkeit angenommen hat. Scheffer hat keine eigentliche akademische Bildung genossen, das Erste, was der Gönner zu seinen Gunsten ins Werk setzte, war, ihn auf Reisen zu schicken, um an dem Vorbilde der Italiener das eigene reiche Talent zu entwickeln. Herr S. C. Endres, ein alter Freund des Verewigten, selbst Kunstdilettant und Sammler in Wien, dessen zuvorkommender Güte ich die wichtigsten der hier aufgenommenen Notizen verdanke, theilte mir mit, daß er Grund habe anzunehmen, es sei eine noch erhaltene Concurszeichnung Scheffer's der erste Anlaß zu dieser Verwendung des Fürstbischofs für ihn gewesen. Im Jahre 1809 trat der junge Künstler seine erste Reise nach Venedig an, welche aber leider auch die erste Ursache seiner Kränklichkeit werden sollte, wie sie anderseits für Scheffer's Kunstrichtung durch sein Bekanntwerden mit den Alten von wolthuender Wirkung geworden ist. Auf der Fahrt von der Lagunenstadt nach Ferrara zog sich der eben nicht kräftig angelegte Jüngling durch eine Verkühlung jenes Leiden zu, dessen er bis zu seinem Tode nicht Herr zu werden vermochte, dem er endlich in so jungen Jahren erliegen sollte.

Von Italien zurückgekehrt, wurde auf kurze Zeit Klagenfurt sein Aufenthalt, wo auch sein Gönner zu weilen pflegte. Einige Jahre darauf erfolgte das für den Künstler Scheffer wichtigste Ereigniß seines Lebens, als ihm vergönnt war, Rom zum Zwecke seine Studien zu besuchen, denn hier sollte sich die Entfaltung seines Strebens, seiner Anlagen und Talente entscheiden, nachdem er die Nachfolge Raffael's als Richtschnur seiner künstlerischen Thätigkeit erkannt hatte. Ueber die Zeit dieser Romreise divergiren die Angaben, denn während mehrere Bücher das Jahr 1817 als dasjenige bezeichnen, in welchem Scheffer sein fortan so treu nachgeahmtes Ideal zuerst in Rom kennen lernte, behauptet mein genannter Gewährsmann, dessen Nachrichten ich die vollständigste Verläßlichkeit beimesse, die Abreise dahin falle in das Jahr 1814, die Heimkehr sei erst 1817 erfolgt. Die Reise ging über Venedig, Mailand und Florenz nach der heiligen Stadt, erstreckte sich aber in der Folge auch bis Neapel und Sicilien. In Rom hatte der Künstler auch

Gelegenheit, sich im Porträtfache, — das übrigens wol kaum seine stärkste Seite gewesen, zu versuchen. Hier saß ihm der heilige Vater, Pius VII., zu einem Bilde, das Scheffer vieles Lob und die Belohnung mit dem Christus-Orden einbrachte. Auch hier war der genannte Kirchenfürst vielseitig zu seinem Wole thätig und förderte das vielversprechende Streben des jungen Malers nach bestem Vermögen. Gleichwol scheint hie und da eine zeitweilige Störung des guten Einvernehmens vorgekommen zu sein, woran die in Folge seiner Kränklichkeit stets zunehmende Reizbarkeit und mehr als feinfühlige Empfindlichkeit Scheffer's ein gut Theil der Schuld trug. In dieser Beziehung werden einige sehr ergötzliche, wenn auch nicht wol wiederzuerzälende Geschichten von einer Dame im Hause seines Mäcens berichtet, die hier eine Art Haushälterin war, und mit dem arg unpraktischen und dabei leicht beleidigten Maler zuweilen in Meinungsverschiedenheiten geraten mußte. Der Künstler machte dann seiner Galle durch Karrikaturen Luft, von denen wir hoffen wollen, daß sie zu seinem eigenen Heile und Frieden nicht vor die Augen der Dargestellten gekommen sind.

Das Jahr 1818 wurde in Klagenfurt, das folgende, nach Ueberstehen einer lebensgefährlichen Krankheit, in Wien zugebracht; sein Vater und seine unverehelichte Schwester begleiteten ihn hieher, wo der Künstler im Schönborn'schen Palais in der Alservorstadt seine Behausung nahm. In rastloser Thätigkeit, welche durch die Krankheit nur unterbrochen worden war, sehen wir an diesem Orte den Künstler wie vordem in Italien mit Entwürfen und Ausführungen beschäftigt. Er malte nun seine beiden größeren Gemälde, die orgelspielende Cäcilie für den Erzherzog Carl, jetzt noch im Palaste Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Albrecht, und ein Gedächtnißbild für die Grabcapelle des Hauses Wargemont. 1820 treffen wir ihn abermals in Rom, wo er zu gesunden und neu aufzuleben schien, doch nur zu bald sollte diese scheinbar erfreuliche Umwandlung seines Zustandes sich als das letzte Aufleuchten der Lebensflamme erweisen. Im September des genannten Jahres kam er nach Wien zurück, erkrankte von Neuem und wurde durch falsche ärztliche Behandlung nur allzu rasch dem Ende entgegengebracht, das am 12. Jänner 1822, in seinem siebenundzwanzigsten Jahre erfolgte. In sein letztes Lebensjahr fällt die Vollendung seines bekanntesten Bildes, der todten heiligen Cäcilie (1821), jetzt in der Gallerie im Belvedere, sowie nebst kleineren Arbeiten, eine Madonna mit dem Kinde, die er Endres mit seinem Autograph schenkte und widmete.

Der römische Aufenthalt war Scheffer's glücklichste Periode. Zu dem beseeligenden Einflusse, den auch auf diesen Künstler die Fülle der dort aufgehäuften Schätze ausübte, kam noch als ein besonderes förderndes Element der Umgang mit Overbeck, der den jungen schwärmerischen Oesterreicher seines Verkehres in hervorragender Weise würdigte. Er gewann ihn wegen seiner Zartheit und seines jungfräulichen Wesens lieb und zog ihn den Mysterien jener katholischen Schwärmer bei; wie sehr aber auch Scheffer die

fromm-phantastische Weisheit des neuen Kunstevangeliums mit offener Seele in sich aufnahm, beweist ein sehr merkwürdiger Monolog, den er damals verfaßte, im Originalmanuscripte ebenfalls im Besitze des Herrn Endres, wenn nicht noch bei weitem deutlicher seine Kunst davon reden würde, deren ganzes Wesen seine innige Ueberzeugung von der Wahrheit jener Lehre verkündet, die ebenso, freilich mit anderen Tönen, aus den Schöpfungen Cornelius', Schnorr's und Overbeck's uns entgegenspricht.

Es unterscheidet von diesen nur die geringere Kraft seines Talentes und, dadurch bedingt, die Wal der Mittel, der Form und Erscheinung, in welcher dasselbe Princip hier zum Ausdrucke gelangt. Durch und durch eine weibliche Natur, besaß dieser Künstler das erste Charakteristikon einer solchen in seinem Schaffen, das Empfangende, Nachempfindende und Nachahmende in Gefühl und Gedanken, das Weichlich-zarte, ja Sentimentale in der Wiedergabe und äußeren Erscheinung. Der Name, den ihm die Kunstgenossen in der ewigen Stadt beilegten, Raffaelino, ist bezeichnend, man möchte aber mit fast noch größerer Richtigkeit ihn Raffaelina nennen. Jener große Meister der goldenen Aera ist freilich sein alleiniges Ideal, aber eben wieder nur jener Raffael der früheren Perioden, der Vollender der Umbrischen Richtung und der florentinische, keineswegs der römische Raffael! Jene Saiten schlug der späte Epigone wieder in seiner eigenen Kunst an, deren holdselige, süße Klänge die jugendliche Muse des Urbinaten wachgerufen hatte; jener Raffael schwebt seiner Sehnsucht vor, welcher zur selben Zeit durch die romantische Schule, in der Literatur und selbst in der Kunstgeschichte zu den opernhaften Helden gestempelt wurde, als welcher er in der Vorstellung einer großen Anzal „gebildeter Laien" heute noch eine Rolle spielt. Es ist der Raffael der Klosterbrüder von San Isidoro, das ätherische, überirdische Geschöpf, die fromme sinnliche Natur, der Madonnenmaler und Fornarina's Seladon, den wir hier wiederbegegnen, und daher auch aus dem Schatze seiner Kunstleistungen nur wieder das Entsprechende, was den Pinsel des Neueren zu bewundernder Nacheiferung anspornte.

Indeß, selbst dieses bleibt nur mit einer gewissen Beschränkung wahr. Auch der Schüler Giovanni Santi's und Perugin's, noch mehr der Raffael des florentinischen Aufenthaltes, welcher aus der Kunst Lionardo's und Fra Sebastiano's so bedeutungsvolle Förderungen empfangen hat, tritt in Scheffer's Entwürfen in seiner vollen Kraft, in seiner echten Lieblichkeit nicht entgegen, sondern diese Kraft erscheint geschwächt, diese Lieblichkeit ist nicht völlig die naive des alten Meisters, sondern sentimental. Raffaelina nicht Raffaelino. Und dieses sentimental gilt hier nicht allein als Gegensatz zu naiv, im Schiller'schen Sinne, sondern auch im allgemeinen; wirklicher Weltschmerz, Lust an Wehmut haben mitgedacht und mitgemalt an diesen Madonnen mit ihrem Anflug von Kränklichkeit im edlen, ernsten Antlitze, an diesen Heiligen, die nicht nur weltverloren, sondern auch sich selber verloren, vergrämt statt ernst, freudelos statt entsagend, statt nur weltfreudelos, in grübelndem Sinnen dastehen.

Und diese Kunst des kranken Meisters, die sich an der Abschilderung von so viel Heiligen-Individualitäten in stets gesteigerter Wiedergabe der eigenen, inneren Empfindung übte, fand ihren Höhepunkt endlich, bezeichnend genug, in jenem Bilde der todten Cäcilia, die von den Engeln beweint wird. Sein Schaffen ist zeitlebens ein Echo seiner Leidensgeschichte geblieben, jener trübe Geist, der sich in dem müden, ernsten Spiel seiner Jesus- und Johannesknaben an manchen Bildern der heiligen Familie verkündigt, hat hier den Frieden gefunden, seine Kunst aber, vermöge ihres Zusammenhanges mit diesem Geiste, auch ihr Ende und ihre Verklärung. Man kann wol sagen, er hat dem heiteren Blumenfelde Raffael'scher Kunst die ihm zusagendsten Keime entnommen, sie sind jedoch im Heimatlande seines düsteren Gemütes nicht dieselben geblieben. Zwar liegt über ihnen noch immer der Zauber ihrer wundersamen Abkunft, aber ein kalter Hauch hat ihre Farben gebleicht und manche Blüte geknickt. Freilich dürfen wir dabei nicht unterlassen, zu bemerken, daß mit dieser Wandlung eben auch dasjenige Hand in Hand geht, was des Künstlers Eigenstes an diesen holdernsten Erfindungen ist und ihnen den eigenartigen Reiz verleihen mußte.

Denn hinsichtlich des Reinformellen, Zeichnung und Composition (ich nehme das Colorit aus) erscheint Scheffer als treuester Schüler seines unsterblichen Vorbildes, so zwar, daß Blätter, wie der heilige Johannes in der Wüste predigend, die Stiftzeichnung Maria auf Wolken mit zwei reizenden Engelköpfchen, welche deutlich ihre Verwandtschaft mit jenen der Madonna von Foligno bekunden, auch Dem, der nur einmal die geringfügigste Reproduction eines Raffael'schen Werkes gesehen, den gewissenhaften Nachfolger zeigen müssen. Die genannten Zeichnungen gehören der Akademie der bildenden Künste und der Albertina in Wien, beide mehr im Geiste von Werken Raffael's aus der florentinischen Zeit componirt, wogegen der predigende Franciscus, gehöhte Bleistiftzeichnung (gleichfalls in der Akademie), schier täuschend den Charakter des Perugineskeu-Stiles à la Sposalizio bewahrt. Nur sind hier die Zuhörer des frommen Lehrers nicht die lebensfrohen Menschen der Renaissance, sondern melancholisch erregte Werther's nach dem Recepte Novali's, ja Hölty's selbst! Die in technischer Beziehung prächtig ausgeführte, colorirte Federzeichnung (der Akademie), die heilige Familie unter einer Palme darstellend, darf völlig eine Uebersetzung des Raffael'schen Typus in den kleineren Geist der neueren Zeit heißen, was bis ins Aeußerliche, bis aufs Costume sich erstreckt hat. Hier befinden wir uns mit einem Schlage in der Gesellschaft von 1810 bis 1820, deren Modetracht selbst einigermaßen das ideale Costume des Vorwurfes zu beeinflußen vermocht hat. Von der größten Schönheit ist ein anderes Blatt, ebenfalls die heilige Familie darstellend, goldgehöhte Bleistiftzeichnung im Besitz der Albertina. In der Mitte steht Maria mit dem Spinnrocken, nach Art der italienischen Frauen, in den Händen, milde herniederlächelnd auf den Knaben. St. Josef und ein vorne am Boden liegendes Hündchen sind bloß mit einigen Zügen erst angedeutet, die Partie

des Kopfes der Jungfrau dagegen unsäglich fleißig durchgeführt und in der zartesten Weise leicht mit Goldlichtern gehöht. Ausdruck und Typus haben etwas, das an die Madonna del Granduca gemahnt, die süßeste Jungfräulichkeit von Demut und Ergebung mild verklärt.

Ein Lieblingsgegenstand der Scheffer'schen Malerei ist S. Cäcilia, wol auch nicht ohne absichtliche Wal. Auch andere der damals mit unserem Meister in Rom studirenden und schwärmenden Deutschen haben der Verherrlichung dieser schönen Heiligen-Erscheinung gern den Pinsel geliehen, so Ludwig Schnorr fast im selben Jahre wie Scheffer. Diesem jedoch genügte es nicht, nur einmal sich an die Aufgabe zu wagen, die Raffael in seinem Bologneser Bilde zur Bewunderung der Jahrhunderte gelöst hatte, sondern vielfach versuchte sich der eifrige, verständige Künstler, wie eine Reihe von Gemälden sowie Skizzen Zeugniß geben. Die Orgel spielend, mit drei reizenden Engelsknäbchen, die zu Füßen der Heiligen sitzen und singen, stellt sie das Bild für den Erzherzog Carl dar und die dazu gehörige schöne Federskizze im Besitze des Herrn C. Reinharter in Wien. Es ist nicht zu leugnen, daß die idealistische Schablone solchen Compositionen, wie allen gleichzeitigen die desselben Kunstgeistes Kinder sind, eben nichts genützt hat, daß selbst in den, inhaltlich genommen, viel gleichgiltigeren Cäcilien eines Domenichino, ja des Rubens selbst, viel mehr Anziehendes, Kraft und Ernst zu finden ist, aber die Reinheit und Vollendung der Form, der classische Adel der Erscheinung darin kann nicht verkannt werden. Hieran schließt sich die schöne Abrundung der Composition und die edle Einfachheit in der Wal der Mittel, endlich die aus wahrster Begeisterung entstammte Treue, mit der sich der Moderne an die Spuren seines großen Ideales anhält.

Raffael's Genius war im Stande, durch s e i n e Kunst den Sinn der Cäcilienlegende in deren höchster Bedeutung zu treffen und auszudrücken, als Ueberwinderin des Irdischen steht sie in majestätischer Schönheit vor uns, ihr Ohr lauscht fremden, himmlischen Harmonien. Raffaellino ringt mit den Fesseln, die sein engeres, kleineres Geschick ihm auferlegt, der durch Krankheit und, wir dürfen es uns nicht verschweigen, durch seine Zeit, die nicht die Raffael's war, gedrückte Geist schwingt sich zu solcher Höhe, so reiner freudiger Ahnung des Göttlichen nicht auf. Er begnügt sich, die fromme Orgelspielerin und dann die Vollendete, die Märtyrin, die ausgelitten hat, aber noch im Weh des Irdischen befangen erscheint, zu verklären. Ihre Kunst und ihr Leiden malt seine Muse, wie er selber nur die Kunst, das Streben, Arbeit und Ringen, und das trübe Erdenloos kannte, ohne aber die Kraft des vollendet großen Menschen sein zu nennen, die schon im irdischen Streben die Ueberzeugung des höheren Lohnes, die Ahnung der Unsterblichkeit in sich trägt. Mit seiner Heiligen bleibt seine Kunst an dieser Schwelle stehen, aber wir vermögen zu urtheilen, daß sie des Einganges nicht unwürdig gewesen wäre.

Die todte Cäcilie, im k. k. Belvedere, bezeichnet Scheffer's höchste Stufe. Die Composition ist von vollendeter Schönheit, wenngleich das natu-

ralistisch-zufällige in der Art und Weise, wie der todte Körper auf den Boden hingefallen ist, etwas störend wirkt. Im Uebrigen besitzt die einfach gedachte Gruppe des Leichnams mit den beiden darüber schwebenden Engeln durch den runden Fluß der Linien einen eigenartigen Reiz, die ernste Landschaft und der entsprechende Luftton gewähren der Scene die würdigste Umrahmung. Merkwürdigerweise kann von dem Ausdrucke der Köpfe nicht gesagt werden, daß sie sich ganz auf der Höhe des Uebrigen hielten, wie denn überhaupt in mehreren Schöpfungen des Meisters aus seinen letzten Lebensjahren die Ueberzeugung zu gewinnen sein dürfte, daß sie, den älteren Arbeiten gegenüber, eine Wandlung seines Kunstcharakters bekunden. Wunderbar genug, daß Scheffer auch darin seinem Vorbilde so treu auf Schritt und Tritt folgt. Beweise dessen sind, außer dieser Cäcilie, namentlich zwei Zeichnungen, offenbar Entwürfe zu größeren Malereien. Die eine im Besitze der Akademie befindliche, bereits erwähnte Skizze zu einer Predigt Johannis enthält schon deutliche Zeichen, welche darthun, daß in diesem späteren Werke auch schon Einzelnes dem römischen Stile Raffael's entlehnt sei. Das Blatt wurde 1818 vollendet, die Unterschrift daran lautet: Klagenfurt, am Donnerstag nach Pfingsten. Noch klarer treten solche Anzeichen in einer Skizze im Besitze des Herrn C. Reinharter entgegen, welche die Ausgießung des heiligen Geistes zum Gegenstande hat.

Scheffer ist in seiner Stoffwal nur selten aus dem Kreise der religiösen Sujets hinausgegangen. Außer dem schon genannten sind mir noch folgende Arbeiten des Künstlers, zum Theile wenigstens dem Namen nach, bekannt. Ein Blatt mit dem Porträt Pius VII., wahrscheinlich die Studie nach der Natur zu jenem Bildnisse des Papstes, welches Herr Endres nach dem Tode Scheffer's erwarb, später aber einem Freunde überließ, fünf Gemälde im Besitze Endres, darunter Scheffer's letzte Pinselzüge, zu einem für Erzherzog Carl begonnenen großen Bilde, von ebendemselben auch eine kleine untermalte Skizze, sowie viele Zeichnungen und Entwürfe. Andere Arbeiten sind eine Madonna mit dem Kinde, Kniestück, das Haupt der heiligen Katharina in Lebensgröße, ein Altarblatt S. Andreas, Madonna und Kind in einer Landschaft, welches „fest an Raffael's unerreichte Zartheit erinnert" und endlich das Wargemont'sche Votivgemälde, neben dem Papstporträt der einzige nicht kirchliche Gegenstand, von dem ich weiß. Ueber dieses mögen zum Schlusse noch wenige Worte gestattet sein.

Die schöne Tafel, welche hiemit gemeint ist, und selbst ihr Aufstellungsort ist heute fast unbekannt und gewiß unbesucht. Aeltere Topographen der Umgebung Wiens, insbesondere Adolf Schmidl, gedenken des Kunstwerkes noch mit vieler Wärme, gegenwärtig aber gehen fast alle der vielen Besucher des Marktes Mödling daran vorüber. In einem unscheinbaren Häuschen, das auf dem Friedhofe des Ortes die Grabstätte der Gräfin Wargemont bezeichnet, ist das Gemälde unter allerlei Gerümpel verborgen und verschlossen. Gräfin Sofie Wargemont, Gemalin des zwei Jahre nach ihrem Ableben verstorbenen Grafen Alexander, erhielt hier 1819 die letzte Ruhe-

stätte. Eine Wolthäterin aller Bedürftigen der Gegend war sie unter dem Namen der „guten Gräfin" allgemein bekannt, eine Bezeichnung, die dort zur Stunde noch einzelnen bejahrten Leuten in Erinnerung steht. Das sechs Fuß breite und fünf Fuß hohe Gemälde zeigt zwölf Porträts, Personen aus der Familie der Verstorbenen und Arme, welche Gaben erhalten. Ein Trauergerüste daneben erinnert an die verstorbene Herzogin von Würtemberg, deren Palastdame die Gräfin gewesen, auch fehlt ihre Freundin nicht, die Fürstin Josefine Liechtenstein. Zur Linken sitzt der Gemal, im Halbprofil dargestellt, in Händen ein Buch haltend, worauf die Worte: oeuvres de misericorde. Auf einem Entwurfe zu dem Bilde, welcher der Akademie angehört, ist auch auf dem Buche in den Händen des einen Knaben zu lesen: Charitas. Dieses mit dem Stift vollendete Blatt trägt außerdem noch die Bezeichnung: Donnerstag, von der Hand des Künstlers. Ebenfalls Studien für das Mödlinger Gemälde sind mehrere Porträtskizzen der Akademie, wundervoll zierlich wie Miniaturmalerei ausgeführt. Ueber der ganzen Gruppe im vollendeten Gemälde streuen zwei schwebende Engel — Porträts frühverstorbener Kinder — Rosen hernieder, den Hintergrund bildet die Landschaft Mödlings mit Burg Liechtenstein, der gothischen Säule der Spinnerin am Kreuz und ganz in der Ferne Wien mit dem Stefansthurme. Unter Liechtenstein fliegt der Aar mit einem Lorberkranze, von seinen Jungen gefolgt. Scheffer stand in näheren Beziehungen zu diesen edlen Menschen, denen er den Dienst seiner Kunst widmete, unten schrieb er die Worte: Ritter v. Scheffer aus Dankbarkeit. Fecit 1819.

Es ist erfreulich, daß ein Werk von der Tendenz, eine edle Frauenseele in ihrem schönsten Wirken der Nachwelt verklärt hinzustellen, uns dieselbe in solcher Weise, im Wechselbezuge zu allem Bedeutendem vor Augen führt, was als Beeinflußung, Umgebung und reifendes Motiv ihres reinen Charakters, als Lebenssphäre ihres Gemütes wichtig entgegentritt. Ich meine neben der hauptsächlichen Richtung ihres Strebens, der Wolthätigkeit, auch die mehr anlaßgebenden, die geistig intonirenden und von außen auf die Seele wirkenden Argumente, welchen wir die Blüte der Nächstenliebe in dieser Frau verdanken, — das Gefühl zur Heimat nämlich, welches der Künstler höchst glücklich vor das Bewußtsein zu rufen verstand. Wie des Bildes, so ist auch dieses Gemütes Hintergrund die liebe österreichische Heimat. Die Wirklichkeit ist hier gemaßregelt, — ich kann nicht sagen idealisirt; die Stätten zusammengerückt und alles Romantische, Berge, Ruinen, die Spinnerin am Kreuz und selbst St. Stefan in der Ferne hervorgehoben, unwahr genähert. Wol ein Zug der Zeit, die ja überhaupt gern die Natur mit allerlei Anlagen, Durchsichten und Aussichten zu verschönern unternahm. Das Ganze ist ein Stück Leben aus der Großvaterzeit, aber eben deßhalb kein Stück Volksleben. Denn gerade die hier dargestellten armen Leute sind zwar, wie z. B. auf der Skizze, der von rückwärts gesehene Knabe, wunderschöne Reminiszenzen aus dem Brande im Borgo, in anderer Hinsicht aber nur nichtssagende Statisten zu der hochgräflichen Apotheose. Ich mußte beim Anblicke dieses Werkes unwillkürlich

an die vornehmen Gesellschaften im Wilhelm Meister oder den Wahlverwandtschaften denken, denn auch diese Kunst bewegt sich in ähnlicher Weise vom volksthümlichen Leben abstrahirend auf einem künstlichen Boden, in der Athmosphäre der zeitgemäßen Gesittung, des guten Tones, eines gewissen Stiles der Moral, eine speculativ geschaffene Culturwelt, der die historische Bedeutung mangelt. —

Was früher genannte Bilder Scheffer's schon bekunden, bestätigt auch dieses, sichtlich mit großer Liebe geschaffene Werk. Die Zeichnung ist des Künstlers Vorzug, das Colorit mit seinen fahlen Tönen, die Carnation mit den bläulichen Schatten seine schwächere Seite. —

Scheffer hat nicht reichliche Anerkennung gefunden. Zwar wurden drei seiner Werke vervielfältigt, das Mödlinger Bild durch Runke, die todte Cäcilie durch Emphinger, nach einer Lithographie von Scheffer's eigenen Händen, dasselbe gestochen von Rahl und Walde und die Orgelspielerin gleichfalls von Rahl; auch rühmen ihn, wie gesagt, ein paar Bücherstellen. Im Ganzen aber traf ihn das unverdiente Los, mit der gesammten geringfügigen Bedeutung seiner Periode für die Kunst verurtheilt oder doch vergessen zu werden, und doch ist ihm dadurch schweres Unrecht geschehen. Er darf nicht unter den Haufen der gleichzeitigen Talente zehnten Ranges geworfen werden, auf deren Entfaltung der Nebel jener düsteren Culturepoche erstickend gelagert war, er gehört zu denen, welche ihn durchbrachen und darüber emporragten. Echte Begeisterung, reiche Begabung und heiße Liebe zur Kunst sind seine Vorzüge, nur die Ungunst der Zeiten und der frühe Tod treten denselben feindselig entgegen. Auf seinen Wert von neuem aufmerksam zu machen, den österreichischen Künstler neben seinen ausländischen Mitstrebenden, die ihr Volk nicht vernachlässigt hat, der Vergessenheit mehr zu entreißen, und endlich zum Genusse seiner Schöpfungen wieder anzuregen, — das war die Absicht der vorstehenden Zeilen.

# Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi.

(In den Versmaßen der italienischen Originale.)

Uebersetzt von

Carl Fidler.

## I.

### An Silvia.

Gedenkst Du, Silvia,
Noch jener Tage Deines ird'schen Lebens,
Als Liebreiz Deinen Augen,
Den munter lächelnden, entstralte helle,
Und frohgemuth und sinnend Du beschrittest
Des Jungfraunalters Schwelle?

Die stillen Zimmer hallten,
Die Weg' in nächster Runde
Von Deinem steten Singen,
Wenn Du vertieft in Arbeiten der Frauen
Da saßest, voll Vertrauen
In jene Zukunft, die im Geist Du hegtest;
Es war im duft'gen Blüthenmond, Du pflegtest
Damals so hinzubringen Stund' um Stunde.

Ich ließ die theuren Studien,
Die mühevollen Bücher oft bei Seite,
Denen die frühste Jugend
Und meines Wesens besten Theil ich weihte;
Und vom Balkon des Vaterhauses lauschte
Mein Ohr auf Deiner Stimme süße Laute,
Und Deine Hand ich schaute,
Wie rasch sie glitt durchs mühsame Gewebe.
Wie sonnig Luft und Land,
Die Gärten, goldnen Straßen,
Und dort von fern das Meer und hier der Berg!

Kein Menschenmund kann sagen,
Was da mein Herz empfand.
Wie liebliche Gedanken
Und Hoffnungen, o Silvia, welch Trachten!
Wie uns entgegenlachten
Das Schicksal und das Leben!
Wenn ich so reicher Hoffnung mich erinn're,
Geht schmerzlich mir durch's Inn're
Bitt'rer Empfindung Beben,
Und neu bewein' ich meine trüben Lose.
Natur, erbarmungslose,
Warum uns vorenthalten,
Was früh Du uns versprichst? Warum so treulos
Mit Deinen Kindern schalten?

Bevor der Winterfrost das Grün verdorrte,
Wardst Du, o Zärtliche, von tück'scher Krankheit
Bekämpft und hingerafft; Du sahest nimmer
Die Blüthe Deiner Jahre.
Nie schlich Dir lind zum Herzen
Das süße Lob; bald Deiner schwarzen Haare,
Bald Deiner Blicke, der verliebten, zagen;
Nicht konnten Freundinnen an Festestagen
Mit Dir von Liebe scherzen.

Auch meine liebe Hoffnung
Ward bald darauf zu nicht'; auch meinen Jahren
Versagten die Geschicke
Die Jugend. Ach, wie bist Du,
Wie bist Du hingefahren,
Theure Gefährtin meines Knabenalters,
Hoffnung, um die ich weine!
Ist dieses jene Welt noch,
Die Freuden, Liebe, Thaten und Erfolge,
Wovon so viel wir sprachen im Vereine?
Ist dies des menschlichen Geschickes Folge?
Als Dir die Wahrheit tagte,
O arme, fielst Du, mit dem Finger schweigend
Den kalten Tod und ein vereinsamt Grab nur
Im Hintergrunde zeigend.

II.

## Der Frühling, oder: vor den Mythen der Alten.

Da jetzt des Winters Schäden
Die Sonne heilt, die kranke Luft vom lauen
Westwind belebt wird, daß zertheilt und flüchtig
Der Wolken schwerer Schatten niederwallet,
Die Vögel anvertrauen
Wehrlos die Brust den Winden und das Taglicht
Im Dickicht selbst, wo kaum der Reif geschmolzen,
Einflößt nach Liebeslust auf's neu' Begehren
Und neue Hoffnung den erregten Thieren:
Wird d'rum den Menschengeistern wiederkehren,
Den müden, schmerzversunknen,
Die goldne Zeit, die Unglück und der Wahrheit
Trostlose Leuchte bannten
Uns allzufrüh? So sind verhällt, verglommen
Dem Elenden für ewig nicht die Stralen
Des Sonnengott's? Soll wieder
Des duft'gen Frühlings Hauch erwärmend kommen
An dies umeiste Herz, das in den Jahren
Der Blüthe schon des Greises Noth erfahren?

Bist du belebt, o heil'ge
Natur? belebt, und die entwöhnten Ohren
Vernehmen sie den Laut der Mutterstimme?
Einst hatten weiße Nymphen die Gewässer
Zum Wohnsitz sich erkoren;
Wohnung und Spiegel war die klare Quelle,
Und der Unsterblichen geheime Tänze
Erschütterten die schroffen Bergeswände
Und wald'gen Höh'n — nun öder Sitz der Winde. —
Der Hirt, der zur unsichern Schattenspende
Des Mittags und zum blum'gen
Flußrande trieb die durst'gen Lämmer, hörte
Hell tönen längs den Ufern
Der Pane Lieder, sah die Wasserfläche
Erregt und staunte, denn unsichtbar tauchte
Die pfeilbewehrte Göttin
Nach heißer blut'ger Jagd in laue Bäche,
Zu rein'gen sich vom schmutz'gen Staube wieder
Die schnee'ge Brust und jungfräulichen Glieder.

Es lebten einst die Blumen,
Die Kräuter und der Wald; die weichen Lüfte,
Die Wolken und die Lampe Titans hatten
Vom Menschen Kunde, als im stummen Nachtgraun
Durch Blachfeld, Höh'n und Klüfte
Dir, klare Venus, unverwandten Blickes
Der Wand'rer folgte, Dir vertrau'nd, im Glauben,
Du sei'st Gefährtin ihm, und sei'st bekümmert
Um menschliches Geschick. Und wenn dem schnöden
Verein der Bürger, der sein Glück zertrümmert,
Und ihrem Wüthen Einer,
Entfloh'n zum tiefsten Wald, die harten Stämme
An seine Brust gedrücket,
Mocht' er die Adern, die blutlosen, wähnen
Durchzuckt von Lebensglut, die Blätter athmend,
Im schmerzlichen Umfassen
Phillis und Daphne bebend, mit Clymenen
Die Töchter weinend, die um jenen klagen,
Der in den Strom gestürzt vom Sonnenwagen.

Auf euch, ihr starren Felsen,
Nicht ungehört die Jammerlaute fielen
Des Menschenkummers, als im Schauer eures
Geklüfts, einsam zurückgezogen, Echo, —
— Nicht leerer Lüfte Spielen —
Nein, einer armen Nymphe Odem wohnte,
Den unheilvolle Lieb' und harte Schickung
Vom zarten Leibe schied. Durch Felsenzinnen,
Durch kahle Klippen und verlaß'ne Stätten
Trug sie, vertraut mit Menschenweh, von hinnen
Zur Himmelswölbung uns're
Vom Schmerz erpreßten Klagen. Und die Sage
Lieh dir ein menschlich Schicksal,
Tonreicher Vogel, der aus Laubesfülle
Du jetzt den neuerblühten Mai besingest,
Und bei dem tiefen Frieden
Der Flur, die schweigend ruht in nächt'ger Hülle,
Beklagst des alten Frevels Schmach und Schmerzen,
Wie Zorn und Mitleid nun den Tag dir schwärzen.

Doch dein Geschlecht ist unserm
Verwandt nicht, und dein tausendtönig Schallen
Erzeugt der Schmerz nicht; du bist minder theuer
Nun, da du schuldlos weilst im dunklen Thale.
Ach, seit Olympos' Hallen
Entvölkert sind, und blind der Donner, rollend
Durch schwarz Gewölk und über Bergeshäupter,
Eisig durchschauert Schuldlose nicht minder
Als Schuldbeladne, seit die Mutter Erde,
Entfremdet und unkundig ihrer Kinder,
Ernährt betrübte Seelen;
So höre du der Sterblichen unwürdig
Geschick und bitt're Sorgen,
Natur, du schöne, gib dem Geist' die alten
Funken zurück, wenn anders du belebt bist,
Und wenn im Himmel oder
Im Meer, wenn auf dem Land, dem sonnumstralten,
Noch Etwas wohnt, das blickt auf uns're Trauer,
Nicht mitleidsvoll, doch mind'stens als Zuschauer.

## III.

## Brutus der Jüngere.

### 1.

Als da zerschmettert lag im Thrakerstaube,
In ungeheueren Trümmern,
Italiens Kraft, d'rauf das Geschick die Pfade
Schon bahnt dem Hufschlag der Barbarenrosse
Hin auf Hesperiens Au'n und zum Gestade
Des Tiberstroms und aus den kahlen Wäldern,
Bereift vom frost'gen Bären,
Zu brechen Roma's altberühmte Mauern
Beruft das Schwert der Gothen:
Weilt Nachts, von Schweiß und Bruderblute triefend,
Auf ödem Sitz, zum Tod entschloßen, Brutus,
Klagt an die unerbittlichen Despoten
Des Himmels und den Abgrund,
Und läßt umsonst vom bittern
Getön die schlummermüde Luft erzittern.

Bethörte Tugend! Hohle Nebelbilder,
Der flücht'gen Larven Felder
Sind Schule dir, und dir folgt auf dem Fuße
Die Reue. Marmorgötter! — mögt ihr über
Den Wolken wohnen oder an dem Fluße
Der Unterwelt, — euch dient zu Spiel und Kurzweil
Dies jammervoll Geschlechte,
Von dem ihr Tempel fordert und ein trüg'risch
Gesetz die Menschen höhnet.
So tief erregt der Erdgebornen Andacht
Den Haß des Himmels? Also, Zeus, Du thronest
Den Bösen nur zum Schutz? Und wenn erdröhnet
Der Sturm und rasch die Donner
Entlohen Deiner Rechten,
So triffst Du nur die Frommen und Gerechten?

Unbeugsam lastet auf uns armen Sklaven
Des Tod's das Loos und eisern
Nothwendigkeit. Kann er sich nicht entschlagen
Der argen Unbill, fügt dem Unabwendbarn
Der Nied're sich. Ist leichter zu ertragen
Ein Uebel das nicht heilbar? Fühlt den Schmerz nicht
Wer aller Hoffnung ledig?
Auf Tod und Leben kämpft, unwürdig Schicksal,
Mit Dir in ew'gem Kriege
Der Wackre, weichend nie; und Deine Rechte,
Wird ihr tyrann'scher Druck dann übermächtig,
Abschüttelnd, prunkt er noch mit stolzem Siege,
Wenn er in's hohe Herz sich
Den herben Stahl gesenket,
Und höhnisch lächelnd zu den Schatten lenket.
Mißfällig ist den Göttern, wer gewaltsam
Zum Orkus dringt; nie fände
Sich solcher Muth in ihren weichen Herzen.
Erkor vielleicht der Himmel uns're Mühen,
Die herben Schicksalsschläg' und Seelenschmerzen
Zum lust'gen Zeitvertreib für seine Muße?
In Jammer nicht und Sünden,

Vielmehr noch frei, in Wäldern und in Unschuld
Natur uns liebreich hegte,
Einst Kön'gin uns und Göttin. Seit zertrümmert
Verruchter Brauch ihr sel'ges Reich und andres
Gesetz dem kargen Leben auferlegte,
Wird jetzt, will Einer mannhaft
Der Lebensqual entsagen,
Natur den Streich, den sie nicht führt, verklagen?

Die Schuld nicht kennend, noch das eigne Elend,
Führt die beglückten Thiere
Gemach zu jenen ungeahnten Schwellen
Ihr spätes Alter. Doch, wenn Kummer ihnen,
Die Stirn am harten Stamm sich zu zerschellen
Oder vom Felsen sich in Schwindeltiefen
Häuptlings zu stürzen, riethe,
Den armen wehrt' es kein verborg'ner Wille,
Kein Anschlag finstern Webens.
Ihr nur von allen Wesen, die der Himmel
Berief zum Leben, Menschenkinder, fühlet,
Ihr ganz allein, den Ueberdruß des Lebens;
Euch macht die styg'schen Ufer,
Bevor eu'r Schicksal zeitig,
Unsel'ge, euch nur macht sie Jupiter streitig.

Und du vom Meer, das unser Blut berieselt,
Gehst auf, weißhelle Luna,
Die wirrbewegte Nacht und dies Gefilde,
Wo unser Heldenmuth erlag, durchspähend.
Der Sieger stampft auf Leiber seiner Gilde,
Die Hügel schüttern, von der Herrschaft Gipfeln
Die alte Roma stürzet.
Du bist so mild? Du sahst Lavinia's Kinder
Aufblühen, sahst die Tage
Der Freiheit und die Lorbern ew'gen Ruhmes,
Und schweigend wirst du auf die Höhn ergießen
Dein unverändert Licht, wenn einst zur Plage
Und Sklaverei Italiens
Durch seine öden Hallen
Die eh'rnen Tritte der Barbaren schallen.

Sieh, zwischen Felsgeklüft und auf dem Zweige,
Das Raubthier und das Vöglein,
Aus deren Brust Vergessen bannt' die Sorgen,
Sie wissen nichts von unserm Sturz, vom Umschwung
Der Weltgeschicke; und sobald der Morgen
Neu röthen wird des emsigen Landmanns Hütte,
Wird dies zum Frühgesange
Erwecken rings die Flur und jenes wieder
Hin durch den klippenvollen
Waldgrund den Pöbel kleinern Wild's verfolgen.
O nichtiges Geschlecht! Wir sind der Auswurf
Des Alls, und nicht die blutgetünchten Schollen,
Nicht die durchheulten Schluchten
Kann uns're Noth erweichen,
Noch Menschenkummer je die Sterne bleichen.

Die tauben Herrscher nicht der Höh' und Tiefe,
Die Erde nicht, die schnöde,
Noch auch die Nacht ruf' an ich im Verenden,
Nicht dich, des finstern Todes letzter Schimmer,
Mitkund'ge Nachwelt. Könnten Seufzer, Spenden
Und Redeschmuck des feilen Haufens jemals
Ein zürnend Grab versöhnen?
In's Schlimm're drängt die Zeit; den faulen Enkeln
Wird hoher Geister Ehre
Schlecht anvertraut und unsers Elends Rache.
Umkreis' mich gierig nun, du schwarzer Vogel,
Der Regen peitsche, das Gewild verzehre
Die unbekannten Reste,
Und ohne Spur verschwinde
Mir Namen und Gedächtniß auch im Winde!

IV.

## Der Abend des Festtages.

Lieblich und hell und windstill ist die Nacht,
Und friedlich über Wohnungen und Gärten
Ruht hoch der Mond und läßt die fernen Berge
In klarem Umriß seh'n. O meine Theure,
Schon schweigt ein jeder Pfad und durch die Fenster
Blickt hie und da nur noch ein Lampenschein.

Du schläfst, umfangen nun von sanftem Schlummer
In deinen stillen Zimmern; keine Sorge
Bedrückt dich, und du weißt wohl nicht, ja ahnst nicht,
Welch tiefe Wunde meiner Brust du schlugest.
Du schläfst; ich heb' empor den Blick zu grüßen
Den Himmel, dessen Miene scheint so gütig,
Und die Natur, die alte, allgewalt'ge,
Die mich zum Jammer schuf. Dir weigr' ich Hoffnung,
Sprach sie, ja selbst die Hoffnung, und von anderm
Soll nie dein Auge glänzen als von Thränen! —
Heut war ein Feiertag, nun ruhst du aus von
Ergötzung und vielleicht kommt vor im Traum dir
Wie vielen du gefiel'st, wie viele dir auch
Gefielen; ich zwar nicht, wie könnt' ich's hoffen,
Tauch' auf in deinen Träumen. Unterdessen
Frag' ich, wie lang ich noch soll leben, und
Werf' mich zur Erd' mit Weheruf. O Tage
Voll Grau'n in noch so grünem Alter! — Nahe
Vom Wege her hör' ich vereinzelt Singen
Des Handwerksmanns, der spät von Lustbarkeiten
Heimkehrt zu seiner ärmlichen Behausung,
Und qualvoll preßt das Herz mir der Gedanke,
Wie alles auf der Welt vorübergehet,
Und keine Spur mehr läßt. So ist entflohen
Der Festtag und auf diesen folget wieder
Der Werktag, und so trägt die Zeit von hinnen
Die menschlichen Begebnisse. Wo ist nun
Der Laut der alten Völker? Wo der Ruf jetzt
Uns'rer berühmten Ahnen, wo das Weltreich
Von jenem Rom, die Kriegsmacht, das Getöse,
Das von dort ausging über Meer und Erde?
Jetzt waltet Fried' und Schweigen und es ruhet
Ringsum die Welt und spricht nicht mehr von ihnen. —
In meinen Knabenjahren, da man sehnlich
Den Feiertag erwartet, wenn nun dieser
Vorbei war, wacht' ich lange noch in Schmerzen
Auf meinem Lager und in später Nachtzeit
Noch ein Gesang, ertönend auf der Straße
Und mit der Ferne allgemach verhallend,
Mir ebenso wie jetzt das Herz bedrückte.

V.

## Auf das Bildniß einer schönen Frau auf ihrem Grabe.

So warst Du, — jetzt da unten
Bist Du Geripp' und Staub. Hier über Koth und Knochen
Steht unbeweglich hingepflanzt vergebens,
Stumm, schauend auf den Flug der Menschenalter,
Als uns'res Leids Erhalter
Und uns'res Angedenkens nur, das Bildniß,
Entschwund'ner Schönheit. Jener süße Blick, der
Durchschauerte, wenn starr, wie jetzt er 's scheinet,
Auf Einem er gehaftet, jene Lippe,
Die, voller Urne gleich,
Ueberzuschwellen scheint von hoher Wonne,
Der Hals, von Sehnsucht einst umschmiegt, die Hand
Voll Liebreiz, die oft fühlte
Der Hand, die sie gedrückt, die Wärm' entweichen,
Der Busen, der die Wangen
Vor Liebesbangen vielen ließ erbleichen:
Das war; nun bist Du modernd
Gebein, Dein Anblick gräßlich
Versehrt und häßlich, ist verdeckt vom Steine.

Und so verwischt das Schicksal
Ein Antlitz, das auf Erden uns des Himmels
Getreustes Abbild dünkt'! Ewig Geheimniß
Des Daseins! Heut', erhabenster Gedanken
Und schrankenloser Empfindung Wunderquell,
Die Schönheit prangt; sie scheinet
Ein Glanz, von ew'ger Hand
Herabgeschleudert in dies Erdenland,
Den Sterblichen zu geben
Von überird'schem Leben,
Von sel'gen Reichen und von gold'nen Welten
Ein Hoffnungspfand und Zeichen:
Morgen, durch leichten Anstoß
Wird widrig und ein Gräu'l mit einem male,
Was eben noch ein Bild war,

Verklärt vom Himmelsstrale,
Und aus dem Geist sogleich auch,
Die früher es geliehen,
Die hohen Ideale, mit entfliehen.

Ein unbegränztes Sehnen,
Gesichte hehrer Schöne
Ruft zaubrisch uns der Töne
Einklang, durch ihm ureigne Kraft, in's Leben,
Daß auf der Luft geheimnißvollen Wogen
Der Geist dahingezogen,
Gleichwie ein kühner Schwimmer
Sich spielend läßt im Ozeane wogen;
Trifft Eines Mißton's Beben
Sodann das Ohr, sieh plötzlich
Dies ganze Paradies in Nichts entschweben.

O Menschheit, bist du durchaus
Hinfällig und versunken,
Nur Staub, was nimmt dein Sinn so hohe Richtung?
Birgst du noch edle Funken,
Warum wird deinen würdigsten Gedanken
Und Trieben leichtes Schwanken
So niedern Zufalls Weckung und Vernichtung?

# Ein ungerathener Sohn.*

(Dramatischer Scherz in einem Acte.)

Von

**Hieronymus Lorm.**

Personen:

| | |
|---|---|
| Der Fürst. | Richard. |
| Robert Bauer. | Mathilde von Möhr. |

Ort: Hauptstadt eines kleinen deutschen Fürstenthumes. — Zeit: Gegenwart.

(Elegantes Arbeits-Cabinet. Bureau-Fauteuils. Mittelthür. Rechts vom Schauspieler Seitenthür.)

Erster Auftritt.

Mathilde (in Besuchstoilette, mit Hut und Schirm).

Mathilde (aus der Seitenthür tretend). Ein kühnes Wagestück! — Zum ersten Male das Zimmer des Bräutigams zu betreten, heimlich, während er nicht zu Hause. — Es sieht gar nicht so fürchterlich ernsthaft hier aus, als ich mir's vorstellte. — Das Gespräch der Mutter mit dem Fürsten, drüben im Salon, ist viel ernsthafter. Sie waren so schrecklich politisch, daß ich die Flucht ergriff, und so vertieft, daß sie es nicht merkten. — Ach Gott! Das Lieben ist so süß und die Menschen sind im Stande, noch von andern Dingen zu sprechen. — Hier gebietet mein Richard, hier schreibt er seine geheimsten Arbeiten, hier werde ich ihm bald über die Schulter sehen dürfen. — Aber nun ist es Zeit umzukehren, wenn mein Verbrechen, der heimliche Gang hieher, nicht entdeckt werden soll. (Sie wendet sich zum Abgehen; erschrocken:) Es ist zu spät, man kömmt; es ist Richard —

Zweiter Auftritt.

Richard (durch die Mitte). Mathilde.

Richard: Mathilde! Eine himmlische Göttin im irdischen Bureau! Mein zweites Glück heute, meine zweite Ueberraschung!

Mathilde: Alle Schuld rächt sich auf Erden. Du hast mich auf frischer That ertappt. Der Fürst ließ meine Mutter bitten, um diese Stunde mit mir hieher zu kommen. Er selbst findet sich bei Dir ein und Du bist nicht zu Hause.

---

* Die durch den erheiternden Geist und Ton dieser dramatischen Arbeit veranlaßte Aufnahme derselben ist eine Ausnahme zur Bestätigung der Regel, nach welcher sonst dramatische Werke von den „Dioskuren" principiell ausgeschlossen sind.

Ich wollte Dich noch besser besuchen, drang heimlich in Dein Zimmer, aber — Du sprachst von einer zweiten Ueberraschung.

Richard: Denke Dir, Mathilde, mein Vater ist angekommen.

Mathilde: Dein Vater! Aus Amerika!

Richard: Ja, und das ist das Geheimniß des fürstlichen Besuches, der Grund, weßhalb die Durchlaucht auch Dich und Deine Mutter zu mir gebeten.

Mathilde: Erkläre mir dies Alles.

Richard: Du weißt, daß mein Vater, einer der wildesten Revolutionäre des Jahres 1848, zur Flucht getrieben wurde. Meine Mutter war schon früher aus Gram und Noth gestorben, mich, einen kaum dreijährigen Knaben, der seine Flucht gehindert hatte, übergab der Vater einer befreundeten Familie zur Pflege. Später, als er in der neuen Welt Eigenthum erworben hatte, Farmer geworden war, schickte er Geld für meine Erziehung.

Mathilde (lächelnd): Er muß gutes Geld geschickt haben, denn Du bist gut erzogen worden, Richard.

Richard: Aber nicht nach dem Sinne meines Vaters. Als ich das Gymnasium absolvirt hatte, händigte man mir eine bedeutende Summe ein, damit ich bequem auswandern, mich zum Vater in die neue Welt verfügen könne. Aber statt nach Bremen auf das Schiff, ging ich nach Gießen auf die Universität.

Mathilde: Und der Vater war es nicht zufrieden?

Richard: Er drang fortwährend darauf, daß ich heimkomme, wie er es nannte, denn Amerika wäre meine Heimat. Und in der That, als ich meine Studien vollendet hatte, Doctor juris geworden war, als der Geist sein Ziel erreicht hatte, trat das Gemüth um so lebhafter mit seinen Forderungen auf. Ich freute mich einen Vater zu haben, ich sehnte mich, ihn einmal zu umarmen. Da bekam aber plötzlich auch das Gemüth noch ein anderes Ziel.

Mathilde: Kann das Herz ein anderes Ziel haben, als den einzigen Verwandten, einen Vater!

Richard: Doch, Mathilde! Ich sah damals Dich zum ersten Male. Je ferner und unerreichbarer Du mir schienst, umsomehr wäre mir jeder Tag, nicht in derselben Stadt mit Dir verlebt, ein unersetzlicher Verlust gewesen. Und trotzdem war ich entschlossen, bevor ich in den Staatsdienst trete, die weite Reise zu meinem Vater zu machen, als plötzlich ein Brief von ihm kam, ein schrecklicher Brief.

Mathilde: Was kann ein Vater Schreckliches schreiben?

Richard: O, geliebtes Herz! Ich hatte schon damals nichts Anderes im Sinne, als die Zartheit Deiner Gestalt, Deine weißen, künstlerisch geformten Hände, Deine Bildung, die mich bezauberte. Der Vater aber schrieb: „Komme

endlich, ich will Dich verheiraten. Mein Nachbar ist gestorben und hat eine vermögliche Tochter von achtzehn Jahren hinterlassen. Sie ist tüchtig in Haus und Feld, sie besitzt nichts von der verwünschten, europäischen Bildung, spricht nur ein schlichtes, schlechtes Deutsch und alle Sonntage ein wenig englisch. Das ist eine Frau für einen braven, thätigen Mann, sie ist stets bei der Arbeit, Du wirst es gleich ihren Händen anfühlen."

Mathilde: Du antwortetest?

Richard: Gar nichts! Ein Grausen überfiel mich, eine unüberwindliche Angst; ich gab die Reise auf und schrieb nicht einmal! Darüber vergingen mehr als zwei Jahre, ich wurde befördert, ich gewann die Gunst des Fürsten und mehr: die Deine, wir verlobten uns. Da erhalte ich gestern eine telegraphische Depesche vom Vater aus Hamburg, daß er heute hier eintrifft, daß er kömmt, um mich zu holen.

Mathilde (sich ängstlich anschmiegend): Mein Richard, Du wirst doch nicht.

Richard: Kindisches Mädchen, ich bin kein Knabe mehr. Aber einen Vater haben, ihn zum ersten Male sehen und ihm schon einen Conflict entgegenbringen, einen Familienstreit —

Mathilde: O, Du wirst ihn versöhnen, ich will nicht ohne seinen Segen Dein Weib werden; er ist Dein Vater.

Richard: Ich ging, wie in allen meinen Angelegenheiten, sogleich zum Fürsten, der mir wie ein Bruder ist. Jung und geistreich genug, um auf meine Situation einzugehen, will er selbst den Vater sprechen. Der Fürst weiß, daß es vergebliche Mühe wäre, den alten Demokraten ins Fürstenschloß bringen zu wollen. Darum kam er selbst in mein Haus und beschied zugleich Dich hieher. Ich erwarte den Vater.

Mathilde: Wo ist er?

Richard: Er stieg bei der Familie ab, bei der ich einst in Pflege war. Er ließ mir kaum die Zeit ihn zu umarmen, dann lief er schon die alten Plätze wiederzusehen, wo er einst auf Ecksteinen und Barrikaden zum Volke gesprochen hatte. Aber er versicherte, so bald als möglich bei mir zu sein. Und wahrhaftig, ich glaube, ich höre sein Poltern mit den Bedienten —

Mathilde: Ich gehe, den ersten Austausch Eurer Gefühle nicht zu stören. Versöhne den Vater, Richard! (Sie reicht ihm rasch die Hand, rechts ab.)

### Dritter Auftritt.

Robert (durch die Mitte). Richard.

Robert: Hei! Noch weiß ich meinen Schläger zu gebrauchen! Der Mensch wird an mich denken! Habt Ihr es mit der Polizei in Deutschland schon so weit kommen lassen, daß man von einer Straße in die andere einen Paß braucht?

Richard: Was ist Ihnen denn begegnet, lieber Vater?

Robert: Ich trete ins Haus, steige die Treppe herauf, kömmt ein Mensch auf mich zu und will durchaus meinen Namen wissen, bevor er mich einläßt.

Richard: Es war wol nur ein Diener, der Sie anmelden wollte.

Robert: Anmelden? Ja, wo bin ich denn eigentlich? Es ist mir schon aufgefallen, die breiten Steine im Hausflur —

Richard: Marmor —

Robert: Die Tuchniederlage auf der Treppe —

Richard: Teppiche —

Robert: All der aristokratische Schnick-Schnack — wo bin ich denn hingerathen? Ist das hier irgend eine Adels-Spelunke? Bist Du, mein Sohn, so weit herabgekommen, daß Du, der Sohn der Freiheit, in einer Fürsten-Kneipe wohnen mußt?

Richard: Nehmen Sie Platz, mein Vater, ich erkläre Ihnen dann —

Robert: Ich setze mich nicht, wo Tyrannenknechte sitzen; mein Fuß soll nicht verweilen, wo gekrönte Füße nach Stiefelknechten rufen. Komm' fort von hier, Richard!

Richard: Das ist aber meine Wohnung, Vater, mein Haus, mein home!

Robert: Und wer bist denn dann Du? Was ist aus Dir geworden? Gestehe!

Richard (zögernd): Ein höherer Beamter.

Robert: Ein Beamter! Und noch dazu ein höherer? Sollte es dahin mit Dir gekommen sein, daß Du — Rath wärst?

Richard (gesenkten Hauptes): Noch ärger —

Robert: Eine furchtbare Ahnung steigt in mir auf! Solltest Du, ich schaudere es zu sagen, solltest Du so tief emporgesunken sein, daß Du — ein deutscher Hofrath wärst?

Richard (zu seinen Füßen): Verzeihung mein Vater! Ich bin — es ist nicht ganz meine Schuld — ich bin — die Verhältnisse haben mich immer tiefer von Stufe zu Stufe hinaufgedrängt — ich bin — Minister!

Robert (entsetzt): Ungerathener Sohn!

Richard (sich erhebend): Nun wissen Sie Alles.

Robert: Das also muß ich an Dir erleben? Ich habe keine Haare mehr. (Er schleudert den breiten Hut, den er bisher aufbehalten, auf das Bureau.) Wir Demokraten sind alle frühzeitig Kahlköpfe geworden, aber ich schwöre Dir, Du machst meinen Backenbart vor der Zeit grau. Ich, das Kind der Revolution, der Vater eines Ministers! Was hast Du Dir denn gedacht, als Du mir kalten Blutes das Portefeuille ins Herz stießest?

Richard: Sie waren so ferne —

Robert: Ja wol, und ich lehne vor dem Richterstuhle der Freiheit die Verantwortlichkeit von mir ab. Ich war ein Flüchtling, ich bin nicht Schuld an Deiner schlechten Erziehung.

Richard: Gewiß nicht.

Robert: O wie Schade! Wenn ich Dich hätte leiten können, wenn ich Dich protegirt hätte, wenn Dir meine großen Verbindungen Nutzen und Vortheil gebracht hätten, Du säßest längst auf einer Festung bei Wasser und Brod und würdest dich glorreich rühmen, ein Amnestirter zu sein.

Richard: Es ist zu spät.

Robert: Nein! Komme mit mir, das Brod der Verbannung essen, stoße den Sclavenbraten von Dir.

Richard: Ich kann nicht in diesem Augenblicke meine Entlassung geben —

Robert: Nicht nöthig! Ich verstehe mich aufs Flüchten. Und bist Du einmal drüben über'm Ocean, dann heiratest Du die Tochter meines Nachbars, die noch immer auf Dich wartet. Ich habe ihr sicher versprochen, Dich mitzubringen und sie läßt es sich nicht nehmen, die Stube, die einst die Deine sein wird, alle Sonnabend eigenhändig auszureiben.

Richard: Auch auf diese Hoffnung muß ich verzichten, ich bin bereits mit Fräulein Mathilde von Möhr verlobt.

Robert: Von Möhr! Ein adeliges Fräulein! Wie tief wirst Du noch sinken! Du willst Dich zu einer Mißheirat, zu einer Mesalliance herablassen?

Richard: Sie ist ein feingebildetes Mädchen.

Robert: Feingebildet ist sie auch noch! Und Du schämst Dich nicht, Dich mit solchen Leuten abzugeben?

Richard: Der Fürst nimmt großen Antheil an mir. Er war als Erbprinz mit mir auf der Universität. Oft behauptet er, ich hätte ihm nichts zu verdanken, ich hätte mich durch Fleiß, Ernst und solide Lebensführung selbst aus dem Nichts aufgeschwungen. Indessen verdanke ich ihm Alles. Er wünscht sehr, Ihre Beistimmung zu meinen Plänen zu gewinnen und ich möchte ihm auch dies verdanken.

Robert: Welcher Vater kann seine Beistimmung geben zu einem Lebenswandel, wie Du ihn führst!

Richard: Der Fürst weiß sehr wohl, daß Sie sich nicht herablassen würden, zu ihm aufs Schloß zu kommen; er hat sich deßhalb zu mir verfügt — er wird vor Ihnen erscheinen —

Robert: Du machst das Maß Deiner Uebelthaten voll! Ich soll mit einem Fürsten sprechen!

Richard: Er wird sich Ihnen wie ein Freund zeigen.

Robert: Ich soll mit einem Unterdrücker freundschaftlich verkehren? Einen Tyrannen fragen: wie gehts? — Ich ertrüge es nicht, daß ein Anderer, der auch nur ein Mensch ist, wie ich, hochmüthig vor mir sich niedersetzt, während ich stehen muß, mich am Ende gar seiner Gnade versichert. Ich bin ein freier Bürger Amerikas.

Richard: Er hat großen Respect vor Ihrem Muth, Ihrem Charakter, er weiß einen Mann zu schätzen, der sich sein Los nach eigener Ueberzeugung gestaltet hat.

Robert (geschmeichelt): So? Weiß er das? Sieht er ein, daß ein Unterschied sein muß zwischen Menschen wie ich und Seinesgleichen?

Richard: Der Fürst!

(Der Fürst tritt aus der Seitenthüre und bleibt stehen. Richard macht ihm eine tiefe Verbeugung und geht durch die Mittelthür ab.)

### Vierter Auftritt.

Der Fürst. Robert.

Robert (für sich): Nun, wir wollen einmal sehen, wie sich dieser Plebs der alten Welt ausnimmt gegenüber der Hoheit und Majestät eines transatlantischen Freiheitsmannes. (Er rückt sich einen Fauteuil zurecht und läßt sich stolz nieder.)

Fürst (tritt vor und macht tiefe Verbeugung.) Ich begrüße Sie, Herr Robert Bauer.

Robert (mit einem Kopfnicken erwidernd): Sie sind um eine Audienz bei mir eingekommen. — Sie wünschen?

Fürst: Ich wollte Ihnen zunächst danken, daß Sie dem Lande einen Sohn geschenkt haben, der ihm so trefflich dient.

Robert: Ja, leider dient er, das Ungeheuer —

Fürst (für sich): Er sitzt da breit und mich läßt er stehen, wie ich kaum den niedersten Unterthan. Es ist dieselbe Welt, nur umgekehrt. (Laut) Ja, ich danke Ihnen, und wie ich die Gesinnungen Ihres Sohnes kenne, so würde es ihn am meisten freuen, wenn der Orden, der eigentlich ihm gebührt, seinem Vater verliehen würde.

Robert (entrüstet): Ich habe niemals einen Orden angenommen. (Steht auf, nähert sich dem Fürsten, mit verändertem Tone:) Im Vertrauen! Es liegt mir sehr ferne, aber ich möchte es nur wissen — ich habe niemals einen Orden angenommen, verdiente das nicht einen Orden?

Fürst: Und Sie sollen ihn haben —

Robert: I bewahre!

Fürst: Sie brauchen ihn ja nicht zu tragen, Sie begnügen sich mit einen ordensgeschmückten Bewußtsein. Aber eine solche Auszeichnung wird erst verliehen, wenn der Krieg beendet ist. Schließen Sie Frieden mit den Lebensplänen Ihres Sohnes, geben Sie dem Brautpaar Ihren väterlichen Segen.

Robert: Ich will ganz leutselig mit Ihnen sprechen. Sie sind zwar ein Fürst, aber ich will annehmen, daß Sie nichts dafür können. Darum frage ich ganz offen: Kann ich meiner eigenen Vergangenheit so sehr ins Gesicht schlagen, um den Weg zu billigen, den mein ungerathener Sohn einschlug?

Fürst: Pah! die Frage ist keine politische, keine Gesinnungsfrage. Sie sollen nicht den Minister, Sie sollen nur den Bräutigam segnen. Die Liebe ist die wahre Demokratie, vor ihr sind wir Alle gleich. Das haben schon in alter Zeit Könige bewiesen, als sie sich mit ländlichen Jungfrauen vermählten, welche ihre Schafe hüteten —

Robert: Aber nicht ihre Tugend —

Fürst: Ich weiß, daß Worte hierin nichts vermögen. Ihr eigenes Auge soll Sie überzeugen. Ich habe das Mädchen hierher bestellt. Sehen Sie selbst, ob auch der rechtschaffenste Demokrat einer solchen Königin aller Feste widerstehen könne.

(Er öffnet die Seitenthür. Mathilde tritt heraus, ohne Hut und Schirm.)

## Fünfter Auftritt.

Mathilde. Die Vorigen. (Später:) Richard.

Robert (während dessen für sich:) Jetzt machen sie alle schönen Weiber auch schon zu Königinen, als ob sie der Fürstlichkeiten nicht ohnehin genug hätten.

Mathilde: Gestatten Sie, Herr Bauer, daß ich dem Vater meines geliebten Richard die Hand drücken darf.

Robert: Händeschütteln ist bei uns in Amerika allgemeiner Brauch, das verpflichtet zu nichts. (Er reicht ihr die Hand.) Aber mit diesen kleinen zarten Fingern wollen Sie meinem Jungen die schwere Lebenslast tragen helfen? Da habe ich ihm drüben überm Ocean eine festere Hand dazu ausgesucht.

Mathilde: O ich weiß, daß er bei Ihnen drüben viel glücklicher wäre es ist jedoch nicht meine Schuld, daß er mich gewählt hat. Aber ich verspreche Ihnen, ihn von dem Amte, das Ihnen so verhaßt ist wie mir, ganz loszulösen. Er soll nicht Zeit finden, Minister zu sein. (Richard erscheint durch die Mitte.) Still, es bleibt unter uns! Richard kömmt.

Robert (vertraulich, halb heimlich:) Versprechen Sie ihm eine recht tyrannische Frau zu sein, damit er endlich das Revoltiren lernt?

Mathilde: Gewiß!

Robert: Geloben Sie mir, dem alten Rebellen, meinen Jungen zur Empörung zu treiben? Versprechen Sie mir, diesem frommen, deutschen Knaben rebellisch zu machen?

Mathilde: Er soll ein Revolutionär werden und alle Fesseln zu sprengen versuchen.

Robert: Ich hoffe, Sie spielen Clavier. — Richard, Du wolltest ein Sclave sein (ihn zu Mathilden schiebend) ich übergebe Dich Deinem Herrn! (Richard und Mathilde stehen Hand in Hand, Robert nimmt seinen Hut.) Ich aber will nun trachten zu meiner Farm heimzukommen. Sonst verführt man mich hier gar noch dazu, einen Orden anzunehmen. Ich segne Euch, meine Kinder. Adieu, Herr Fürst! Sie besuchen mich vielleicht noch einmal in Amerika — man kann nicht wissen. Dann vergessen Sie nur nicht, Richard mitzubringen, meinen ungerathenen Sohn.

(Er wendet sich, den Hut aufsetzend; der Vorhang fällt.)

# Gedichte.

Von

**Julius von der Traun.**

1.

## Der letzte Traum.

Ich glaubt', ich läg' gefangen
In Augsburg auf der Wacht —
Wie kann ich freigelassen
Zu Straßburg durch die Gassen
Jetzt wandeln in der Nacht?!

Die Luft ist leicht und lieblich,
Mein Kopf ist wüst und schwer,
Ich halt' mich an den Wänden,
Blut klebt an meinen Händen —
Ich weiß es nicht — woher?

Es zittern meine Kniee,
Und krampfhaft klebt mein Fuß
An diesen Pflastersteinen,
Blei liegt in meinen Beinen,
Und ich muß eilen, muß!

Es drängt mein Ohr zu lauschen,
Doch hören will es nichts,
Es treibt mein Aug' zu spähen
Doch will's von dem nichts sehen,
Was kommen wird, nichts, nichts!

Schon trifft mit Purpurpfeilen
In's Nachtgewölk der Tag —
Hilf Gott, der will mich wecken!
Da schmettert durch meine Schrecken
Ein Nachtigallenschlag.

Das klingt nach guten Tagen —
Feinliebchen, das war mein,
Als wir vor wenig Jahren
Hier reisig durchgefahren —
Wie schön muß sie noch sein!

Das Blut an meinen Händen,
Die dumpfe Angst der Brust
Verflogen und verschwunden —
Die Flügel losgebunden
Tauch' ich empor voll Lust.

Ich fliege wie ein Vogel
In Straßburg durch die Stadt,
Ich gucke durch die Scheiben —
Das ist ein gräßlich Treiben,
Das mich ergriffen hat.

Ich flieg' an Liebchens Fenster,
Ich klopfe an das Glas;
Sie springt hervor und schreiet:
„Sei du vermaledeiet!
Durch wen vermagst du das?"

Da war mein Flug gebrochen:
„Wenn du doch Alles weißt,
Feinslieb, was hilft das Lügen!
Der so mich lehrte fliegen
Das ist der böse Geist."

Sie schlug ein Kreuz, ich stürzte —
Doch als ich war erwacht,
Lag ich bei frühem Tagen
In Eisen wieder geschlagen
Zu Augsburg auf der Wacht.

Am Gitter steht der Henker,
Der mich beim Namen ruft —
Ihm bin ich übergeben —
Wohlauf! so will ich schweben
Und fliegen in hoher Luft!

2.

## Die beiden Häuser.

Das eine Haus war laut und groß,
Voll Sonnenglanz, voll Düfte,
Vor seiner reichen Fronte schoß
Ein Springquell in die Lüfte;
Ein goldner Schweizer stand am Thor,
Lakaien sprangen hastig vor,
Wenn meine Gerte schwirrte,
Und ich den Hengst parirte.

Die Herrin oben hörte kaum
Den Schlag von seinen Hufen,
Sie rauschte schon den Stiegenraum
Herab auf Marmorstufen;
Ihr Aug' war Liebe nur und Glück,
Die Diener traten still zurück,
Die Flügelthüren flogen —
So war ich eingezogen.

Wir ruhten an des Teiches Rand
Auf sammtner Ottomane,
Es wehte über allem Land
Des Abends Purpurfahne.
In sternenheller Mitternacht
Erklang noch ihrer Stimme Pracht —
Wie Nachhall ihrer Lieder
Regneten Blüthen nieder!

Das andre Haus lag still und klein
In kühlem Waldesschatten,
Es rann ein Bächlein silberrein
Vorbei durch grüne Matten;
Ein Vöglein auf der Schwelle sang,
Ein Hündchen mir entgegensprang,
Wenn ich vom Rößlein munter
Mich fröhlich schwang herunter.

Noch eh' ich einen Blick geweiht
Der trauten Waldesrunde,
Hing schon die blonde Jägermaid
An meinem jungen Munde.
Sie herzte mich und küßte mich,
Sie fragte mich und grüßte mich;
Die Bäume standen schweigend,
Die grünen Häupter neigend.

Wir ruhten an des Berges Rand
In schwellend weichem Moose,
Entblättert sank auf's grüne Land
Des Abends letzte Rose;
Es glühte fern der Alpenschnee,
Die Reiger tauchten in den See,
Durch stille Regenbogen
Die sanften Sterne zogen.

Es sinkt in Nacht der Tage Pracht —
'S geht Einem wie dem Andern!
Ich aber hab' dies Lied erdacht
Und sing' es laut beim Wandern.
Ich wandre fremd im fremden Land,
Es steht der Mond am Himmelsrand,
Und grüßt mit sanftem Scheine
Die Schlösser und die Haine.

3.

## Vorbei!

Das Posthorn schmettert seine Weisen,
In's Städtchen rollt mein Reisewagen;
Am Thore blühen noch die Linden —
Ach könnt' ich sie noch wiederfinden,
Wie in verblühten Maientagen!

Vom stillen Leichenhof herüber
Die Trauerweiden schläfrig nicken;
Die Sonne, auf's Gebirg' gesunken,
Schaut durch die Zweige schlafestrunken
Auf mich herab mit trüben Blicken.

Des Zöllners Haar ist weiß geworden —
Gar manches Jahr verfloß indessen,
Seit ich mit ihr im Abendschimmer
Vorüber ging — er grüßt mich nimmer,
Hat meine Züge längst vergessen.

Es ist so leer, so seltsam stille,
In diesen einst so lauten Gassen;
Nur fremde Leute seh' ich gehen,
Wohin auch meine Augen spähen —
Es will kein Freund sich sehen lassen.

Dort ist ihr Haus! Wo ist sie selber?
Sonst ist am Fenster sie gesessen,
So schrieb sie, von Erinnerungen
Und Abendglocken sanft umklungen —
Hat sie den lieben Brauch vergessen?! —

Es ist vorbei! — Mitleidig grüßet
Ihr Stern aus ferner Himmelsbläue;
Er mahnt, nach hellen Freudentagen,
Den dunklen Abend still zu tragen,
Wenn schlafen gingen Lieb und Treue.

Die Wolken ziehen rosig glühend
Ihr über's Grab und sanfter Friede
Entfaltet leise sein Gefieder;
Im Herzen sterben mir die Lieder,
Und ich bin müde — sterbensmüde —

# Gulnare.

## Poetische Erzählung.

Von

**Carl Victor Hansgirg.**

Die Sahara ruhet schweigend und ihr ew'ges Wüstenmeer
Dehnt sich, gar unendlich schauernd, bis zum Himmel öd' und leer,
Keine Palme, keine Klippe, nirgend rings ein Lebensoden
Nur des Dromedars Gerippe sandumweht auf todtem Boden! —

Alles still, da saust es plötzlich schwühl fast wie Gewitterahnen,
Und Kameel und Führer lauschen in dem Zug der Karavanen.
Horch! Woher dieß dumpfe Rauschen? Sind es Räuber der Oasen
Wie vom Sturm zu Raub und Beute plötzlich rasch zusamm'geblasen?

Sinds die Späher nach Gulnaren? — der geraubten Häuptlingstochter? —
Blickt so stolz nicht die Geraubte, wie die Kön'gin Unterjochter?
Nach dem Harem sie zu schleppen, wachen über sie die Sbirren,
Deren dunkle Augen lauernd hin nach dem Geräusche irren! —

S gilt ihr Kleinod abzujagen, nun wohlan! Der Kampf entscheide,
Denn es läßt blos mit dem Leben seine süße Augenweide
Jener Häuptling, der gelassen ruhig zum Pistol gegriffen,
Und der Klinge Schärfe prüfet wohlgeziert und wohlgeschliffen.

Ja! Sie sind's, die Rache schnaubend nahen, sind die Räuberhorden,
Und der Anprall wird erfolgen und ein grausam blutig Morden,
Und schon steh'n sich gegenüber kampfbereit die wilden Schaaren,
Wer besiegt sein wird, Wer — Sieger, wird sich alsbald offenbaren.

Und schon heben sie die Lanzen und schon zücken sie die Säbel,
Da erstarrt die Kampfesgruppe, denn aufdämmert rasch ein Nebel,
Flücht'ge dünne Sandeswolken steigen auf zum Horizont,
Der vor einer Weile prangte noch kristallhell und durchsonnt.

Und schon stossen die Kameele dumpfe Klageslaute aus,
Ja! Bei Allah! — was da nahet, ist des Samums wild' Gebraus,
Und schon werfen sich zu Boden flink die Moslems, die Kameele,
Und ein Zittern und ein Bangen packt so Thier- wie Menschenseele.

Und es zieht den schmucken Burnus tief vom Schreck erfaßt Gulnare
Um die bleichgeword'nen Wangen um die sturmdurchwehten Haare,
Und gleich wie die Sonne blicket röthlichtrüb, verschleiert, kalt,
Graust's auch ihrem trüben Auge vor des Samums Allgewalt.

Und die ganze Karavane hat sich klagend hingekauert;
Denn schon weht es giftigglühend, daß es bis zum Marke schauert,
Kein Gebet zu Allah warf sie all' die Moslems tief zu Boden,
Ihre dürren Lippen beben vor des Samums Feuerbroden.

Also sind erstarrt die Kämpfer, sind erstarrt im Hauch der Glut!
Wo ist all' des Feindes Hitze, wo ist all des Kampfes Wuth?
Mit dem Samum hingewirbelt, der den Sand nicht aus dem Grunde,
Und stets glühender erbrauset wie aus einem Höllenschlunde.

Schmachtend harren tief am Boden der Erlösung — Freund und Feind,
Denn die Fehden sind verloschen und die Kämpfer wie versteint.
Und Gulnare, die gewecket Streit durch ihrer Schönheit Prunken,
Ihrer eig'nen Schönheit Schatten ist sie leblos hingesunken.

Aus verstörtem Auge brechen gluterzeugte, blut'ge Thränen,
Es entsteigt den welken Lippen bald das letzte Todesstöhnen! —
Harter Samum, grauser Mörder, hast es ihr wohl angethan,
Die ob ihrer Anmut schonte selbst des Tiegers gier'ger Zahn.

Harter Samum! du nur schontest nicht dem Sterne aller Frauen
Hast nun dicht sie eingehüllet in des Leichentuches Grauen,
Hast die Rose wild versenget, hast die Lilie gebrochen,
Noch eh' über ihre Freiheit war der Richterspruch gesprochen.

Wilder Samum — doch es scheinen deine Flügel zu ermatten,
Und es senkt sich ob der Horde kühlend schon der Abendschatten,
Und schon spüren die Kameele, sich erhebend, in den Fernen —
Vorwärtsschreitend süße Labe sandumwirbelter Zisternen.

Und schon sind auch durch die Horde aufgedeckt die kühlen Bronnen,
Und sie rieseln Rettung kündend in dem Licht der Abendsonnen;
Doch umsonst — es bleibt Gulnare eines bleichen Todes Bild,
Ach! für die kein Quell, kein Balsam und kein Strahl der Sonne quillt.

Hingewelkt und hingedorret liegt sie da des Samums Beute,
Und es knien um sie weinend, Männer, die um sie im Streite;
Hier der Häuptling, der verzweifelnd der Entseelten Schleier küßt,
Dort der Vater, dem die Thräne nieder von dem Barte fließt.

Beide, die vor einer Weile Feinde noch auf Tod und Leben,
Schließen hier sich in die Arme schreckerfaßt, doch gramergeben,
Beide beugen sich hernieder wie verzweigte Trauerweiden,
Beide wollen von der Leiche ihres Schmerzes nimmer scheiden.

Und nun wird zum Leichenzuge, die da schleicht, die Karavane,
Der gequälte greise Vater — sonst ein steinerner Titane —
Auf's Kameel hebt er und trägt sie die geliebte Tochterleiche
Und beklagt sich als den Aermsten weit in Allahs Wüstenreiche.

An dem Rande der Oase, wo die ersten Dattelbäume,
Die Gulnare einst gespendet ihrer Jugend süße Träume,
Schlummert sie die Häuptlingstochter, überwölbt vom üpp'gen Grase,
Denn sie war dem Vaterherzen in der Wüste die Oase.

# Gedichte.

Von

Alfred Berger.

1.

In engem Schacht,
In dunkler Nacht,
Du lebst und gräbst,
Du sinnst und strebst.

Die Stunde schwirrt,
Der Hammer klirrt,
Die Scholle rollt —
Wann glänzt das Gold?

Dies dunkle Stück,
Ist es das Glück?
Dir strahlt kein Licht —
Du weißt es nicht.

Mit gold'nem Schein
Glänzt erst herein
Nach manchem Schlag
Jenseit'ger Tag.

In dunkler Nacht,
In engem Schacht,
Du sinnst und strebst,
Du lebst und gräbst.

2.

Kehre wieder, gold'ne Stunde,
Die das Eis in mir zerthaut,
Wo im klaren, dunkeln Grunde
Sich die Seele still beschaut,

Wo auch Schmerzen, die's getroffen,
Warm und traut das Herz umschließt,
Haß und Liebe, Furcht und Hoffen
Wie ein Traum in Duft zerfließt,

Wo der Geist wie heitrer Himmel
Ueber seine Welt sich dehnt,
Wo, sich freuend am Gewimmel,
Doch das Herz sich aufwärts sehnt,

Wie durch Blitz im flücht'gen Bunde
Himmelsfriede, Weltgewühl —
Einer göttlichen Secunde
Unaussprechliches Gefühl!

3.

Und ein Räthsel die Welt und ein Räthsel auch du,
Und ein Räthsel der Kampf und ein Räthsel die Ruh',
Und ein Räthsel der Schmerz und ein Räthsel das Glück,
Und es wandern die Wellen — nicht Eine zurück!

Und ein Räthsel das Gute, das selbst sich belohnt,
Und ein Räthsel die Sünde, die keinen verschont,
Und ein Räthsel die Schönheit, die duftend erblüht,
Und ein Räthsel die Lieb', die das Herz Dir durchglüht.

Und das stumme Gebet, das der Brust dir entschwebt,
Und die Ahnung der Gottheit, zu der sich's erhebt,
Und ein Räthsel des Schicksals verworrenes Spiel,
Und das schweigende Grab am gefürchteten Ziel!

Und doch vorwärts, nur vorwärts, ermattende Brust,
Wie die Wellen im Fluße mit brausender Lust,
Und so frag' erst nicht lange, woher und wozu —
Und ein Räthsel die Welt, und ein Räthsel auch du!

4.

Oft nach Tagen trüber Qual
Fühlst Du leis Dein Bangen schwinden,
Tröstend fällt auf Dich ein Strahl,
Doch woher, Du kannst's nicht finden.

Was Du schaudernd sonst geschaut,
Scheint Dir leichter Nebel heute,
Heimlich lindernd, tröstlich traut,
Was Dich niemals sonst erfreute.

Dich umschweben, warm und hell,
Holde Schatten froher Tage,
Deiner Brust erstarrter Quell
Löst sich auf in sanfte Klage.

Ob Dein Herz auch zucken mag,
Schmerzlich bluten Deine Wunde,
Sei getrost: am schlimmen Tag
Kommt zuletzt die gute Stunde!

5.

Was euch bedrückt, was euch entzückt,
Ist äuß're Schmach, ist äuß're Zier;
Was mich zermalmt, was mich beglückt,
Trag' ich in mir!

Ich hab's gewagt, ich hab's gekonnt:
Den Kranz der Lüge heisch' ich nicht!
Nicht leuchten will ich, wie der Mond
Mit fremdem Licht!

Wohl trag' ich etwas tief im Grund,
Was bis zur letzten Faser mein —
Find' ich den Ton nicht, soll mein Mund
Versiegelt sein!

Find' ich ihn, wenn der Sand verrann
Die Stunde schlägt, der Geist entflieht
Ein letztes Lied mir sing' ich dann,
Ein Schwanenlied!

Ein Lied — nicht mehr! Der Nebelstern —
Verwöhnte Brust, was zagst du noch? —
Der Welt ein Nichts, den Menschen fern,
Ist Sonne doch!

Was euch bedrückt, was euch entzückt,
Ist äuß're Schmach, ist äuß're Zier;
Was mich zermalmt, was mich beglückt,
Trag' ich in mir!

# Napoleon und Maria Louise im Sommer 1814.

## Mit Benützung von Briefen Maria Louisens an ihren Vater und von Berichten ihrer Begleitung an Kaiser Franz und Fürst Metternich.

Von

**Joseph Alexander Freiherr von Helfert.**

### 1.

Napoleon war auf Elba, Maria Louise war in Schönbrunn, mit ihr der zarte Knabe, den sie in dessen Wiege mit einer Krone geschmückt und als König von Rom ausgerufen hatten, und der sich jetzt „Prinz von Parma" nennen lassen mußte, um vielleicht mit nächstem auch diesen Titel und Anspruch zu verlieren. Maria Louise und der junge Prinz besaßen ihren durchaus französischen Hofstaat, wie sie solchen aus Orleans und Rambouillet mitgebracht hatten [1]). Es war alles auf französischem Fuße

[1]) Vgl. des Verfassers „Maria Louise" S. 338 f. Im nächsten Dienste der Kaiserin blieben: Bausset als Obersthofmeister, der aber, da es keinen besondern Oberstkämmerer, Oberst-Stallmeister und Oberst-Ceremonienmeister gab, eigentlich die Oberaufsicht und Leitung des gesammten Hofstaates führte; er litt zeitweise an der Gicht, und zwar so heftig, daß er vor Schmerzen wie ein Kind weinte und oft drei Wochen ohne Unterbrechung an das Krankenlager gefesselt war; Meneval als ihr Privat-Secretär und Dr. Héreau (Hérault?) als Leibarzt. Von Damen: die Gräfin Brignole, einer genuesischen Patrizierfamilie angehörig, deren Sohn ehemals französischer Präfect in seiner Vaterstadt, später zum Vertreter des provisorischen genuesischen Staates beim Wiener Congresse bestimmt war; eine ihrer Töchter war an den Grafen Marescalchi, eine andere an den Herzog von Dalberg verheiratet. Frau Hureau de Sorbac, deren Gemal, Capitain in der Garde, dem Kaiser nach Elba gefolgt war, und Fräulein Rabusson, Schwester eines Generals, waren eigentlich Vorleserinen der Kaiserin, hatten aber zugleich die Obsorge „des atours et de l'intérieur de l'appartement". Um den Prinzen von Parma befanden sich die Gräfin Montesquiou als Gouvernante, Madame und Mademoiselle Soufflot als Dames d'annonce, Madame Marchand als Berceuse; als Arzt wurde von Maria Louise der berühmte Dr. Johann Peter Franck bestellt . . . Einem Berichte Bausset's vom 25. Juni 1814, vor der Abreise in das Bad, liegt eine „liste des personnes attachées au service de S. M. l'Impératrice qui doivent rester ici, soit auprès de S. A. le prince de Parme soit pour y attendre de nouveau ordre" bei, der wir folgende Aufzälung entnehmen: Service du Prince dè Parma: die Montesquiou, Soufflot, Marchand,

eingerichtet, nur daß Maria Louise, der von jeher Ceremoniel und Etiquette zuwider waren, die größte Einfachheit einführte; Bausset und Meneval, die nebst der Gräfin Brignole alltäglich mit ihr speisten, waren in der Regel dem Zwang der Uniform nicht unterworfen, mochten was immer für Persönlichkeiten an der Tafel sonst theilnehmen[2]). Sie und ihre Umgebung lebten nur in der Erinnerung an Frankreich; es war ein Festtag für sie, wenn irgend Jemand aus der früheren schönen Zeit sich ihnen wieder zeigte, wie etwa der Graf von Lobau, der, aus seiner Dresdener Gefangenschaft freigegeben, gegen Ende Juni durch Wien kam und zwei Tage in Schönbrunn festgehalten wurde, ehe er seine Reise nach Paris fortsetzen konnte. Wenn in der ersten trüben Zeit etwas im Stande war sie einigermaßen aufzurichten, so war es der Gedanke, binnen kurzem wieder auf französischen Boden zu kommen und dort alte Bekannte, wie die Herzogin von Montebello[3]), den Baron Corvisart, welcher letztere ihr den Gebrauch der Bäder von Aix verordnet hatte, wenn auch nur auf wenige Wochen wiederzusehen.

Am Wiener Hofe war man nun freilich einer ganz entgegengesetzten Auffassung der Dinge. Hof und Publicum wollten von dem früheren Frankreich und allem was damit zusammenhing so wenig als möglich wissen. Maria Louisen und ihrem Gemal war im Vertrag von Fontainebleau der Kaisertitel vorbehalten worden und so mußte sie denn auch als „Majestät" angeredet werden. Allein in der Wiener Hofburg wußte man sehr wol, daß ihrem Vater, unter dessen Schutz sie jetzt wieder lebte, jene Erinnerung durchaus nicht angenehm in den Ohren klang, und so konnten Fürst Metternich, Graf Karacsay u. A. sicher sein ihm nicht zu mißfallen, wenn sie in allerunterthänigsten Berichten die „Kaiserin" häufig genug von der „Frau Erzherzogin" oder „Prinzessin" ablösen ließen. Aus demselben Grunde wollte man in den Wiener Hofkreisen auch die Bade-Cur in Aix vermieden wissen. Maria Louise hatte nach der Anweisung Corvisart's schon gegen Ende Mai eine Cur begonnen die ihr recht gut anschlug, so daß man in ihrer Familie meinte, sie brauche wol gar nicht in ein Bad zu gehen, sondern könne sich, wenn sie durchaus zur

---

wie eben genannt; dann: Mademoiselle Petit Jean Kammerfrau, Gobreau erster Kammerdiener, Fourrier und Gouget „garçons d'atours", Unterschied und Sarti Lakaien; service de la bouche drei Personen, Chambre de S. M. zwei; service des écuries: piqueur commandant, 1 Secretär, 1 erster Postillon, 1 Marschall, 1 Sattler, 1 Wagner, 3 Kutscher und 22 Postillons, 1 piqueur commandant la selle und 7 Stallknechte (palfreniers).

[2]) „La manière d'être à Schoenbrunn était comme une vie de château, du plus grand et du meilleur genre." Bausset III, S. 41.

[3]) Ebenda S. 25: „Je crus m'apercevoir que le désir de revoir la duchesse de Montebello était le véritable motif de ce voyage" . . . Dieselbe Ueberzeugung sprach nachmals Neipperg in seinem Berichte an den Kaiser vom 23. Juli aus: „Der Arzt Corvisart und die Herzogin von Montebello, welche das uneingeschränkteste Vertrauen der Kaiserin genießen und denen die Bäder von Aix wegen ihrer Nähe von Paris gemächlicher als jedes andere schienen, haben bestimmt den größten Einfluß auf die Hieherreise gehabt."

Zeit der Monarchen-Zusammenkunft nicht in Wien bleiben wolle, etwa nach Ungarn auf eine kaiserliche Herrschaft begeben; wenn es aber schon durchaus ein Bad sein müsse, warum wäle sie nicht Carlsbad oder sonst eines in Oesterreich?[4]) Allein all das verfing nicht bei Maria Louisen; ihr Vater hatte zur Reise nach Aix einmal seine Zustimmung gegeben und daran hielt sie sich, so nachgiebig sie sonst ihrem Naturell nach war, ihm gegenüber und den Anderen gegenüber.

Die einzige aus ihrer Verwandtschaft, zu der sich Maria Louise in dieser Zeit näher hingezogen fühlte, war ihre Großmutter von mütterlicher und Großtante von väterlicher Seite, die Königin Maria Carolina von Sicilien. Diese starke Frau hatte sich durch ihre dreiundsechzig Jahre nicht abhalten lassen, ihrem Königreiche, wo ihr das übernehmende Betragen des Vertreters Großbritanniens immer unerträglicher wurde, mit ihrem jüngeren Sohne Leopold und einem geringen Hofstaate Lebewol zu sagen, zuerst nach Zante, von da durch den Archipel nach Constantinopel, über das schwarze Meer nach Odessa zu segeln und dann die lange und beschwerliche Landreise über türkisches und polnisches Gebiet nach Oesterreich anzutreten. Sie wollte nicht bloß ihren kaiserlichen Schwiegersohn um Hilfe für ihr bedrängtes Land angehen, sie war entschlossen jeden der tonangebenden Souveraine besonders zu bestürmen und nicht nachzugeben bis sie ihr Ziel, die Vertreibung Joachim Murat's aus Neapel, erreicht haben würde. Jahrzehentlange Kümmernisse und Beängstigungen, Leiden und Leidenschaften hatten ihre Gesundheit untergraben, aber nicht ihren hohen Sinn, ihren entschlossenen kampfesmutigen Charakter beugen können. Das dreizehnte, und jetzt das einzige noch überlebende, von den sechzehn Kindern Maria Theresiens, von der sie auch den reichen Muttersegen geerbt, trug Königin Carolina in ihren vorgerückten Jahren noch die Spuren jener Schönheit, die ein Erbtheil aller Sproßen Franz Stephans von Lothringen war; ein lebhafter und geistvoller Gesichtsausdruck, ein anmutiges Lächeln nahmen für sie ein, während ein fahler Teint und ein hartes Organ[5]) in ihr eher eine Italienerin als eine Deutsch-Französin vermuten ließen. Kaiser Franz hatte ihr das Schloß zu Hetzendorf eingeräumt, von Schönbrunn nur durch die Anhöhe getrennt, an deren nördlichem Abhang der steif-prächtige Park sich hinzieht. Es schien in solcher Nähe in ihr die alte Neigung wieder aufzuleben, die sie dem ältesten Kinde ihrer unvergessenen Theresia von allem Anfange zugewandt hatte. Maria Louise war seitdem die Gemalin von Carolinens erbittertstem Gegner, von dem rücksichtslosesten Schmäher ihrer Ehre geworden. Jetzt wo ihn das Unglück getroffen, ein größeres als sie selbst durch fast zwei Decennien erduldet, wandelte sich zwar die

---

[4]) Meneval II, S. 146.

[5]) . . „sa voix était dure et son teint sans couleur; la seule chose qu'on pouvait remarquer en elle, était l'extrême blancheur et la beauté de ses bras" . . Bausset S. 27; ihre Statur war über mittelgroß, Haltung und Gang „sans dignité" etc.

Feindschaft der Königin nicht in wolwollende Theilnahme um — das wäre von einem Charakter wie dem ihrigen zu viel verlangt gewesen —, aber sie verschloß nicht ihre Augen vor den großen Eigenschaften die ihn auszeichneten [6]). „Ich habe mich von früher her über den Kaiser zu beklagen“, sagte sie eines Tages zu Meneval, den sie nach Hetzendorf hatte kommen lassen; „er hat mich verfolgt und in meinen heiligsten Gefühlen verletzt, ich war damals um fünfzehn Jahre jünger, aber jetzt da er im Unglück ist soll es vergessen sein.“ Vor allem aber erblickte sie in ihm den Mann ihrer Enkelin, und sprach sich voll Bitterkeit über die Umtriebe und Ränke aus, die man spielen lasse Maria Louisen von ihm zu trennen, ihm in seiner harten Lage den lindesten Trost zu entziehen; „wenn man fortfahre sich der Wiedervereinigung der beiden Gatten in den Weg zu stellen, bleibe Maria Louisen nichts übrig als ihre Bettvorhänge zu einem Seil zu winden, sich daran in einer Verkleidung hinabzulassen und davon zu laufen. So mindestens würde ich es machen“, setzte die energische Frau bei, „wenn ich in ihrer Lage wäre, denn wenn man verheiratet ist, so ist man's für das Leben!“ Sie munterte Maria Louisen auf, das Porträt des Kaisers, das diese, offenbar um ihrem Vater kein Aergerniß zu geben, in einen Winkel ihres Schreibkastens verborgen hatte, ans Licht zu ziehen und vor aller Welt sehen zu lassen. Sie zeigte die zärtlichste Neigung für den jungen Napoleon, ihren Ur-Enkel, und überhäufte das Kind ihres großen Gegners mit tausend Liebkosungen. „In diesem Betragen lag ebensoviel Geist als Zartgefühl“, bemerkt Bausset, der Memoirist von Napoleons und Maria Louisens Hofstaat, „und sie wurde dieser Art zu sein und sich zu geben nicht einen Augenblick untreu“. . .

Dieser junge Napoleon, der Augapfel seines verbannten Vaters, dieser „Astyanax“ den er in den Tagen des letzten verzweifelten Ringens lieber im Grund der Seine gebettet als in die Hände seiner Feinde fallen sehen wollte! Und doch war jetzt das letztere eingetreten. Noch stand es gut um den Prinzen, seine Mutter war um ihn, ergebene französische Hände warteten seiner, hüteten und erzogen ihn. Aber war vorauszusetzen, daß all das so bleiben würde? Mußten seine Feinde, wie sie die Frau von ihrem Gemal getrennt, nicht früher oder später auch den Sproßen dieser Verbindung in andere Verhältnisse zu bringen, ihn dessen frühen Rückerinnerungen zu entreißen suchen? „Und welches wäre dann sein Los?“ so grübelte in düsteren Augenblicken Napoleon; „mit was für Eindrücken und Bildern wird man seine junge Seele nähren? Wenn man so weit ginge ihm Abscheu vor seinem eigenen Vater einzuflößen!“ [7]). . .

---

[6]) . . „elle ne parlait même de Napoléon qu'avec la noble franchise d'une ennemie, à la vérité, mais d'une ennemie qui ne fermait point les yeux sur les grandes qualités de ce prince“ . . Bausset III, S. 28 f., vgl. mit Meneval II, S. 144 f.

[7]) Las Cases, Mémorial de Sainte-Hélène (Paris, L'Auteur 1823) VI, S. 327: . . „Cette idée fait frémir,“ observait-il douloureusement. „Et pourtant quel pourrait être le contre-poison à tout cela? Il ne saurait y avoir désormais d'intermédiaire sûr,

Der Briefwechsel Napoleons mit Maria Louisen war, vom ersten Augenblicke da sie, noch auf französischem Boden, in Rambouillet sich in die Arme ihres Vaters geworfen, den größten Schwierigkeiten ausgesetzt. Nicht bloß der Kaiser ihr Gemal, der ganze napoleonische Hofstaat sehnte sich nach ihr, wünschte sie in seiner Nähe wieder zu haben; hatten doch ihre Seelengüte, ihre Sanftmut, ihre Leutseligkeit ihr alle Herzen gewonnen![8]) Die Briefe die aus Fréjus vor der Einschiffung, dann von Elba kamen, theils von Napoleon an die Kaiserin, theils von General Bertrand an Meneval gerichtet, athmeten alle diesen Geist, and man wurde nicht müde ihr, die von jeher Reisen liebte und für landschaftliche Eindrücke ungemein empfänglich war, die Anmut, das milde Klima, die wolthuende Luft der Insel mit lebhaftesten Farben zu schildern um ihr Lust zu machen, daß sie bald nachkomme.

Maria Louise erhielt die ersten Briefe Napoleons aus Elba durch den von dort zurückkehrenden General Koller, dann wiederholt als Einschlüsse von Bertrands Briefen an ihren Privat-Secretär Meneval. Kaum sind aber, schon in dieser ersten Zeit, alle in ihre Hände gelangt, und so ging es auch umgekehrt Napoleon mit den ihrigen. Maria Louise säumte nie gleich zu antworten. Ein alter Courier, Sandrini mit Namen, von der Gräfin Brignole mit einem Empfehlungsschreiben nach Elba gesandt, nahm eines der ersten Schreiben Maria Louisens aus Schönbrunn mit. Allein Sandrini scheint nie nach Elba gekommen zu sein, und das war mit noch andern ihrer Briefe der Fall. Einem Schreiben Meneval's an Bertrand vom 4. Juni, das jedoch erst gegen Ende des Monats in Elba eintraf, lagen zwei Briefe Maria Louisens bei; sie waren mit Nr. 5 und 6 bezeichnet, allein Nr. 1 bis 4 hatte man nie erhalten. In einem zweiten Schreiben desselben an denselben vom 21. Juni lag wieder einer; dann aber folgte eine lange Pause, so daß man in Elba unruhig zu werden anfing, was etwa vorgefallen sein möchte. Ohne Zweifel ist in diesem Umstande einer der Gründe zu suchen warum Napoleon, als es

---

de tradition fidèle entre lui et moi? . . Mais encore pour ſurmonter les inſtructions de l'enfance, pour vaincre les vices de l'entourage, faut il déjà une certaine capacité, une certaine force de tête, un jugement tranchant, déciſif, et tout cela eſt-il donc ſi commune!" . . . Ueber den „Astyanax" s. des Verfassers Maria Louise S. 276, 281.

[8]) Meneval erhielt aus Fréjus 28. April 6 Uhr Abends und 29. April 7 Uhr Morgens zwei Briefe Bertrand's im Auftrage des Kaisers oder von demselben dictirt; sie betrafen größtentheils Geldangelegenheiten, besonders den Raub der Wertsachen des Kaisers in Orleans (s. unsere „Maria Louise" S. 317 f.). Dabei kommt die Stelle vor: „Vous devez croire que nous déſirons beaucoup que l'Impératrice vienne partager ſon ſéjour entre Parme et l'île d'Elbe. Ce ſerait pour l'Empereur et pour nous tous une ſi énorme différence; nous ſerions ſi heureux de la voir quelquefois; elle a été ſi bonne pour ma femme et pour moi, que plus que perſonne je le déſire vivement." Aehnlich heißt es zwei Monate später, anfangs Juli 1814 in einem Schreiben Bertrand's an Meneval (S. 160): „Puiſſe l'Impératrice rétablir bientôt ſa ſanté! Nous nous entretenons ſouvent de tout ce qui la touche. Je n'ai pas beſoin de vous dire combien a pour nous d'intérêt ce que vous mandez de ſes occupations, de ſa manière de vivre" . . . Meneval II, S. 154—156 vgl. mit S. 100.

mit der Badereise Maria Louisens Ernst wurde, mit der Wal von Aix sich nicht zufrieden erklärte. „Aix habe Corvisart als Pariser geraten“, ließ er Meneval durch Bertrand sagen, „weil er die toscanischen Badeorte nicht kenne, wo es Wässer von ganz gleichen Eigenschaften wie die savoyischen gebe; auch werde sie in Aix ohne den Schutz österreichischer Truppen und dem gegenwärtigen französischen Gouvernement nichts weniger als angenehm sein; sie möge daher nur eine kurze Zeit dort zubringen und von da nach Toscana gehen, wo sie sowol Elba als Parma näher wäre und wohin sie auch den Prinzen mitnehmen könnte“ [9]). . . Daß man aus eben diesen Gründen österreichischerseits nie in einen solchen Wechsel des Badeaufenthaltes Maria Louisens gewilligt haben würde, versteht sich von selbst. Kaiser Franz hatte seiner Tochter erlaubt, nach Aix in Savoyen zu gehen; ein weiteres Zugeständniß war von ihm gewiß nicht zu erlangen.

Dazu thürmten sich auch von der Parmenser Seite allerhand Schwierigkeiten auf. Napoleon hatte noch von Frankreich aus 50 polnische Lanzenreiter und 100 Kutschenpferde nach Parma beordert; jene sollten für die erste Zeit den Dienst um die Person der Kaiserin versehen und später nach Elba nachkommen [10]); letztere befahl Napoleon später, von Elba aus, zu verkaufen und ließ sowol dem Bereiter als dem Commandanten der Polen wiederholt in diesem Sinne schreiben. Doch mittlerweile hatte Graf Strassoldo als kaiserlich österreichischer Commissär im Namen Maria Louisens von den Herzogthümern Parma und Piacenza Besitz ergriffen, 17. und 20. Mai, und nun hatten die polnischen Reiter wie die französischen Pferde einen schlimmen Stand; man ließ sie ohne Geld und Hilfe; die Lanciers wollte man nötigen österreichische Dienste zu nehmen; vergebens wandten sie sich wegen rückständigen Dreimonat-Soldes nach Wien. Den Kaiserlichen war alles, was aus dem früheren Frankreich kam, aufs tiefste verhaßt; der von Napoleon ernannte Bischof von Piacenza Fallot de Beaumont machte vergebliche Schritte, seine Bestätigung zu erlangen. Das Ländchen selbst hatte sich über die neuen Gäste durchaus nicht zu freuen; die österreichischen Truppen belasteten die Bevölkerung mit Einquartierung, mit Eintreibung von Geld und Naturalien. Der Graf von Marescalchi, der einstweilen Maria Louisens Interessen in den Herzogthümern vertrat, schrieb klägliche Briefe an Meneval: „in der Verwaltung herrsche gräuliche Unordnung; die öffentliche Schuld wachse täglich und dabei werde für die Herzogin nicht im geringsten gesorgt. Sie werde keine Wäsche, kein Silberzeug, keine Kutschen, kein Geschirrzeug vorfinden.

---

[9]) Ebenda II, S. 159 f.; das Schreiben Bertrand's war vom 3. Juli, das aber erst am 9. August in ihre Hände kam, wo sie sich bereits in Aix befand.

[10]) . . . „je leur ai fait donner de l'argent pour leur route jusqu'à Parme;“ Bertrand empfahl im Auftrage des Kaisers dem Maire von Parma, für Unterkunft und Unterhalt der Polen zu sorgen, bis die Kaiserin ihre Weisungen gegeben haben würde. Bertrand an Meneval am 12. Mai 1814, Corresp. Nap. XXVII, Z. 21569, vgl. mit Meneval II, S. 157.

Sie möge in Wien ernste Schritte thun, sonst werde Sie, wenn Sie ankomme, nichts zu leben haben" [11]). Durch solche Schilderungen beunruhigt, sandte Maria Louise einen Vertrauensmann nach Parma um sich vorläufig von dem Stande der Dinge zu überzeugen und darüber zu berichten. Aber sei es, daß es Capei, so hieß jener Agent, angesichts der sich als Eroberer fühlenden Truppen an der nötigen Klugheit fehlen ließ oder daß sich sonst etwas ereignete was die österreichischen Gewalthaber gegen ihn aufbrachte, genug an dem, Sieur Capei fand nicht nur üble Aufnahme und Behandlung, sondern wurde zuletzt sogar verhaftet und es bedurfte der unmittelbaren Fürsprache Maria Louisens bei ihrem Vater um ihn wieder in Freiheit gesetzt zu sehen [12]).

2.

Die Insel Elba, im tyrrhenischen Meere wenige Seemeilen von der toscanischen Küste, mit der sie vielleicht einstmals zusammengehangen, reicht weit in die Erinnerung des Alterthums zurück [13]). Die Griechen hießen sie Aithaleia, die Lateiner Ilua oder Ilva, und es galt als ausgemacht, daß ihre Bevölkerung, die wir zuerst als eine etruskische kennen lernen, älter sei als die von Rom. Schon Jason, wollte man wissen, habe auf seiner Rückfahrt aus dem Goldlande hier angelegt und an der Stelle des heutigen Porto-Ferrajo eine Niederlassung, Argous portus, gegründet. In der historischen

---

[11]) Marescalchi an Meneval, der das Schreiben durch General Nugent erhielt; Meneval II, S. 170—172; „si j'arrive à dresser cette machine vous me ferez une statue," heißt es unter anderm in dem Briefe.

[12]) A. a. O. II, S. 151, und Schreiben Maria Louisens an ihren Vater aus Aix 22. Juli 1814: „Ich überschicke Ihnen, liebster Papa, die Papiere des Herrn von Capei und bitte Sie, wenn es möglich ist, den armen Teufel wieder frey zu lassen, es scheint daß er ein braver Mensch ist und daß er keinen bösen Willen gehabt hat."

[13]) Wir haben für unsern Zweck nur solche Schilderungen der Insel benützt, die aus der Zeit des kaiserlichen Exils oder kurz vorher stammen: Notice sur l'île d'Elbe etc. Paris, Tardieu Denesle 1814 (kl. 8°, 28 S. mit Karte); Voyage à l'isle d'Elbe etc. par Arsenne Thiébaut de Berneaud, Paris, D. Colas et Le-Normand 1808 (8°, 231 S. mit Karte und 2 Kupfern); A tour through the island of Elba by Sir Richard Colt Hoare Bart. etc. London 1814 (4°, 32 S. mit 1 Karte und 8 Ansichten, nach der Natur gezeichnet vom Verfasser und von John Smith); Carte de l'isle d'Elbe dressée etc. par Charles Piquet Géographe, Paris 1814. Siehe auch die Beschreibung der Insel in „Oeuvres de Napoléon I à St. Hélène: L'île d'Elbe et les Cents jours," Correspondance XXXI, S. 11—14. Der Brite ist natürlich noch ganz warm vom Haß gegen den Corsen und voll Freude über dessen Sturz: „There from the exalted pinnacle of Monte Giove he may reflect on his former greatness or, amidst the solitary rocks of Volterajo, endeaver to repent of his past atrocities . . .

> . . . I demens, curre per Ilvam
> Ut pueris placeas et declamatio fiat. Juven.
> He laft a name at which the world grew pale,
> To point a moral, or adorn a tale. Johnson."

Zeit erst karthagisch, dann römisch, muß sie damals nicht bloß an Umfang sondern auch an Einwohnerzal ungleich bedeutender gewesen sein als jetzt, wenn es auch mit den 3000 Bogenschützen, die dem Silvius Italicus zufolge die Insel nach der Schlacht an der Trebbia ins Feld stellte, nicht seine ziffermäßige Richtigkeit haben sollte; an Gebietsraum muß sie, wenn die Angaben des älteren Plinius richtig sind, seit jener Zeit um mehr als ein Drittel abgenommen haben. Was aber dem Eilande vor allem andern Wichtigkeit verlieh, war dessen großer Reichthum an Gestein und Metallen verschiedenster Art, vorzüglich an Eisen, dessen Unerschöpflichkeit das Staunen der römischen Gelehrten, die Begeisterung ihrer Dichter erregte. „Insula inexhaustis chalybum generosa metallis" heißt sie bei Virgil, und den Naturforschern war die, trotz einer in die ältesten Zeiten zurückreichenden Ausbeutung der Erz-Minen stets unverminderte Ergiebigkeit derselben in solchem Grade rätselhaft, daß sie meinten der ganze Berg sei ein Eisenstock („mons totus ex ea materia") in welchem das Metall von selbst immer wieder nachwachse. Im Mittelalter und bis in die neuere Zeit hat die Insel mancherlei Schicksale durchlebt und oftmals den Herrn gewechselt. Von den afrikanischen Mauren, von Türken und Barbaresken wiederholt heimgesucht, verwüstet und ausgebrannt, ihre Einwohner oftmals in Sclaverei geschleppt, war sie lange Zeit pisanisch, dann genuesisch, neapolitanisch, toscanisch, spanisch, und kam zu Anfang des XVII. Jahrhunderts theilweise an das Haus Ludovisi und von diesem durch Heirat später an die Buoncompagni. Zu Anfang der französischen Revolution gehörten Porto-Ferrajo zu Toscana, Porto-Longone zu Spanien-Neapel; die Landbezirke, darunter die Erz-Minen von Rio waren Besitzthum der Fürsten von Piombino (Ludovisi-Buoncompagni). Die beiden erstern Punkte waren damals sehr vernachlässigt. Als Baronet Hoare im Jahre 1789 die Insel bereiste, sagte ihm ein toscanischer Corporal der ihn in den Werken von Porto-Ferrajo herumführte, daß dieselben „nur" Mannschaft, Geschütze und Kriegsbedarf brauchten um unbezwingbar zu sein. Zu Ende des XVIII. Jahrhunderts ward Elba zu Hetrurien geschlagen, wurde 1802, nachdem die Hauptfestung nach einer harten Belagerung bezwungen worden, französisch und dem Departement des mittelländischen Meeres zugetheilt. Jetzt geschah manches für die Insel, besonders für den Vertheidigungszustand derselben; die Festungswerke von Porto-Ferrajo, ursprünglich von Cosimo di Medici angelegt, wurden zweckmäßig verstärkt. Aber auch Handel und Verkehr hoben sich unter napoleonischem Regiment, welchem die Einwohner gleichwol wegen des großen Druckes der Steuern und der Militärpflicht nichts weniger als gewogen waren; sie haben zu allen Zeiten einen gewissen Unabhängigkeitssinn, Anhänglichkeit an ihre Scholle, tapfern Mut bei Vertheidigung derselben bewiesen, und die französische Herrschaft galt ihnen als eine fremde.

Elba ist, mit den Worten des Dichters zu reden, „ein bucklig Land", diesen Eindruck macht es von der toscanischen Küste bei Piombino, und so

zeigt es sich bei näherer Besichtigung. Der leichte nachgiebige Boden, der nichts von vulcanischen Anzeichen oder Spuren aufweist und von Erdbeben nicht zu leiden hat, doch umsomehr von zeitweiligen Stürmen und von den Wogen eines oft unruhigen Meeres, mag seine äußere von allen Seiten tief eingeschnittene Gestalt voll vorspringender Landzungen und zurückweichender Buchten im Laufe der Jahrhunderte oft genug verändert haben. Das Clima ist gemäßigt, die Luft gesund, reichliches und schmackhaftes Wasser. Im Frühling und Herbst gibt es mäßige Regen, die Hitze des Sommers mildern vom Meer kommende Brisen. Die Kälte im Winter ist weder bedeutend noch anhaltend; als es im Februar 1782 drei Tage hintereinander fror, war dies ein Ereigniß wovon nach Jahrzehnten noch gesprochen wurde; alle Orangen- und Citronen-, ein großer Theil der Oelbäume gingen damals zu Grunde. Eine Ausnahme von der allgemeinen Temperatur bilden die Spitzen der Capanna, des höchsten Punktes der Insel, wo in gewöhnlichen Jahren der Schnee fünfzehn bis zwanzig Tage liegen bleibt. Die Producte, welche die Berge und überhaupt der Boden der Insel liefern, sind der mannigfachsten Art. Im Mittelalter wurde schöner Marmor gebrochen; die Säulen der Kathedrale von Pisa, jene von San Giovanni in Florenz, eine große prachtvolle Vase im Garten des Palastes Pitti, der riesige Block aus welchem der Giebelstein (tribuna) des Domes von Ravenna gehauen ist u. A. sind Kinder von Elba. Von den überreichen Eisen-Minen wurde schon gesprochen, und in der That, wenn man erwägt, daß geschichtlich nachweisbar wol an die 2500 Jahre in dem Berge gearbeitet und daß noch heute ergiebigste Beute daraus zu Tage gefördert wird, so kann das wol unsere Verwunderung erregen. Am Cap von Calamita im Gebiete von Capoliveri findet sich Magnetstein (calamita), zwar nicht von besonderer Reinheit und Güte, aber in solcher Masse daß sichs vielleicht noch heute Viele nicht nehmen lassen, daß beim Umschiffen des Vorgebirges die Magnetnadel aus ihrer Richtung weiche, daher die Lootsen um diese Stelle nur herumfahren, wenn ihnen das Tageslicht zu Hilfe kommt [14]). Von Mineralien ist noch Seesalz zu erwähnen, das die am westlichen Gestade der Bucht von Porto-Ferrajo befindlichen Salinen liefern. Die Niederungen und Thäler sind gut bebaut. Getreide findet sich zwar nur bei Porto-Ferrajo und Campo wo die zurücktretenden Berge etwas Ebene freilassen, doch reicht das Erträgniß kaum auf vier Monate aus. Der Oelbaum wird nicht viel gezogen, die edle Kastanie kommt in größeren Anpflanzungen bei Marciana vor; Wein dagegen gibt es in allen Theilen der Insel, viel und vortrefflichen [15]). Unter die Erwerbsquellen der Elbaner gehört auch die

---

[14]) Thiébaut (a. a. O. S. 164) widerlegt diese Behauptung; er hat das Cap auf Entfernung einer Viertel-Seemeile umfahren, ohne an seiner Magnetnadel etwas besonderes wahrzunehmen.

[15]) „L'île est couverte de vignes, la principale production est le vin, on en exporte ordinairement pour plus d'un million. Ce vin est très-bon et est préferé, à Gênes et en Toscane, à tous les autres vins de l'Italie." Corresp. Napoléon a. a. O. S. 12.

Fischerei, besonders der Thunfang bei Porto-Ferrajo, und noch ergiebiger im Golf von Procchio. Für Jagdliebhaber gibt es, oder gab es mindestens in der Zeit von der wir handeln, Hasen und Rebhühner in Fülle.

Die Bevölkerung von Elba betrug im Jahre 1814 bei 12.000 Seelen, wovon mehr als ein Drittel auf die beiden Hauptpunkte kam, Porto-Ferrajo mit 3000, Porto-Longone mit 1500 Einwohnern. Es ist ein guter Menschenschlag, mit bescheidenen Ansprüchen auf die Bequemlichkeiten des Lebens, mäßig, genügsam. Ihre Nahrung bilden Gemüse, Schafkäse, gepöckeltes und geräuchertes Fleisch, Fische der verschiedensten Art, grobes Brod. Viel Aberglauben, wenig Bildung, aber auch wenig Laster und Verbrechen. Kein „Dolch im Gewande" wie bei anderen Stämmen der italienischen Sonne, Diebstahl eine Seltenheit, Mord fast gar nicht. Die Mädchen sind mit dreizehn bis vierzehn Jahren reif, treten aber, wie dies immer beisammen ist, nach dem Heiraten frühzeitig ins Matronen-, später ins Hexenthum über. Man preist sie als treue Gattinen und gute Mütter. Lage und Clima der Insel, sowie die Ruhe und Mäßigkeit ihrer Bewohner erhalten das Leben, muntere Greise von neunzig und mehr Jahren sind häufig zu finden. Die Einwohner treiben lebhaften Seehandel, freilich nicht in ferne Länder und Meere: Livorno, Genua, Civitavecchia, Bastia sind die besuchtesten Häfen, wohin Früchte, Fische, Salz, Weine, Erze ausgeführt, von wo Getreide, Holz- und Manufactur-Waaren, Tücher u. dgl. gebracht werden; im Jahre 1814 unterhielt Elba bei 400 Fahrzeuge bis zu 120 und 130 Tonnen. Aber auch von auswärts kommen viele Schiffe nach Elba oder doch in Sicht der Insel, was dem Meere den Reiz ewig belebten Lebens gibt. Alle von Genua, von Livorno nach Mittel- oder Unter-Italien segelnden Fahrzeuge und umgekehrt, passiren die schmale Strecke zwischen Piombino und der Nordost-Spitze von Elba. Das ist ein unaufhörliches Kommen und Verschwinden von Schiffen aller Größen, von Flaggen aller seefahrenden Nationen; es vergeht kein Tag wo man von Porto-Ferrajo aus nicht mehrere Hundert hierhin und dorthin segelnde Schiffe zälen kann.

Der Hauptort der eisenreichen Insel heißt seit langem Porto-Ferrajo (Portus ferratus), unter den Mediceern auch Cosmopoli, Stadt des Cosimo genannt. Außerdem sind zu nennen: Porto-Longone, gleich dem erstern mit Hafen und starken Befestigungen, Rio mit den berühmten Minen in seiner Nähe; Marciana am Fuße des Monte Capanna. Die nahegelegene Ortschaft Marina di Marciana gilt als der beste Hafenplatz, die am Berge oberhalb Marciana gelegene Einsiedelei, Madonna del Monte, als der reizendste und erquickendste Punkt der ganzen Insel: weite Aussicht, treffliches Wasser, keine drückende Hitze. Auch sonst ist das Innere von Elba nicht ohne landschaftliche Schönheiten. Auch auf dem Monte Serrato (Monserrato) im östlichen Theile der Insel befindet sich eine Einsiedelei, verlassen zwischen Bergen und zackigen Felsgraten gelegen; das Kirchlein, ein einfacher Kuppelbau, aus dem Buschwerk emporragend und von Pappeln umgeben, bietet einen roman-

tischen Anblick. Von Ruinen ist der befestigte Thurm von Volterajo zu nennen, von einem schroffen Felsen weit ins Meer hinaus und in einen großen Theil der Insel sichtbar. Als besonders anmutig und entzückend schildert uns Hoare eine Wanderung über die Gebirgszüge der Insel, die Höhen voll duftiger Kräuter, deren würziges Aroma der Reisende mit Behagen einschlürft, die Hänge nicht selten bis zu den Hecken am Gestade des Meeres von Myrthen überdeckt [16]). Unter den Waldbäumen ist die immergrüne Steineiche häufig zu treffen; von südlichen Pflanzen bringen Aloen und indische Feigen (cactus opuntia) in das Landschaftsbild manche Abwechslung . . .

Dies war der kleine Fleck Erde und so sah er aus, den mit Gestattung der verbündeten Mächte der gestürzte Bändiger eines Welttheils sich zum Aufenthalt erkoren hatte, der ihm allein eigen und unterthan blieb von allem was er noch vor kurzer Zeit unermeßlich besessen, über den er Herr und Gebieter war mit allen Rechten und Attributen der Souverainetät, mit Wappen und Flagge. Im Artikel IV. des Vertrages vom 11. April 1814 machten sich die Verbündeten anheischig ihre guten Dienste einzusetzen, daß Gebiet und Banner von Elba seitens der Barbaresken ebenso geschont und geachtet würden als ob die Insel zu Frankreich gehöre. Es war das ein Punkt auf dessen Formulirung Napoleon, der vor den kühnen Seeräubern in nicht geringer Besorgniß war, besonders bestanden zu haben scheint . . .

Französische Schriftsteller wie Madame Durand, haben nicht unterlassen, es als ein eigenthümliches Zusammentreffen herauszuheben, daß Napoleon am selben Tage, „vielleicht um dieselbe Stunde", den Boden von Elba betrat da sein glücklicherer Nachfolger feierlichen Einzug in Frankreichs Hauptstadt hielt [17]). Gleich am nächsten Tage begann er seine Ausflüge in alle Theile der Insel, zu Fuß oder zu Pferd, zu Wagen oder zu Schiffe. Die Befestigungen, die Magazine und Hafen-Anstalten von Ferrajo wurden besichtigt und überall sogleich Anordnungen gegeben; die Minen von Rio wurden besucht, unterwegs Höhen bestiegen um Aussichtspunkte zu gewinnen, Plätze beachtet wo sich etwa eine Strand-Batterie anlegen ließe. Am 9. Mai kam er nach Longone wo ihm ein lebhafter Empfang bereitet war, aber auch allerhand Zudringliches an ihn herankam, besonders alte Weiber mit Bittschriften;

---

[16]) „The mountains abound with ſuch a variety of odoriferous plant, many of which are preſerved with care in our English conſervatories, that during the greater part of my ride (von Rio nach Porto-Ferrajo) I almoſt fancied myſelf in a flower garden", Hoare S. 3, und dann wieder S. 15: „Nature is very prolifick in the various plants ſhe produces, particularly of the aromatick and evergreen ſpecies: for many continued miles the mountains preſent the appearance of a flower garden, and at this ſeaſon (Anfang Mai) in the higheſt perfection of bloſſom."

[17]) Vgl. des Verfassers „Napoleon I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba" (Wien, Braumüller 1873) S. 57 f.; wir knüpfen den dort fallen gelassenen Faden unserer Erzälung hier wieder an.

andere warfen sich auf der Straße vor ihm auf die Knie, ergriffen seine Hände die sie küßten, meist in der Absicht Gnadengaben zu erhaschen. „Ich erkenne daran meine Italiener", sagte Napoleon verdrießlich zu Oberst Campbell der sich in seiner Begleitung befand; „das ist die mönchische Erziehung; bei den Völkern des Nordens findet sich dergleichen nicht." In der zweiten Hälfte Mai kam der westliche Theil der Insel an die Reihe, Marciana, Poggio, Campo. Ueberall wurde der neue Souverain mit Gewehrsalven und Kanonenschüßen begrüßt, feierlicher Empfang seitens der Geistlichkeit und der Behörden, junge Mädchen und Kinder Blumen streuend; war eine Kirche im Orte, so war der erste Gang in diese, wo Gottesdienst und Tedeum gehalten werden mußte. „Jetzt gehen Sie so fleißig in die Kirche", sagte eines Mittags Napoleon lachend zu Campbell, „daß sie am Ende fromm werden". Bei all diesen Ausflügen hatte Napoleon einen Stab von Officieren um sich; machte er sie zu Pferde so ritten ein Gendarmerie-Capitain und ein Hof-Courier vor ihm einher. Napoleon zeigte dabei eine staunenswerte Ausdauer, die oft alle seine Begleiter ermüdete. Nach einem Marsche von fünf Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags wobei er in glühender Sonnenhitze Truppen, Schiffe, Festungswerke inspicirt hatte, war er im Stande sich ein Pferd vorführen zu lassen und drei weitere Stunden zu reiten, „pour se défatiguer" wie er sich ausdrückte [18]).

Auf was der große Kriegsmeister vorerst und zumeist sein Augenmerk richtete, waren natürlich Heer und Flotte, wenn man diese Ausdrücke auf die bescheidenen Verhältnisse anwenden darf, welche die bewaffnete Macht des kleinen Eilands einschränkten. Vergleichsweise war dieselbe allerdings bedeutend, von allem Anfang viel bedeutender als die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und der Schutz gegen Angriffe bewaffneter Corsaren erheischen konnten. Aber war es angeborene Vorliebe, oder schlummerten jetzt schon gewisse Pläne, unbestimmt noch und unklar, in Napoleons Seele, genug es drängte ihn, der vor kaum zwei Jahren über eine Million Soldaten aus allen Theilen des Festlandes geboten, wenigstens ein paar Bataillone und dazu eine Miniatur-Flottille zusammenzubringen. Mit den Einheimischen war nicht viel anzufangen. Er hatte aus ihrer Mitte ein Frei-Corps (corps franc) bilden wollen; aber das war die leibhafte Unordnung und Unlenkbarkeit; kein Appell war im Stande sie vollzälig zusammenzubringen; viele verloren oder verkauften ihre Waffen, ihre Uniformen. Als daher später Napoleon ein Bataillon Jäger

---

[18]) Napoléon à l'île d'Elbe etc. par Amédée Pichot etc. Paris, E. Dentu, Revue britannique 1873. Fast die Hälfte des Buches nimmt das Tagebuch Sir Neil Campbell's ein, aus dem Englischen übersetzt, vielfach nur auszugsweise. Daselbst heißt es anläßlich jener forcirten Spaziergänge S. 98: „Je ne pense pas qu'il lui soit possible de s'asseoir pour écrire ou se livrer à une de ces occupations de sa retraite qu'il avait annoncées dans les adieux de Fontainebleau, tant que sa santé lui permettra les exercises du corps."

zusammenstellte erhielt General Drouot den ausdrücklichen Befehl keine Elbaner einzureihen, es wäre denn, daß sie früher in Frankreichs Diensten gestanden hätten [19]). Es wurde dadurch dieses „Freiwilligen-Bataillon" zu einem „Fremden-Bataillon", größtentheils Soldaten die früher unter den Adlern des Kaisers gefochten, Franzosen, Italiener, vorzugsweise aber Corsen, auf welche letztere als seine engsten Landsleute Napoleon es am meisten abgesehen hatte [20]). Nicht ganz hundert polnische Lanzen-Reiter dienten ihm als Cavallerie und zugleich als eine Art berittener Artillerie um den auf verschiedenen Punkten der Insel postirten Batterien schnell zur Hand sein zu können [21]). Die „Kriegs-Marine" bestand aus der Brigg „l'Inconstant" mit 60 Officieren und Matrosen, drei mittleren Fahrzeugen: der Goelette „Caroline", die als „Admiral-Schiff" galt, in der Mitte des Hafens von Ferrajo postirt, stets mit Lebensmitteln für einen Monat versehen und dadurch jeden Augenblick bereit sein sollte in die See zu stechen, dem „Etoile", jene mit 16, diese mit 14 Köpfen Schiffsmannschaft, und einem englischen Fahrzeug dem Napoleon den Namen des Capitains der ihn nach Elba gebracht „Usher" gab und das er zu seinem persönlichen Dienste bestimmte — „le mien" heißt er es darum in seinen Rescripten — mit 10 Mann Besatzung; zwei Feluken zu 8 Mann, „l'Abeille" und „la Mouche", einem Boote zu 6, und einem zweiten „le Hochard" genannt, zu 4 Mann [22]). Daß Napoleon den Befestigungen von Ferrajo und Longone vom ersten Augenblicke seine besondere Sorgfalt zuwandte wissen wir bereits. Er ging aber weiter: es sollten alle alten Thürme und Vesten, die sich auf Elba und dem nahegelegenen kleinen Eiland Palmajola befänden, in Bedacht genommen und in Vertheidigungsstand gesetzt werden; denn sie alle könnten für diesen Zweck dienlich sein. Ueberhaupt zeigte sich jetzt, wo er über keine Welten mehr zu gebieten hatte, seine Kunst und Kraft im kleinen, ja kleinsten. Es ist geradezu staunenswert auf was er alles achtete, was er alles ordnete und

---

[19]) Instruction für das Freiwilligen-Bataillon der Insel vom 10. Mai, Corresp. XXVII, Nr. 21568, S..372 f., vgl. mit ebenda Nr. 21570 vom 22. Mai 1814.

[20]) Das Fremden-Bataillon wollte Napoleon zuerst „bataillon français et étranger" nennen und er zälte dabei auf jene Leute der französischen Garnison von Elba die in seine Dienste treten wollten; erst als ihn General Koller auf das bedenkliche, ja herausfordernde eines solchen Schrittes aufmerksam machte (s. „Fahrt Napoleons von Fontainebleau nach Elba" Seite 58 f.), ließ er die Benennung und scheinbar auch die Tendenz fallen . . .

[21]) „Les Polonais seront considérés comme cannoniers à cheval; en conséquence Drouot présentera une instruction pour la manoeuvre. La principale raison qui m'a fait désirer avoir de la cavalerie, c'est pour me porter promptement sur les batteries." Corresp. a. a. O. Nr. 2170.

[22]) Am 28. Juli schreibt Napoleon: „J'entretiens trois bâtiments qui ont chacun 16 (?) matelots, et un brick qui en a 60", und ertheilt Bertrand den Auftrag, ihm ein zweites größeres Fahrzeug zu 50 bis 100 Tonnen zu erwerben. Siehe die die Marine betreffenden Instructionen vom 7. Mai, Corresp. XXVII, Nr. 21566, dann vom 22. und 25., ebenda S. 377—379. Schiffs Lieutenant Taillade fungirte als Marine-Commandant.

anordnete, wie er überall und in allem seinen Blick hatte. Er wußte welche Vorräte und wie viel derselben sich in jedem Magazine befanden, er befahl was weggegeben und was aufbehalten, er zeigte die Märkte an wohin die zu verkaufende Waare geführt, er schrieb die Art und Weise vor wie das betreffende Geschäft eingegangen werden sollte &c. [23]).

Napoleon war aber gleichzeitig darauf bedacht sich mit einem Hofstaat zu umgeben und den Kreis einer gewissen Etiquette um seine Person zu ziehen. Die Maires von Porto-Ferrajo und Rio, der Nationalgarde-Commandant und ein angesehener Privatmann der Insel wurden Kämmerer, sechs junge Leute aus den besten Familien Ordonnanz-Officiere. Graf Bertrand stand an der Spitze der Civil-Verwaltung und des kaiserlichen Hauses, General Drouot war oberster Heer- und Waffenmeister, Sieur de Peyrusse hatte das Cassa- und Geldwesen unter sich. Für die Gerechtigkeitspflege wurde ein Appell- und ein Cassations-Hof errichtet, ganz wie in Paris, nur etwas kleiner. Zwölf Notabeln bildeten eine Art Staatsrath. Die Besoldungen waren gar nicht so gering. Bertrand bezog 20.000 Fr., die Kämmerer, als Ersatz dafür, daß sie ihren Geschäften oder ihren Familien entzogen waren, 1200 Fr. Sie hatten Langeweile genug dafür zu verdauen [24]). Sonntags nach der Messe war gewöhnlich Empfang und Audienz in aller Förmlichkeit. Auch Bälle wurden gegeben, wenn gleich er selbst nur auf kurze Augenblicke dabei erschien. Am 16. Mai war großer Cercle bei Hof, den uns Oberst Campbell mit wenig Strichen bezeichnend genug schildert. Es waren 50 bis 60 Frauenzimmer, in ihren besten Anzügen, in zwei Reihen im Halbkreise sitzend, hinter ihren Stühlen die Männer. Als Napoleon ein-

---

[23]) Siehe z. B. Corresp. Nap. Nr. 21572 vom 3. und 21573 vom 5. Juni. Er hält dem General Drouot eine Strafpredigt über die Fahrlässigkeit der Magazins-Verwaltung, 300 Säcke Mehl aus den Vorräthen von Longone seien um einen so schlechten Preis verkauft worden, daß er 30—40 Percent daran verliere; er befiehlt 1000 Centner Mehl dem Director der Minen von Rio zur Verfügung zu stellen, der sie an die Arbeiter verkaufen werde; die übrigen 300—400 Centner seien zu magaziniren und im guten Stand zu halten: „1⁰ en les renouvelant fucceffivement, et d'abord en mettant en confommation les farines plus anciennes; 2⁰ en vendant fucceffivement les farines qui font dans le cas d'avarier, et en les remplaçant par de nouvelles" . . . An einer andern Stelle sagt er über den Kauf und Verkauf: „C'eft un mauvais principe ici de recourir aux mercuriales (Marktpreise); il ne peut y en avoir ici puisqu'on fe fournit de beaucoup de chofes chez l'étranger. Le vin ne peut avoir cinq fous la bouteille fi on fait d'achats en temps opportun etc. . . . Mon intention eft d'avoir des approvifionnements de fiège en blé, farine, rix et huile. Quand à l'approvifionnement de fiège pour la viande, je défire l'avoir en beftiaux fur pied qui feraient nourris dans l'île; on commençerait les falaifons en cas de fiége et on ne manquerait pas ici le fel" . .

[24]) Campbell beschreibt zum 25. Mai, wie er mit den Capitäns Usher und James bei Napoleon eintretend denselben mit dem Oberst-Marschall am Schachbrett getroffen habe: „les deux chambellans fuivaient des yeux la partie, ayant l'air ennuyé et mauffade. Ces deux meffieurs ont été enlevés à leurs affaires ou à leur famille pour 1200 fr. d'appointements." Pichot Seite 89, vgl. 90 [1]).

trat stand alles auf, er ging von einer zur andern und fragte sie ob sie verheiratet, was ihr Mann sei, ob sie Kinder habe und wie viele, ob sie sie selbst säuge oder gesäugt habe — eine seiner Lieblingsfragen —, wer ihr Vater sei oder was er gewesen u. s. w. Er sprach dann mit einem und dem andern der Männer und zog sich bald zurück. Der Stammbaum derer, die so hoher Ehre würdig befunden im kaiserlichen Cercle zu erscheinen, reichte nicht immer sehr hoch hinauf. „Ich erkannte ein junges Mädchen“, versichert unser Gewährsmann, „die mit ihren beiden Schwestern gekommen war; ich hatte sie ein paar Tage früher in ihrer Behausung aufgesucht da die Borten an meiner Uniform einer Nachhilfe bedurften“ . . .

Napoleon begann erst sich etwas mehr zu Hause zu fühlen nachdem seine Garden angekommen waren. Mannschaft und Gepäcke die man in Savona auf fünf großen englischen Ueberfahrt-Fahrzeugen eingeschifft, trafen am 26. Mai in Elba ein, am 27. fand die Ausschiffung und Auspackung statt. Es waren, von Oberst Cambronne geführt, 600 — 700 Mann zu Fuß und 80 Reiter, 8 Gepäckwagen und ebensoviel Kutschen, 18 Reit-, 24 Wagen-Pferde und 5 Maulthiere, 25 zum kaiserlichen Haushalt gehörige Personen. Napoleon war bei der Ausschiffung selbst gegenwärtig und äußerte seine Bewunderung über die Gewandtheit und dabei Aufmerksamkeit womit die britischen Matrosen sich ihrer Aufgabe entledigten: „Französische Seeleute würden zu demselben Geschäfte wol vier Tage brauchen; dabei würde manches an den Wagen gebrochen sein, mehr als eins der Pferde ein lahmes Bein davon getragen haben“.

Mit dem Eintreffen der kaiserlichen Garde verließ General Dalesme mit der französischen Besatzung die Insel um sich auf der „Dryade“ nach Frankreich zurückbringen zu lassen [25]). Einige Tage später segelte der „Undaunted“ ab, dessen Officiere und Mannschaft der Kaiser zum Abschied bewirtete und beschenkte; Capitain Usher erhielt eine mit den kostbarsten Brillanten besetzte Tabatière von vielen tausend Francs im Werte. Napoleon konnte die Haltung der englischen Regierung nicht genug loben, und verhehlte nicht die hohe Achtung, welche ihm die hervorragenden Eigenschaften

[25]) Napoleon besuchte die Fregatte bevor er den Capitain, der um eine Audienz angesucht, empfangen hatte, und brachte diesen dadurch in einige Verlegenheit, als dessen Mannschaft, da sie des Kaisers ansichtig wurde, in lebhafte Hochs ausbrach. „Donc la visite de l'empereur“, bemerkt hiezu Campbell, S. 94, „s'addressa à l'équipage et c'est une manière de sonder l'opinion des matelots à son égard.“ Mit dem Eintreffen der Garde hatte jetzt Napoleon: 1 Bataillon Garde-Infanterie 400 Mann, 1 Compagnie Garde-Artillerie 110 Mann, polnische Lanzenreiter der Garde 80 Mann, 1 Abtheilung Garde-Marine 100 Mann, 1 Bataillon Jäger 400 Mann, 1 Bataillon Freiwilliger 400 Mann, Gendarmerie 20—30 Mann, Veteranen 20 Mann . . . Diese Ziffern blieben sich aber nicht gleich, einestheils weil Napoleon mitunter andere Eintheilungen traf, z. B. zwischen den Chasseurs und dem bataillon franc, anderntheils weil der Truppenstand, wie wir später hören werden, im Laufe der Zeit bedeutenden Zuwachs von außen erhielt.

der englischen Nation einflößten. Als Oberst Campbell, der unschlüßig war ob er nach Usher's Abfahrt noch länger auf der Insel bleiben sollte, durch General Bertrand deßhalb beim Kaiser anfrug, ließ ihn dieser bitten zu bleiben: „er möchte die Flagge der Insel nach Algier senden um sie von den Barberesken respectiren zu lassen; übrigens sei dessen Anwesenheit schon wegen der britischen Kriegs-, Transport- und Handels-Schiffe die sich fortwährend in den Gewässern der Insel zeigten, unausweichlich". Napoleon gab sich gern den Anschein unter englischem Schutz zu stehen und schmeichelte den Engländern in jeder Weise. Er bedauerte der englischen Sprache nicht hinreichend mächtig zu sein um deren Literatur näher kennen zu lernen, und bat Campbell ihm eine Sprachlehre zu leihen. Lord Bentinck, Douglas und andere vornehme Engländer die sich auf der Insel einfanden, hatten sich der glänzendsten Aufnahme zu erfreuen. „Ich lebe auf einer Insel", pflegte ihnen Napoleon zu schmeicheln; „alle Inseln aber sind gewissermaßen englisches Erbstück, folglich bin ich gewissermaßen englischer Unterthan"...

Die Vermehrung seiner bewaffneten Macht bot dem jetzigen Beherrscher von Elba die Mittel einen Entschluß auszuführen, den er gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft gefaßt hatte. Damals war nämlich bei Tische von einer kleinen unbewohnten Insel, zehn Seemeilen südwärts von Elba, gesprochen worden, worauf Napoleon sogleich gesagt hatte: „Die werde ich in Besitz nehmen. Ganz Europa," fügte er lachend bei, „wird sagen, ich sei schon wieder aufs Erobern ausgegangen". Es war damit die Insel Pianosa gemeint, bei den Alten Planaria oder Planasia geheißen; denn im geraden Gegensatze zu dem gebirgigen Elba ist dieses kleine Eiland, ein Felsen von Tuff, durchaus eben, nur wenig erhöht über die Meeresfläche, ohne schützenden Hafen oder sichern Landungsplatz. Aus der classischen Zeit ist sie als Verbannungsort des letzten Enkels von Augustus, M. Julius Agrippa Posthumus bekannt, eines Menschen von geringen geistigen Anlagen, doch um so größerer thierischer Kraft, dabei ohne verbrecherische Vergangenheit. Kurz vor seinem Tode soll der Imperator ohne Vorwissen der Livia ihn noch einmal besucht haben, was das Schicksal des unglücklichen Jünglings nur beschleunigte; Tiberius saß nicht lange auf dem Thron als er Mörder nach Planasia sandte, die den mit Riesenstärke sich sträubenden Agrippa endlich zu Boden warfen und erwürgten. Noch heute sind Substructionen seines Palastes, seiner Bäder auf der Insel zu entdecken. Fruchtbar und wildreich, mit einer reichen Süßwasserquelle, mit unterirdischen Grotten von angenehmer Kühle, war Pianosa im Mittelalter ein blühender Fleck, bis am 7. August 1557 eine türkische Flotte erschien, die Häuser in Asche legte, die befestigten Thürme brach, die Einwohner in Sclaverei fortschleppte. Gegen Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatten Bewohner von San Piero und San Hilario (im südwestlichen Theile Elba's, Bezirk Campo) von neuem versucht Pianosa zu bebauen, ein paar ergiebige Ernten nacheinander munterten zu größeren Versuchen auf, es siedelten sich

bei hundert Perſonen daſelbſt an, als wenige Jahre ſpäter ein neuer Angriff der Corſaren und eine abermalige Fortſchleppung aller Einwohner erfolgte. Von da an blieb das kleine Eiland verödet, die Felder bedeckten ſich mit Gehölz, Vögel, Kaninchen, Haſen vermehrten ſich ungeſtört; von Zeit zu Zeit nahmen Barberesken vorübergehenden Unterſtand auf der Inſel, um von da der römiſchen und toscaniſchen Küſte unwillkommene Beſuche abzuſtatten. Auf dieſen Punkt nun richteten ſich jetzt die Blicke des ehemaligen Welteroberers. Nachdem er am 20. Mai der Inſel einen vorläufigen Beſuch abgeſtattet hatte — es wurde unter einem über den Raſen geſpannten Zelt geſpeiſt, Napoleon für ſich an einem abgeſonderten Tiſchchen „et gardant ſeul ſon chapeau ſur la tête“ (Campbell-Pichot S. 84), — ſandte er am 9. Juni eine erſte Abtheilung dahin, um eine Art von Militär-Colonie daraus zu machen: 30 Mann der alten Garde und 10 vom Corps-Franc mit mehreren Geſchützen, einem Mörſer, Munition und Faſchinen. Die Inſtructionen, die Napoleon für die Coloniſirung gab, ſind wieder ganz ins einzelne gehend; ſie handeln von der Aufhiſſung und Begrüßung des kaiſerlichen Banners, von Caſernirung der Truppen und Befeſtigung gewiſſer Punkte, von Coloniſation und Verproviantirung ꝛc. [26]).

Als Napoleon die öde Inſel beſetzen ließ, war es ihm nicht bloß darum zu thun, eine „Eroberung“ zu machen, es galt ihm auch dabei ſein Eigenthum zu vermehren und ſeine Einkünfte mindeſtens für die Zukunft zu erhöhen. Denn, daß die Inſel Niemand anderem als ihm gehöre, galt ihm als ausgemacht; für die Bevölkerung und Bebauung derſelben würden allerdings mancherlei Vorauslagen zu beſtreiten ſein, was aber, ſobald einmal alles auf den gehörigen Fuß gebracht, zurückerſetzt werden müßte [27]). Ueberhaupt war Napoleon auf die Wahrung deſſen, was er ſeinen Staatsſchatz und ſeine Finanzen nannte, vom erſten Augenblicke eiferſüchtig, ließ eine genaue Aufnahme all ſeiner „Domainen“ veranſtalten, darunter: des Forſtes Giove, der beiden Forſte nächſt Volterajo, des Landſitzes von San

---

[26]) Ordres pour la priſe de poſſeſſion de la Pianoſa vom 6. Juni, Correſp. XXVII, Nr. 21574, dann Nachträge vom 16. und 20. Juni, ebenda Nr. 21577 u. 21579: „Le commandant aura les ordres ſuivants: [1]) faire tuer toutes les chèvres qui ſeront dans l’île; [2]) prohiber la chaſſe; [3]) empêcher de couper aucun bois, il fera recueillir pour les beſoins de la garniſon tous les bois morts et ſecs qui y ſont en grande quantité etc. . . Comme il y a des grottes qui peuvent ſervir à la garniſon, le commandant aura ſoin d’en faire nettoyer une ou deux, en commençant par y faire faire du feu pour brûler les inſectes. . . Je ſuppoſe que tous les dimanches le curé dit la meſſe, ſoit dans une grotte, en plein air ou ſur l’Abeillé“ etc.

[27]) (L’île de la Pianoſa) . . „qui, n’ayant aucun propriétaire particulier, appartient tout entière à l’Empereur. Il faut donc s’occuper d’un projet qui conſerve les droits du tréſor et l’indemniſe des avances et frais d’adminiſtration de cette île, favoriſe la population et la réhabitation du pays“. Correſp. XXVII, S. 368.

Malino ꝛc. Den Haupttheil seiner Einkünfte bildeten immer die Eisengruben von Rio, deren Director Pons de l'Hérault ihm jährlich mehr als 300.000 Francs abführen konnte; sie beschäftigten vier- bis fünfhundert Arbeiter, mit der Verfrachtung der gewonnenen Erze hatten etwa fünfzig Schiffe zu thun. Der Thun-Fischfang warf zwischen 30.000 und 40.000, der Erlös aus den Salinen zwischen 20.000 und 30.000 Francs ab. Dazu kamen allerhand Abgaben und Zinsungen von den Einwohnern, die Grundsteuern ꝛc., bei 100.000 Francs, was also im Ganzen eine Einnahme von nahezu 500.000 Francs ausmachte. Davon ließ sich nun allerdings die Verwaltung und Gerechtigkeitspflege der Insel, dann die bei weitem theuerere Hofhaltung bestreiten; allein die unverhältnißmäßig großen Auslagen für Soldaten und Schiffe, für Neubauten u. dgl., waren damit nicht zu decken, und da die bourbonische Regierung sich durchaus nicht beeilte, die durch den Vertrag vom 11. April dem entthronten Kaiser ausbedungenen 2,000.000 Francs abzuführen, so kam Napoleon von allem Anfang mit seinen Finanzen in arges Gedränge. Der Verkauf der großen Vorräte an allerhand Lebensmitteln, die sich in den verschiedenen Magazinen und Speichern gefunden, half in der ersten Zeit aus; dann aber blieb nichts übrig, als herauszupressen wo es etwas herauszupressen gab, was die neue Regierung, der die Einwohner von vornherein mit schwer verhaltenem Mißtrauen und Ingrimm entgegengesehen, nicht sehr beliebt machen konnte. Mit dem Director Pons geriet der Kaiser eines Tages, weil ihm dieser die vor Napoleons Besitzergreifung von Elba verfallenen Gelder nicht abführen wollte, in so heftigen Wortwechsel, daß man die Beiden bis in die anstoßenden Zimmer schreien hörte, wobei der Director zuletzt ausrief: „Sire, das Geld gehört nicht mir sondern Frankreich, und 300.000 Bajonette werden mich nicht vermögen, es in andere Hände zu übergeben". Dann wollte Napoleon die Besoldung der Gruben-Inspectoren sowie anderer Beamten herabsetzen, einige Stellen ganz eingehen lassen u. dgl., wogegen sich gleichfalls der Director stemmte und dafür, wie sich denken läßt, bei seiner Rückkehr nach Rio von den herzlichsten Huldigungen der Beamten und Arbeiter empfangen wurde. „Reçu comme un monarque!" sagte beißend Napoleon als er davon hörte . . . . . „Comme un père", berichtigte mit Nachdruck der Director.

Ebenso unerbittlich und nur der unbedingten Unmöglichkeit weichend, war Napoleon in Eintreibung der Steuern; weltliche und geistliche Organe mußten ihre Bemühungen vereinigen, um die Leute zur pünktlichen Abfuhr ihrer Schuldigkeit aufzufordern. Als in der ersten Hälfte Juli in allen Kirchen der Insel von der Kanzel herab eine neue Steuerforderung bekannt gemacht wurde, fanden an mehreren Orten Aufläufe statt, selbst in den Kirchen kam es zu garstigen Auftritten, so daß mehrere Leute eingesperrt werden mußten. An anderen Orten rotteten sich die Insassen zusammen, empfingen den Steuereinnehmer mit Katzenmusik. Gendarmerie, Militär

mußten requirirt, den Leuten zur Beköstigung und Unterkunft in die Häuser gelegt werden, bis alles auf Heller und Pfennig bezalt war[28]).

Allerdings wurde der Kaiser in vielen Stücken ein wahrer Wolthäter seines kleinen Besitzthums, und manches, worüber die Bewohner von Elba damals die Nase rümpften oder laut schimpften, wußten sie ihm später dankend nachzurühmen. Denn wie in seinen militärischen Plänen und Maßregeln ging er auch in allem was die innere Verwaltung betraf in das kleinste Detail ein, sorgte für Reinhaltung der Straßen, zwang die Einwohner zur Anlegung der in Elba wie in allen südlichen Ländern fast unbekannten Latrinen, führte eine Brunnen- und Wasserordnung ein, der sich Jedermann zu fügen strengstens verhalten wurde, munterte zur Einrichtung eines Gasthofes mit einer Anzal Betten auf, „afin que les voyageurs quels qu'ils soient puissent y loger“[29]). Eine große Sorgfalt widmete Napoleon der Anlegung von Straßen, von Brücken[30]), der Anpflanzung von Alleen u. dgl. So sollten der Golf von Procchio einerseits über Poggio mit Marciana, anderseits mit dem Busen von Campo, Porto-Longone mit Rio verbunden, die Kosten zu einem Theil aus den Finanzen zum andern von den Gemeinden, denen der Vortheil erleichterten Verkehrs zu statten kam,

---

[28]) Siehe über einen derartigen Vorfall vom 15. bis 17. November 1814 in der Gemeinde Capolini (Capoliveri?) Pichot S. 283 f. Anm. „Telle est la pauvreté des habitants“, sagt Campbell a. a. O. S. 101, „que plusieurs d'entre eux seront obligés de vendre leurs maisons, leurs meubles et leurs habits pour acquitter l'impôt!“ Als der Oberst am 2. August nach einer vierwochentlichen Abwesenheit nach Elba zurückkehrte, erwarteten ihn viele Einwohner, „qui désiraient savoir si le commissaire anglais ne pourrait pas intervenir pour arrêter ce qu'ils appelaient les exactions de Nap.“; ebenda S. 134. Nach einer Stelle bei Peyrusse a. a. O. S. 279 f. wurde damals auf Elba noch in bester Form Tortur geübt; es handelte sich um einen Betrag von 3000 Fr., wegen dessen Entwendung ein Seiler Namens Allori in Verdacht kam; Peyrusse gab dem untersuchenden Polizei-Commissär den Rat, „de faire mettre les poucettes à Allori par le gendarme qui le gardait; le ferrement gradué de cette étreinte lui arracha l'aveu“ etc.

[29]) Corresp. Nr. 21644 vom 19. September an Bertrand: „Comme il y a déjà des traiteurs dans la ville, il ne s'agirait que d'organiser un hôtel garni“. . . Bezüglich der Reinhaltung der Straßen befahl Napoleon, jeder Hauseigenthümer sei verpflichtet, binnen zwei Monaten Latrinen anzulegen „lesquelles seront vidées et transportées dans la nuit du côté des salines, dans un endroit qui sera choisi de manière que cela ne nuise point aux promenades“; um die Leute zu nötigen, wurde eine Reinlichkeitssteuer, impôt de propreté, eingeführt, die, wenn der Betreffende nach drei Monaten seine Vorrichtung nicht hergestellt hätte, verdoppelt werden sollte. Ferner ordnete Napoleon eine genaue Aufnahme der vorhandenen Cisternen an, ihres Zustandes, ihrer Wasserhältigkeit, der Art und des Umfanges ihrer Benützung seitens der Bevölkerung: „Les chevaux iront dorénavant boire à un des deux puits qui sont à la caserne de Ponticello; on défendra positivement qu'on touche aux cisternes. Il sera établi un tonneau près de ces puits avec une petite pompe“ etc. Corresp. XXVII, S. 368—370.

[30]) Corresp. Nr. 21582 v. 24. Juni, 21613 v. 20. August. Napoleon ernannte einen eigenen „Ingénieur des ponts et chaussées dans l'île“ mit einem Jahresgehalt von 1800 Fr., und betraute ihn mit der Ueberwachung „de la construction et de la réparation des ponts, des chemins, du desséchement des marais, et spécialement de tous les travaux salins“.

getragen werden. Für die Alleen, womit er die Straßen und Promenaden von Porto-Ferrajo ausgestattet haben wollte, verschrieb Napoleon Maulbeerbäume aus Florenz, „und da hieraus die Stadt, welche die Blätter verkaufen kann, eine Einnahmsquelle mehr haben werde“, sei es nur billig, daß sie die Auslagen dafür bestreite. Doch nicht bloß aus ihrer Tasche mußten die Gemeinden für solche Zwecke beisteuern, auch Arme und Beine mußten sie rühren. Bauern wurden ausgehoben und beigetrieben unentgeltliche Frohndienste zu leisten. Seine alte Garde blieb bei derlei Arbeiten, bei Pflasterungen, beim Einreißen von Gebäuden nicht verschont, was diese Leute, die sich eher ein Leben behaglicher Ruhe erwartet hatten, nicht eben in die rosigste Laune versetzte. Selbst die Arbeiter in den Erzgruben sollten in der Zeit, die ihnen die Arbeit im Berge frei ließ und die sie zur Pflege des kleinen Stückes Acker zu verwenden pflegten, dessen Erträgniß einen Theil ihres Lebensunterhaltes bildete, die Straßen in ihrer Nähe bauen helfen; allein dem widersetzte sich Director Pons beharrlich.

## 3.

Am 29. Juni 1814 verließ Maria Louise Schönbrunn, um sich in die Bäder von Aix zu begeben. Außer der französischen Begleitung der „Herzogin von Colorno“ — diesen Namen eines ihrer künftigen Lustschlößer hatte sie für das Incognito ihrer Reise angenommen — befand sich auch der österreichische Hauptmann Graf Karaczay, vom Kaiser Franz hiezu bestimmt, in ihrem Gefolge; Maria Louise kannte ihn von ihrer Heimreise aus Frankreich und hatte sich dessen Dienste nur zu loben. Am 2. Juli kam sie in München an, erwartet vom Prinzen Eugen und dessen Gemalin, bei denen sie das Souper einnahm; die Schwester der letzteren, die von ihrem Manne geschiedene Kronprinzessin Charlotte von Württemberg war in ihrer Gesellschaft. Von München reiste die Herzogin von Colorno ohne Unterbrechung bis Meersburg am Bodensee, wo sie am 4. Juli unvermutet Bausset wiedertraf; er hätte vorausgehen sollen, war aber unterwegs vom Zipperlein befallen worden und hatte hier liegen bleiben müssen. Sie schrieb von da zum ersten Mal an ihren Vater — noch auf einem Regentschafts-Briefpapier, jedoch, wol nur zufällig, das Wasserzeichen umgekehrt —, dem sie nochmals die Sorge für ihren zurückgelassenen Sohn empfahl; „denn sonsten wenn ich nicht wüßte, daß er in so guten Händen wäre, so würde ich mich entsetzlich ängstigen“. Am folgenden Tage kam man durch Baden, Canton Aargau, wo bei dem dort weilenden Grafen von St. Leu das Diner eingenommen wurde. Nach einer kleinen Rast in Bern, 7. Juli, wurden am Nachmittag des 9. die Ufer des Genfer-Sees bei Lausanne erreicht, und von hier begann eine Reihe imperialistischer Kundgebungen und Ovationen, die dem Grafen Karaczay manchen Schweißtropfen auf die Stirn trieben.

Als Maria Louise am Abend eine Spazierfahrt auf dem See unternahm, gaben ihr eine Menge kleiner Barken das Geleite, eine stillschweigende Huldigung für die Gemalin des gestürzten Kaisers; von den Bergen ertönten Hirtengesang und frohe Rufe und versetzten die Reisenden in eine poetische Stimmung. In Lausanne wurde die „Herzogin" am andern Tage vom Ex-König Joseph eingeholt, der sich das Schloß Prangins bei Nyon (Neuss) zum Wohnsitz auserkoren hatte, wohin er seine Schwägerin geleitete, ein Dejeuner einzunehmen. Die Fahrt theils in offener Calesche theils in einer Barke über Allaman (ad Lemanum) und Rolle gab zu neuen frohen Kundgebungen Anlaß, überall lief das Volk zusammen, rief ihr, dem Kaiser, der Familie Buonaparte freudige Hochs zu. Dasselbe war der Fall, als sie Nachmittags ihr Schwager nach Genf führte, wo sie in Sécherons, einem beliebten Aufenthalte der Touristen, ihr Absteig-Quartier nahm. Noch denselben Abend erschien eine Deputation ihr die Ehrerbietung der Stadt darzubringen, die sie aber „wegen Ermüdung" nicht empfangen konnte.

Es war ein Sonntag, und Genfer Bürger hatten sich am selben Tage mit einer Lausanner Gesellschaft in Nyon zusammengefunden, um da eine Feier ihrer wiedergewonnenen Selbständigkeit zu begehen. Zur selben Zeit hatte aber in Versoix, einem zwischen Nyon und Genf gelegenen zur Landschaft Gex gehörigen Flecken, der durch den Pariser Frieden bei Frankreich belassen worden war, eine Demonstration von entgegengesetztem Charakter stattgefunden; es war ein Aufstand ausgebrochen, man hatte die königlichen Beamten mißhandelt, sich bewaffnet, die Tricolore aufgesteckt. Als nun am Abend die Genfer auf ihrer Heimfahrt durch den Ort kamen, voran ein zierlicher Wagen mit Musik, mit den Wappen aller Schweizer Cantone behangen, wurden sie gewaltsam angehalten, der Reiter, der die Fahne mit dem Genfer Wappen trug, beschimpft, die schwarzen Cocarden ihnen herabgerissen, unter forwährenden Hochs auf Napoleon, Maria Louise, den König Joseph, in welche Rufe die Mißhandelten, die nichts als ihre Fäuste hatten, einstimmen mußten, um nur mit heiler Haut davon zu kommen [31]). Am Morgen des nächsten Tages, 11. Juli, kehrte Joseph Buonaparte, nachdem er seiner kaiserlichen Schwägerin einen schönen spanischen Hengst zum Geschenk gemacht, nach Prangins zurück, auf seiner Fahrt durch Versoix mit lautem Beifall begrüßt, weil er die Gemalin Napoleons so geehrt hatte, während einige schweizerische Soldaten, Solothurner und Freiburger, die durch den Ort kamen, allerlei Hohn und Schimpf zu erdulden hatten.

Maria Louise erfuhr von diesen Vorgängen nichts, da sie einen mehrtägigen Abstecher in das Gletschergebiet von Faucigny machte, von ihren Damen und Herrn von Meneval begleitet [32]); Bausset und Karaczay blieben

---

[31]) Bericht Karaczay's an Fürst Schwarzenberg aus Genf, 13. Juli 1814 (Kais. St. A.).

[32]) Bei welchem II, S. 164 f. man auch die Beschreibung dieses Ausfluges nachlesen kann.

in Genf zurück. Letzterer war über die Auftritte, deren Zeuge er am 10. gewesen oder deren Hergang ihm von Anderen berichtet wurde, nichts weniger als erbaut, und es kam immer mehr dazu. Fast jede Nacht fuhren unter der Wohnung der Kaiserin Barken mit jungen Leuten vorbei, die mit wahren Stentorstimmen, damit sie nur ja gehört würden, ihr Vive l'Empereur hinaufbrüllten. Aus Carrouge, einem eine halbe Stunde von Genf gelegenen von einer Abtheilung des 7. k. k. Jäger-Bataillons besetzten Orte, auf dem Wege, den Maria Louise nach Aix einschlagen mußte, erfuhr der Graf, daß man dort fleißig an Triumphpforten arbeite, um ihr einen prunkenden und geräuschvollen Empfang zu bereiten. Karaczay ersuchte den kaiserlichen Militär-Commandanten diese Vorbereitungen einstellen zu lassen, da sich solche Anstalten nicht mit dem Incognito der Kaiserin vertrügen, überdies zu Ausbrüchen der Parteileidenschaft Anstoß geben könnten. . .

Am 16. war Maria Louise in Sécherons zurück und setzte Tags darauf ihre Reise fort, auf der sie von nun an einen Begleiter mehr haben sollte.

Adam Adalbert Graf von Neipperg, einem uralten ursprünglich in Schwaben angesiedelten Adelsgeschlechte entsprossen, am 8. April 1765 zu Wien geboren, später ein Carlsschüler, war mit sechzehn Jahren als Cadet bei den Hußaren eingetreten und hatte in den niederländischen Feldzügen 1792 und 1793 so viel Mut und Tapferkeit bewiesen, daß er rasch zum Oberlieutenant vorrückte. Als er jedoch in den ersten Septembertagen einen ihm von Clerfayt gegebenen Auftrag kühn und glücklich ausgeführt, fand er bei der Rückkehr mit seiner aus Uhlanen und Hußaren bestehenden Abtheilung alle Wege vom Feinde verlegt und geriet am 14. bei dem Dorfe Doelen, wo er sich durchschlagen wollte, nach hartnäckigem Kampfe, aus acht Wunden blutend und zuletzt besinnungslos zu Boden stürzend, in französische Gefangenschaft. Bei dieser Gelegenheit soll ihn ein Säbelhieb ins rechte Auge getroffen haben; nach einer andern Erzälung wäre er in Frankreich von den Männern der Schreckenszeit für einen Emigranten gehalten und unter den ärgsten Mißhandlungen um sein Auge gebracht worden. Wieder freigegeben und von seinen schweren Leiden genesen, erwarb er sich beim Angriffe auf die Mainzer Linien, 29. October 1795, den Hauptmannsrang und kam dann zur Armee nach Italien, wo er, nebst anderen rühmlichen Thaten, am 16. September 1799 vor Turin als Major entscheidend zum Siege der kaiserlichen Waffen beitrug, und für sein entschlossenes und ausdauerndes Vorgehen und Ausharren in der Schlacht am Mincio, 25. und 26. December 1800, mit dem Theresienkreuze ausgezeichnet wurde. 1805 Oberst-Lieutenant, das Jahr darauf Oberst bei Kaiser-Hußaren, hatte er im Jahre 1806 die Gräfin Therese Thurn-Valsassina, eine geschiedene Remondini geehelicht, die ihn nacheinander mit vier Söhnen beschenkte, war dann 1809 zum General vorrückend im diplomatischen Dienste, unter andern

als Gesandter am schwedischen Hofe verwendet worden, bis er 1813 unter die Fahnen zurückkehrte. Hier erwarb er sich durch eine Reihe kühner und erfolgreicher Waffenthaten das Commandeurkreuz des Theresienordens und wurde nach der Völkerschlacht bei Leipzig ausersehen, die Nachricht davon nach Wien zu überbringen, wo er am 24. October unter einem unermeßlichen Jubel und Freudenrausch der Bevölkerung seinen feierlichen Einzug hielt. In den ersten Monaten 1814 vom Kaiser Franz an die Höfe König Joachim's und des Prinzen Eugen entsendet, hatte er sich dann den siegenden Heeren der Verbündeten angeschlossen und war nach beendigtem Feldzug wieder nach Italien beordert worden, wo er jetzt ein Truppen-Commando mit dem Sitze in Pavia führte.

Graf Neipperg, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, stand damals in seinem vierzigsten Lebensjahre. Sein Aeußeres, vorzüglich seine lebhafte, obgleich nicht frische Gesichtsfarbe, sowie die schwarze Binde über der vernarbten Höhlung des rechten Auges, die den martialischen Ausdruck seines Antlitzes noch erhöhte, trug die Spuren vielfach bestandener Mühen und Gefahren. Er war von mittlerer Gestalt, deren ebenmäßigen Bau die ungarische Generals-Uniform zur besten Geltung brachte. Hellblondes krauses, aber nicht sehr dichtes Haar bedeckte sein Haupt, aus welchem das eine Auge, das ihm geblieben, rasche und durchdringende Blicke schoß. Sein ganzes Wesen machte den Eindruck eines feinen und überlegenen Geistes. Höfliche einschmeichelnde Manieren, ein wolwollendes und dabei würdevolles Entgegenkommen, die Gabe, seine Worte mit Geschmack zu wälen, mit Anmut zu gebrauchen, nahmen rasch für ihn ein, während es dem aufmerksamen Beobachter nicht entging, daß sich hinter der Bescheidenheit, womit es Neipperg sorgfältig vermied von sich selbst zu sprechen, im Grunde seiner Seele brennender Ehrgeiz barg und daß er, der gewinnend und verbindlich Andere reden zu machen verstand, mit Aufmerksamkeit seine stillen Wahrnehmungen über den Sprecher und das Gesprochene einheimste [33]).

Kaiser Franz hatte für die Aufgabe, seiner Tochter in den Bädern zu Aix scheinbar beratend und hilfreich, in Wahrheit aber beobachtend und lauernd zur Seite zu sein, erst den Fürsten Nikolaus Esterházy ausersehen, war aber später auf den Grafen Neipperg verfallen, den der Befehl, sich ohne Verzug nach Aix zu begeben, in den ersten Tagen des Juli in Pavia traf. Am 6. machte sich der General von dort auf, traf in dem savoyischen Bade die letzten Anstalten zur Aufnahme der Kaiserin und deren Geleites — ein Theil ihrer Dienerschaft sowie ihr Intendant Bellouhey befand sich bereits in Aix —

[33]) „Autant il était habile à pénétrer les desseins des autres, autant il était prudent dans la conduite des siens". . Wenn wir für unsere Schilderung den Bericht Meneval's II, S. 166 benützten, so wird man uns gewiß nicht eine parteiliche Voreingenommenheit für Neipperg zum Vorwurfe machen können; dem treuen Secretär Napoleons fiel es gewiß nicht leicht, denjenigen in vortheilhaftem Lichte erscheinen zu lassen, der dem Andenken seines ehemaligen Herrn und Meisters so tiefe Kränkung bereiten sollte.

und reiste, nachdem Maria Louise von ihrer Alpenfahrt heimgekehrt, ihr nach Carrouge entgegen, wo er sie zu Pferde salutirend erwartete und ihr dann nach Aix das Geleite gab. Neipperg war in seinem Leben dreimal der Kaiserin in die Nähe gekommen, das erste Mal auf ihrer Hochzeitsfahrt in Straßburg, zweite Hälfte März 1810, das zweite Mal in Paris zur Zeit der großen Huldigungsfeste nach der Vermälung, anfangs Sommer 1810, beidemal ohne Zweifel von ihr gar nicht bemerkt, das dritte Mal im Juni 1812, wo er einer der zwölf Cavaliere war, die Kaiser Franz seiner Tochter für die Zeit ihres Aufenthaltes in Prag als Kammerherren zur Verfügung stellte. Ob ihr von daher eine Erinnerung an ihn geblieben war, läßt sich nicht sagen; gewiß ist, daß sein jetziges Erscheinen auf sie keinen angenehmen Eindruck machte [34]). Einmal deßwegen, weil sie überhaupt das Eindringen neuer Elemente in ihren Hausstand nicht liebte; dann aber gewiß auch weil sie wußte oder ahnte, welche verdeckte Bestimmung der Aufenthalt des Grafen in ihrer Nähe hatte.

Am 17. Juli gegen Abend traf die Herzogin von Colorno in Aix ein und bezog das Haus eines gewissen Chevalley, dessen Einrichtung ihr Intendant besorgt hatte. Ein zweites Gebäude war für ihre Leute gemietet; die da keine Unterkunft fanden, nahmen Wohnungen in der Stadt. Bausset war ihr vorangegangen, aus Paris hatten sich Corvisart ihr Arzt, und Isabey ihr Meister im Zeichnen und Malen eingefunden; Cussy, einer ihrer Pariser Hof-Cavaliere, kam etwas später nach. Aber auch sonst waren viele vornehme Personen, selbst aus Turin, nach Aix gekommen, um der Kaiserin ihre Aufwartung zu machen. Im übrigen fand ihre Ankunft, wie ihr das immer das liebste war, ohne jegliches Aufsehen statt; Graf Neipperg hatte mit den Ortsbehörden alle Anstalten getroffen, daß man sowol das Incognito der Herzogin von Colorno achte als ihre von den Strapazen des letzten Ausfluges etwas angegriffenen Nerven schone. Wegen dieses letzteren Umstandes konnte sie auch nicht sogleich an ihre Cur schreiten und benützte die Zwischenzeit zu fleißigen Spaziergängen, zu Ritten in die Umgegend, zu Fahrten auf dem reizenden kleinen See von Bourget. Erst am 22. begann sie mit dem Trinken der Wässer, deren Stärke sie jedoch auf Corvisart's Rat durch Beimischung von Milch milderte; die sehr kräftigen aber auch äußerst angreifenden Tropfbäder gestattete er ihr nicht.

Meneval hatte sich von seiner kaiserlichen Gebieterin ausgebeten nach Paris gehen und dort einige Wochen im Kreise seiner Familie zubringen zu dürfen, und reiste am 19. dahin ab. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte Maria Louise den Grafen Neipperg nur wenig und kurz empfangen, so zu sagen ihm nur officielle Audienzen gegeben. Jetzt trat die Notwendigkeit für sie ein,

---

[34]) Sa vue fut cause d'une impression désagréable qu'elle ne dissimula pas", Meneval a. a. O. . . Oberstlieutenant, Hrabowsky von Hrabova war dem FML. als Adjutant beigegeben.

ihn näher an sich zu ziehen, und bald scheinen beide Theile sattsam zufrieden mit einander gewesen zu sein; mindestens bekam Kaiser Franz nur angenehmes zu hören. „Graf Neipperg ist voll Attentionen für mich und seine Art gefällt mir recht gut", heißt es schon am 23. in einem Schreiben Maria Louisens, das Graf Karaczay ihrem Vater zu überbringen hatte. Und Graf Neipperg schreibt am selben Tage: „Der Humor der Prinzessin ist immer der beste und leutseligste. Sie behandelt mich fortwährend mit Auszeichnung und Vertrauen". Freilich läßt sich nach manchem, was noch in späterer Zeit in der Haltung Maria Louisens dem Grafen Neipperg gegenüber wahrzunehmen war, der Zweifel nicht unterdrücken, welchen Antheil Schönfärberei an diesen gegenseitigen so wol klingenden Aeußerungen hatte; etwas dergleichen dem strengen Kaiser zu Gefallen zu sagen, sah dem gewandten Diplomaten ebenso ähnlich wie der fügsamen Tochter.

Wenn Maria Louise seit der Abreise Meneval's den Grafen Neipperg an sich zog, so hatte sie dazu nur zu vielfache Beweggründe. Es waren freundliche und mißgünstige Zudringlichkeiten aller Art, deren sich die alleinstehende Frau kaum erwehren konnte.

Die Absicht der entthronten Kaiserin, sich wenngleich nur auf kürzere Zeit wieder auf französisches Gebiet zu begeben, hatte in den Pariser Regierungskreisen eine begreifliche Unruhe und Verstimmung hervorgerufen, und vielleicht waren es Einflüsterungen von dorther gewesen, wenn man in Wien in der Zeit vor ihrer Abreise so beharrlich versucht hatte, Maria Louise zum Besuche eines österreichischen oder deutschen Bades zu bewegen. Die Nachrichten, die ein Eilbote der Genfer Stadtbehörde über die Vorfälle am 10. Juli nach Paris gebracht hatte, waren nicht geeignet, die Besorgnisse zu zerstreuen, die man dort von allem Anfang an diese unglückselige Badecur knüpfte, und so meinte man denn nicht genug Vorkehrungen treffen zu können, um sich in der genauesten Kenntniß aller dortigen Vorgänge zu erhalten, allen Einflüssen und Folgen jenes bedenklichen Aufenthaltes rechtzeitig vorzubauen. Am selben Tage, da man Maria Louise in Aix erwartete, war in aller Eile der Herzog von Fitzjames, der Vertraute Ludwig XVIII. in Aix eingetroffen, ohne Zweifel mit geheimen Aufträgen des Königs versehen. Noch unzweideutiger war das Erscheinen des ehemaligen Polizei-Commissärs Grafen Beaumont von Brivassac, von welchem die zalreichen Gendarmen, um die man die Besatzung von Aix vermehrt hatte und die dem Geleite der Kaiserin in der aufdringlichsten Weise ihre Dienste anboten, geheime Weisungen zu empfangen schienen. In der zweiten Hälfte August kam noch der Oberst Cronnier dazu. Große Schwierigkeiten bereitete der königlichen Regierung auch das französische Militär, besonders das Officier-Corps, größtentheils frühere Imperialisten, die das Joch des jetzigen unberühmten und unkriegerischen Königs nur mit Mißmut und innerem Groll trugen und denen die jetzige Nähe der Ex-Kaiserin neuen Zündstoff bot. Als

Maria Louise an einem der ersten Tage ihres Landaufenthaltes einen Spazierritt in der Richtung von Chambery unternahm, schloßen sich mehrere Officiere der dortigen Garnison ihrem Gefolge an, von wo sie alle Vorstellungen Neipperg's, der sie durch den Stallmeister der Kaiserin wiederholt mahnen ließ, nicht wegbringen konnten; im Gegentheil, sie hielten des Weges daher kommende Leute an und reizten dieselben, an der Kaiserin vorbeizugehen und zu rufen: Vive l' Empereur Napoléon, vive notre Souveraine; vor dem Abreiten erklärten sie, daß nächstens das ganze Officiers-Corps in Aix erscheinen werde um die Kaiserin zu sehen . . . Ausführen konnten sie ihren Vorsatz allerdings nicht, weil an alle Commandanten strengste Weisung kam, die Bäder von Aix, so lange die Gemalin Napoleons sich daselbst aufhielte, aus den benachbarten Garnisonen nicht besuchen zu lassen.

Auftritte solcher Art, und dann wieder die geschärften Aufsichtsmaßregeln die dieselben zur Folge hatten, machten den Aufenthalt in Aix nachgerade unleidlich, minder für Marie Louise die für ihre Person durch ihre Umgebung gleichsam gedeckt und geschützt war, als für diese letztere selbst. Man konnte keinen Schritt thun wo man nicht einem lauernden Gesichte begegnete. Alle einlangenden Briefe wurden auf der Post untersucht, viele eröffnet und zurückbehalten. Täglich sandte die Polizei umfassende Berichte nach Paris, worin oft die unbedeutendste Kleinigkeit zu einem wichtigen Ereignisse ausgenützt und das blödeste Zeug darüber zu bedenken gegeben wurde. Wenn aus der Gefangenschaft zurückkehrende Soldaten, gar solche von der alten Garde, durch Aix kamen und von der Kaiserin beschenkt wurden, legte man es so aus als wolle sie die Armee gewinnen, und der Präfect von Chambery ließ es sich trotz aller Aufklärungen Neipperg's nicht nehmen darüber weitläufig nach Paris zu schreiben. Am 29. Juli kam Talma von Genf herüber und wurde von der Kaiserin eingeladen einiges vorzutragen; sogleich war die Polizei auf den Beinen und ließ den großen Mimen, der als ein eifriger Bewunderer Napoleons bekannt war, auf Schritt und Tritt nicht aus dem Auge. Eines Tages erschien sogar Graf Beaumont bei Neipperg um ihn auszuholen, ob der österreichische Hof wirklich den Gedanken nicht aufgegeben habe, die Kaiserin Maria Louise als Regentin nach Frankreich zurückzuführen; „ich erwiderte“, schrieb Neipperg nach Wien, „vertraulicherweise darauf in dem Sinne wie es eine so alberne Nachfrage erheischt.“

Zuletzt wurde auch Rußland unruhig und ertheilte seinem Gesandten am Turiner Hofe, Fürsten Koslowsky, Befehl, sich unter dem Vorwande einer Bade-Cur nach Aix zu begeben und auf das Benehmen der Kaiserin ein wachsames Auge zu haben [35]).

---

[35]) Bericht Neipperg's vom 8. August an den Kaiser vergl. mit jenen vom 28. und 30. Juli (kais. St. A.). Neipperg hielt den Herzog von Fitzjames für denjenigen, der „mit der geheimen und ausgedehnten Vollmacht eines königl. Commissäres“ versehen war, „um

4.

Wenn zu den Hauptbedingungen des guten Erfolges einer Trink- und Bade-Cur Gemütsruhe und Sorglosigkeit gehören, so durfte sich die Herzogin von Colorno von ihrem Aixer Aufenthalte nichts besonderes versprechen; an Sorgen und Verdrießlichkeiten aller Art fehlte es ihr nicht, und nicht der geringere Theil derselben bezog sich auf ihr neues Besitzthum, das sie noch mit keinem Auge gesehen, mit keinem Fuß betreten hatte, und das ihr doch schon so viel zu schaffen machte. Maria Louise bekam durch Marescalchi oder von ihm durch die Gräfin Brignole, der Schwiegermutter des jungen Marescalchi, nichts als Klagen über die erschreckliche Bedrückung und Aussaugung des Landes durch fortwährende Durchmärsche, Einquartierungen, außerordentliche Steuern und Lieferungen u. dgl. „Sie müssen ungeheuer sein", schreibt sie am 22. Juli ihrem Vater „und müssen sich alle Tage vermehren. Wenn Graf Marescalchi auf diesen Artikel keinen Befehl von Ihnen oder von mir bekömmt, so ist der Ruin des unglücklichen Landes versichert. Ich glaube, daß es unumgänglich notwendig ist die Fortschritte des Uebels zu verhindern, indem man den Durchmarsch der Truppen begränzt auf die, welche ihre Straße durch das Herzogthum führt, und ihnen die Freiheit nicht gestattet Requisitionen zu erpressen, ferner die Rechnung aufzustellen von der Summe, welche man schuldig ist, indem man die Mißbräuche einstellt, welche natürlicherweise die Umstände und die vielfachen Bewegungen der Armee haben verursachen müssen. Die Wiederbezalung dieser Ausgaben wird eine starke Last sein um welche ich mich an Ihre väterliche Sorgfalt und Protection recommandire". Sie wies auf das Beispiel des benachbarten Modena hin, wo die Truppen bereits auf Friedensfuß sich befänden; „ich bitte Sie inständigst, liebster Papa, zu befehlen, daß das nämliche in Parma geschehen soll, sonst ist das Land auf viele Jahre ruinirt, und ich werde keine Einkünfte daraus ziehen können." Auch Neipperg mußte dem Kaiser davon schreiben. „Sie versicherte mich," berichtete er am 23. Juli, „daß die Staatsschulden durch die Folgen und Lasten des Krieges schon bis auf 15 Millionen Franken gestiegen sind, und sich durch die Einquartierung unserer Truppen täglich vermehren." Dazu kam ein lästiges Polizei- und Spionier-System [36]), da dem provisorischen Regiment alles verdächtig war, was an die früheren Zustände und Verhältnisse erinnerte. Marescalchi hatte

---

in jedem Falle sowol die Civil- als Militär-Autoritäten rücksichtlich des Aufenthaltes der Kaiserin zu leiten und zu gebrauchen". Vergl. denselben Bericht vom 20. August an Metternich: „Nous sommes encore toujours environnés ici d'une nuée d'observateur et de mouches de la police, qui rendent de toute manière ce séjour peu agréable et font désirer d'en voir la prompte fin" . . .

[36]) Siehe die Ernennung des Polizei-Commissärs zu Piacenza Herrn Cavalli zum außerordentlichen Polizei-Delegirten für Parma, Piacenza und Guastalla; Wr. Ztg. Nr. 224 vom 12. August.

Befehl, keinen Franzosen im Gebiete von Parma zu dulden, alle Beziehungen zu Frankreich mit der größten Strenge hintanzuhalten, vorzüglich aber auf alles was die Insel Elba betreffe ein wachsames Auge zu haben [37]). Das entschied denn auch über das Schicksal der Leute, die Napoleon, wie wir wissen, theils zu Diensten seiner Gemalin, theils für eigene Zwecke über Savoyen nach Parma vorausgesandt hatte. Die polnischen Lanzenreiter wünschten sich nichts besseres als um die Person der Kaiserin-Herzogin zu bleiben, wendeten sich an dieselbe schriftlich; Maria Louise schrieb wiederholt ihrem Vater, daß es ihre Absicht sei, „diese braven Leute in meiner Garde zu behalten .... es sind ihrer 44 lauter stille und ruhige Leute, welche gleich eine Compagnie von meiner Garde zu Pferde machen könnten." Es half alles nichts, die Leute bekamen von Wien aus den Abschied und mußten fort. Das gleiche war mit den Stallleuten der Fall, die Napoleons Wagen und Reitpferde nach Parma gebracht hatten; die Thiere wurden veräußert, die Bediensteten entlassen und nach Frankreich zurückgeschickt. Als diese, bei dreißig an der Zal, durch Aix kamen und sich ihrer früheren Gebieterin vorstellten, beschenkte sie sie mit einigen tausend Francs; es war alles, was sie für sie thun konnte [38]).

Um sich genauer über den Stand der Dinge zu unterrichten, zugleich auch um mit Marescalchi die nötigen Anschaffungen für ihr künftiges Hauswesen zu besprechen, sandte Maria Louise Ende Juli ihren Vertrauensmann Bausset nach Parma. Die nächste Folge war die, daß sie nun auf ihre eigene Person das Mißtrauen lenkte und daß ihre durch die Brignole vermittelten Beziehungen zu Marescalchi und zu dem Erzbischof von Parma, Cardinal Gazelli, „einer Creatur des Kaisers Napoleon", und die „fortwährende geheime Correspondenz, welche mittelst der Gräfin dermalen schon mit diesen beiden oberwähnten Individuen unterhalten wird", dem Grafen Neipperg jetzt in einem neuen höchst verdächtigen Lichte erschienen. Unverzüglich setzte er den Feldmarschall Bellegarde von Bausset's Reise in Kenntniß und bat ihn Jemand in Parma mit der schärfsten Beobachtung desselben zu betrauen, „da in dieser Epoche vielleicht doch Connivenzen mit der Insel Elba gepflogen werden dürften" [39]). Vielleicht hing es mit diesen Delationen Neipperg's zusammen, daß man in Wien plötzlich und ohne die künftige Gebieterin der Herzogthümer zu befragen, wichtige Personal-Veränderungen vornahm. Mit kaiserlichem Patent vom 27. Juli wurde Marescalchi, der hinfort nur als k. k. österreichischer Minister am Hofe der künftigen Herzogin zu

---

[37]) Bausset an Meneval aus Parma, 12. August 1814; s. Meneval II, S. 172 bis 176.

[38]) M. L. an ihren Vater 19. und 30. Aug.; die Durchreise der dreißig Stallleute durch Aix fiel auf den 22.

[39]) Bericht vom 28. Juli nach Wien; Bausset reiste am 31. von Aix ab und war am letzten August wieder zurück.

Parma bleiben sollte, durch Magawly als „Minister der Staaten Parma und Piacenza", mit Abbé Commensard als erstem Rat an der Seite, ersetzt und Graf San-Vitale zum Oberstkämmerer der Kaiserin-Herzogin ernannt, Ernennungen, wodurch man dem früher aufgestellten Grundsatz, es sollten im Lande nur Inländer angestellt werden — damit hatte man die Franzosen und die Polen aus dem Lande gejagt —, jetzt gröblich ins Gesicht schlug; denn sowol Magawly als Commensard waren Irländer von Geburt [40]. Als Bausset am 9. August in Parma ankam, fand er die neue Ordnung der Dinge bereits eingeführt und Marescalchi tief verstimmt. Er säumte nicht seiner Gebieterin darüber Bericht zu erstatten, die in der That erst auf diesem Wege die Veränderungen erfuhr, die man in ihrem Absein vorzunehmen für gut befunden hatte. Sie beschwerte sich gegen ihre Vertrauten bitter über diese Unzartheit, über diesen Mangel an Rücksicht für das Unglück [41]. Ihrem Vater gegenüber schlug sie, die gehorsame, schüchterne Tochter, allerdings einen andern Ton an: „sie sei überzeugt, er habe bei Ernennung ihres Oberst-Kämmerers keine bessere Wal treffen können; allein sie unterstehe sich doch", fügte sie bei, „Ihnen zu erinnern, daß Sie mir versprochen haben, für die anderen Personen des Hauswesens und des service d'honneur mir die Wal zu überlassen und Sie wissen, daß ich gesinnt bin, alle diejenigen zu behalten, welche mir in meinem Unglücke gefolgt sind und die bei mir bleiben wollen" [42]. . . .

Was Maria Louisen in noch höherem Grade aufregen mußte, war, daß sich um dieselbe Zeit Gerüchte verbreiteten, Frankreich werde auf dem bevorstehenden Congresse vorschlagen, ihr statt Parma einen Theil der Legationen anzubieten [43], jenes dagegen der ehemaligen Königin von Etrurien,

---

[40]) „Wr. Ztg." Nr. 238, S. 948; am 5. August wurde die Ernennung Magawly's „im Namen der Kaiserin Maria Louise" in Parma bekannt gemacht, am 6. veröffentlichte der neue Staats-Minister einen Aufruf an die Bevölkerung . . . Magawly war im Februar 1814 von General Nugent zum Mitglied der provisorischen Regierung von Parma ernannt worden, hatte dann eine Sendung nach Paris an die Monarchen erhalten, einen Abstecher nach Dublin seiner Vaterstadt gemacht, war von dort über London nach Wien zurückgekommen, und traf nun in seinem früheren Bestimmungsort wieder ein, diesmal aber als „Minister der Staaten Parma und Piacenza"; Guastalla wurde zum Regierungs-bezirk Parma geschlagen.

[41]) „Vous voyez", schrieb sie am 15. August an Meneval (II, S. 182 bis 184), „qu'on ne me consulte pour rien . . . du moins on devrait avoir un peu de délicatesse avec les malheureux".

[42]) Vom 19. August 1814 vergl. mit einem viel späteren Schreiben, 17. November, das aber denselben Gegenstand berührt: . . . „ich weiß auch, daß der Minister Ihnen vorschlägt, einen Intendanten von den Krongütern zu ernennen, ich bitte Sie, liebster Papa, keine Entscheidung über das zu geben, bis ich Ihnen über dieses gesprochen habe, ich habe Jemanden Ihnen vorzuschlagen" . . .

[43]) Auch Bausset an Meneval (Parma 12. August) erwähnt dessen, und zwar nicht als einfachen Gerüchtes: „Kaiser Franz habe gegen Marescalchi ein Wort fallen lassen, als gedenke man seiner Tochter statt Parma die Legationen Ferrara Bologna und Ravenna

die als Prinzessin des Hauses Bourbon daselbst großen Anhang habe, einzuräumen. Maria Louise zeigte sich über diese Nachricht ungemein bestürzt und drängte nun mehr als je in den baldigen Besitz der Herzogthümer zu gelangen. Allein das bot nur neue Schwierigkeiten. Neipperg meinte zwar in einem Vortrage an den Kaiser Franz, daß, so lang sich kaiserliche Truppen mit einem angemessenen Commando in den Herzogthümern und längs der mittelländischen Küste befänden, es noch viel leichter sein würde, mit Vorsicht und Bescheidenheit, ohne in die Souverainetäts-Rechte der Frau Erzherzogin einzugreifen, im Geheimen ihr Benehmen und ihre Verhältnisse mit der Insel Elba als von hier aus zu beobachten. Allein in Wien wollte man von einem Erscheinen der Fürstin in ihrem neuen Besitzthum vorderhand überhaupt nichts wissen, und Metternich erhielt von seinem Monarchen den Auftrag, in entsprechender Weise auf Maria Louisen einzuwirken[44]).

Die unglückliche Frau trafen alle diese Aufregungen um so peinlicher als sie jetzt Niemand von ihren alten Vertrauten um sich hatte. Ihrem Geheimschreiber Meneval hatte sie Urlaub gegeben und ihr gutes Herz gönnte ihm gern das kurze Glück im Schoße seiner Familie, so schwer sie dessen Abwesenheit empfand[45]); Bausset hatte sie nach Parma geschickt, und so erwartete sie denn mit wachsender Sehnsucht die Montebello. Doch verzog sich deren Ankunft von einem Tage zum andern, so daß man schon besorgte, man werde derselben in Paris gar keine Pässe für Aix ausstellen[46]). Endlich am 2. August traf sie ein, von der Kaiserin auf das wärmste empfangen. Allein sei es, daß die Herzogin befürchtete durch ihre Reise die unliebsame Aufmerksamkeit des neuen französischen Gouvernements auf sich gelenkt zu haben, oder daß es wirklich dringende Familien-Angelegenheiten waren, die sie nach Paris abriefen, sie erklärte gleich nach ihrer Ankunft nur wenige

---

zu geben". Vergl. den Bericht Neipperg's vom 11. August, man möge von Wien aus die Kaiserin wegen dieser Gerüchte aufklären, die „Sie hauptsächlich für die künftige Existenz Ihres Sohnes beunruhigen, und bei einem sehr reizbaren Nervensystem auf Ihre sich jetzt bessernde Gesundheit nachtheilig wirken dürften."

[44]) Vergl. die Berichte Neipperg's vom 28. und vom 30. Juli 1814, in welch' letzterem es u. a. heißt: „die baldige Besitznahme von Parma ist der Lieblingsgedanke der Kaiserin und täglich wird dieser Gegenstand in Erwähnung gebracht"; mit Baussets Schreiben vom 12. August an Meneval: „Sa Majesté flattée de venir ici bientôt; mon cher M., j'ai peine à croire que son père y consente. A en juger par tes nuages politiques qui environnent l'ouverture du Congrès de Vienne, it est probable que l'Italie pourrait bien n'être pas tranquille".

[45]) Siehe z. B. das Schreiben vom 4. August, wo sie seines Pariser Aufenthaltes erwähnt, „et certainement c'est faire abnégation de mon égoisme que de vous le permettre", mit jenem vom 20., wo sie ihn an die Notwendigkeit erinnert, sich von seiner Frau wieder zu trennen:" je sens comme cela sera triste, et je crains qu'elle finira par me prendre en grippe"; Meneval II, S. 178, 137.

[46]) . . . „Einige Personen glauben aber, daß der unangenehme Proceß, den die Gemalin des Marschallen Lasnes gegen sie führt, ihre Abreise von Paris hindern könnte". Neipperg an den Kaiser 23. Juli 1814.

Tage bleiben zu können, und reiste wirklich am 16. August wieder ab. Maria Louise, die der Herzogin von allem Anfang eine so große Zuneigung zugewandt hatte, fühlte sich durch das unzarte Benehmen derselben tief verletzt, und es scheint, daß allmälig die Gräfin Brignole den Platz an ihrer Seite und die Stelle in ihrem Herzen einnehmen sollte, den so lange Zeit die kalte und stolze Witwe Lannes behauptet hatte. Maria Louise ernannte die Brignole zu ihrer Obersthofmeisterin, und um sich ihr noch weiter gefällig zu erweisen — „sie ist eine seelengute Frau", schrieb sie an ihren Vater — machte sie deren Tochter, die junge Marescalchi, zu ihrer Palast-Dame; die Gräfin erbat sich nur, daß sie, falls ihre Dienste nicht entsprechen oder ihrer Anstellung, da sie keine Parmesanerin, Hindernisse in den Weg treten sollten, nach Genua in den Schoß ihrer Familie zurückkehren dürfe. Neipperg, der diese Annäherung erst mit Mißtrauen angesehen hatte, glaubte zu entdecken, daß die Brignole für die bestandene französische Regierung nicht besonders günstig gestimmt sei, und zog sie von da an ins Vertrauen, so oft er, um bei Maria Louisen etwas durchzusetzen, der Mitwirkung der Gräfin zu bedürfen glaubte[47]).

Ueberhaupt muß entweder Maria Louise sammt ihrer Obersthofmeisterin dem Grafen Neipperg gegenüber eine merkwürdige Selbstbeherrschung beobachtet, oder muß der letztere in seinen Berichten nach Wien die Sache in jenem Lichte dargestellt haben, in dem man sie dort zu erblicken wünschte. Denn während er einerseits bald die Montebello oder die Generalin Bertrand in Paris, bald den König Joseph in Prangins in den Verdacht geheimer „Canäle" für den Verkehr mit der Insel Elba nahm und sich beklagte wie schwer es sei auf dieselben „von hier aus, ohne Aufsehen zu erregen und Mißtrauen einzuflößen, ein aufmerksames Auge zu haben"; während er die Schweiz, Genua und Spezia, ja die ganze italienische Küste bis nach Neapel beobachtet wissen wollte, um keine versteckten Briefboten zu Napoleon und von demselben gelangen zu lassen[48]): lauten anderseits seine Berichte über die Stimmung und Haltung der Kaiserin gegenüber ihrem Gemal so beruhigend, wie sichs Kaiser Franz und Metternich nicht besser verlangen konnten. „Obgleich Ihre Majestät stets mit Anhänglichkeit von Ihm sprechen", schreibt Neipperg am 23. Juli, „so ist doch nie der Wunsch geäußert worden, mit

---

[47]) In seinem Bericht vom 20. August an den Kaiser versichert Neipperg, die Brignole arbeite „auf das Gemüt Ihrer Majestät ganz nach dem Sinn wie es Euere Majestät erwünscht sein kann, und ist mir in meinen Vorträgen sehr nützlich". Noch einen Monat früher, 23. Juli, hatte er den Verdacht geäußert, daß die Gräfin durch ihren in Genua weilenden Sohn, den ehemaligen Präfecten, den geheimen Briefwechsel Maria Louisens mit Napoleon begünstige.

[48]) Derselbe an denselben am 18. Juli: „Um dem Gang der hiesigen Correspondenzen mit der Insel Elba genauer zu folgen, wird es durchaus nothwendig, daß allen unseren Truppen-Commandanten längs der mittelländischen Seeküste geheime Aufträge ertheilt werden, jene Personen, welche sich ohne legale Pässe einschiffen wollen, genau zu beobachten und auch nötigenfalls ihre Papiere zu durchsuchen."

Selbem sein Schicksal auf der Insel Elba theilen zu wollen. Ich könnte beinahe mit Zuversicht versichern, daß, wenn noch je ein solches Project bestanden hat oder noch in Vorschlag käme, dasselbe wegen seiner Schwierigkeiten weder von dem Gefolge angeraten werden noch weniger zur Reife gelangen wird." Und fünf Tage später, 28. Juli, indem er von den starken Spaziergängen und Ritten erzält, wo er stets ihren Begleiter abgebe: „In Ihren vertrauten Gesprächen geschieht zwar sehr oft Erwähnung von dem Kaiser Napoleon, allein Sie geruhte Selbst mich zu versichern, daß die Rücksichten gegen Ihren Sohn, die allen übrigen vorangingen, Ihr gebieten, so sehr Sie auch geneigt gewesen wäre, Ihres Gemals Schicksal zu theilen, dermalen ganz darauf zu entsagen und sich bloß der Erziehung Ihres Kindes zu widmen. Sie fügte auch bei, wäre der Kaiser Napoleon unglücklich und hätte ihn ein seinem Charakter nicht würdiges Los getroffen, so hätten Sie keine Rücksichten vermögen können, das Ihrige von demselben zu trennen, unter dermaligen Umständen aber glaube Sie durch Ihr Benehmen, und besonders durch Ihre Gefühle als Mutter, vor der Welt gerechtfertigt zu sein." Aehnliches berichtete der Graf am 11. August, und in seinem Schreiben vom 20. heißt es sogar: „Von der Insel Elba und ihren Bewohnern geschieht selten eine Erwähnung, und für dermalen besteht ganz bestimmt nicht der mindeste Wunsch, daselbst einen Besuch abzustatten. Ihrer Majestät sehnlichster Wunsch ist vielmehr, Ihren Prinzen wieder zu sehen." . . .

Wie sich Maria Louise über diese Verhältnisse gegen die Brignole oder gegen Bausset ausgesprochen, sind wir nicht in der Lage anzugeben; dagegen liegen uns ihre Briefe an den in Paris weilenden Meneval vor, die über so manches, was in ihrer Seele vorging, Licht verbreiten. Ihre Gefühle sind hier bei weitem offener dargelegt als in den demutsvollen Zeilen an ihren Vater; sie wendet sich mit voller Offenheit an ihren alten französischen Vertrauten, dessen Ansicht, dessen Meinung sie sich gar oft erbittet; „ich erwarte von Ihnen diesen Rat wie von einem Freunde", heißt es einmal. Sie theilt ihm mit, wie weit sie mit der Beschreibung ihrer schweizerischen Reise gekommen; sie berichtet ihm das Befinden ihres Sohnes, den wieder zu sehen sie sich so sehr sehne; sie schildert ihm ihre Beängstigungen, ihre Zweifel, ihre unglückliche Doppelstellung zwischen den Wünschen ihres Gemals und dem strengen Gebote ihres Vaters. „Es gibt Augenblicke", schreibt sie am 9. August, „wo mir das derart den Kopf verdreht, daß ich dann meine, das beste was mir zustoßen könne wäre wenn ich stürbe. . . . . . Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß Sie bald zurückkommen, mir Ihre Vernunftgründe auseinandersetzen und meinen armen Kopf beruhigen werden; ich habe es wahrhaftig nötig". Oder sie erzält ihm von den Aufpassern, von denen sie und die Ihrigen belauscht werden; warnt ihn auch in Paris auf seiner Hut zu sein, alles zu vermeiden, was den Argwohn der Polizei erregen könnte; namentlich möge er seine kleine Handdruckerei, ein Artikel, auf den man mit Androhung der größten Strafen fahndete, nach Parma

schicken oder sonst aus dem Wege schaffen: „Ich versichere Sie, daß ich keine Ruhe haben werde, so lang ich nicht weiß, daß sie nicht mehr bei Ihnen sei." Sie dankt ihm für jede Mittheilung, die ihr über den „Kaiser" von ihm zukommt; „ich bedarf dessen in der That, es ist so lange her, daß ich dieselben entbehren mußte." Sie kündigt ihm ihren festen Entschluß an — die arme Frau, fassen konnte sie einen solchen, aber halten?! — nicht nach Wien zurückzukehren, so lange die Souveraine dort seien: „ich werde versuchen meinen Sohn für einen Augenblick wiederzusehen und mich dann in Genua oder Parma festsetzen." Am bezeichnendsten für die Stimmung im verborgenen Grunde ihres Herzens ist wol die Stelle am 15. August: „Ich habe heute wieder einen meiner traurigen Tage. Kann ich auch heiter sein an diesem 15., wenn ich mich verurtheilt sehe, diesen für mich so feierlichen Festtag fern von den beiden Personen zuzubringen, die mir die theuersten sind!" [49])

5.

In ungleich höherem Grade als Maria Louise in den „Wässern von Aix" war ihr kaiserlicher Gemal auf Elba von allen Seiten umstellt und umlauert; ein förmliches Netz war rings um ihn gezogen, dessen Maschen zu durchreißen ihm schier unmöglich werden sollte. Am 1. Juli hatte Oberst Campbell einen vierwochentlichen Urlaub angetreten, den er zu einer Rundreise durch den größten Theil von Italien verwendete; dabei war ihm aber ganz vorzüglich darum zu thun, Beobachtungen auszutauschen und Verbindungen anzuknüpfen mit Persönlichkeiten, die gleich ihm die Aufgabe hatten, den großen Mann auf der kleinen Insel fortwährend im Auge zu halten. Er entnahm daraus die vielseitigen Besorgnisse, zu denen Napoleons Aufenthalt so nahe an der italienischen Küste Anlaß gab; Papst Pius sprach ihm wiederholt davon, obwol er verbindlich beifügte, „wie sehr Er die Festigkeit und Ausdauer der englischen Politik bewundere und wie er sich, trotz der gefährlichen Nachbarschaft Napoleons und Murats, in vollem Vertrauen zu Campbells Regierung sicher fühle."

Nicht so leicht war General Starhemberg zu beruhigen, der österreichische Commandirende in Mittel-Italien, zugleich Civil-Gouverneur daselbst, mit Ausnahme von Toscana, das seinen alten Fürsten wieder hatte. Starhemberg saß in Florenz und hatte ein Netz von Agenten über sein ganzes Gebiet ausgebreitet; er wußte von allem, was auf der Insel vorging, von allem, was dahin reiste oder von dort kam, und machte nicht viel Federlesens, wenn ihm etwas nicht gefiel oder wenn er irgendwo Verdacht schöpfte. Und

[49]) Meneval II, S. 178—188. Die Geschichte mit der Druckerpresse war diese: Auf einem Ball war die Rede davon gewesen, Maria Louise werde ihre Reisebeschreibung drucken lassen, was Mad. Hurault mit dem Beisatze bekräftigte: „Ja wol, mit der kleinen Presse des Herrn v. Meneval"; worauf sie eine hinter ihr stehende, ihr unbekannte Person sagen hörte: „Ei, Herr von Meneval hat eine Presse bei sich, gut daß man das weiß!"

wo schöpfte er nicht Verdacht?! Als sich gegen Ende Juli in Livorno Gerüchte von dem Erscheinen einer Barbaresken-Flottille verbreiteten, meinte er, dahinter stecke ein Manöver Napoleons[50]), obgleich es Thatsache war, daß Niemand sich in solchem Grade vor den Corsaren fürchtete als eben Napoleon. Die Correspondenz der Napoleoniden untereinander gab unserem Grafen viel zu schaffen. „Da sehen Sie einmal", sagte er zu Sir Neil; „da schickt mir der Graf Mier aus Neapel offene Briefe der Prinzessin Pauline und Anderer nach Elba. Da werde ich wol glauben sollen, das seien die einzigen, die Napoleon empfängt? Das Gaukelspiel liegt zu klar am Tage! Man läßt unschuldige Briefe durch uns offen nach der Insel befördern, während man hundert Gelegenheiten für eine hat, von Neapel unmittelbar welche dahin zu senden. Mir sollen die Leute nichts weiß machen!"... Napoleon hatte die Einrichtung getroffen, daß in Piombino jederzeit zwei Eilboten in Bereitschaft waren, welche seine Briefe abgesondert von dem Briefsack der Andern in Empfang zu nehmen und nach Livorno zu überbringen hatten, wo dieselben von seinem Agenten übernommen und nach ihren verschiedenen Bestimmungsorten abgehen gemacht wurden. Graf Starhemberg trat nun dazwischen, indem er befahl, daß der Post-Director in Piombino alle von Elba kommenden Briefe unmittelbar zu übernehmen und nach Livorno zu befördern habe. Daß sie dort untersucht, die verdächtigen unterschlagen wurden, davon hielt man sich napoleonischerseits überzeugt, und der Kaiser gab deßhalb Befehl, seine Briefe gar nicht mehr der Post anzuvertrauen, sondern nur, wenn sich eine sichere Gelegenheit ergebe, nach Genua oder Livorno zu senden.

Außer dem Grafen Starhemberg gab es aber noch eine Menge geheimer Aufpasser. Frankreich hatte den seinigen in der Person des Generals Montresor auf Corsica der ab und zu nach Italien ging und dabei Elba zu berühren pflegte. In Paris verschmähte es König Ludwig XVIII. in Person nicht den über die Insel Elba laufenden Fäden nachzuspüren. Als ihm eines Tages hinterbracht wurde, daß der Fürst von Neufchatel dahin einen geheimen Briefwechsel unterhalte, beschied er Marmont zu sich und hieß ihn, sich in Begleitung des Herrn von Blacas unverzüglich zu Berthier zu begeben und denselben, wenn sich die Sache wirklich so verhalte, für gefangen zu erklären und nach Vincennes abzuführen. Berthier bekannte einen Brief aus Elba erhalten zu haben, derselbe habe aber eine Sammlung von Büchern betroffen und er, Berthier, habe dem Könige davon gesprochen. Worauf sich dann Ludwig XVIII. allerdings nachträglich besann[51]).

Am rührigsten aber waren die Engländer in der Beobachtung des gewesenen Kaisers. Nicht nur, daß Sir Neil von Castlereagh angewiesen wurde, sich fortwährend als britischen Residenten auf Elba zu betrachten; es

---

[50]) „Je crois que c'est également un manège de Napoléon pour inquiéter le pays," Starhemberg an Campbell aus Lucca 30. Juli, Pichot S. 130.

[51]) Marmont Mémoires VII, S. 67 f.

sollte außerdem ein Vice-Consul auf der Insel Posto fassen [52]). Lord William Bentinck und Admiral Hallowell hielten von Palermo aus die Augen auf alles gerichtet was mit Elba zusammenhing. Bentinck hatte zu diesem Ende einen gewissen Fagan als Agenten in Rom, während der Admiral durch den britischen Consul Mac Donnell in Algier die Bewegungen in den Berberesken-Staaten beobachtete und, wie es scheint, den Dey gegen die Flagge von Elba, ja gegen die Person Napoleons selbst zu reizen suchte. Britische Kriegsschiffe waren in den tyrrhenischen Gewässern in fortwährender Bewegung: die „Malta" Hallowell's der „Undaunted" Usher's, der „Curaçao" Tower's, die Brigg „Swallow" (Schwalbe) Capitän James, der „Grasshopper" (Heupferd) Capitain Battersby u. A. In der zweiten Hälfte August befahl Hallowell, daß für außerordentliche Fälle jederzeit ein Kriegsschiff im Hafen der Insel bereit zu halten sei. Wol sandten die britischen Schwester-Inseln noch eine zalreiche Classe nach Elba, die aber dem Kaiser höchstens durch eine unschuldige Neugier lästig fielen: es waren Touristen die sich nach Elba übersetzen ließen, Stunden lang an der Straße, die Napoleon zu seinen Ausflügen zu benützen pflegte, sitzen konnten und, nachdem sie ihn gesehen, ganz beglückt wieder abreisten. Auch britische Marine-Officiere machten sich, wenn ihre Schiffe in die Nähe von Elba kamen, die Gelegenheit zu Nutze der Insel einen kleinen Besuch abzustatten, bis der Admiral zuletzt seine Mißbilligung darüber aussprach.

So ganz ohne Grund war allerdings die mißtrauische Wachsamkeit nicht, welche die Organe der Verbündeten gegen den Herrn von Elba sich zur Pflicht machten. Je länger er dort weilte, desto mehr wurde sein kleines Gebiet Sammelplatz von mißvergnügten Militärs aller Grade die man in Frankreich auf halben Sold gesetzt hatte oder die, nachdem sie unter einem so großen und berühmten General gefochten, unter den Fahnen seiner Feinde, wie Oesterreich, oder so kleiner Fürsten wie des Königs von Sardinien, nicht dienen mochten. Schickte auch Napoleon, dessen Laune nicht alle Tage die gleiche war, manche derselben mit schroffer Weigerung zurück, so war doch die Zal jener, die er nicht abweisen konnte oder wollte, bald so groß, daß er daran dachte sich eine Art Nobel-Garde (une compagnie de gardes d'honneur) zusammenzustellen, die er nebstbei im Artillerie-Dienst einüben wollte; an der Spitze sollte ein General oder Oberst stehen, die Lieutenants-Stellen mit Majors oder alten Hauptleuten besetzt werden [53]). Dabei durchstreiften napoleonische Werber, mit oder ohne Auftrag, alle benachbarten Gebiete Italiens; im Toscanischen, im Piemontesischen, in Massa und

[52]) Als solcher erscheint bei Campbell-Pichot S. 123 ein gewisser Ludovico Ennis. Campbell theilte dies, ohne jedoch den Namen zu bezeichnen, dem General Bertrand mit, der darüber an den Kaiser mit dem Beifügen berichtete: „qu'on pourrait autoriser Mr. Ricci à remplir les fonctions de vice-consul anglais, vis-à-vis les bâtiments anglais qui arriveront ici"; Napoleon aber rescribirte am 12. August: „Il faut ne lui faire aucune réponse". Corresp. Nr. 21608.

[53]) Vgl. Campbell-Pichot S. 145 mit Corresp. Nr. 21607.

Carrara, überall wurden von Starhemberg's Organen Leute aufgegriffen, die bereits Andere geworben oder auf solche Werbung bezügliche Papiere in Händen hatten, so daß der General sich genötigt sah, in Livorno eine eigene Militär-Commission niederzusetzen, die Fälle solcher Art in strengster Weise untersuchen und bestrafen sollte. In Corsica warb ein gewisser Sergeant Panzani, der sich, als ihm die königlichen Behörden auf die Spur kamen, mit vier Spießgesellen in eine Tartane warf, ohne sich viel zu kümmern, wem dieselbe gehöre, und glücklich nach Elba entkam.

Starhemberg hielt sich überzeugt, all' das seien nur Vorbereitungen für eine baldige Wiedereinsetzung Buonapartes, eine Eventualität, der er mit jedem Tage mehr Glauben und Aufmerksamkeit schenkte; er verfaßte einen geharnischten Bericht an Feldmarschall-Lieutenant Bellegarde: „Napoleon werde nie ruhig bleiben, sein Verweilen auf Elba bei der Nähe des Hofes von Neapel, seine Verbindung mit Abenteurern aller Art, werde für die Ruhe Italiens stets gefährlich sein“ [54]) . . .

Von seinem ersten Eintreffen auf Elba hatte Napoleon sein Augenmerk dahin gerichtet, Jemand von seiner Familie um sich zu haben und mit denen, die nicht kommen könnten, in Fühlung zu bleiben. Bei der eifersüchtigen Wachsamkeit, von deren Netzen er sich, wie wir gesehen, von allen Seiten umstellt sah, war das eine wie das andere keine leichte Sache. Manche Versuche mußten ganz aufgegeben werden. Ein Kammerdiener, den er noch im Monat Mai mit einem Schreiben an den Prinzen Eugen auf das Festland sandte, kam nach wenig Tagen unverrichteter Dinge wieder zurück, weil in Genua seine persönliche Sicherheit gefährdet war. Auch der Wunsch, seine Lieblingsschwester, wie ihm dieselbe vor der Abfahrt von Frejus versprochen, in seinem neuen Sitze begrüßen zu können, sollte vorderhand nicht in Erfüllung gehen. Der „Undaunted“, der am 17. Mai in See gestochen war, um Pauline abzuholen, kam am 25. ohne sie nach Ferrajo zurück, Pauline war ein paar Tage früher nach Neapel abgereist [55]). Wer fortwährend und am sehnsüchtigsten erwartet wurde, und nicht bloß von Napoleon selbst, sondern von der ganzen französischen Colonie auf Elba, war selbstverständlich die Kaiserin; allein selbst Briefe von ihrer Hand, ja Nachrichten über sie blieben oft lange Wochen aus, was in den Hofkreisen der Insel ebenso große Unruhe als gerechte Entrüstung wider die Unterschlager dieses Verkehrs hervorrief.

---

[54]) Campbell-Pichot S. 120 f., 127 f. Unter den Angehaltenen werden genannt: ein Capitain Dumont Piemontese, ein in Livorno wohnender Corse Imbrico, ein Quedlicci aus Lucca 2c. Die Angeworbenen bekamen Handgeld bis zu 100 Fr. Am 30. Juli schreibt Starhemberg darüber an Sir Neil: „J'ai découvert qu'il y avait une bande de ces coquins le long des côtes et même jusqu'en Piémont, pour débaucher les sujets du roi de Sardaigne pour le service de Napoléon. Je me donne toutes les peines possibles pour découvrir toute cette canaille.“

[55]) Dieser Aufenthalt Paulinens in Neapel scheint Campbell zu dem Argwohne geführt zu haben, Napoleon habe schon im Mai, wie mit Prinz Eugen, auch mit König Joachim Verbindungen angeknüpft: „J'avais déjà remarqué l'inquiet empressement de

Mit Ende Juli ging der Urlaub, den Campbell von seiner Regierung erhalten, zu Ende und Sir Neil sollte nicht ohne wichtige Begleitung nach Elba zurückkehren. Am 29. Juli 7 Uhr Abends traf in zwei sechsspännigen Kutschen Madame Mère mit ihrer Suite von Rom in Livorno ein; man hatte ihr von Pisa aus ein Ehren- und Sicherheitsgeleite von vier Hußaren gegeben, worüber Starhemberg, als er von dieser Auszeichnung der corsischen Advocaten-Witwe hörte, ganz wütend wurde. Oberst Campbell war minder ungalant und gab der vielgeprüften Frau, als sie ihn zwei Tage später zu sich bitten ließ, um ihre Ueberfahrt nach Elba zu besprechen, abwechselnd die Titel „Madame" und „Hoheit" was Frau Lätitia mit anmutiger Freude entgegennahm [56]). Campbell stellte ihr, da sie sich aus Furcht vor den Seeräubern einem französischen Schiffe nicht anvertrauen wollte, den „Grasshopper" zur Verfügung, auf dem man sich den 2. August einschiffte. Die Bevölkerung der Stadt schien dem Hause Buonaparte nicht sehr geneigt zu sein; denn als die Abreisenden den Gasthof verließen, Madame Lätitia von ihrem Agenten oder Intendanten Colonna geleitet, der den ganzen Weg bis zum Schiffe ehrerbietig seinen Hut in der Hand behielt, Sir Neil und Capitain Battersby je eine ihrer Ehrendamen am Arme, ertönten aus der Menge, die ihnen ans Ufer folgte, allerhand Töne des Mißfallens, Zischen und Pfeifen, so daß man froh sein konnte das Verdeck gewonnen zu haben. Gegen Abend warf das Schiff im Hafen von Porto-Ferrajo Anker, zum großen Mißvergnügen der alten Frau von Niemand begrüßt oder empfangen, da Napoleon, nachdem er den ganzen gestrigen Tag vergeblich sie zu umarmen gehofft, einen Abstecher nach einem andern Theil der Insel gemacht hatte, und auch um Bertrand und Drouot erst geschickt werden mußte. Ersterer erwartete seine eigene Gemalin, die jedoch erst drei Tage später auf der Insel eintraf; sie war an der französischen Grenze bis aufs Hemd untersucht worden, hatte in Genua den jüngern Marescalchi und die Familie Brignole aufgesucht und sich von da auf einem britischen Fahrzeuge nach Elba eingeschifft.

Die Ankunft seiner Mutter sowie der Gattin seines getreuen Oberstmarschalls erweckte im Gemüte Napoleons nur erhöhte Sehnsucht nach seinen unmittelbaren Angehörigen. Es bangte ihm vor den Einflüßen, welche die Umgebung der Kaiserin auf deren Neigung und den Entschluß, ihm nach

---

Napoléon pour se mettre en communication avec Murat et Beauharnais. J'y ferrais attention"... Ueberhaupt scheint Pichot S. 86 glauben machen zu wollen, es habe schon damals im Plane Napoleons gelegen, seiner Beobachter Verdacht auf Italien zu lenken, während er selbst von allem Anfange nur Frankreich im Auge gehabt habe; eines Tages habe man eine neapolitanische Uniform in das Haus Napoleons eintreten gesehen, ohne daß man später in Erfahrung bringen konnte, was es mit dem Träger derselben für eine Bewandtniß gehabt rc.

[56]) Campbell-Pichot S. 125: „The old lady est très—bien, de taille moyenne, avec une bonne physionomie et un teint frais;" sie sprach von Maria Louise und deren schwacher Gesundheit „avec bien de soupirs et des expressions de grands égards, comme si sa séparation de Napoléon n'était nullement volontaire de sa part."

Elba zu folgen, nehmen könnte; er sehnte sich nach dem Prinzen den man wider alles Recht und Sitte dem eigenen Vater vorenthielt, ja vielleicht im Geiste der Abkehr von diesem auferzog. Er schrieb eigenhändig ein paar herzliche Worte an Maria Louisen, und ließ das übrige durch Bertrand dem vertrauten Meneval zu Gemüte führen. „Wir sind ganz erstaunt", schrieb dieser im Namen und Auftrage des Kaisers, „von Ihnen keine Nachrichten zu erhalten. Gewiß hat Ihre Majestät dem Kaiser oft geschrieben, aber die Briefe sind wahrscheinlich durch die Maßregel irgend eines untergeordneten Agenten aufgefangen worden; denn unmöglich kann das auf Befehl ihres Vaters geschehen sein. Ueberhaupt hat kein Dritter ein Recht auf die Kaiserin und deren Sohn — toutefois personne n'a de droits sur l'Impératrice et sur son fils." Am 9. August, 2 Uhr Nachmittags, fuhr Oberst Laczinski aus dem Hafen von Ferrajo nach Livorno aus, um sich von da persönlich nach Aix zu begeben und die Briefe zu überbringen [57]). Am Tage darnach traf endlich ein langersehntes Schreiben der Kaiserin ein, 10. August. Sie hatte es Herrn von Bausset bei dessen Abreise nach Parma mitgegeben und dieser hatte es, sammt einer in Wien gearbeiteten Büste des Prinzen von Parma, dem Courier Capra anvertraut, den er unter dem Vorwande notwendigen Ankaufes von Stoffen und Einrichtungsstücken für die herzoglichen Schlößer nach Livorno sandte. Eine zweite Gelegenheit hatte Maria Louise benützt als ein verkleideter Bedienter, mit geheimen Aufträgen des Königs Josephs nach der Insel Elba betraut, sich am 11. ihr vorstellte; sie warf in aller Eile ein paar Zeilen aufs Papier und legte eine ihrer Haarlocken bei, die dem Kaiser zur Feier seines Namenstages übergeben werden sollten [58]).

Ob und wann die Sendung in die Hände Napoleons gelangte, sind wir außer Stande anzugeben; Thatsache ist, daß von da an eine Zeit hindurch der briefliche Verkehr zwischen den beiden Getrennten etwas lebhafter

---

[57]) Napoleon an Bertrand, 9. August, Corresp. Nr. 21604, S. 408 vgl. mit Meneval II, S. 161. Auffallend ist eine ganz sonderbare Verdrehung der Worte seines Gebietes, die sich der Groß-Marschall an einer Stelle, ohne Zweifel aus Versehen, zu Schulden kommen läßt. Während nämlich jener über die Unterschlagung der Briefe Maria Louisens schreibt: „que cette mesure ridicule a lieu probablement par les ordres de quelque ministre subalterne, et ne peut pas venir de son père", heißt es bei diesem: „les lettres sont probablement arrêtées par les mesures de quelque agent secondaire, ou peut-être par l'ordre de son père" ... Bei Meneval II, S. 187 findet sich auch das Schreiben Maria Louisens vom 20. August Abends, wo sie ihrem Vertrauten mittheilt, sie habe aus Elba einen Brief vom 6. erhalten, dessen Inhalt wir nur aus dieser Quelle kennen. „Il me dit beaucoup de bien de vous", schreibt sie von ihrem Gemal, „et me recommande de ne pas croire tout ce que l'on me pourrait dire contre lui; il se portait bien, était heureux, tranquille et pensait surtout beaucoup à moi et à son fils." Daß in diesem Schreiben ihres Gemals zugleich die Einladung enthalten war, sich so bald als möglich nach Elba zu verfügen, könnten wir uns denken, selbst wenn wir es nicht bei Neipperg (Bericht an den Kaiser vom 24. August) ausdrücklich bestätigt fänden.

[58]) Bericht Neipperg's vom 11. August; zum Schluße heißt es: „Dieser Bediente nimmt seinen Weg über Neapel, wohin die Correspondenzen gerichtet zu sein scheinen."

wurde, daß bei Napoleon die Erwartung, seine Gemalin und seinen Prinzen bald in Elba zu sehen, neue Nahrung erhielt und daß seine Umgebung auf die Ankunft derselben binnen wenig Wochen fast mit Sicherheit zälte. Am 20. August erschien Napoleon am Bord seiner Corvette, auf welcher unter seinen Augen fünfzig Mann der Garde mit dem Capitain Louvers eingeschifft wurden; das Schiff war nach Genua bestimmt um verschiedene Stoffe, Kleidungsstücke, Möbel für Napoleon, Madame Mère und Prinzessin Pauline, die gleichfalls in Elba erwartet wurde, in Empfang zu nehmen; Louvers hatte anbei den Auftrag, keine Gelegenheit zu einem Briefwechsel mit Meneval oder der Gräfin Brignole unbenützt zu lassen, die Kaiserin auf diesem Wege in Kenntniß zu setzen, daß Madame Mère in Elba angekommen sei, daß der Kaiser seine Gemalin im Monat September erwarte u. dgl. Zugleich mit Louvers wurde Capitain Hureau eingeschifft, dessen Frau in Diensten Maria Louisens stand und dem der Kaiser, um den beiden Gatten die lang ersehnte Gelegenheit einer Zusammenkunft zu verschaffen, einen einmonatlichen Urlaub bewilligte. Unter nachstehenden Bedingungen jedoch: „er habe sich nach Aix, oder wo immer sich die Kaiserin befinde, zu begeben und es so einzurichten, daß er nirgends aufgehalten werde; er werde bei seiner Frau oder bei Herrn von Meneval sein Absteige-Quartier nehmen, ohne daß man zum voraus etwas davon erfahren; er werde in jeder Richtung Erkundigungen über die Art der Ueberwachung einziehen, die man in der Umgebung der Kaiserin übe" [59]) . . . Man sieht zu welch kleinlichen Vorsichten Napoleon, beargwohnt und beobachtet wie er von allen Seiten war, greifen mußte, um an seine vor Gott und der Welt ihm angetraute Gemalin mündliche oder schriftliche Botschaft gelangen zu lassen. Hatte er nicht allen Grund sich über solch unwürdiges Verfahren, über solch rechtswidrigen Eingriff in seine heiligsten Privat-Verhältnisse zu beklagen?!

Am 23. August übersiedelte Napoleon auf die mitten in einem schattigen Kastanienhain gelegene Einsiedelei, Madonna del Monte, oberhalb Marciana. „Man fühlt hier die Hitze nicht", schrieb er befriedigt von seinem neuen Aufenthalt, „und das Clima ist von jenem Porto-Ferrajo's durchaus

---

[59]) Napoleon am 20. August 1814 an Bertrand, Corresp, XXVII, Nr. 21611, S. 412, vgl. mit Bertrand's gleichzeitigen Zeilen an Meneval (II, S. 162): (Hureau) „est bien impatient de revoir sa femme. Nous espérons vous voir au mois de Septembre lorsque Sa Majesté aura pris les eaux." Die Zeilen bildeten ein P. S. zu Bertrand's Schreiben vom 9., das derselbe, weil sich Oberst Laczinski vor der Abfahrt nicht bei ihm gezeigt, durch diesen nicht hatte absenden können. Bertrand mußte jetzt auf Befehl des Kaisers von diesem Schreiben zwei gleichlautende Abschriften machen, „toutes deux dans le même sens que celle que vous avez déjà écrite," und die eine davon dem Capitain Louvers mitgeben, der selbe, während Hureau das Original persönlich an dessen Adresse zu überbringen hatte, auf kaufmännischem Wege an Meneval überschicken sollte. Zu demselben Zwecke untrüglicher Sicherheit hatte Louvers den Auftrag, während des Verweilens in Genua vom 1. bis 10. September, viermal nach Elba zu berichten, und zwar: „par des voies différentes."

verschieden". Von dem nahen Gipfel des Monte Capanna konnte er die Berge seiner Geburtsinsel sehen, die Spitzen der Alpen, den ligurischen Apennin. Zu all' diesen Vorzügen kam die in Italien doppelt dankenswerte Annehmlichkeit, daß sich in die frische Bergluft keine Fliege noch Mücke verirrte.

Seit der Ankunft seiner Mutter hatte Napoleon manche Aenderung in seiner Lebensweise und damit zugleich eine strengere Etiquette und Abschließung nach außen eingeführt. Während der britische Oberst vor Beginn seines Urlaubes fast freien Eintritt beim Kaiser gehabt, war er nach seiner Rückkunft sehr erstaunt, sich förmlich anmelden lassen und selbst angemeldet im Vorzimmer harren zu müssen, bis es dem Souverain von Elba, der etwa mit Madame Mère und dem Groß-Marschall in ein Kartenspiel vertieft war, ihn eintreten zu lassen gefallen wollte[60]. Kartenspiel mit seiner Mutter und mit Bertrand, mitunter auch mit Anderen, die zur Gesellschaft befohlen wurden, scheint eine der gewöhnlichen Zerstreuungen Napoleons gewesen zu sein, der hierbei ebensowenig wie bei seinen großen Unternehmungen sein Naturell verläugnete: wollte das Glück nicht, so zwang er es oder „verbesserte" es, um mit dem Chevalier de la Marlinière zu sprechen. „Napoleon, Du täuschest Dich", pflegte seine Mutter zu sagen, wenn sie ein oder das andere Mal gewahr wurde, daß er sie täuschen wollte[61], wo dann jener, wenn er nicht eben gut bei Laune war, plötzlich aufstand, Karten und Geld durcheinander warf und sich in sein Zimmer zurückzog, wohin ihm Niemand folgen durfte; anderen Tags ließ ihm allerdings das Gewissen keine Ruh, bis er durch seinen Kammerdiener Marchand den Mitspielern ihr Geld zurückstellen ließ. . . .

Napoleon besaß jetzt schon eine hübsche Anzal Residenzen auf der Insel. Fürs erste seinen Hauptsitz in Ferrajo, zwei auf der „Mühlen-Bastei" zwischen den Forts Falcone und della Stella gelegene, durch eine Galerie verbundene Pavillons, bis dahin zu Officiers-Wohnungen verwendet; er übersah von da die Stadt und hatte eine hübsche Aussicht auf Piombino und die toscanische Küste. Napoleon befahl, einen zweistockhohen Mitteltract mit einem großen Saal aufzuführen. Um neben dem nun erweiterten und erhöhten Gebäude Raum für einen Vorhof und einen Garten zu schaffen, mußten die anstoßenden Mühlen verschwinden, einige alte Hütten in der Nähe wurden eingerissen und auch sonst noch manches dem Boden gleichgemacht; auf einem erhöhten Punkt wurde ein Glas-Kiosk angebracht, in welchem der

---

[60]) Sogleich am 3. August, wo er mit Capitän Battersby und einem Herrn Saveira, der die Ueberfahrt auf dem „Grasshoppen" mitgemacht hatte, dem Kaiser seine Aufwartung machen wollte; Pichot S. 134—140.

[61]) Im Französischen macht sich der Gegensatz besser: „Napoléon vous vous trompez, disaitelle, n'osant pas dire nettement: vous nous trompez", Peyrusse Pichot S. 282, wo sich auch das weiters im Texte erzälte Geschichtchen findet . . Auf ähnliche kleine Züge mag es sich beziehen, wenn es bei Campbell-Pichot S. 111 heißt: „Plus il descend au niveau des autres hommes, plus sont faciles et fréquentes les occasions de l'étudier, moins il apparait sous un aspect favorable."

Kaiser mehrere Stunden des Tages verweilte [62]). Während seiner Abwesenheit in Marciana sollten die letzten Einrichtungen getroffen werden, um die Räumlichkeiten für die Aufnahme der Kaiserin bequemer und annehmlicher zu machen [63]). Frau Lätitia wohnte in der Stadt. Für den Sommeraufenthalt der Prinzessin Pauline war ein kleines Gütchen San Martino im Gebiet von Rio bestimmt [64]); es wuchs ein guter Wein in der Nähe und Napoleon behauptete stolz, es gebe in ganz Frankreich und Italien keinen besseren, er nannte eine Sorte „Monte-Giove", eine andere „Côte de Rio". Dann hatte er ein Absteig-Quartier in der Citadelle von Porto-Longone und endlich den reizenden Sitz „la Madonne", wie er schrieb, oberhalb dem Orte Marciana, in welch letzterem Madame Mère ihr Quartier aufschlug. Auch hier mußten eine Menge neue Einrichtungen getroffen, Möbeln herbeigeschafft, Fenstervorhänge und Fensterläden angebracht werden, wobei sich Napoleon in gewohnter Weise in alle Einzelnheiten mischte. „Wir brauchen die Vorhänge für Madame, die Stangen dazu sind da", schrieb er an Bertrand nach Porto-Ferrajo; „schicken Sie uns auch Feuerzeug, Feuerzangen, Feuerschaufeln; denn mir scheint, man sagt uns nicht ohne Grund, daß wir am Abend hier werden heizen müssen". Er stöberte überall herum und kümmerte sich um alles. Er war der gute Hirt des neuen Testamentes — freilich nicht in biblischem Sinne, sondern aus finanziellen Rücksichten — der jeden Maulesel, der ihm durch einen Unfall zu Grunde oder verloren ging, als „einen Verlust" ansah und auf Mitteln dachte, damit sich in Zukunft etwas dergleichen nicht wieder ereigne; „das kommt daher, daß im Pferdestall keine kleine Pumpe angebracht ist, um die Thiere zu tränken, lassen Sie gleich eine anbringen, im Magazin müssen Sie welche finden" [65]).

In „La Madonna" war es auch, wo Napoleon die bevorstehende Rückkehr Bausset's nach Aix erfuhr; er ließ demselben einen Brief an die Kaiserin

[62]) Nach Madame Durand Mémoires sur Napoléon etc. S. 252 f. hätten die Insulaner diesem Bauwerke den Namen „Casa di Socrate" gegeben.

[63]) „Peindre les portes, les fenêtres et châssis, blanchir et arranger la façade à l' intérieur, mettre en couleur tous les pavés, faire faire le plafond de la galerie, élever le bâtiment du milieu et faire faire les plafonds à toutes les pièces d'en haut" . . . Corresp. XXVII, Nr. 21597, S. 404 f. Das Schreiben an Bertrand ist vom 27. Juli, wo Napoleon seine Gemalin schon im August zu sehen hoffte, daher der Auftrag: „que tout soit terminé le 15 août". Vgl. jenes von ungewissem Datum, jedenfalls aus dem Monate August, a. a. O. Nr. 21599 S. 405 f., das mit den Worten beginnt: „Comme je ne suis pas encore assez bien logé pour donner des fêtes j'attendrai l'arrivée de l'Impératrice ou de la Princesse Pauline" etc. . . Die Soldaten der Garde, die bei den Einreißungsarbeiten mit Hand anlegen mußten, machten sich darüber lustig und sagten zu den Leuten, deren Quartiere der Laune ihres Souverains weichen mußten: „Nous démolissons tourjours la moitié des villes où nous séjournons, c'est notre mode; mais il n'y a rien à dire, nous payons comptant, et un quart en sus" . .

[64]) Napoleon hatte den Auftrag dazu gleich in den ersten Tagen Mai gegeben und war nur unentschlossen „si l'acquisition s'en doit faire au nom de la princesse Pauline ou du prince"; Corresp. a. a. O. S. 368, vgl. mit Pichot S. 288 f.

[65]) Corresp. Nr. 21615 S. 414 f. und 21622 S. 418.

zustellen und gab ihm für letztere neue Verhaltungsregeln mit: die Kaiserin sollte ihm unter der Adresse eines Herrn Senno schreiben und ihre Briefe nach Genua schicken, unter Couvert eines seiner Agenten, Sieur Constantin Gatelli [66]). Napoleons Hoffnung war jetzt darauf gesetzt, daß Maria Louise nach beendeter Bade=Cur nach Parma gehen werde, „von wo sie mit dem Prinzen endlich insgeheim, wenn nicht offen, die Reise nach Elba wird machen können“ [67]).

6.

Am 23. August meldete Maria Louise ihrem Vater, daß Corvisart sie bereits verlassen — Isabey war um dieselbe Zeit abgereist, aber nicht wie jener nach Paris, sondern als prädestinirter Congreß=Maler nach Wien — und daß sie Cussy zu ihrem Kammerherrn ernannt habe; sie wolle nichts gethan haben, „ohne es Ihnen anzuzeigen; denn Sie wissen liebster Papa, daß ich Ihnen alle meine Handlungen und meine innersten Gedanken sagen will. Ich bitte Sie auch“, heißt es weiter, „mir zu schreiben, ob ich Ihnen Briefe für den Kaiser kann schicken, denn er hat gar keine Nachrichten von mir“ .... Letztere Versicherung war nicht ganz aufrichtig; denn Maria Louise hatte, wie wir wissen, keine sich ihr darbietende Gelegenheit vorübergehen lassen, wo sie ihrem Gemal Botschaft oder Liebeszeichen senden konnte; allein vielleicht war ihr das Wörtchen „lang“ in der Feder geblieben, und das ist ein dehnbarer Begriff.

An demselben Tage, da sie jenes schrieb, oder vielleicht schon einen Tag früher, stieg ein verkleideter polnischer Officier [68]) in einem zwischen Genf und Aix gelegenen Posthause (Frangy oder Annecy) ab, von wo er durch einen Boten das Schreiben Napoleons vom 9. an die Kaiserin sandte. Was diese hierauf geantwortet und wie sie überhaupt dieses und ein zweites Schreiben, das einige Tage später in ihre Hände gelangte, aufgenommen, wollen wir sie selbst mittheilen lassen:

> „Ich habe vor drei Tagen einen Officier vom Kaiser bekommen, mit einem Brief, in welchem er mich mit vieler Sehnsucht erwartet. Seit acht Tagen ist das der zweite Officier, welchen ich bekomme, durch ersteren habe ich geantwortet, daß ich gleich in wenig Tagen nach Wien abreisen werde, und daß es mir unmöglich wäre, ohne Ihrer Erlaubniß nach der Insel abzureisen, auf den zweiten Brief habe ich noch nicht geantwortet. Ich erzäle Ihnen alles dieses liebster Papa, weil ich mein ganzes Vertrauen in Sie habe, und weil ich wünsche, daß alle diese

---

[66]) Ebenda Nr. 21624, S. 419. Der Brief datirt vom 28. August; Bertrand sollte Bausset auch schreiben, „que j'aurais été charmé qu'il eut poussé jusqu'ici, que cela ne l'aurait pas beaucoup allongé, et qu'il s'en serait retourné par la Spezia ou par Gênes“

[67]) Pichot S. 156.

[68]) Wir wälten absichtlich diesen allgemeinen Ausdruck, weil das in unserer Anm. [57]) angeführte Schreiben Napoleons vom Obersten „Laczinski“ spricht, während

Geschichten Ihnen keinen Argwohn gegen meine Handlungen geben möchten. Seyn Sie versichert, daß ich jetzt weniger als jemals Lust habe, diese Reise zu unternehmen und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, sie nie zu unternehmen, ohne Ihnen eher um Erlaubniß darum zu bitten. Ich bitte Sie, mir auch zu sagen, was Sie wollen, daß ich den Kaiser über diesen Punkt schreiben soll" [69]).

Den zweiten Brief Napoleons, von dem sie sagt, daß sie darauf noch nicht geantwortet, hatte der uns schon bekannte Capitain Hureau überbracht, der auch das Rückschreiben Maria Louisens, oder am besten sie selbst [70]), nach Elba überbringen sollte; allein er hatte, bei der mißtrauischen Strenge der französischen Behörden, für sich allein genug zu thun, um wieder davon zu kommen, und mußte, da man ihm in Savoyen Anstände machte einen Paß über die Grenze auszufolgen, den Weg nach Paris machen, um sich dort einen solchen zu verschaffen.

Der Aufenthalt Maria Louisens in Aix neigte sich seinem Ende zu. Sie hatte solchen gewält, erstens um ihrer Gesundheit willen, zweitens um, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder auf französischem Boden zu sein und einige ihrer Pariser Freunde, besonders die Montebello, zu sehen, wozu noch drittens die Erwägung gekommen war, daß sie durch ihre Entfernung von Wien den fremden Monarchen, deren Zusammentritt man damals viel früher erwartet hatte, aus dem Wege zu gehen. Als sie auf ihrem Wege erfahren, daß dieses Eintreffen auf den Monat September verschoben sei, hatte sie am 22. Juli aus Aix dem Kaiser Franz ihren Entschluß mitgetheilt — „da ich decenterweise in diesem Augenblicke nicht in Wien sein kann" — nach vollendeter Bade-Cur nach Parma zu gehen und dort das Ende des Congresses abzuwarten. „Wenn Sie erlauben", hatte sie beigefügt, „so werde ich meinen Sohn in

---

Neipperg am 24. August an den Kaiser Franz von einem „Jermanowski" berichtet. Es muß also auf Elba im letzten Augenblicke eine andere Verfügung getroffen worden sein; denn daß das Heimlichthun des Obersten sich einfach darauf beschränkt haben sollte, sich statt seines eigenen, den Namen eines Kameraden zu geben, ist doch kaum denkbar.

[69]) Das Schreiben M. L. an den Kaiser Franz ist vom 30. August... Maria Louise hatte den Inhalt ihres Antwortschreibens an Napoleon auch dem Grafen Neipperg mündlich mitgetheilt, der darüber am 24. an den Kaiser berichtete: „daß Sie sich in jedem anderen Zeitpunkte freuen würde ihn wieder zu sehen, allein daß dermalen Ihre Pflicht als Mutter erfordere, daß Sie sich mit aller Hingebung gänzlich dem Schicksale und der Erziehung Ihres Sohnes widme, und der weisen Leitung Ihres durchlauchtigsten Herrn Vaters folge, in dessen Händen Ihre und Ihres Sohnes Existenz stünden"... Es ist interessant gegeneinander zu halten, wie die schüchterne Tochter und der geschmeidige Höfling eine und dieselbe Sache darzustellen sich bemühen; die Wahrheit hat in diesem Falle wahrscheinlich nicht in der Mitte gelegen, sondern ganz außerhalb des Rahmens dessen, was die Eine und der Andere dem strengen Gebieter darstellen.

[70]) So heißt es bei Meneval II, S. 192: „Cet officier était chargé de la conduire à l'île d'Elbe où elle était attendue"; und bei Neipperg (Genf 6. September) gar: „In dem hieher gelangten Schreiben wird sogar im Falle einer längeren Weigerung mit einer gewaltthätigen Entführung gedroht."

Schönbrunn lassen, bis alles eingerichtet ist, ich bin ruhig, wenn ich ihn in Ihren Händen weiß, und alle diese Sachen sind so kostspielig in diesem Augenblicke, wo ich die größte Oekonomie für meine Finanzen haben muß. Ich verliere aber nicht die Hoffnung, Sie liebster Papa, diesen Herbst nach allen Festen zu sehen". Von Wien war dann lang keine Antwort gekommen und Maria Louise, schon daran zweifelnd, daß man ihr den Aufenthalt in Parma gestatten werde, hatte ihren Vater gebeten, daß er sie den Winter in Florenz zubringen lasse, sie gebe ihm das Versprechen, daß sie „dem Kaiser" nicht anders schreiben wolle, als durch Vermittlung des Großherzogs [71]). Endlich kam die Entscheidung und dem Fürsten Metternich und dem Grafen Neipperg fiel die Aufgabe zu, jenem brieflich, diesem mündlich, der Kaiserin ihren Vorsatz nach Parma oder überhaupt nach Italien zu gehen, auszureden und sie mit der Verwirklichung desselben auf den kommenden November zu vertrösten. Der kluge Staats-Kanzler stellte ihr besonders vor, wie Sie ihrer Sache, wenn Sie im jetzigen Augenblicke nach Parma ginge, eher schaden als nützen würde; der Zweig der Bourbons, der früher im Besitze des Herzogthums gewesen, rühre sich gewaltig; besonders möge Sie bedenken, daß Sie dadurch die Interessen Ihres Prinzen aufs Spiel setze u. dgl. Neipperg hatte Maria Louisen gegenüber einen um so unangenehmeren Stand, als sie den Personen-Wechsel, den man hinter ihrem Rücken in Parma getroffen, erst kurz zuvor erfahren hatte, was sie, wie Neipperg nach Wien berichtete, „sehr betroffen" machte; „bei dem reizbaren Nervensystem Ihrer Majestät der Kaiserin wirkt jede erschütternde Nachricht auf Ihre Gesundheit". Indessen hatte sie sich bald wieder gefaßt und bei ihrem an kindlichen Gehorsam gewöhnten Gemüte fügte sie sich der Hauptsache nach in den Willen ihres Vaters. Nur nach Wien mochte sie nicht unmittelbar zurückkehren; sie wollte eine mehrwochentliche Rundreise in die Schweiz machen, Genf, Lausanne, Bern besuchen und erst gegen Mitte October in Schönbrunn eintreffen, wo, wie sie meinte, die „hohen Potentaten" Wien schon verlassen haben würden; denn, wiederholt sie ihrem Vater, „es wäre meinem Herzen unmöglich, mit diesen Fürsten zugleich in Wien zu sein".

Auf ausdrückliches Verlangen Maria Louisens sandte Neipperg den Oberstlieutenant Hrabowsky als Courier an ihren kaiserlichen Vater, dessen Bescheid derselbe nach Genf bringen sollte. Neipperg, der für seine Person den Frauendienst am liebsten wieder mit dem Waffendienst vertauscht hätte, mußte auf ihren Wunsch ihren Begleiter abgeben; denn sie hatte sich an dessen Gesellschaft und Dienste schon in solchem Grade gewöhnt, daß sie sich kaum vorstellen konnte, wie sie ohne ihn auskommen solle. „Er kann mir äußerst nützlich in verschiedenen Umständen seyn", schrieb sie ihrem Vater;

---

[71]) Den Inhalt dieses Schreibens, das sich in der Original-Correspondenz Maria Louisens nicht vorfindet, kennen wir bloß aus einem Briefe M. L. an Meneval II, S. 183, wo es zuletzt heißt: „mais il parait presque sûr qu'on me le refuse".

sie habe ihn bis nach Wien mitnehmen wollen, „er getraut sich aber nicht es zu thun, ohne von Ihnen einen Befehl zu erhalten“ [72]).

Am 5. September reiste Maria Louise von Aix ab und traf gegen Abend in Genf ein. In Carrouge hatte es wieder einige Auftritte gegeben, obgleich österreichische Jäger den Ort besetzt hielten; die Bevölkerung hatte viel Unruhe gezeigt, der Kaiserin laute Hochs auf den Kaiser Napoleon zugerufen, ihr Gedichte und Blumensträuße mit dreifarbiger Kokarde in den Wagen geworfen u. dgl. Anständiger betrug man sich in Genf, dessen Bürger sich unserer Regierung wegen Rückstellung der Genfer Geschütze zu Dank verpflichtet fühlten. König Joseph mit Gemalin fanden sich wieder zum Besuche ein und speisten bei ihrer Schwägerin, die ihnen aber dießmal, zur empfindlichen Kränkung der Beiden, die Artigkeit nicht erwiderte, obgleich sie vier Tage in Genf weilte. Fast unmittelbar vor Maria Louisens Abreise von Genf am 9. September Morgens traf zu ihrer großen Freude Meneval von Paris wieder ein, der sich nun wieder ihrem Geleite anschloß. Die Fahrt ging über Lausanne durch den Bezirk von Moudon (Milden), wo ihr im Wäldchen von Boulens eine ländliche Huldigung dargebracht wurde, nach Freiburg und von da nach Bern, wo man am 11. eintraf. Von Bern aus unternahm sie mit einem Theile ihrer Begleitung — Meneval, Cussy und Bausset [73]), dann Mademoiselle Rabusson und der Arzt Héreau blieben zurück — eine ziemlich beschwerliche Partie über den Thuner See nach Lauterbrunn, von da am 13. über die Wenger Alpe nach dem Grindelwald, am 14. und 15. über das große Scheideck und Meyringen im obern Hasli-Thal nach dem Hospital am Grimsel, von 16. bis 18. über Lax und Brieg im obern Walliser Land auf den Simplon und wieder zurück nach Brieg. Die romantische Fahrt ging sodann in das Leuker Bad und auf den Gemmi, an dessen Fuß Hrabowsky mit der erwarteten Antwort aus Wien die Reisenden einholte. Er brachte die Gewährung aller Bitten, die Maria Louise am 30. August von

---

[72]) M. L. an Kaiser Franz am 19. und 30., Neipperg an denselben am 20. August 1814... Seinem Bericht an den Kaiser fügte der Graf zum Schlusse die Bitte bei, „sodann über den Simpelberg zu meiner Division nach Italien einrücken zu dürfen; die Schnelligkeit meiner Hieherreise... hat mir nicht erlaubt mich auf eine längere unvorbereitete Reise zu versehen die mich in Verlegenheit bringen mußte“. Er richtete in dieser Sache gleichzeitig ein Schreiben an Metternich, von dem er sich „très humblement et très instamment“ die Erlaubniß erbat „de pouvoir me retourner pour le Simplon à ma Division en Italie“; der Fürst wolle sich erinnern, daß seine, Neipperg's, erste Instruction nur dahin gelautet habe, „de rester à la suite de l'Impératrice M. L. pendant le séjour qu'Elle fera sur le territoire français“; Metternich werde übrigens einsehen, „qu'après une campagne aussi active que l'était la dernière, on a besoin de quelques moments de repos“ etc.

[73]) „Nous avions assez vu de neige dans les déserts de la Russie, et n'étions pas trop jaloux d'aller parcourir des montagnes qui en étaient couvertes“, Bausset III, S. 51. Cussy verließ die Reisegesellschaft bald darauf und kehrte nach Paris zurück Aus Héreau und Mademoiselle Rabusson wurde in Bern ein Paar, wobei Meneval und Bausset als Zeugen fungirten.

Aix aus an ihren Vater gestellt hatte, darunter auch die, daß Neipperg ihr noch weiter durch Deutschland bis nach Schönbrunn zur Seite stehen dürfe, worüber sie sehr gerührt war: „Ich kann Ihnen nicht sagen", schrieb sie am 22. nach ihrer Wiederankunft in Bern, „wie ich mit seinem Betragen sowol in Aix als auf der Reise zufrieden war, ich habe in dieser Wal wieder Ihre gnädige väterliche Sorgfalt erkannt". Gleichsam aus Erkenntlichkeit dafür fügte sie sich, so schwer es ihr fiel [74]), dem Wunsche ihres Vaters sie anfangs October in Wien, oder vielmehr in Schönbrunn zu sehen, und traf sogleich Anstalt ihren „Haupt-Service", da sich Mangel an Pferden für das zalreiche Gefolge zeigte, auf dem nächsten Wege über Zürich nach Lindau abgehen zu lassen.

In Bern traf Maria Louisen die Nachricht von dem Tode ihrer Großmutter Carolina. Die Königin von Sicilien hatte mit sehr angegriffener Gesundheit, wol Folge ihrer Entbindungen, deren sie nicht weniger als achtzehn überstanden hatte, und mit tief gebeugtem Gemüte, bereits eine Sechzigerin, die beschwerliche Reise in das Land ihrer schönen glänzenden Jugend angetreten. So hoffnungsreich die Botschaften gewesen, die ihr schon während ihrer Herreise und dann wieder nach ihrer Ankunft in Wien von dem Erfolge der kaiserlichen Waffen, von dem schließlichen Siege dessen, was sie die gute Sache heißen mußte, zugekommen, so groß ihr Glück und ihre Freude waren ihren aus dem Felde heimkehrenden Schwiegersohn und Neffen zu begrüßen, Zeuge des jubelnden Empfanges zu sein den ihm seine treuen Wiener bereiteten, so sehr es ihr zusagte und wol that das älteste ihrer Enkelkinder, die erstgeborne Tochter ihrer theuren Theresia, wiederzusehen, die gleich ihr vom Unglück verfolgte mit wolwollendem Wort und Rat aufrichten zu können — das was jahrzehentlange Aufregungen und Kümmernisse, Leiden und Leidenschaften an ihr gezehrt hatten, was sie zuletzt mit gebrochenem Herzen aus ihrem Königreiche fortgedrängt und fortgetrieben hatte, ließ sich doch nicht wieder gut machen, nicht heilen und ersetzen. Die thatkräftige geistvolle Frau war nur mehr der matte Nachglanz dessen, was sie einst gewesen. „Lang habe ich geglaubt das Herrschen zu verstehen", soll sie in ihrer letzten Zeit gesagt haben; „nur zu spät erkenne ich meinen Irrthum. Um die Menschen gut zu leiten, muß man sie studiren. Wenn mich Gott noch einmal auf den Thron erhöbe, würde ich ein neues Leben beginnen!" In der Nacht vom 7. zum 8. September traf sie ein Schlaganfall, der sie, wie es schien, fast augenblicklich tödtete; man fand sie des Morgens eine Leiche, auf ihr Ruhebett

---

[74]) Sie sprach zu Meneval II, S. 199 von dem „vif regret qu'elle éprouvait d'être obligée de retourner à Vienne où sa position serait si équivoque pendant la durée du congrès". Neipperg seinerseits dankte aus Bern 22. September dem Kaiser mit süßsaurer Miene: „Nachdem E. M. an mich erlassenes für mich so schmeichelhaftes Allergnädigstes Hand-Billet mir aufträgt die Begleitung bis in unsere Staaten fortzusetzen, so werde ich dieser hohen Bestimmung bis nach Wien zu folgen die Ehre haben".

hingestreckt, den Mund wie zum Rufen halb geöffnet, den einen Arm ausgestreckt wie um den Glockenzug zu ergreifen . . .

Einen ganz andern Charakter als diese Trauerbotschaft trug eine Begegnung die Maria Louise gleich darauf hatte. Während sie am 22. Nachmittags einen Ausflug nach der berühmten Anstalt Fellenberg's unternahm, wozu sie Bausset zu ihrer Zerstreuung vermocht hatte, war die Prinzessin Carolina von Wales, auf einer Reise nach Italien begriffen, in Bern eingetroffen, hatte sich, als sie die Anwesenheit der Kaiserin erfahren, zu einem kurzen Aufenthalte in der Stadt entschlossen und ihren Kammerherrn Lord Craven zu deren Begrüßung abgeschickt was diese, von Hofwyl zurückgekehrt, noch denselben Abend durch die Sendung Bausset's erwiderte. Andern Tags kam die Prinzessin selbst, eine Frau von sechsundvierzig Jahren, klein untersetzt, mit regelmäßigen aber starken Zügen und ein Paar Augen, deren durchdringender rascher Blick Verstand und Charakter verriet. Sie erschien in einem für eine Reisende etwas auffallenden Anzug: weißes mit feinen Spitzen aufgeputztes Mousseline-Kleid, einen Diamant-Reif um das Haupt, von welchem ein weißer Schleier beiderseits wie bei einer griechischen Priesterin über Busen und Taille herabfiel. Allein man übersah das alles sobald sie zu sprechen angefangen. Durch ihre Lebhaftigkeit, ihr ungezwungenes offenes Wesen, ihren muntern beweglichen Geist hatte sie bald alles auf ihrer Seite und wußte in die Gesellschaft Frohsinn und Leben zu bringen. Nach dem Speisen schlug sie, in diesem Punkte ganz Engländerin, Musik vor; vergebens, daß die schüchterne Maria Louise, der die Stimme versagte, wenn jemand Fremder ihr zuhörte, sich losmachen wollte: Graf Neipperg mußte ans Clavier und man sang nun, die Prinzessin mit einer Stimme die, wie Meneval etwas unartig anmerkt, nichts so sehr bewundern ließ als ihren Mut; allein sie war so offen gewesen die Andern darauf vorzubereiten: „Ich habe nie Furcht wenn man mich auffordert zu singen, außer etwa für meine Freunde die mir zuhören müssen“. In ihren Gesprächen, die rund und glatt von ihren Lippen floßen berührte sie mit großer Ungenirtheit, großem Humor und mitunter großer Bosheit alles mögliche. Sie sprach von ihrem Hader mit dem Prinz-Regenten ihrem Gemal, von dessen Stänkereien und Quälereien und den Streichen die sie ihm als Vergeltung dafür spielte; von ihrer Tochter, Prinzessin Charlotte, einem eigensinnigen Querkopf vom Schlage der Mutter, und von der in die Brüche gegangenen Heirat derselben mit dem Erbprinzen von Holland; von ihrer bevorstehenden Reise und daß es ihr ganz in den Plan tauge einen Abstecher nach Elba zu machen. Den Knaben Austin, ihren unzertrennlichen Reisebegleiter, einen hübschen Jungen von ungefähr zehn Jahren, hatte sie nicht mit bei ihrem Besuche, aber sie erzälte von ihm, sagte, daß sie ihn liebe wie wenn er ihr eigenes Kind wäre, daß sie den Vater desselben nicht kenne, daß alles, was die „Memoiren“ über ihr Verhältniß zu dem Kinde erzälen, Lüge und Verläumdung sei. Dann kam sie wieder auf ihre eigenthümliche Stellung in London zu sprechen, beklagte sich

wie man ihr während der letzten Anwesenheit der Monarchen den Zutritt zu Hofe verweigert; schilderte wie sie eines Abends, um sich dafür ihre Revanche zu holen, eine Loge im zweiten Rang gegenüber der königlichen genommen; wie das Publicum, kaum daß es sie erblickt, ihr seine Sympatien durch lebhaftes Klatschen zu erkennen gegeben, während die Potentaten diese Kundgebung Niemand anderm als sich selbst zuzuschreiben meinten; wie sich diese dankend und grüßend von ihren Sitzen erhoben, was wieder sie, die Prinzessin, gleichsam als ihr geltend, mit drei ceremoniösen Knixen erwidert habe, worauf das Publicum, die Ironie merkend, in noch lebhaftere Beifallsbezeugungen ausgebrochen sei.. all das mit einer Zungenfertigkeit und einem Geberdenspiel, daß man der schalkhaften Sprecherin mit Vergnügen zuhörte. Die Stunden verrannen in ihrer Gesellschaft pfeilschnell, und als sie Abschied nahm, mußte man sich sagen, man habe einen angenehmeren Abend zugebracht als vielleicht keinen auf der ganzen Reise [75]) . . .

Zur selben Zeit, wo diese Zusammenkunft der beiden hohen Frauen in Bern stattfand, weilte daselbst im tiefsten Incognito die Großfürstin Anna Fedorowna von Rußland, geborne Prinzessin von Koburg, seit 1801 von ihrem wilden Gemal Großfürst Constantin getrennt, „und auf diese Weise", wie Bausset bemerkt, „führte der Zufall in dieser Stadt drei Fürstinen zusammen, deren jede von ihrem Gemal geschieden war" . . .

Am 24. September verließ die Kaiserin, von Neipperg und Meneval begleitet, Bern, machte einen Abstecher in den Aargau, um die Habsburg zu besuchen und sich von Neipperg ein altes Stück Eisen als die Lanzenspitze ihres großen Ahnherrn Rudolf aufdisputiren zu lassen [76]), und ging von da in die Ur-Schweiz, um den Rigi zu besteigen. Von Schwyz, 26. September, sandte sie auch Meneval nach Wien voraus, traf am 30. in Lindau ein und setzte von da über Mindelheim, nach einem kurzen Aufenthalte bei der Prinzessin Eugen in München, 2. October, ihre Reise nach Braunau, Wels und Mölk fort, woselbst sie um Mitternacht vom 5. zum 6. eintraf. Am 7. war sie in Schönbrunn zurück.

---

[75]) S. darüber Meneval II, S. 201—203 und Bausset III, S. 53—59. Der erste Kammerherr der Prinzessin Lord Craven war ein Sohn der berühmten Lady Craven, vermälten Markgräfin von Ansbach. Außerdem befanden sich in ihrem Geleite: William Gill als Kammerherr, Capitain Hesse als Stallmeister, Dr. Holland als Leibarzt, Lady Elisabeth Forbes als Ehren-Dame ꝛc.

[76]) „Le général Neipperg... prit... acte de la trouvaille qu'il y fit d'un morceau de fer, pour y reconnaitre un fragment de la lance de Rodolphe; l' Impératrice se prêta complaisamment à cette fiction"... Meneval II, S. 203.

# Ein Schweizerdorf.

Von

**Carl Beck.**

Gekommen ist die Frühe jung und roth,
Vom Lager bin ich hurtig aufgesprungen,
Ein warmer Labetrunk, ein Honigbrot —
Nun hebet an, ersehnte Wanderungen!
Du mürber Lord, auf Eiderdunen weich,
Die Lerche kennst du nur vom Hörensagen,
Verlernet hast du längst, daß überreich
Die Morgenstunden Gold im Munde tragen;
Ich aber schwelge schon in frischen Lüften,
In Farben schon, in Stimmen und Gedüften;
Ich aber seh den Tag in Thatenlust
In erster Liebe noch das All umfassen,
Noch ungekränkt vom Weh der Menschenbrust,
Noch unenttäuscht von ihrem Thun und Lassen.

Am Meer, im Walde frug sich meine Seele
In Eigennutz, was ihr an Freuden fehle,
Was strotzend ihr an Leiden zugemessen:
Auf Bergen hab ich immer mein vergessen!
Fürs Ganze war mein bestes Mark erglüht,
Ich fühlte, daß ich schneeig weiß geblüht;
Da sah ich Quellen sich geschäftig regen,
Da sproßte Kraut, die sieche Welt zu pflegen,
Das Wetter wuchs heran, der Luft zum Segen:
Ja, diesen gleich beschloß ich hinzueilen,
Zu letzen und zu läutern und zu heilen,
Und statt zu fordern, stetig auszutheilen,
Wohl ruhen nicht die Götter mehr hoch oben,
Doch weht unsterblich fort ihr Athem droben.

So lautet mein Gesang! Ich schreite sacht
Den Alpen zu, die nah und näher rücken.
O Thalgefild mit deines Rasens Pracht!
Mit deinen Blümelein in bunter Tracht!
Wärs Sündenschuld, ein zartes mir zu pflücken,
Das erst geboren ward in dieser Nacht?
Mit deiner Vögel schmetterndem Entzücken,
Mit Düften, süß die Wesen zu berücken,
Mit deinem Born, von Weiden überdacht,
Mit Bäumen, die sich fruchtbelastet bücken,
Mit Büschen, dran die Purpurbeere lacht,
Mit schmucken Dörfern, die an ihre Wacht
An Berg und Tannenholz sich traulich drücken,
Wie herrlich hat der Schöpfer dich gemacht!

Zur Pracht gesellte seine Hand den Segen:
Die Sage weiß, daß nie auf dieser Trist
Ein Name ward gekränkt in Wort und Schrift,
Ein Herz gemeuchelt ward mit Dolch und Gift;
Kein Junker schlägt dahier an seinen Degen;
Kein Glaubensstreit hat jemals hier geloht;
Kein Trunkner lahmt, kein Bettler dir entgegen;
Kein Schlossenfall verdarb des Feldes Brot;
Kein Wasser schoß heran in wildem Lauf;
Seit Greise denken, ging kein Feuer auf;
Hier tobten nie mit jähem Zorn die Seuchen;
Der Lüfte sanfter Hauch, der Nadelwald,
Und Milch und Honigseim beschwören bald
Der Wangen fliegend Roth, des Busens Keuchen.

Sei Dörfchen mir gegrüßt, an Reizen reich!
Viel froher Sinn bei angestrengtem Schaffen!
Vollbrachtes lädt die Wackern allsogleich
Zu neuer That sich eilig aufzuraffen.
Dies Suchen, dies Bezwingen der Beschwerden,
Ist ihnen Pflicht, Bedarf und Lebensschwung,
Ein Liebesdrang, beständig grün und jung,
Kein Ende kennt ein solcher Drang auf Erden.
Wohl anders fühlt ein Zärtling in der Stadt,
Beim bloßen Bild der Mühe fühlt er matt;

Sein Wirken, muß er wirken, schleicht verdrossen,
Hintanzuhalten strebt er die Genossen,
Ein Stündlein Kampf versöhnt er tagelang
Mit Selbsterbarmen und mit Müssiggang.
Du schöne Schweiz! Anheimelnd schien der Flecken,
Als er zuerst sich meinem Auge wies;
Nun aber lugt aus grünen Laubverstecken
Lieblockend vor ein ganzes Paradies.
Ringsum ein emsig Schaffen und Erhalten;
Ich sehe süßerstaunt ein seltnes Bild,
Gebirge, Wald, Gewässer und Gefild
Viereinig hier und strotzend sich entfalten.
Hie Weideland, hie weinbekränzte Hügel;
Zum Bache führt der Erpel sein Geflügel;
Wie Fink und Amsel, horch, melodisch rechten,
Den Sängerkampf, den edlen auszufechten!
Der Guckuck profezeit und reiht in Gnaden
Noch manches Jahr an unsern Lebensfaden.

Der Markt geräumig und die Straßen rein;
Am Bronnen säumt beredt das Mägdelein,
Der Schwestern Thun und Lassen scharf zu richten;
O Plätscherborn, du trautes Stelldichein
Der Schürzenwelt, du Heim der Dorfgeschichten!
O Zauber friesgeschmückter Pavillone!
Behäbig haust darin das Alpenkind,
Die Fenster blank, die Treppen und Balkone
In Blumen angethan, in Rebgewind.
Zehn Klänge hell von grauer Glockenstube!
Juchheiend aus der Schule stürmt der Bube,
Jedoch das Kirchlein stimmt den Rohen lind:
Friedselig schaut es d'rein, bestattet ist
Auf seinem Hof so mancher brave Christ.

Großmütterchen bebrillt und graugelockt
Hat Beeren roth im Garten abgebrockt,
In Rebenlaub gehüllt die Früchte lind,
Zu Markte schweift damit das Enkelkind.
Der Vater soll um Reisig, tränkt das Pferd,
Sein Weibchen huscht vom Trockenplatz zum Herd,

Indeß die stramme Magd den Morgentrank
Bei losem Lied dem Rinde braut zu Dank;
Nun ruft sie schweigend das Geflügel an,
Die Henne mit den Küchlein rennt heran,
Wie sorgenvoll, doch kühn die Alte blickt,
Das Futter prüft und glucksend es zerpickt,
Dem Schnäbelein der Brut zurechte legt,
Und selber sich zuletzt so dürftig pflegt!

Mein Sehnen nach den Bergen will ich meistern,
Genießen will ich hier mit allen Geistern,
Feinschmeckerisch genießen will ich itzt,
Den Kleinen gleich, die lüstern und verschmitzt,
Um länger sich an ihrem Glück zu weiden,
Entflammten Blicks, die Lippen zugespitzt,
In Theilchen ohne Zahl den Apfel schneiden.
Zu wandern hier, zu rasten hier, wie lieb!
Im Zelt, das wilder Wein und Bohnen kleiden,
Ans Herz zu nehmen, was ein Weiser schrieb;
In lauer Nacht, beim Sange der Gesellen,
Beim Wächterruf sich an die frommen Schwellen
Der langverrauschten Kinderzeit zu träumen —
Ich möchte nicht die Seligkeit versäumen.

# Gedichte.

Von

**Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.**

1.

## Gelbe Rose.

Es kam heraufgezogen
Die Morgensonne rein
Und ihre Pfeile flogen
Vergoldend durch den Hain.

Und von den Bergesspitzen
Bis in das tiefe Thal
Schien Alles aufzublitzen
Vor Lust in ihrem Stral.

Es sah'n mit frohen Mienen
Die Rosen rings umher,
Vom Sonnenstral beschienen,
So goldig aus, wie er.

Als ob, ihm zum Vergnügen,
Sie alle mit Bedacht
Als holde Schmeichler trügen
Die gleichgefärbte Tracht.

Und als nach einer Weile
Den Abschiedskuß er gab,
Da warfen sie in Eile
Die gold'nen Kleider ab.

Sie nahmen, nimmer säumend,
Ihr rot und weiß Gewand,
Nur Eine, nach ihm träumend,
In gold'nem Kleid noch stand.

Sie hat's nicht angezogen,
Zu schmeicheln seinem Glanz,
Sie hat sich vollgesogen
Mit seinen Gluten ganz.

Im Wechsel aller Lose,
Dem Stral des Lichtes hold,
Bist du, o gelbe Rose
Und bleibst ihm treu, wie Gold.

2.

## Auf eine getrocknete Blume.

Was willst du mir, du zarte Blumenleiche,
Du stille, bleiche?
Hier zwischen dieses Buch's vergilbten Blättern,
Vor Wind und Wettern
Lagst du geschützt und in Verborgenheit
Wol lange Zeit!
Wohin willst du, zu stillem Rückgedenken
Den Sinn mir lenken?

Im Herzen weckst du Bilder nicht, die schliefen
In seinen Tiefen, —
Vergessen ist der Tag, der fern entrückte,
Da ich dich pflückte!
War's im Genusse stiller Seligkeit,
War es im Leid,
Daß meine Hand dich zitternd hier verwahrte,
Du bleiche, zarte?

Umsonst! Du machst das Herz nicht höher schlagen,
Was willst du sagen?
Willst du mir künden stumm mit deinen Farben,
Die erstarben,
Daß Leid und Freuden unbeständig sind,
Wie Sturm und Wind?
Daß uns entschwinden könne, tief im Innern
Selbst das Erinnern?

3.

## Zwei Schlummerlieder.

I.

Laß nun, mein Kind, die Spiele
Und schlafe ruhig ein,
Es schwand der Sonnenschein,
Laß nun, mein Kind, die Spiele!
Es neigt ihr Köpfchen fein
Die Blume schon am Stiele,
Laß nun, mein Kind, die Spiele
Und schlafe ruhig ein!

Es leuchte dir im Traume,
Was dir am Tag gelacht,
All' was dir Freude macht,
Es leuchte dir im Traume,
Manch Mährlein flüstert sacht
Die Blätterschaar am Baume;
Es leuchte dir im Traume,
Was dir am Tag gelacht!

Mit einem warmen Kusse
Erweck' ich dich, mein Kind,
Naht uns die Sonne lind
Mit einem warmen Kusse.
Erweckt der Morgenwind
Den Wald mit frischem Gruße,
Mit einem warmen Kusse
Erweck' ich dich, mein Kind!

II.

Gold'ne Sterne steigen still
Und die Blumen neigen still
Ihren Kopf in's feuchte Moos.
In des Baumes Zweigen still
Ward der Vogel und im Gras
Schweigt der Käfer Reigen still.
Geht im Bach kein Mühlenrad,
Alle, Alle zeigen still,
Wie du's machen sollst, mein Kind,
Schlafen ein und schweigen still.

# Gedichte.

Von

**Bauernfeld.**

1.

## Contraste.

I.

Lieblich warme Sommernacht,
Hörst ein süßes Liebesflüstern,
Hörst des eng verschlung'nen Paars
Tritte auf dem Sande knistern.

Und im Hause nahebei
Laufen Lichter durch die Kammern —
Erst ein leiser Klagelaut,
Dann ein Stöhnen und ein Jammern.

In dem Garten Liebesglück,
Kühnes Drängen, schwaches Hindern —
Und im Hause nahebei
Stirbt die Mutter ihren Kindern.

II.

Muntere Krieger
Im feindlichen Lande,
Heute die Sieger
Im schmucken Gewande —
„Laßt uns genießen,
Die Stunden, sie fließen!“ —

Schäumende Becher!
Seelige Zecher,
Glühend die Stirnen,
Lachen und scherzen,
Küssen und herzen
Willige Dirnen. —

Horch! die Trompete!
Waffengebraus!
Die Gegner, sie knallen
In's lustige Haus,
Die Trinker, sie fallen —
Mit dem Küssen ist's aus!

III.

Wind und Schnee! der Boden kracht,
Wie der Priester durch die Nacht
Zu dem siechen Häusler schreitet,
Nur vom Sakristan begleitet.

Spärlich war sein Mittagessen,
Thut doch seine Pflicht indessen —
Warm das Herz, die Hände kalt,
Sitzt am Bett des Kranken bald.

Und so bringt er Trost und Segen. —
In dem Bischofsitz dagegen
Sammeln sich die Kirchenfürsten,
Frieren, hungern nicht, noch dürsten.

Conventikel wird gehalten,
Feindlicher — den Staatsgewalten!
S'ist der alte Firlefanz
Der ecclessia militans. —

Labt und stärkt den armen Mann,
Arm er selber, der Kaplan,
Kämpft der üppige Prälat
Für Gehalt und Koncordat. —

Sagt, wie heißt es denn nur gleich? —
„Nicht von dieser Welt mein Reich!" —
Mit dem Friedenswort im Munde
Richten sie die Welt zu Grunde.

So bewegt das Menschenleben
Sich in Widersprüchen eben,
Ohne Ruhen, ohne Rasten,
Sich in ewigen Contrasten.

2.

## Shakespeare.

(Illustrirt durch Benedix und Cotta.)

Wie wir ihn bewunderten
Seit drei Jahrhunderten,
Wir müssen's jetzt erfahren,
Daß wir im Unrecht waren.

---

Das nenn' ich verschroben!
Was soll das Cotta'sche Hetzen?
Um Goethe und Schiller zu loben,
Ist's nötig, Shakespeare herab zu setzen?

---

„Ist nur mit der Birch-Pfeiffer zu vergleichen!" —
Wie könnt' er auch den Benedix erreichen?

---

So mancher Dummkopf hat dich laut gepriesen,
Du armer großer Mann!
Nun fügt sich noch zu allen diesen
Ein lederner Kerl, hängt Dir Ein's an.

---

„Verdammt Shakespeare und sein Gedicht!“ —
Bewunderer, seid unverzagt;
Die schlecht'sten Früchte sind es nicht,
An denen „Doktor Wespe“ nagt.

3.

## Französischer dramatischer Koch.

Madame eſt ſervie!
„Le Sphinx,“* tragico — comédie. —
Weiß, le public hat schwache Magen,
Kann „petit ordinaire“ nicht wohl vertragen,

So tisch' ihm auf Ehbruch-Ragoût,
Du menu gibier mit stark haut goût —
Voilà, Madame! Mag wohl bekommen!
Statt ſauce Robert wird Gift genommen.
Vive Mademoiſelle Croizette,
Et la recette!

4.

## Welt-Erfahrung.

Das Leben ist gar spröde,
Und thust Du zag und blöde,
Da bleibst Du ein Geringer,
Da läuft's Dir durch die Finger; —
So mußt' ich es erfahren
In meinen jungen Jahren.

Der Menschendurchschnitt eben
Ist wie das Menschenleben;
Kein edler Schlag, kein reiner,
Im Ganzen ein gemeiner,
Ein selbstischer, ein kalter —
So weiß ich's jetzt im Alter.

* Anmerkung. Das Drama machte Aufsehen in Paris, besonders durch die Todeszuckungen der Darstellerin der Hauptrolle.

# Der Weihnachtsengel.

Von

**August Becker.**

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam.“

In den Schluchten des Wasgau zwischen der Queich und Lauter, dorten gegen das Elsaß hin, liegen hinter dem reizenden Berggelände von Klingenmünster viele kleine und ärmliche Gebirgsdörfchen abgeschieden von der Welt, kaum gekannt und genannt. Einfältige, stille, gutmütige Leute wohnen da, oft in großer Armut.

Eines dieser Dörfchen, dessen Name an heimliche, hellblinkende Waldquellen erinnert, ruht rings von duftigen Bergwäldern umschlossen, in einem engen, tiefen Thalkessel, aus welchem nur ein einziger Fahrweg führt, der sich nach Südosten öffnet. In diesem Dörfchen stand noch aus den Zeiten vor der französischen Revolution ein kleines Schlößchen als Ueberrest aus den jagdlustigen Tagen der alten Churpfalz. Später hatte ein Forstwart darin gewohnt; seit vielen Jahren war es jedoch fast immer leer gestanden, bis es endlich von einer Witwe aus dem Dorfe bezogen wurde. Diese hauste in den untern Zimmern des Schlößchens, das außer den Gelassen zu ebener Erde nur noch ein Stockwerk hatte und überhaupt nur zwischen den geringen Häusern der armen Gebirgsbewohner auf den Schloßnamen Anspruch erheben konnte.

Nun war zu jener Zeit eine junge Fremde in das Dörfchen gekommen, Niemand wußte woher, noch wer sie war. Dieselbe hatte ihre Wohnung in den oberen Zimmern des Schlößchens genommen und sich dorten behaglich eingerichtet, ohne die Hilfe der Dorfbewohner in Anspruch zu nehmen. Nur die unten wohnende kinderlose Witwe sorgte gegen angemessenen Lohn für die Bedürfnisse der Unbekannten und war auch so ziemlich die Einzige, welche mit derselben einigen Umgang hatte. Allein auch ihr blieb sowol Stand und Herkunft, als der Grund zu dem Einsiedlerleben der jungen Dame ein Geheimniß, so daß die Fremde ihr Incognito vollkommen bewahren konnte, ohne von der zudringlichen Neugierde oder unziemlicher Nachrede belästigt zu werden. Denn von den Klatschereien und Fraubasereien, welche ein solcher Fall, wie das Erscheinen einer unbekannten Dame, Prinzessin oder Gott weiß was in einer Stadt, einem Städtchen oder auch nur in einem Flecken erregt haben würde, wußten die armen Gebirgsleute in ihrer Einfalt nichts. Für sie genügte einfach die Thatsache, daß in dem seither leeren Oberstock des Schlößchens ein fremdes Mädchen, wol von vornehmem Stande, eingezogen

sei und Niemandem lästig falle. Wenn sie einmal einen Spaziergang über die Wiesen oder an den Waldpfaden empor machte, sah sie zwar blaß und wie von großem Leid heimgesucht aus, erschien aber doch wie ein Engel an Milde, Güte und Lieblichkeit. Auf jeden Gruß hatte sie herzlichen Dank, war besonders gegen die Kinder freundlich und sprach öfters mit den schüchternen Kleinen, die am Feld- oder Waldrain spielten. Sonst jedoch ging sie still und schweigsam, ohne ältere Leute anzusprechen, den kleinen Bach entlang oder pflückte Herbstblumen vom Weg- oder Waldrande.

Die im Schlößchen hausende Witwe sprach mit einer Verehrung von der Unbekannten, die an Ehrfurcht grenzte. Ohne daß sie darum ausgefragt wurde, ließ sie dann und wann etwas von dem Leben und der Beschäftigung derselben fallen. Sie lese und schreibe viel, sagte die Witwe aus, stricke und nähe noch mehr, setze sich auch manchmal an das Clavier, um so schöne Melodien zu spielen, daß man vor Rührung weinen möchte. Letzteres konnten die Dorfbewohner auch bestätigen; denn zuweilen vernahmen sie bei ihrer Arbeit im Thale oder beim Holzmachen in den Bergwäldern solche Musik, welche die Luft durchklang, als spielten die Engel im Himmel.

Seit dem Einzuge der Fremden waren schon mehrere Monate verflossen, der Herbst mit seiner Farbenpracht gekommen und dahingegangen, und dieselbe wandelte immer noch in den Wäldern auf einsamen Pfaden, über welche die roten und gelben Blätter wehten, oder auf den Wiesen, wo weißes luftiges Gespinnst in leichten Fäden über weidende Kühe und spielende Kinder hinschwebte. Als jedoch die trüben Regentage kamen, ging sie selten mehr aus, und als es zu schneien begann, sah man sie gar nicht mehr.

Da war es aber auch überhaupt so still und öde in dem abgelegenen Thalkessel des Wasgau. Da hörte man nichts von dem winterlichen Leben der Städte und Flecken draußen, von dem Gesange der Weinstuben, von den fröhlichen Schlittenfahrten. Nicht einmal von den „Kunkelstuben,“ welche draußen in der Pfalz die langen Winterabende durch Lied, Spiel und Scherz verkürzen, wußte man in dem armen Gebirgsdörfchen etwas; denn es fehlten die Nüsse, Trauben, Kastanien und der brausende neue Wein, womit man den Spinngästen aufzuwarten pflegt. Selbst der Branntwein, das einzige Labsal des armen Gebirgsbauern, mangelte oft wochenlang in jenem Thale. Jedermann saß da still zu Hause in der eingeschneiten Hütte, die Mutter und Schwester am Spinnrocken, wenn Hanf oder Werg da war; der Vater flocht einen Weidenkorb, band Besen oder schnitzte mühsam und verdrossen an einem Holzschuhe. Der Winter gab ja Muße genug, sich mit Unlust und Ungeschick an solchen Versuchen abzuarbeiten. In gar mancher Hütte jedoch geschah auch dieses nicht, weil Alles dazu fehlte, und die düsteren Advent-Abende wurden beim Kienspanlichte in Not und dumpfem Hinbrüten zugebracht. Die Kartoffelkrankheit hatte trübe Zeiten, Armut und Verkommenheit in die Gebirgsthäler eingeführt. Nur ganz selten drang dann aus den niederen Hütten ein froher Laut, wenn es einem Vater dennoch einmal so

wol zu Mute war, daß er mit zitternder Stimme seinen Kindern ein uraltes Weihnachtslied vorsang, das er selbst als Kind dereinst von seinem Großvater gelernt hatte.

Allein, was that denn jetzt die junge Dame im Schlößchen? Wie verbringt das fremde Mädchen die einsamen Tage und Abende des langen Winters?

Zumeist sitzt sie auf strohgeflochtenem Stuhle hinter den weißen Fenstervorhängen und näht mit Emsigkeit Hemde, Kinderhemde von verschiedener Größe. Während es draußen schneit und stürmt, ist es in dem traulichen Zimmer um so heimlicher. Im eisernen Wandofen, dessen Breitseite die Hochzeit von Kana in halberhabenen Figuren zeigt, knistert und knattert das Holz der Föhre und Buche und verbreitet eine wolthuende Wärme. Einfach, sauber und entsprechend sind Möbel und Geräte in dem engen Raume. Da ein Clavier, aus der guten alten Zeit Mozart's und Haydn's, kein salonfähiger, feinpolirter, donnernder Flügel, sondern ein schlichtes Instrument von fünf Octaven, gerade gut genug für die Sonaten und getragenen Melodien, in welche die Fremde sich manchmal verlor; dort ein altfränkischer Schrank mit zierlichen Schnitzereien, der sich im Schlößchen beim Einzuge noch vorgefunden. Ein Büchergestell steht ihm gegenüber, aus welchem von den Bandrücken die Titel einiger bekannter Familienwerke in Goldschrift leuchten, eine kleine Handbibel, das Gesangbuch der unirten pfälzischen Kirche, daneben die deutschen Classiker, einige Schriften von Pestalozzi, die Romane Walter Scott's und schöne Ausgaben der Lieder von Paul Gerhardt, Claudius, Hölty und Schmidt von Lübeck.

Unsere Unbekannte selbst, welche das schlichte Gemach bewohnte, war noch nicht oder doch nur eben erst fünfundzwanzig Jahre alt. Ihre Gestalt war anmutig, ihr Antlitz sehr ansprechend — zwar etwas bleich, indem sich aus demselben deutlich ein schweres Herzeleid herauslesen ließ; allein dies Antlitz möchte weniger durch die Regelmäßigkeit der Züge, als durch den wahrhaft himmlisch-milden Ernst des Ausdruckes angesprochen haben.

Da saß sie also auf dem strohgeflochtenen Stuhle und nähte fleißig fort. Dann und wann blickte sie zum Fenster hinaus auf das wilde Getriebe der Flocken, welche der Wind wider die Scheiben schlug, oder auf die überschneiten Hütten im Thale, über welchem das Schneegestöber in voller Kraft und Fülle schon stundenlang anhielt. Allein öfter noch sah sie an der Wand der Stube empor nach einer Lithographie in schwarzem Rahmen, das Brustbild eines älteren, ehrwürdig aussehenden Mannes. Verglich man ihre Züge mit denen des Porträts, so konnte man einige Aehnlichkeit herausfinden, die auf Verwandtschaft schließen ließ. Letztere war allerdings vorhanden: es war das Bildniß ihres verstorbenen Vaters.

Diesem gegenüber hing noch ein anderes Bild, ungefähr von der nämlichen Größe. Allein, es war mit einem schwarzen Flor verhangen, einem Schleier, der beinahe bis zum Boden des Zimmers reichte.

Die Bewohnerin des freundlichen Stübchens selbst saß in einem schwarzen Merinokleide bei ihrer Arbeit. Sie trug Trauer, das sah man. Wessen Bild mochte der schwarze Schleier verdecken?

Während draußen das Wetter stürmte, nähte sie ruhig fort. Man hätte meinen können, sie habe keine Gedanken, als solche an ihre Arbeit. Aber sie dachte wol noch an manches andere, gewiß auch an vergangene, schöne Zeiten. In ihren sanften Augen mochten schon viele Thränen gestanden haben; darum konnte sie sich um jene, die eben wieder hervorquollen, nicht viel kümmern, so daß sie es nicht der Mühe wert hielt, dieselben zu trocknen. Nach und nach aber kamen ihrer mehr, und sie langte endlich dennoch zum Tuche, um es wider die geröteten Augen zu pressen.

Da pochte es leise an die Thür der Stube. Sie erkannte an der Art des Klopfens ihre Hausgenossin, die kinderlose Witwe.

„Herein!" rief sie, ihr Antlitz so rasch als möglich von den Spuren der Thränen reinigend.

Eintretend theilte die Witwe mit, der Holzhauer Friederle, ein alter Mann aus dem Dorfe, der immer das Holz bringe, sei da. Er habe einen Tannenwipfel aus dem Walde am Abtskopf mit heimgenommen, um ihn dem guten fremden Fräulein anzubieten, da Weihnachten vor der Thür stehe.

Nach einigem Besinnen sagte unsere junge Unbekannte:

„Er möge nur selbst herein kommen!"

Damit hatte sie sich vom Nähtische erhoben, und gleich darauf trat auch der alte Friederle ein, in selbstgeschnitzten Holzschuhen, die Fuchspelzmütze in der Linken, während er in der Rechten den schönen Tannenwipfel trug. Der greise Holzhauer war sichtlich in nicht geringer Verlegenheit, als er sich in dem freundlichen, ihm gar prächtig dünkenden Gemache sah. Kaum vermochte er seinen „guten Tag" hervorzustammeln.

„Guten Tag, lieber Mann," antwortete die Fremde freundlich und aufmunternd. „Ihr wollt mir einen Christbaum bringen? Es freut mich gar sehr."

„Ja," sagte der Alte jetzt ermutigter. „Es ist ein so schöner Tannenwipfel. Und wie ich noch aus meinen jungen Tagen weiß, wo hier im Schlößchen Herrenleute wohnten, haben sie sich damals auch immer ein Christbäumchen aus dem Walde bringen lassen, um es in der heiligen Nacht herauszuputzen und allerlei schöne Sachen für die Kinder daran zu hängen. Da hab ich halt gedacht, Ihr werdet Euch auch zu Weihnachten an einem Christbaum erfreuen wollen, und so hab ich halt diesen da gebracht."

„Dafür bin ich Euch vom Herzen dankbar, weil Ihr so freundlich meiner gedacht habt. Aber, sagt einmal, Großvater, Ihr habt doch auch zu Weihnachten ein Christbäumchen daheim?"

Der Alte schüttelte den Kopf.

„O nein!" sagte er dann laut hinzu.

„Ihr habt wol keine kleinen Kinder mehr?"

„Große und kleine genug. Will sagen, meine eignen Kinder sind schon alle verheiratet und haben selbst wieder Kinder.“

„Dann habt Ihr wol ein Christbäumchen für Euere Enkel?“

„O, was soll das bei so armen Leuten, wie wir in unserem Dörfchen.“

„Wie? Man kennt hier nicht den schönsten aller Gebräuche?“

„Nein! Was wärs auch, wenn wir solch' einen Tannenast in unsere Stübel brächten, da wir weder Lichtlein, noch vergoldete Nüße haben, von all' den theuern Dingen nichts, die man in der Pfalz draußen daran hängt. Das Alles kostet Geld, viel Geld, und das haben wir hier nicht. Sind wir doch froh, wenn wir den Winter über nicht ganz und gar verhungern.“

Die junge Fremde stand überrascht. Sie hatte nicht geahnt, daß solche Armut in der Welt sei.

„So käme Christkindlein mit seinen Bescheerungen nicht in dieses Thal?“ fing sie in bedauerndem, mitleidigem Tone wieder zu fragen an.

„O nein. Das kommt nicht zu uns. Das kommt nur zu den reichen Leuten in der Pfalz draußen,“ erhielt sie zur Antwort.

„Wir sind von ihm übergangen und ganz vergessen. Es denkt an uns arme Gebirgsleute nicht, führt doch auch kein ordentlicher Weg herein. Und als ich voriges Jahr mit Besen draußen war, sagten mir die armen Leute, daß es auch zu ihnen nicht mehr komme, nur zu den Reichen. Und doch sagt der Herr Pfarer von — —“ er nannte hier den Ort, wohin das Dörfchen gepfarrt war — — „das Christkind sei selber arm und für die Armen zur Welt gekommen. Man lernts auch so in der Schule, und früher muß das auch wahr gewesen sein. Das ist aber schon lange anders geworden.“

Also kam das Christkind vor Zeiten doch in dieses Thal?“ fragte die junge Fremde theilnamsvoll den Greis.

„Ja, ja! Ganz alte Leute sagen es und die Kinder erzälen es ihnen nach, daß sich vor Alters zur Adventzeit immer ein guter Engel habe sehen lassen, den die Leute den Weihnachtsengel nannten. Der brachte guten Kindern allerhand schöne Sachen, den bösen aber eine Rute. Er sah nach, ob die Weiber und Mädchen fleißig spännen und die Haushaltung in Ordnung wäre, aber auch, ob sie die heiligen zwölf Nächte beobachteten, da in denselben weder gesponnen noch gespult werden durfte, wenn das Garn nicht reißen und Glück ins Haus kommen sollte.“

„Und seit wann hat das wol aufgehört?“ fragte die junge Fremde, welche viel Interesse an dem Gespräche gefunden zu haben schien.

Der Alte kratzte sich hinter den Ohren, als bedauere er sich. Dann meinte er:

„Die alte Marbärbel, die vor zwanzig Jahren gestorben ist, hat ausgesagt, daß sie von ihrer Großmutter gehört, wie deren Mutter erzält habe: der Engel sei nicht mehr gekommen, seit wir mit denen im Gossensweiler Thale zum alten Glauben zurückgekehrt sind, weil die Dragoner des Franzosenkönigs mit geschliffenen Säbeln hinter uns und die Weinfässer, die

wir für unseren Uebertritt austrinken durften, vor uns standen. Da ist eben der Glauben versoffen worden, da Kaiser und Reich nicht halfen, als die Pfalz verbrannt und vergiftet wurde. Nun, wir sind auch heute noch gute Christen. Es mag etwa hundertfünfzig Jahre sein."

Nachdenklich sah die Bewohnerin des Schlößchens vor sich hin.

„Das wäre wol seit den Reunionskriegen Ludwigs XIV.", sagte sie dann. „Und warum," fragte sie hierauf den Alten weiter, „warum kam wol der Weihnachtsengel nicht mehr?"

„Das weiß der liebe Gott!" war die Antwort. „Einmal von uns gewichen, kam der gute Engel nicht mehr. Was sollte er auch bei uns armen Gebirgsleuten! Denn die kleinen Dörfchen hier im Gebirge sind sehr verarmt, selbst die Lust zur Arbeit ist davon geflogen. In unserem kleinen Neste ist es, Gottlob, wieder ein wenig besser geworden, den armen Leuten macht die Arbeit wieder ein wenig mehr Freude, und da, denke ich, kehrt auch der gute Engel wieder einmal bei uns ein."

Die junge Fremde sah gerührt auf den Greis.

„Verharrt bei dieser Hoffnung, mein Lieber, und Gott möge sie erfüllen!" sprach sie dann, indem sie gleichzeitig dem Alten ein Silberstück in die Hand drückte, das dieser lange nicht annehmen wollte. „Nehmt es nur, guter Mann. Und wenn Ihr sonst wollt, rüstet nun auch Eueren Enkeln ein Weihnachtsbäumchen."

Nach einiger Weigerung zögerte der Greis nicht länger, das Geschenk anzunehmen und verließ mit dankbarer Freude das Schlößchen.

* * *

Sie war wieder allein in dem traulichen Gemache und blieb mit wechselnden Gefühlen und bald in tiefen Gedanken vor dem grünen Tannenwipfel stehen. Sie dachte an die Armut der Thalbewohner und an den unbekannten guten Engel, von welchem hier nur noch eine halbverschollene Sage ging. Sie dachte auch an die Hoffnung des greisen Holzhauers, daß der Weihnachtsengel wieder kommen würde, und sie nickte mehrmals, wie bejahend, mit dem Haupte. Leise, mit gefalteten Händen, fragte sie bei sich selbst:

„Hat es die Vorsehung so gewollt um dieser armen Leute willen?!"

Sie schaute den grünen Tannenzweig an, sie schaute ihn lange an, auch dann noch, als sie wieder auf ihren Stuhl zurückgesunken war. Ihr müdes Haupt stützte sich auf die Hand, und so saß und träumte sie.

Draußen stob der Schnee in lichten Flocken, wirr und wild vor dem Fenster umher und deckte das winzige Dörfchen immer tiefer in das weiße Leichentuch des Winters. Nichts regte sich als die tanzenden Flocken. Nur schwarzer Rauch stieg aus den überschneiten Dächern der Hütten und wirbelt an den Bergwänden empor, nur ein schwarzer Rabe flog krächzend quer über den engen Thalkessel. Sonst lag Alles bleich und öde, still und todt.

Desto lebendiger, grüner, wechselnder waren die Erinnerungen und Bilder, welche dort vor dem inneren Auge der blaßen Unbekannten das stille Gelaß durchzogen und es zu einer schönen, wunderbar blühenden Frühlingswelt voll Lieb und Sonnenschein umwandelten.

Der grüne Tannenwipfel wuchs und wuchs, bis er zum weiten, mächtig rauschenden Wald geworden war, hinter welchem im goldenen Sonnenscheine, wie die Jugendzeit hinter den Erfahrungen des Lebens, eine ausgedehnte lachende Aue lag. Aus wogenden Kornfeldern, sonnigen Weinbergen und blühenden Obstwäldern schauten die beiden Kirchthürme eines jener großen, reichen, stadtähnlichen Dörfer, wie sie in der Vorder-Pfalz überall getroffen werden. Dort, neben einem jener Kirchthürme, stand ein schmuckes freundliches Haus zwischen prangenden Gärten am Bachrande, einladend von außen, anmutend von innen, voll friedlichen idyllischen Lebens. Und ein ehrwürdiger Mann, der Pfarrer des Ortes, schaute durch das Fenster in den Garten, wo ein Kinderpaar in frohem Spiel sich belustigte. Er lächelte mild und wehmütig heiter vor sich hin, als ob ihm von einer seligen Zukunft der beiden Kinder träume.

Denn das lebhafte Mädchen mit den losen blonden Locken war sein einziges Kind, sein holdes Töchterchen. Und der kecke, frohe Junge mit dem dunkeln Krauskopfe war der hinterlassene Sohn eines verstorbenen Freundes, er hatte im Pfarrhause ein zweites Vaterhaus gefunden. Wie glücklich waren diese Kinder in der Einfalt und Unschuld ihrer gegenseitigen Zuneigung. Kein Wölkchen trübte den ewig blauen Himmel der Kindheit, als dann und wann die Erinnerung an die todten Eltern des armen verwaisten Wilhelm und an die ebenfalls gestorbene Mutter der kleinen Bertha, wenn sie an einem schönen Sommerabend mit dem Vater nach dem Friedhofe wandelten und der Eltern Grab begossen, damit die Rosen nicht verdorrten.

Aber, es kam eine andere Zeit, wo die zur Jungfrau herangewachsene Bertha allein unter den Bäumen des Pfarrgartens wandelte, mit Gedanken an Wilhelm, der nun als Student in der fernen Universitätsstadt weilte und nur zuweilen ein Brieflein sandte nach dem trauten Pfarrhause der Heimat. Wie freute sie sich da auf die Ferien! Und wenn er endlich kam, wie war sie schüchtern geworden in seiner Gegenwart. Wie war er selbst befangen, wenn sie nun wieder selbander im Garten wandelten, von den freudig stralenden Blicken des Pfarrers verfolgt! Und dann — dorten in der — grünen Laube, wo er sie wieder an der Hand nahm, zum ersten Male „meine liebe Bertha" nannte und ihr so glücklich in die Augen blickte! Wo der Abendglanz sich durch die Blätter stahl, als einziger Belauscher der schönen Stunde! O, da floßen alle Wonnen und Seligkeiten junger Liebe in das Herz des Mädchens, da schüttelten die Bäume des Lenzes ihre Wipfel, daß tausend Blütenflocken niederfielen in das selige Bewußtsein ihres Glückes. —

Horch!

Der Wind rüttelte am Fenster Die junge Fremde in der stillen Stube des Schlößchens tief hinten im Gebirge schreckte auf. Draußen fielen noch

immer weiße Blütenflocken, als schüttelten sich alle Bäume im Maien. Allein, es waren nur die Schneeblüten des Winters, kalte, eisige Flocken, welche das armselige Dörflein tiefer und tiefer umschneiten. Alles, Sommerlust und Liebeswonne, war dahin geschwunden, nur das enge Stübchen geblieben mit dem Porträt des todten Vaters und dem anderen schwarzumflorten Bilde, das gegenüber hing. Von der ganzen schönen, grünen Welt war nichts mehr übrig, als der einzige Tannenzweig, den der greise Holzhauer gebracht hatte.

In dem Auge, das soeben noch erinnerungsselig gelacht hatte, waren Thränen aufgetaucht. Wieder stützte das bleiche Antlitz müde auf der weißen Hand, und wieder schaute es lange und wehmütig nach dem grünen Tannenwipfel in der Stube, durch welche neue Erinnerungen und Bilder schwebten. —

Die Flocken fielen wie heute nieder. Bertha stand mit ihrem Vater in der Wohnstube des Pfarrhauses, unbekümmert um Schnee und Wind draußen, oder doch nur insofern besorgt, als sie öfters gegen einander äußerten:

„Wilhelm hat schlechtes Wetter zum Reisen! doch, in der Kutsche reist er sicher und geschützt. Machen wir, daß der Christbaum fertig sei, ehe er kommt.“

Mit freudestralendem Gesichte und hochklopfenden Herzen stand und flog die Tochter des Hauses umher, hier noch etwas Schönes anzubinden, dorten noch etwas herbeizuholen, das den Baum schmücken sollte. Der Christbaum wurde ja für Wilhelm allein geziert. Sie hatte nicht einmal mehr Zeit an die Freuden früherer Weihnachtsabende zurück zu denken, so sehr und allein war ihr Herz vor dem Gedanken an die Freuden des Erwarteten erfüllt. Meinte sie doch, nie die Wonne der Weihnachtszeit so tief empfunden zu haben, als diesmal.

Und doch war jedes Weihnachtsfest dort im Pfarrhause von je im höchsten Jubel gefeiert worden. Nicht allein war der Christbaum immer mit der größten Sorgfalt geschmückt worden, sondern Christkind und Pelznickel, einst der Schrecken ihrer eigenen Kindheit, wurden später von Bertha und Wilhelm oft selbst dargestellt, um in den Nachbarhäusern umher zu spuken, den schauernden Kindern Nüsse und Aepfel zurück zu lassen, so daß in den dunklen Adventnächten noch heller Jubel aus lallendem Kindermunde erscholl, wenn das Paar seine Rolle schon ausgespielt hatte, und ins Pfarrhaus zurückgekehrt war.

Dieses altherkömmliche Weihnachtsspiel war im Pfarrhause noch zu einer Zeit fortgesetzt worden, wo Wilhelm bereits von der Universität heimkehren mußte, um als Schreckgespenst sein liebes Christkind durch die Adventnächte in die Nachbarhäuser zu geleiten.

Auch für jenes Jahr hofften sowol die Nachbarkinder, als Bertha selbst, auf den Umzug des Christkindes mit seinem schreckhaften Begleiter. Allein sie hatten bis zum Vorabende des Christfestes vergeblich gehofft. Denn Wilhelm, der als junger Pfarr-Vicar in einer fernen Stadt der Provinz lebte, hatte sich nicht losmachen können und wollte nun selbst erst am heiligen Weihnachtsabende im Pfarrhause anlangen.

Hier war endlich der Weihnachtsbaum vollständig hergerichtet und fertig. Alles, was man daran haben wollte, hing an den Zweigen zwischen den Tannennadeln und noch immer fuhr kein Wagen vor, der Wilhelm brachte.

Bertha stand ungeduldig am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Der Sturm brauste; das Rollen eines Wagens jedoch ließ sich nicht vernehmen, und so oft man solches zu hören glaubte, ergab es sich sofort wieder als Täuschung. Zeigte sich in der Ferne Licht, das sich bewegte, so griff das harrende Mädchen jedesmal nach einer Kerze, um eiligst die Wachslichtlein des Christbaumes anzuzünden, damit er sofort in seiner leuchtenden Pracht glänze. Denn sie meinte, nun komme die sehnlichst erwartete Kutsche angefahren. Allein, so oft sie nach der Kerze griff, eben so oft stellte sie dieselbe wieder seufzend auf den Tisch, um enttäuscht und mit bänglich pochendem Herzen nochmals an das Fenster zu treten und zu lauschen. Das Kutscherlicht, das sie in der Ferne zu sehen geglaubt, war entweder die Laterne eines heimkehrenden Bauern, oder ein schweifendes Irrlicht, das ihr liebendes Herz getäuscht. Weil sie ein Klopfen zu hören gemeint hatte, war sie einigemal hinaus ans Hofthor gegangen, — Wilhelm konnte ja auch zu Fuße kommen. Allein jedesmal kehrte sie getäuscht aus der stürmischen Nacht wieder zur Stube zurück.

So war es spät geworden, und der Vater sagte: „Wilhelm kommt wol heute nicht mehr. Das Wetter mag ihm zu schlecht sein."

„O, gewiß kommt er noch, lieber Vater", fiel Bertha lebhaft ein. „Er hat es ja in seinem letzten Briefe fest versprochen, für diesen Abend den Ernst seines Berufes ablegen und mit dem Scherze des Adventspukes vertauschen zu wollen. Ja, er schrieb sogar, daß er mir ein Christgeschenk mitbringen werde, das ich dabei benützen könne."

„Und was wäre das?" fragte der Vater.

„Wie er mir schrieb, etwas, wornach ich mich schon lange gesehnt, — ein langer, feiner, weißer Schleier, wie man ihn im Mittelalter trug und der mir künftig in der Rolle des Christkindes vortrefflich stehen wird."

„Sei nicht eitel, Bertha", mahnte der Vater, der in dieser Richtung streng dachte.

„O, lieber Vater", bat die Tochter etwas verschüchtert, und in diesem Augenblicke pochte es draußen am Hofthore so deutlich und kräftig, daß man es weder überhören, noch verkennen konnte.

Vor Freude fast aufschreiend, flog Bertha die Treppe hinunter. Draußen vor dem Thor wartete Jemand. Allein nicht Wilhelm, sondern der Postbote, welcher ein Paket mit einem Briefe brachte. Beides war von Wilhelm, — er selbst kam also nicht. Bertha hätte weinen mögen, wie ein Kind.

Der Brief war diesmal an den Vater gerichtet, der ihn aufbrach und eilig durchlas. Dann sprach er zu der Tochter:

„Wie ich gesagt habe, — das Wetter war ihm für die Reise zu schlecht! Zu dem ist er für den Weihnachtsabend bei dem Consistorial-Rat geladen, eine liebenswürdige Familie, bei der er sich gut zu unterhalten gedenkt. Dir

läßt er glückliche Weihnachten wünschen, mein Kind. Er übersendet Dir in dem Packete die versprochene Bescherung, den Schleier, den Du für die Christkindsrolle verwerten kannst, da Du jedenfalls wieder nach dem Dorfgebrauche als Weihnachtsengel die Nachbarhäuser besuchen werdest, wie er meint."

Alles dies hatte der Vater in einem etwas erzwungenen, trockenen Tone gesagt. Bertha hatte es still angehört, ließ sich dann den Brief geben und las ihn, las ihn nochmals und zum dritten Male. Sie konnte den flüchtigen, etwas gleichgiltigen Ton nicht begreifen, in welchem der Brief gehalten war; aus den Zeilen wehte es sie kühl und kalt an, daß sie es förmlich schauerte, als sie das Schreiben schweigend zurückgab. Der Vater schien selbst zu erwarten, daß sie durch Thränen sich äußern werde. Allein, sie weinte nicht, — ob auch ihre Brust sich krampfhaft hob, sie weinte nicht.

„Sieh doch nach", sagte jetzt der Vater, „was das Packet eigentlich enthält, — vielleicht einen Brief an Dich, liebe Bertha, der Dir mehr behagt, als dieser da!"

Darauf öffnete sie das Packet, ohne Spannung auf dessen Inhalt. Es enthielt auch nichts, als die gewöhnlichen Weihnachtsgeschenke und noch ein kleines Päckchen. Sie öffnete auch dieses, und darinnen lag der Schleier. Sie legte ihn auf den Tisch. Erst jetzt sah sie nach ihm — und stieß einen lauten Schrei aus.

Der Schleier war schwarz, tief schwarz, — ein Trauerschleier, wie ihn mittelalterliche Nonnen trugen.

Am Abende brannten allenthalben in der Gemeinde die Lichtlein des Christbaumes, — nur im Pfarrhause nicht. Die armen Kinder der Nachbarhäuser warteten lange vergebens auf die Erscheinung des Christkindes, das sonst Jahr für Jahr gekommen war. Und als es endlich an jenem Weihnachtsabende spät in der Nacht doch noch erschien, wunderten sich Eltern und Kinder, daß es, sonst stets weiß verhüllt, diesmal in einem langen schwarzen Schleier, der es zur Trauergestalt machte, eintrat. Allein desto reichlicher waren seine Gaben. Denn Bertha hatte sich es nicht nehmen lassen, auch in jener Nacht als Christkind die Nachbarhäuser zu besuchen und zu den gewöhnlichen Bescherungen für die Kinder auch allen Schmuck des Christbaumes beigefügt, der für den Uebersender des schwarzen Schleiers bestimmt gewesen war.

Bei diesem schweren, einsamen Gange am Weihnachtsabende hatte Bertha den Trauerschleier zum ersten Male benützt. Heimkommend, schloß sie ihn ein, ohne Klagen, ohne Thränen. Ach, sie war so ruhig, so still, so schweigsam geworden von dem Augenblicke an, wo sie mit dem feinen Gefühle eines liebenden Herzens aus dem Briefe des Ausgebliebenen auch Dinge las, die nicht darinnen stunden und doch darinnen hätten stehen müssen, wenn Wilhelm aufrichtig gewesen wäre.

Das waren traurige Weihnachtstage für die arme Bertha.

Ihr Vater hatte einige Tage später an Wilhelm zurückgeschrieben, worauf sich aus dessen Antwort die Uebersendung des schwarzen Schleiers

dahin erklärte, daß der junge Pfarr-Vicar im Ueberdrange der Geschäfte seiner Haushälterin den Auftrag zum Einkaufe der Weihnachtsgaben, sowie zur Beförderung derselben durch die Post gegeben hatte, so daß ein nur zu leicht mögliches Mißverständniß die Verwechslung herbeigeführt haben mochte. Dieser Brief Wilhelms war wieder in sehr befangenem, wo möglich noch kühlerem Tone gehalten, als der frühere.

Wenige Wochen darauf erhielt man im Dorfe die Nachricht, daß der ehemalige Pflegling des Pfarrers eine Tochter des Consistorial-Rates heimführen werde, da die Verlobung bereits gefeiert worden sei.

Auch jetzt sah man die arme Bertha keine Thräne weinen. Mit keinem Worte sprach sie mehr von Wilhelm. So sehr der erschütterte Vater auch für sich selbst klagen mochte, da seine schönste Lebenshoffnung zertrümmert war, verlor auch er keine Silbe über den Treulosen in Gegenwart seiner Tochter. Allein der Schmerz, das tiefe Leid um sein armes, betrogenes Kind und um den einstigen Liebling und Schützling des Hauses zerstörte seine ohnehin schwache Gesundheit, und bald sprach er vom Sterbebette aus die letzten Trostesworte, einige zärtliche Worte eines scheidenden Vaters, an die zurückbleibende Tochter. In jenem großen schwarzen Schleier stand sie dann an seinem Grabe und legte zu ihm alle Freuden, Hoffnungen und Wünsche ihres jungen Lebens in die kühle Gruft.

Wenige Wochen später verfügte Bertha als einzige Erbin über das hinterlassene Vermögen des theueren Verblichenen, meist zu Gunsten armer Kinder. Das Uebrige machte sie zu Geld. Und zwei Tage vor dem Einzuge des neuen Pfarrers, des jüngsten Schwiegersohnes jenes einflußreichen Consistorial-Rates, in dasselbe Pfarrhaus, wo er seine Kindheit verlebt hatte, schied Bertha aus dem heimischen Dorfe, um zu einer entfernten Verwandten zu gehen, wie die Leute erzälten. —

Dort hinten aber, tief in den beschneiten Bergen, in den kleinen Räumen des Dorfschlößchens, sitzt die unbekannte Fremde, das bleiche junge Mädchen noch immer so einsam, das müde Haupt auf die weiße Hand gestützt, die Blicke nach dem grünen Tannenwipfel gewendet, den der greise Holzhauer gebracht hatte. Die Erinnerungen ziehen in lebendigen Bildern durch ihre leidvolle Seele. All' der Schmerz, all' das Leid ihres Lebens packt ihr jetzt minutenlang krampfhaft die Brust, daß sie meint, das Herz müsse zum hundertsten Male brechen und verbluten, wenn sie den Blick mit unsäglichem Ausdrucke zu dem schwarzumhüllten Bilde erhebt. Dann jedoch sucht ihr Auge das liebe, treue Vaterantlitz jenem gegenüber. Trost scheint ihr zuzulächeln aus den ehrwürdigen, milden Zügen. Sie faltet die Hände — und ein leises Gebet flüstert gleich einer Engelsstimme durch den engen Raum des verborgenen Asyles einer reinen, um alles Erdenglück betrogenen Frauenseele.

* * *

Und wieder war die heilige Nacht gekommen. — Wie ein wunderbarer, beseeligender Traum war der Weihnachtsabend auf die einschlummernde Erde niedergesunken. Die Herzen der Kinder und Eltern taumelten vor Freude und vor Erwartung der Ankunft des bescherenden Christkindes.

In dem armen Gebirgsdörflein dort, tief in seinem überschneiten Thalkessel, war die Freude viel stiller, wenn sie überhaupt nur vorhanden war. Die Leute saßen um den Lehmofen beim Lichte des Kienspans, und wer schon einmal am Weihnachtsabende draußen in der Pfalz gewesen, erzälte nun von den Wundern der heiligen Nacht, von den leuchtenden Christbäumchen und reichen Bescherungen, von den Christmetten um Mitternacht und von all' dem geheimnißvollen Leben und Sagen, das sich an den Weihnachtsabend knüpft. Dann wurde mit schwerem Seufzen der alten Zeit gedacht, wo auch in diesem armen Thale der gute, unbekannte Engel umherging und Glück und Segen, Jubel und Wonne in jede Hütte brachte.

Allein, das war nun schon lange her — die armen Leute trösten sich mit der Vergänglichkeit alles Irdischen. Es war einmal und ist nicht mehr.

Der Weihnachtsabend brachte also in die ärmlichen Hütten keine freudigere Aufregung, die Feiertage selbst keinen besseren Trost. Dumpf brüteten die Bewohner für sich hin und gedachten der einstigen Freuden dieser Zeit wie eines längst verlorenen Paradieses. Die heitere Seite des Advents war dort völlig entschwunden. Man kannte sie nicht, die schöne, liebe Zeit, wo der Lenz des Familienlebens innerhalb der vier Wände erwacht, wo die Wonnen der Jugendzeit im Zimmer erblühen, bis der Christbaum in seinem Glanze steht, und von den jubelnden Kindern Ernte gehalten wird. Denn der Lebensbaum, von dem die Sagen und Märchen reden, er ist gefunden in dem lichtfunkelnden Bäumchen des heiligen Abends, in dessen Glanz das Alter sich verjüngt, Vater und Mutter wieder Kinder werden und die Kleinen spielend des Lebens Ernst versuchen. Das Hollerbäumchen des Märchens, das sich rüttelnd und schüttelnd, über das arme Aschenbrödchen Gold und Silber fallen läßt, steht mit funkelnden Früchten behangen im deutschen Hause, und Freude wohnt unter seinem Schatten. O, daß es über jedes arme Kind das schützende Wollenkleidchen würfe, jeder sorgenvollen Mutter, welcher die nahende Weihnachtszeit die eigene Not noch näher legt, volle Christnachtsfreude ins bekümmerte Gemüt leuchtete!

Im kleinen Gebirgsdorfe des Wasgau gab es damals manches bekümmerte Gemüt, in welches kein Stral des Weihnachtsglanzes fiel, und in welchem nur noch die Sorge vor dem Winter und die Furcht vor den Gefahren und Schauernissen der „Geisternacht" lebte. Dunkle Mächte erhalten da Gewalt und umlagern das arme verlassene Dörflein. Den Wehrwolf will man hinterm beschneiten Zaun heulen hören, aus dem Brausen des Nachtwindes grauenvolle Stimmen vernehmen, und wenn der Uhu und die Nachteule vom Waldrande hervorrufen, als sei der wilde Jäger im Anzuge, so flüstern die Armen: „Gott sei bei uns!" bekreuzen sich und stoßen ein lautes „Maria und Josef!" aus.

Wenn das Fenster nicht ganz verschneit ist, werfen sie vielleicht auch einen Blick nach dem Schlößchen hinüber. Dort ist noch Licht, ja die Luster sind heller beleuchtet, als sonst. Was macht in dieser Nacht wol die junge Fremde?

So fragten sie sich auch im Hause des alten Holzhauers Friederle. Es war das Einzige, in welchem eine gewiße frohe Erregtheit herrschte. Denn der Alte wollte einmal den Weihnachtsabend recht und ordentlich feiern, und das empfangene Geldstück dazu verwenden. Er hatte noch einige Nachbarn mit ihren Kindern eingeladen, so daß die Hütte voll harrender Menschen war. An einem Tannenzweig hingen einige Aepfel und viele gebratene Kartoffeln mit kleinen Kienspänen, die nun angezündet wurden und brannten, daß sich alle des schönen Christbaumes freuten.

„Hört," sagte der alte Holzhauer zu seinen Gästen, „wollen wir heute Nacht, wo der Heiland geboren ist, froh sein auf unsere Art. Da darf man sich auch etwas kosten lassen, wenn Einem das Geld nur so zufliegt. Gott segne die gute Mamsell im Schlößchen drüben! — seht, gestern war ich draußen in der Stadt, — die Witfrau, die das Mamselchen bedient, war auch draußen. Da kauft' ich für drei Kreuzer Tabak" — und damit warf er auf den Tisch eine drei Ellen lange Rolle schwarzen Höllenknasters, wie ihn die Gebirgsbauern rauchen und die Schäfer für ihre räudige Heerde brauchen, — „für drei Batzen Schnaps," fuhr er fort und hob ebenso triumphirend den mächtigen Krug in die Höhe, — „und einen Laib Bäckerbrod. Heisa, da leben wir wie die Herrenleute und noch lustiger."

Der Alte schnalzte mit der Zunge und schnippte mit den Fingern, und die Anderen machten es ihm nach. Denn das Herz ging ihnen auf beim Anblick der dargelegten Reichthümer. Nur dann und wann mahnte ein bedächtiger Nachbar:

„Aber, Friederle, Du hast Dir zu viel Kosten gemacht. Es wäre nicht recht von uns, es anzunehmen."

„Ei was! Trinkt und eßt, Herz, was begehrst Du!" fiel der Alte ein. „Man muß am Weihnachtsabend nicht darben. Wenns nun auch Geld kostet! Es ist nicht alle Tage Weihnachtsabend."

Friederle reichte das Brod mit dem Messer herum. — Jeder schnitt sich eine Keile herunter und auch die Kinder bekamen ihren Theil. Dann kam der Krug an den Mund, denn ein Glas war nicht da. Wie schmeckte der brennende Fusel, wie schmazten die Lippen!

„Potz Werk und Wetter! das ist einmal gelebt. Gib Deinen Tabak her, Friederle!" sagte ein warm gewordener Nachbar, schnitt sich ein Stück von der Rolle und steckte es mit Behagen in die Backe, als gebe es keinen höheren Genuß. Wer im Besitze eines „Nasenwärmers" war, wie die kleinen irdenen Pfeifchen mit abgebrochenem Stiel heißen, zog ihn jetzt hervor, stopfte, zündete an, und dampfte, daß bald eine erstickende Rauchwolke die niedere Stube erfüllte.

„Wir leben kreuzfidel!" jubelte hie und da einer der Gäste.

Und in der That hatten die Leute eine frohe Stunde und vergaßen fast darüber die Not des Winters und die Schauer der heiligen Nacht. Nur selten kam die Rede auf die alten Zeiten, wo noch der Weihnachtsengel durch das Thal ging. Nur wenige Male durchzitterte auch die Gäste des greisen Holzhauers der Adventschauer. Dann kam man immer wieder schnell zum Genusse der frohen Stunde zurück und ließ die Gespenster spuken und den Teufel Höllenfürst sein.

„Schweigt von den Gruselgeschichten. Man kriegt ja eine Gänshaut. Reicht mir lieber den Krug her, sonst läuft es mir noch eiskalt den Buckel hinunter!“ hieß es, wenn sich wieder Einer ins Unheimliche verirrte, wozu ein seltsamer Laut oder der an dünnen Lehmwänden rüttelnde Nachtwind Veranlassung gab.

Dann duckten sich die Kinder scheu in die Ecke. Wurde aber vom Weihnachtsengel gesprochen, so kamen sie wieder hervor und meinten:

„O, daß der gute Engel nicht mehr kommt. Käme er doch wieder!“

Da pochte es draußen an der Thür. In den hölzernen Angeln und Hebeln knarrend, flog der obere Flügel auf.

„Horch! Es ist Jemand draußen!“ sagte die verheiratete Tochter des Holzhauers, und der Nachbar, welcher eben den Krug am Munde hatte, ließ ihn erschreckt sinken, indem er in starkes Husten geriet.

„Es ist Niemand. Der Wind hat die Hausthür aufgerissen. Geh' hinaus, Jockel, mach' sie wieder zu,“ befahl der alte Holzhauer, der eben in die Stimmung, zu singen, gekommen war, und nun mit zitternder Stimme ein altes Lied begann, das von den Vorüberzeiten hier im Thale fortlebte. Bald sangen auch die Weiber und Kinder mit:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Ich bring' Euch gute neue Mär'.“

Unterdessen kam Jockel, der Bursche, welcher draußen die Hausthür wieder schließen sollte, mit einem kreideweißen Gesichte in die niedere Stube zurück und unterbrach durch seine entsetzten Geberden den Gesang.

„Na, was gibts?“ fragte der alte Friederle.

„Es ist nicht der Wind,“ versetzte der Erschreckte. „Da draußen steht Etwas und klopft.“

„Gut. Macht auf, die Ihr da vorn sitzt. Es wird ein Nachbar sein, der noch zu uns will.“

„Es könnte auch was Anders sein!“ war die Antwort, da Niemand Lust bezeugte, der Aufforderung Folge zu leisten.

„Vorwärts, Jockel. Wirds bald?“ fragte der Alte.

„Ich habe nicht 's Herz. Es ist Etwas!“

„Na, Krutzebutzedonnerkeil, was solls denn sein?“ polterte der Alte. „Macht einmal auf und laßt die Leute nicht bei dem Wetter in der Kälte stehen.“

Einer der jüngeren Bursche ging jetzt, indem er die Stubenthür offen ließ, hinaus, um den nächtlichen Besucher zu beobachten, denn es war keine sehr finstere Nacht.

„Nun, was siehst Du?"

„Eine weiße Gestalt, — Jesus, Maria und Josef!"

„Du siehst den Schnee, oder es kommt Jemand weit her und ist beschneit!" meinte Friederle.

Allein der Andere bestand auf der weißen Gestalt, daß den Leuten in der niederen Stube die Haare zu Berge standen.

„Weg, Ihr zitterbeinigen Kerle!" rief jetzt der greise Holzhauer. „Ich will schon aufmachen."

Und damit schob der Alte die Umstehenden bei Seite, trat in die Hausflur, die zugleich als Küche diente, und leuchtete mit einem Kienspane nach der Thür, die er vollends aufriß. Der Schnee trieb herein, allein der Kienspan warf sein rotes Licht in der That auf eine hohe weiße Gestalt, über deren Haupt und Antlitz ein schwarzer Schleier fiel. Friederle wich erschrocken zurück, da dieselbe ihm nach auf die Zimmerschwelle trat, daß Alles in jähem Schreck aufschrie und sich hinter den Tisch zu flüchten suchte, der darüber umschnappte, so daß der Schnapskrug am Boden hinrollte. Mit schlotternden Knieen starrte der greise Holzhauer nach der geisterhaften Erscheinung, die jetzt von dem qualmenden Rauche umwallt und trübe vom Kienspane beleuchtet, wie es schien, selbst einzutreten zögerte. Endlich trat sie jedoch über die Schwelle in das düstere, schlechte Gemach und sprach weich und freundlich:

„Fürchtet Euch nicht vor dem Weihnachtsengel!"

„Der Weihnachtsengel! Der Weihnachtsengel! Der gute Engel!" gings durch die Stube.

Und die Erschreckten hoben die Köpfe, die Kinder guckten schüchtern unterm Tische hervor. Die Furcht und Angst machte allmälig einer heiligen Scheu Platz. Die Männer nahmen nacheinander die Mützen ab und hörten auf zu rauchen und zu schmauchen, die Weiber falteten die Hände in verzücktem Anstarren der Erscheinung. So richtete sich Jedermann vertrauensvoll von dem Schrecken auf, da der gute Engel wieder erschienen war, den man so lange und schmerzlich vermißt hatte und von dem schon so viel erzält worden war. Selbst die Kinder kamen zutraulich näher und näher, ob sie sich auch noch halb hinterm Rücken der Mütter hielten.

Da sprach der Weihnachtsengel:

„Dieses beschert Euch, liebe Kinder, der heilige Christ, damit Ihr brav werdet, Eueren Eltern folgt und fleißig lernet."

Und hiemit langte die Gestalt in einen mitgebrachten Korb, theilte Nüsse, Aepfel, Trauben, Brezeln und zuckerne Mandeln aus, daß die Kleinen sprachlos vor freudigem Erstaunen die vielen guten, nie genossenen Dinge anstarrten. Sahen doch selbst die Eltern wie verzückt drein, ohne zu wissen, was sie dazu sagen sollten. Die Kleinen aber schauten in scheuer Verehrung

zu dem gütigen Wesen, dem Weihnachtsengel, auf. Der hatte noch mehr und noch zweckmäßigere Gaben, — Kinderstrümpfe, Hemdlein, Häubchen und Käppchen legte er auf den Tisch, alle von guter Leinwand oder warmer Wolle. Dann reichte er den Kindern noch kleine Bücher mit Buchstaben und Bildern und fragte hierauf einen kleinen Jungen:

„Du hast doch wol lesen gelernt und verstehst, was die Bildlein vorstellen?"

„O, nein! Ich kann noch nicht lesen," versetzte der Kleine, indem ihm bei dem Geständnisse das Weinen nahe trat.

„Wir haben keine Schule hier und zur nächsten ist es für die kleineren Kinder zu weit!" wagte jetzt einer der Nachbarn entschuldigend zu erläutern. „Die Wege sind im Winter zu schlecht und — und —"

„Sei nur still! Der Engel weiß das besser als Du!" flüsterte jetzt, den Nachbar anstoßend, ein Anderer.

Der Engel aber sprach:

„So schickt Euere Kinder hinüber ins Schlößchen. Dort wohnt Jemand, eine fremde Frau, welche gern die Kinder lesen und schreiben, rechnen, stricken, nähen lehren wird."

Friederle, der seither still gestanden war, nickte jetzt verständnißvoll lächelnd mit dem greisen Kopfe.

„Hört Ihr, versteht Ihr, zu der guten Mamsell ins Schlößchen sollt Ihr die Kinder schicken!" sagte er, und die Anderen nickten ihm zu.

Hierauf reichte der Weihnachtsengel Jedem der größeren Anwesenden ein blankes Guldenstück, mit der Mahnung, sich etwas Nötiges anzuschaffen, lud zum Schlusse die Kinder nochmals ein, schon Morgen am heiligen Christtage ins Schlößchen zu kommen und nahm dann kurzen Abschied.

„Gute Nacht," sagten die einfältigen Leute. „Gute Nacht, Herr Engel und besten Dank für die Bescherung."

Laß Er sich das nächste Jahr auch wieder sehen, wenn Ihm unser Dorf nicht zu gering ist!" rief einer der Nachbarn froh gutmütig nach, als der Weihnachtsengel schon zur Thür hinaus war.

Der Engel war verschwunden. Die Eltern und Kinder saßen da, hielten die Gaben in den Händen und wußten immer noch nicht, was sie denken oder reden sollten; bis endlich das Siegel vom Munde und Herzen schmolz. Jeder zeigte dem Anderen seine Bescherung, und in heller Lust jauchzten zuletzt die Jungen und Alten. Friederle aber sagte:

„So wäre denn der unbekannte Engel wieder im Thale. Mag er nun aus dem Himmel oder von der Erde sein, jedenfalls ist der Weihnachtsengel, den wir gesehen haben, ein guter Engel, ein rechter Engel Gottes."

Der Branntwein wollte jetzt nicht mehr munden. Man unterhielt sich nur noch mit heiligem Schauer von der Erscheinung, die natürlich den Meisten ein Wunder däuchte, obgleich etliche eine natürliche Erklärung gefunden zu haben glaubten.

In jener Christnacht aber herrschte nicht bloß in dem Hause des alten Holzhauers Freude über die Wiederkehr des Weihnachtsengels und seine Bescherung, sondern auch in den übrigen Hütten des Dörfchens. Dahin kam nämlich die Witwe aus dem Schlößchen und brachte Bescherungen im Auftrage des Weihnachtsengels, man möge nur fromm bleiben und fleißig arbeiten. Da lebten in dem armen Thale wieder zum ersten Mal seit langer, langer Zeit die Christnachtsfreuden auf. In jeder Hütte, jedem Herzen regte sich froher Dank für die freundlichen Gaben.

Im oberen Stocke des Schlößchens prangte an jenem Weihnachtsabende noch spät ein Christbäumchen in voller Pracht. Bis um Mitternacht saß die junge Fremde in weißem Kleide davor. Der schwarze Schleier hing wieder über dem neuen Bilde an der Wand; die ehrwürdigen Züge des Vaters schauten gleichsam lächelnd aus den Rahmen des anderen. Sie selbst aber wärmte sich am Ofen die Füße, denn sie war eben erst aus dem kalten Schneewetter heimgekehrt, um sich wieder einsam in ihrer Kammer Erinnerungen und Träumereien zu überlassen. Sie füllte sich heute nicht so unglücklich. Ihr Antlitz belebt ein mildes Lächeln, und als sie ihre Augen aufschlug, sprach sie leise für sich hin:

„Wie sich die armen Kinder freuten! Wie die Väter und Mütter mich anstarrten! — Ja, ich will der gute unbekannte Engel für dieses Thal sein. Ich will dem armen Volke, so weit mir Gott die Kraft hierzu verleiht, die Freuden dieser heiligen Zeit und vielleicht überhaupt ein neues, besseres Leben zurückbringen. Gott hat es so gewollt, — ich füge mich s e i n e r Fügung, s e i n e m Willen!“

* * *

Vor mehreren Jahrzehnten gingen um Pfingsten zwei Herren den Waldpfad entlang, der an einem langen Bergrücken von dem Weingelände her durch Kieferwald empor und in den Wasgau hinein zieht. Sie hatten Tornister und Botanisir-Büchsen um, und der eine unserer Wanderer sah sich denn auch fleißig nach der Gebirgsflora um. Dagegen schien sich der Andere, im schwarzen Rock und Hut, wenig um dergleichen zu kümmern und ging mehr schweigend dahin, als ob in das Anschauen der Gegend versunken oder in tiefem Sinnen.

Rüstig vorwärts schreitend waren sie auf die Höhe des Abtowaldes gelangt, als der Pfad um die Halde einer Bergkruppe biegend aus dem Walde heraus auf eine rasengrüne Richtung führte, wo ein schöner Blick ins Gebirg das Wandererpaar überraschte. Rechts drüben erhoben sich stolze Bergkogel hinter einem Hochthal, aus welchem seltsame Felsenformen aufstiegen, während dazwischen stille Wiesengründe freundliche, von hohen Burgen überragte Dörfchen bargen. Nach der entgegengesetzten Richtung sah man dagegen nur in ein tiefes Thal, scheinbar ohne Ausgang, in einen grünen Bergkessel, der sich unmittelbar vom Standpunkte der beiden Wanderer

absenkte und aus dessen engem Grunde einige freundliche, weißangestrichene Häuschen blinkten. Rings um das Dörfchen an den Abhängen der Berge hingen wolgepflegte Gärten und Kornäcker. Der blaue Mittagsrauch stieg von den Häusern langsam auf.

Es war ein enges, aber ein idyllisches, friedliches Bild, und des schwarzgekleideten Herrn Blicke wendeten sich auch immer wieder hinunter in den grünen Thalgrund, ohne daß er mehr auf die reiche Fernsicht nach anderen Richtungen hin achten wollte.

Der Botaniker hatte hier, auf dem freien Platze, Rast gemacht und erquickte sich an einem Stück Braten und einem Schluck aus der Flasche, die er dem Ranzen entnommen. Es wunderte ihm, daß es seinem Begleiter nicht ebenso schmeckte.

„Was starrst Du denn so trüb fortwährend in diesen langweiligen Kessel hinunter?“ fragte endlich der Botaniker.

„Sieh doch das Dörfchen unten,“ erwiderte der Schwarzgekleidete. „Wie friedlich, wie anheimelnd!“

„Dir gefällt die Ruhe und Abgeschiedenheit, möchtest wol als Pfarrer hier unten sitzen, wo nicht gar als vollständiger Einsiedler, wozu Du nachgerade die besten Anlagen zeigst.“

„Das wäre so übel nicht,“ versetzte der Schwarze.

„Im Winter eingeschneit, muß es recht heiter da sein!“ fuhr der Botaniker fort.

„Nun, wer weiß, ob ich hier nicht glücklicher wäre in meinem Berufe, als in meiner reichen Pfarrerei draußen im Gau,“ meinte der Schwarzgekleidete. „Lache, so viel Du willst, ich möchte hier mein Leben beschließen.“

„Nun, und die gestrenge Frau Pfarrerin?!“

Ohne auf diesen Einwurf zu hören, fuhr jener fort:

„Zudem weckt das enge, grüne Thal Erinnerungen aus schöner Jugendzeit. — Da ging ich auch einmal zur Pfingstzeit als Knabe mit meinem längstverstorbenen Pflegevater und dessen Töchterlein auf einer Partie ins Gebirg, wie wir solche öfter unternahmen. Hier oben angelangt, setzten wir uns auf dieser Lichtung nieder, gefesselt von dem friedlichen Anblicke dieses abgeschlossenen Thales. Wir freuten uns der Stille und Ruhe über dem grünen Grunde, und der Vater meinte: Hier ließe sich wol ausruhen in tiefer Zurückgezogenheit von den Mühen und Leiden des Lebens! — Ach, wir sprachen noch oft nach Jahren von dem Frieden jenes Thales im Gebirge.“

„Aha,“ machte jetzt der Botaniker, sich behaglich auf dem Boden streckend, „das gehört ja zu der romantischen Geschichte, an welche Du immer noch in rührender Sentimentalität zurückdenkst. Wo ist denn eigentlich jene blondlockige Pfarrerstochter hingekommen, für welche Du auf der Universität schwärmtest?“

„Gott weiß es!“ seufzte der Geistliche tief und schwer auf, indem er düster vor sich hinstarrte. „Allein, ich bitte Dich, sei still darüber und laß das Scherzen!“

Der Botaniker sah etwas verblüfft nach dem Freunde, als dieser wieder in einem Tone anhub, welcher keineswegs zur Fortführung dieses Gespräches ermunterte:

„Die arme Bertha ist verschollen, — vielleicht nach Amerika, wohin so Viele wandern, vielleicht schon todt."

Eine längere Pause trat ein. Auch der Botaniker verharrte in Schweigen auf seinem Rasenlager, bis ein junger, rüstiger Gebirgsbewohner mit der Axt auf der Schulter aus dem Walde trat und bescheiden grüßend vorüber wollte.

„He da, guter Freund!" rief ihm der Botaniker zu, „komme Er einmal her und nenn' Er uns die Schlösser, Felsen, Orte, die man von hier aus sieht."

„Recht gern!" erwiderte der junge Gebirgsbauer, während sich die beiden Fremden erhoben. „Sehen Sie, da über die vorderen Berge hinaus liegt die ebene Pfalz bis zum Rhein, den man glitzern sieht; hier über die Ruine Landeck hin kann man den Speyerer Dom erkennen. Jene drei Schlösser auf den dunkelgrünen Bergspitzen gehören zum Trifeld, — weiterhin hinter den Felskämmen steht die Falkenburg vor den großen Wäldern der Frankenweide. Der mächtige Steinthurm da ist der Hundsfels, — dergleichen trifft man unten im Gossersweiler Thale noch viele. Gerade vor uns starrt der Lindenboln empor. Die Felsen aber dorten, die wie Schlösser aussehen, sind nur nacktes Gestein. Da hinaus tief im Gebirge bei Dahn und Schönau trifft man viele ganz in Stein gegrabene Burgen. Hier zieht sich das Gebirge ins Elsaß hinein, und wer gute Augen hat, kann oben vom Abtskopf über das Waldgebirg hin den Straßburger Münsterthurm sehen."

„Gut!" sagte der Pfarrer. „Und wie heißt das Dörflein hier unten im tiefen Thalgrunde?"

Der junge Gebirgsbewohner nannte dessen schönen, poetischen Namen und setzte hinzu, daß es sein Heimatsort sei.

„Ihr lebt doch wol recht glücklich in dieser Abgeschiedenheit von der Welt?" fragte der Pfarrer weiter.

„O ja, es thut sich schon!" war die Antwort. „Seit der unbekannte Engel ins Thal gekommen, lebt sichs recht gut da und wir Gebirgsleute sind wieder besser dran, als sonst. Wir fühlen jetzt, was Freude an der Arbeit heißt und wie glücklich man bei Fleiß und Genügsamkeit auch in unserem armen Thale sein kann, seit uns der gute Engel heimgesucht hat."

„Der gute Engel, der unbekannte Engel sagt Ihr? Wer war das? Ihr könnt uns wol eine Sage, eine alte Geschichte darüber erzälen."

„So alt ist die Geschichte just nicht!" versicherte der junge Gebirgsbauer. „Seht, diese Dörfer hier im Gebirge waren einmal sehr gut daran, bis vor langer, langer Zeit die Franzosen kamen. Da ging Alles zurück in diesen Thälern, ich weiß nicht warum, aber es ging ein Gerede: der gute Engel sei fort! Nämlich seit dem kam der Weihnachtsengel nicht mehr ins Dorf, denkt Euch, seit mehr als hundert Jahren. Unser Dörflein war recht

elend daran, und man hatte gar keine Freude mehr am Leben und an der Arbeit. Aber eines Nachts, — es war der heilige Abend — da saßen wir Jungen mit den Alten beim seligen Holzhauer Friederle, und da erschien der Weihnachtsengel zum ersten Male wieder."

Die beiden Fremden, besonders der schwarzgekleidete, hörten aufmerksam zu, und letzterer fragte mit sichtlicher innerer Bewegung:

„Der Weihnachtsengel ist wol, was man bei uns, draußen im Gau, das Christkind nennt? Ein völlig weißgekleidetes und weißverhülltes Mädchen."

„Doch nicht. Unser Weihnachtsengel trug einen langen schwarzen Schleier, erschien jedes Jahr in derselben Gestalt, um die Christbescheerungen zu bringen. That auch sonst viel Gutes, so daß Alt und Jung weinten, da wir sie zu Grabe trugen. Denn Sie müssen nur wissen, liebe Herren, daß der Weihnachtsengel Niemand anders war, als die junge, unbekannte Mamsell im Schlößchen, welche die Kinder rechnen, lesen, schreiben, die Mädchen obendrein stricken und nähen lehrte. Sie selbst arbeitete dabei stets nur für die Leute im anderen Dörfchen, riet und half, wo man es bedurfte, mahnte, ermunterte — mit einem Wort — war der gute Engel für unser Thal, denn durch ihren Einfluß und ihr Wirken hörte nach und nach das Faullenzen und Schnapstrinken fast ganz auf. Die Leute wurden ordentlich, fleißig. Gottes Segen lag, da Alles gedieh, sichtlich über dem Thale. So wars volle zehn Jahre. Da fing die unbekannte, fremde Mamsell, die in letzter Zeit viel heiterer war, als da sie ankam, mehr und mehr zu kränkeln an. Je näher es ihrem Todestage entgegen ging, desto heitereren Gemütes und Sinnes ward sie. Der gute Engel sehnte sich nach seiner himmlischen Heimat zurück, von welcher er zu uns gekommen war, um uns zu besseren, glücklicheren Menschen zu machen. Als dieser Beruf erfüllt war, ging unser Engel dahin, woher er gekommen war und wohin er sich seit Jahren gesehnt hatte."

Der Pfarrer stand da, seltsam bewegt und erregt bei diesen Mittheilungen. Er hatte fast den Mut zu weiteren Erkundigungen verloren. Dennoch fragte er wieder mit beklommenem Mute:

„Und wer war denn eigentlich die Fremde im Schlößchen, oder der gute Engel, wie Ihr sie nennt? führte sie keinen anderen Namen?"

„Nein," war die Antwort. „Kein Mensch wußte, so lange sie lebte, wer sie war, woher sie gekommen. Nach dem Tode jedoch hörte man etwas hierüber von dem Geistlichen, welchen wir aus der nächsten protestantischen Gemeinde holen mußten, da sie sterben wollte. Auch stand ihr Name in verschiedenen Büchern, und so erfuhr man denn, daß es eine Pfarrerstochter aus der reformirten Pfalz war."

Der schwarzgekleidete Fremde war bis in die Lippen erblaßt, der Athem stockte ihm, er taumelte.

„Um Gotteswillen, was ist Dir?" fragte jetzt der Freund besorgt.

„Nichts! — Laß mich! — Und Ihr, guter Mann, erzält weiter!" bat der Pfarrer mit bebender Stimme.

„Ich habe wenig mehr zu sagen. Ihr hinterlassenes Vermögen hat sie dem Dörflein gespendet, damit wir uns mit der Zeit einen eigenen Schulmeister halten könnten. Auch wünschte sie, daß jedes Mal am Weihnachtsabende im Thale die Christbäumchen aufgestellt und die Sitte des umgehenden Weihnachtsengels beibehalten werde. Das geschieht denn auch. Doch sehen Kinder und Eltern lange nicht mehr so verehrend zu demselben empor, als zu dem guten unbekannten Engel. Unter diesem Namen wird, so lange unser Dörfchen steht, die Selige fortleben bei Kind und Kindeskindern. Unter diesem Namen, mit welchem sie auch starb, wird man sie auch in späten Jahren segnen. Denn sie hat unser Dörfchen aus seinem Elende erhoben. — O, Sie hätten sie sehen sollen, wie sie im Sarge lag im weißen Kleide mit demselben schwarzen Schleier gedeckt! So ganz als unser schöner, freundlicher Weihnachtsengel. Darum werden bei uns die Weihnachtsengel stets schwarze Schleier tragen zum Unterschiede vom Pfälzer Christkind."

Erschüttert stand der Pfarrer mit krampfhaft sich hebender Brust.

„Ist gar nichts mehr von ihr übrig?" fragte er dumpf.

„Ja, die Kammer im Schlößchen, wo sie wohnte, ist noch in demselben Zustande, als da sie noch lebte. Clavier, Bücher, das Bildniß, welches ihren Vater vorstellen soll — Alles ist noch da. Auch das andere Bild hängt noch an seinem Platze an der Wand — mit der Hälfte des schwarzen Schleiers verhüllt, dessen andere Hälfte sie mit ins Grab genommen hat."

„O Gott! Gott! führt mich in das Schlößchen!" rief jetzt der Pfarrer fast zusammenbrechend in seiner Erschütterung.

Vergebens ermahnte ihn der Freund, sich zu fassen, indem er ihn nebst dem Gebirgsbauer begleitete. An den Berghalden hinabsteigend, gelangten sie rasch in das jetzt saubere und schmucke Dörfchen. In dem sogenannten Schlößchen wurden sie von jener Witwe empfangen, welche noch da wohnte und die Fremden mit Thränen und Schluchzen in die bewußte Kammer führte.

Auf den ersten Blick erkannte der Pfarrer das Porträt seines Pflegevaters. Dann hob er den Schleier von dem zweiten. Er stürzte in die Knie. Es zeigte sein eigenes Bildniß, das Bild des einst so glücklichen Wilhelm.

Wir haben unserer Erzälung nur noch hinzuzufügen, daß alljährlich der Pfarrer auf einige Wochen ins Gebirge reist; wo er gewesen, weiß er allein — Niemandem gibt er darüber Rechenschaft, am wenigsten seiner Frau. Allein die Leute in jenem kleinen Dörfchen des Wasgau kennen ihn gar wol. Denn er wohnt dann im Schlößchen, in der Kammer, wo der unbekannte Engel gewohnt. Sie müssen von demselben erzälen — er kann nicht genug hören. Dann wandelt er im Thale umher, als müsse er etwas finden. Allein er sucht vergebens nach einem guten Engel. Einen bösen hat er schon längst gefunden.

# Lied und Leben.

Von
**Hans Grasberger.**

I.

Ich lag, von Träumen edenhold umfangen,
Von duft'gen Blütezweigen überhangen,
So leichten Sinnes, wie's der Jugend nur
Beschieden ist, auf bunter Frühlingsflur;
Von Gütern, ahnungsweise nur uns eigen,
Die nie zu voller Macht und Wahrheit werden,
Von Lichtgestalten, die sich niederneigen
Aus Strahlenregionen, doch auf Erden
Nie göttermenschlich wandeln und beglücken,
Von hehren Bildern ließ ich mich berücken:
Ich sah der Liebe süßes Heiligthum,
Um schlanke Säulen wand der Lorbeer sich,
Der Freiheit Fittich rauschte sanft ringsum
Und jede Fessel fiel und Schranke wich.
Da brach es berstend los und grollt mich wach,
Ein Wetterstrahl versengt mein Auge fast,
Langdröhnend Echo folgt dem Donner nach
Und Blitze schlängeln sich in grauser Hast;
Schrill pfeift der Sturm vorüber meinem Ohr
Und wühlt und rafft die Blüthenflocken fort,
Die Windsbraut heult wie Furien im Chor,
Hier blumenknickend, staubaufwirbelnd dort.
Ein Reh, urplötzlich witternd Jägertroß,
So spring ich auf — allüber mir die Schrecken,
Geballte Schicksalskräfte, finster, groß,
Den müß'gen Träumer richtend hinzustrecken!
  Wohl, ich entkam dem dräuenden Verhängniß —
An Aug' und Herz ernüchtert, voll von Bängniß.

II.

Ich traf zur Ferienzeit auf heitrer Fahrt
Ein Bürschlein, freisam und gesell'ger Art,
Gleich mir im Musendienst, auch gleich an Jahren,
Was Wunder, wenn gar bald wir gut uns waren?

Wir zogen manch gesegnet Thal entlang,
Erklommen manchen steilen Bergeshang,
Durchzogen Oed' und Wald, als ob in Schluchten
Den Punkt, wo stockt des Lebens Puls, wir suchten.
War's sonnig, flog von Außen Lust uns an,
War's trüb, ward hell das Inn're aufgethan,
Zur Herberg ließen wir vom Mond uns leiten
Und frühster Morgen sah uns fürbaß schreiten.
Doch sieh, der Scheideweg, eh wir's gedacht!
Wer wandert, gerne kurzen Abschied macht,
Ein Händedruck, ein warmer, und verlassen
Ging's weiter rüst'gen Schritts getrennte Straßen,
Jedoch nicht lange — war's, weil mich's verdroß,
Daß ihn, der ein so freundlicher Genoß,
So stumm und leicht ich ließ von hinnen gehen?
Wo trifft sichs, wann, daß wir uns wiedersehen?
Es drückt, wenn ungesprochen blieb ein Wort,
Ein Herzenswort, ein Wort am rechten Ort:
Ich machte Kehrt, Versäumtes nachzuholen,
Und Er — just eben so auf flinken Sohlen!
Und Brust an Brust nun ward uns Beiden klar,
Wie lieb der Eine schon dem Andern war.

III.

Wenn Du, die Hände fromm gefaltet, kniest,
Andacht strahlenden Angesichts im schlichten
Opferbrot den Heiland der Welt erblickest
Gläubigen Auges;
Wenn in Verzückung Du der Welt entnommen
Das Gebet, das von Deinen Lippen aufschwebt,
Mit dem Geisterchore vereinigst vor dem
Throne des Lammes:
O wie so gerne möcht' ich beten können,
Dir, o Heilige, beigesellt, daß sich mein
Geist mit Deinem jugendlich heb' auf weißen
Schwingen der Unschuld!
Deinem Gebete lauschen Engel, bringen
Jede Regung der Schwesterseele Gott dar,
Keine Blume duftet als Opfer süß'ren
Balsam gen Himmel.

Reineren Blickes schaut der Seraph nur die
Gottheit, schöner am Erntetage glänzt das
Auge beim Triumphe der Tugend nicht, der
Seligen Auge.

Glaube, vermagst in strengen Flammen Du zu
Engeln Menschen zu läutern? O durchglute
Meine Brust dann reinigend, sie, die voll ist
Nagender Zweifel.

Sende, die Dir den Weg bereitend starre
Herzen lockert wie Lenzsturm, Andacht, Deine
Schwester — leise zittert ihr Hauch durch meine
Weltliche Leier.

IV.

O Heimat, Dir galt jahrelanges Sehnen
Nun sah ich Dich — und schämt' ich mich der Thränen?
Du Schwelle meines Seins, Du hast's verstanden,
Zu fesseln mich mit neuen Liebesbanden,
Du hast, o Thal, von Bergen treu gehüthet,
Mich weich gebettet und mein Herz begütet.
O süße Stunde, die mir vorgelogen,
Daß niemals ich aus Dir hinausgezogen!
Doch ach, der Vater mit gebleichtem Haare —
Das Mütterchen gebeugt vom Druck der Jahre —
Schon Männer, die mit mir als Knaben rangen,
Zu frischem Spiel aus dumpfer Schule sprangen —
Das Mädchen Mutter längst, das einst ich neckte —
Und Alle, die derweil der Rasen deckte!
Das war's, das war's, was mir in's Herz gegriffen
Als wie ein Wort, wie schärf'res keins geschliffen;
Mir ward dies Wort von Lebenden und Todten
Als stummer, ernster Willkommsgruß geboten —
Zu wohl hab' ichs verstanden und empfunden,
Daß heimatfern mein Lenz dahingeschwunden!

V.

Du warst ein Kind, als hoffend ich Dich mir erkoren,
Doch nun Dein Herze fühlt, bin ich für Dich verloren.
Die Dir ich nicht bewahrt, sie bannt mich jetzt, die Treue,
Da Lieb' es nicht vermocht, veredle mich die Reue.

Ich bin, der innen blutet, der verschwiegen duldet
Und klagt der Nacht, was er an Dir, an sich verschuldet.
Nicht duld' ich blos, ich büße für die Missethat,
An mir sowie an Dir verübt, — heißt Verrath.
Ich Thor, ich Thor! Kein würd'ger Jünger ist der Kunst,
Wer seine schönste Hoffnung ließ für schnelle Gunst.

## Silber-Hochzeitslied.

Von

**Julius Rodenberg.**

War das nicht Klang von Hochzeitsglocken
Der sanft aus weiter Ferne klingt,
Indeß um braune Mädchenlocken
Sich grün das Reis der Myrthe schlingt?
O grüner Kranz — du bräutlich Zeichen,
Das sich der Liebe Glück erwählt —
Wie strahlst du herrlich ohne Gleichen,
Wenn Herz dem Herzen sich vermählt!

Und was in feierlicher Stunde
Das Herz versprach, der Mund gelobt,
In fündundzwanzigjährigem Bunde
Hat sich's als echt und wahr erprobt.
Und treu in Freuden, treu in Sorgen,
Dem Leben und der Kunst getreu:
So grüßen wir an diesem Morgen
Das hochzeitliche Paar auf's Neu!

Denn Rosen blühn nicht nur im Lenze,
Der Sommer auch hat seinen Glanz;
Und sieh' — der herrlichste der Kränze,
Das ist der Treue Silberkranz.
Und abermals durch viele Jahre
Mag er Euch scheinen lieb und hold:
Bis einst auf Eure Silberhaare
Sich leise senkt ein Kranz von Gold!

# Gedichte.

Von

**Friedrich Bodenstedt.**

1.

## Zwischen Ruinen.

Ich wandl'e zwischen alten Burgruinen
Roth von der Abendsonne Glut beschienen,
Die weithin noch auf Wald- und Berghöh'n funkelt,
Derweilen es unten in der Schlucht schon dunkelt.
Dort eben pfeilschnell schoß ein Habicht nieder —
Ich sah ihn vorhin hoch die Flügel breiten
Nach Raub ausspähend — wie in alten Zeiten
Die Ritter dieser Burg; — da steigt er wieder
Empor mit seiner Beute, und verschwindet
Fern, wo der Bergwald um die Schlucht sich windet.
Ich klimme aufwärts über das Gemäuer,
Da sproßt durch morsch Gebröckel frisches Grün,
Und Blumen wachsen aus den Mauerritzen
So glühend roth, als wollten sie das Feuer
Des Abendroths erneu'n in ihrem Blühn.
Noch spielt es auf hochstämmiger Föhren Spitzen
Zum Abschiedsgruß. Und schon im Silberkahn
Wiegt sich der Mond im Himmelsocean,
Der Nacht zu leuchten, wenn der Tag vollbracht . . .
Wie feierlich und friedlich naht die Nacht!
Kein Lüftchen regt der Bäume Wipfel — still
Ruht Alles wie im Schlummer schon.

Ich will
Nun heimwärts meine Schritte lenken; doch
Mit Geisterhänden bannt's mich immer noch
An diese Mauern, die ein grün Geranke
Umschlingt wie jetzt mein grübelnder Gedanke.
Wo sind nun die Geschlechter, die hier hausten
Bei Ritterwerk und schäumendem Pokale?
Wie viel Jahrhunderte vorüberbrausten:
Die Mauern stehn noch dort vom Rittersaale,
Und auch vom Fraungemach und Burgverließ.
Doch der die starken Mauern gründen hieß,
Wo ist er, und wo sind, die nach ihm kamen?
Gestorben sind sie Alle und verdorben,
Mit allem Gut, durch Kampf und Raub erworben,
Verwest zu Staub, verschollen ihre Namen. —

Vom Staube kommt der Stein und wird zu Staube
Gleichwie der Mensch, und wird der Zeit zum Raube
Gleichwie der Mensch. Doch fügt sich Stein an Stein
Im Mauerwerk durch Menschenhand allein
Zu festem Bau. Und dennoch überdauern
Den Menschen die von ihm erhöhten Mauern,
Als wäre mehr der Topf werth als der Töpfer
Und das Geschaff'ne stärker als der Schöpfer.
Doch nur aus Steinen, die einst Menschenodem
Und Geist belebt hat, haucht geweihter Brodem.
Ein Zauber webt um den verlass'nen Ort,
Wo Menschen wohnten, und wirkt mächtig fort,
Es eilt der Mensch, ein unruhvoller Gast,
Durch diese Welt von Staub zur Grabesrast.
Das ihm zur Leuchte dient, das Licht im Hirne,
Erkennt und mißt die Bahnen der Gestirne;
Die eig'ne Bahn nur kann es nicht erkennen,
Und als des Lebens Ziel den Tod nur nennen.
Es kommt ein Tag, das Licht wird ausgeblasen,
Und seine Hülle deckt der feuchte Rasen.
Woher? wohin? wozu? Du fragst vergebens:
Der Tod erst löst die Räthsel dieses Lebens.
Du leb' mit Dir und mit der Welt in Frieden,
Und sorge nicht, was jenseits Dir beschieden.

2.

## An den Rhein.

Wie mächtig zieht mich's immer wieder,
Du alter Rheinstrom, hin zu Dir!
Weit schöner als die schönsten Lieder
Zu Deinem Ruhm erscheinst Du mir.
In Deiner Berge Kranze
In Deiner Ufer Pracht,
In Deiner Wogen Glanze
Bei Tage und bei Nacht.

Durch manches Land bin ich gezogen
An Schönheit und an Wundern reich;
Sah manchen stolzen Stromes Wogen,
Doch Keinen Dir an Zauber gleich.
Hoch ragen aus der Runde
Viel graue Burgen her,
Aus Deinem Wellenmunde
Klingt uralt heilige Mär.

Du weißt von unheilvollen Tagen,
Von Brüderhaß, Mord, Raub und Streit,
Von deutschem Elend viel zu sagen,
Doch auch von deutscher Herrlichkeit.
Es steigt ein Segensbrodem
Aus deinen Rebengau'n,
Du athmest Geistesodem
Und lehrst Verborg'nes schau'n. —

So hilf die schwererkämpften Güter
Uns wahren, alter heiliger Strom!
Bleib' deutscher Macht und Ehren Hüter,
Und mache frei Dein Volk von Rom, —
Daß man bei Deinem Weine
Aufjubelnd singt und sagt:
Die Nacht versank im Rheine;
Der Geist ist frei — es tagt!

3.

## Gute Stunden.

Nach langen, schweren Winterträumen,
Die mich bedrückt wie Schnee und Eis die Flur,
Froh wandl' ich wieder unter Blüthenbäumen
Und fühle mich erneut wie die Natur.

Wohl bringt sie mir nicht wieder, was sie raubte,
Wie diesem Wald, dem sie mit rauher Hand
Das Kleid vom Leib, die Krone riß vom Haupte,
Daß er im Schneesturm nackt und zitternd stand,
Und ihn nun schöner schmückte als zuvor: —
Verloren bleibt, was ich durch sie verlor,
Auf immer, doch nach Außen nur: im Innern
Ließ Alles mir ein leuchtendes Erinnern,
Was Schönes mir auf rauhem Pfad begegnet,
Und jede gute Stunde ward gesegnet.

Ach, wohl gab's meist der bösen Stunden mehr!
Denn früh schon traf des Lebens Fluch mich schwer,
Und grauenvoll' Erinnerungen blieben
Zurück, die oft mich bis zum Wahnsinn trieben . . .
Doch wie ein Wand'rer im Gebirg vom Rand
Des Abgrunds, der ihm wild zu Füßen klafft,
Entsetzt sich abkehrt und mit letzter Kraft
Emporklimmt an der steilen Felsenwand,
Um nicht mit dem zerbröckelnden Gerölle
Hinabzustürzen in des Abgrunds Hölle:
So sucht' ich mich dem Unheil zu entwinden
Und zu den Höh'n des Lichts die Bahn zu finden.

Ein sonniger Maientag im Blüthenhage
Verklärt selbst die Erinn'rung trüber Tage,
Und nur bewährte Liebe beut' hienieden
Noch schönern Trost als heil'ger Waldesfrieden.

Wenn's kniestert, summt und singt in Baum und Strauch,
Die Brust sich hebt bei frischem Blüthenhauch,
Zu Häupten Fink und Amsel, und zu Füßen
Die Blumen mich wie alte Freunde grüßen;
Die Sonnenstrahlen durch das helle Grün
Gedämpft wie durch gemalte Scheiben glühn,
Und wo sie frei durch lichte Räume dringen,
Wie Elfen über Busch und Rasen springen:
Dann ist's, als ob zu einem Fest im Haine
Sich aller Zauber der Natur vereine,
Befreit von Allem, was sie Schlimmes beut,
Und voll von Allem, was das Herz erfreut.
Licht taucht in Schatten, Schatten taucht in Licht,
Doch jener trübt und dieses blendet nicht,
Als ob im goldig grünen Zaubernetze
Versöhnt sich lösen alle Gegensätze.

Ich weiß, es ist nur Täuschung, flüchtiger Schein,
Wie jenes Gold im blauen Himmelsgrunde —
Doch holde Täuschung ist das höchste Sein,
Die reinste Blüthe jeder guten Stunde.
Wer ihr nicht freudig Augen leiht und Ohren,
Dem wäre besser, er wär' nie geboren!

# Junge Tanne.

Von

**Fercher von Steinwand.**

Jungfräuliche Tanne,
Was ist dein Sinnen
Am Höhensaum?
Was ists, das in dir die Geister spinnen?
Ein Traum —
Daß er mit seinen Schleiern umspanne,
Was über dir drohend schwebt durch den Raum?
Daß er melodisch in Schlummer banne
Den gähnenden Schrecken der Gründe,
Der Felsenschlünde?

Kaum geboren,
Scheinst du zu klagen
Und stehst wie verloren
In heimliches Zagen.
Wenn's vom Norden weht,
Du möchtest flehen,
Wenn still um dein Haupt sich die Sonne dreht,
Du möchtest vergehen.
Wird's auf den Höhen fahl,
Mußt weilen,
Grünt's noch im Thal,
Du kannst nicht enteilen!

Wie du fühlst, wer ergründet's?
Was du wünschest, wer ahnt's, wer verkündet's?
Durchzieht dich der Schmerz des Entstehens?
Und kennst du die Qual des Empfindens und Sehens?
Ist's, was uns treuer schirmt als Mutterschooß und Wiege,
Uns sanfter hütet als der Macht- und Zauberstab,
Der uns das unerbet'ne Leben gab,
Ist es der Sieg über alle Siege:
Der rettende Tod, das verzehrende Grab,
Nach dessen Tiefen sich wendet dein Schmachten,
Deine duftenden Arme trachten?

Dein Grün will schmerzlich und schmerzlicher nachten —
Denkst du?
Durchleidest du oft durchlittenen Kummer?
Verbirgt sich unter deinem Trauerkleid
Unmittheilbares Leid?
Im Wachen, im Schlummer
Senkst du
Die schlanken Triebe —
Ist es sehnende Liebe?

Willst du langen
Mit Kindesgeberde
Nach der feuchtenden Brust
Der heiligen Erde?
Mit Liebesumfangen
Am ersten Gedanken des Werdens hangen,
Nicht des Weh's, nicht der Lust,
Aber der innigst waltenden Milde
Traulich und sicher bewußt?

Willst du erstreben
Ein sinniges Leben
Im Bilde?
Willst du zu Tönen weben
Deine Triebe? Dich blühend erheben
Zu den Geistern des Liedes? . .
Der Stille des Riedes
Mit klingendem Odem entschweben?

O Tochter der Erde,
Freundlich Gebilde
Am Höhengefilde!
Was ist dein Verlangen,
Deine zage Beschwerde,
Dein schweigendes Bangen?

# Den Manen Adalbert Stifter's.

Von

**P. K. Roſegger.**

Ich weiß nicht, wie das Buch ins Haus kam. Ich fand es unter den alten Liederheften, Bauernkalendern, Geſchichtenbüchern und Thier-arzneivorſchriften. Auf dem erſten Blatt ſtand: „Der Hageſtolz, eine Erzälung von Adalbert Stifter“. Die Blätter waren im (genſatze zu den anderen rauhen und abgegriffenen Papieren alle fein und riß und die Lettern gar zart. Aber mir gefiel das Buch nicht; ich hub zmmal an, es zu leſen, ſchon des ſchönen Papieres wegen, aber was drauf ſtand, das war kein Schatten im Vergleiche zu den wunderbaren (ſchichten von der Pfalzgräfin Genofeva, von den vierzig Räubern, von dn daumenlangen Hanſel. Endlich rührte ich das weiße Buch gar nicht ihr an, ließ es liegen und verſtauben und vergilben. Und während es drch und durch verſtaubte und vergilbte, wuchs ich heran, ſammelte mir cige Erfahrungen, that etwas für einen geſunden Geſchmack, und nahm edlich den „Hageſtolz“ wieder zur Hand.

Jetzt fielen mir die Schuppen von den Augen, ich las das Buch nederholt, verſchaffte mir auch andere Schriften desſelben Verfaſſers und bi der wärmſte Verehrer Adalbert Stifter's geworden. Bald habe ich den gßen Unterſchied Stifter's von anderen vielgeleſenen Schriftſtellern gerkt; nur bei Stifter habe ich die heitere Behaglichkeit, die Harmonie des Menſchen mit der ihn umgebenden Natur gefunden, wie ich ſie in den Kdesträumen vom Paradieſe, in den Olympſchwärmereien der Studenten-jre geſehen habe. Und dieſe Harmonie und dieſe Idealiſirung des Lebens iſ — wie der Profeſſor geſagt — ja Sache des echten Poeten.

Endlich erreichte meine Stifterverehrung jenen Grad, in dem ich mir zief: du mußt ihn ſehen, von Angeſicht zu Angeſicht ſehen.

Und in den Ferien des Jahres 1867 bin ich von Graz zu Fuß nach Lz gegangen.

Mit meinen ſtaubigen Stiefeln und mit meiner hirſchledernen Reiſe-tche bin ich vor den alten Herrn hingetreten.

Er war eigentlich noch kein alter Herr; er war damals 62 Jahre alt. Ar kränklich war er, durch Enttäuſchungen hatte er gelitten und ſo hatte id ihn nicht in jenem Zuſtande gefunden, in dem ich den Dichter der „Studien“ und des „Nachſommers“ zu finden gehofft.

Ueber der Donauſtadt lag der ſonnigſte Vormittag; aber Stifter ſaß in einer Wohnung, von deren ſtromſeitigen Fenſtern aus er allerdings das ſchnſte Stadt- und Landſchaftsbild genießen konnte.

Er empfing mich freundlich, aber, wie ich meinte, mit einer gewisse
Verlegenheit, so daß ich momentan nicht recht wußte, was ich sagen, wie ic
mein weltfremdes und staubiges Eindringen in sein ruhsames Heim entschul
digen sollte. Indeß hub er mit den Redensarten an, wie man sie zu eine
ersten Begrüssung eben gebraucht, hieß mich in diesen Redensarten nieder
setzen, frug mich in denselben nach meinem Begehr.

Ich überlegte einen Augenblick, ob es nicht eine Unanständigkeit se
zu sagen, daß ich da wäre, um mir ihn anzusehen. Denn das war die Wahr
heit; ich habe mit ihr auch nicht lange zurückgehalten. Sein blasses Antli
wurde bei meinem Bekenntnisse ein wenig rötlich, sein Auge that sich ei
wenig weiter auf. Das erste von seiner Seite war nur die Entschuldigun
daß er mich im Hauskleide — er stak in einem dichtgefütterten Schlafrocke –
empfangen müsse, er sei leidend. Dann warf er einen wehmütigen Bli
hinaus in den Sommertag.

Ich drückte mein Bedauern und die Hoffnung baldiger Genesung au
Er lächelte:

„Sie sind recht freundlich, mein Herr! Dann schwieg er und saß ruhi
um sich ansehen zu lassen.

Ich sah die Blässe und die feinen Furchen und eine Art von Har
auf seinem Antlitze; das war nicht das heiter behäbige, volle Gesicht, welche
den „Studien" als Titelkupfer beigegeben ist. Ich sah die Silberfäden i
seinem Backenbarte und in den Locken des Hauptes, auf welches eben d
Sonnenstralen fielen. Die gute Sonne, sie will zu den Silber des Alte
das Gold ihrer ewigen Jugend legen, auf das der Dichter eine Krone trag
geflochten aus der Weisheit des Alters und aus dem warmen Gemüte d
Jugend.

Aber die Stralen, so sinnig ich sie auch in meinem Gedanken zu deut
suchte, taugten ihm nicht; er ließ die Fensterrollen nieder. Und nun w
eingehüllt waren und keinen Sommer mehr sahen, hub er an, recht vo
dem Sommer zu sprechen. Den Plan meiner Fußreise ließ er sich darlege
that darüber Bemerkungen, wie sie jeder Onkel thut, ein wenig unterweisen
vor Verkühlung und Lungenstrapazen warnend, Partien und Einkehrhäus
vorschlagend u. s. w.

Indeß kam es besser. Von meinen Reisen kam er auf die seinigen z
sprechen, auf seinen Landaufenthalt, auf seine Waldwanderungen.

Er sprach ruhig, aber seine Züge huben an zu lächeln und sein Au
sah freudig, und ich folgte ihm am rauschenden Wildbache hin zum Waldse
Jeder Tropfen spricht ein Geheimnißvolles von den Wundern der Quel
und des tiefen Sees; jede Blume am Ufer ist lebendig und ihre Farbe
töne klingen zu unserem Herzen; im Dunkel der hohen Tannen spinn
Sonnenfäden. Und über Alles liegt die stille Himmelsglocke und über d
fernen blauen Bergen schifft ein Wölklein hin. — Auch Menschen zieh
durch den Wald, edle, liebenswürdige Menschen: ernste Männer, Sonde

linge voll geheimnißvoller Verschlossenheit, voll Humor zugleich und tiefer Güte im Kern. Und es ziehen Kinder voll Leben und Liebreiz und unvergleichlich schöne Traumbilder. Alles gewinne ich lieb und aus Allem sehe ich, wie auch das Kleinste in der Welt seine große Bedeutung haben kann. Nie zuvor auf meinen einsamen Wegen hatte ich die Natur in solcher Schöne geschaut, als hier in der Stube des alten Mannes, dessen Worte mich, wie ein Zauberglöcklein, in den Traum wiegten. Er ist jung und trägt den Frühling im Herzen, habe ich mir gedacht; und Schade, daß ich nicht so auf das Papier zu bringen vermag, wie es an jenem Tage von dem Munde des Dichters in meine Seele gegangen ist.

Als ich, fürchtend, ihm etwa doch schon lästig zu fallen, mich erhob, begann Stifter von den Gemälden zu sprechen, die an der Wand herum hingen, und wie er versucht habe, das da draußen auf die Leinwand und in seine Stube zu bringen. Aber die Leinwand sei wie ein Sieb, auf welchem nur das Grobe liegen bleibe, das Feine, Zarte und Rechte aber durchfalle.

Freilich, für Adalbert Stifter war nur die Menschenseele der geeignete Carton, herrliche, ewigfrische Bilder zu malen.

Nach dem Rundgange im Zimmer mußte ich mich noch einmal setzen und Stifter zog den Fenstervorhang wieder auf. Der sonnige Tag draußen schien ihn nun zu erheitern. Er theilte mir Pläne mit, die er nach der Herstellung seiner Gesundheit verwirklichen wolle. Es waren lebensfrische Pläne, er wolle einen großen Roman: „die Rosenberger“ schreiben, um dadurch die Lesewelt von der Gleichgiltigkeit, die sie vaterländischen Dichtern entgegenstellt, einmal aufzurütteln. Auch müsse er erst daran gehen, seiner Familie eine sorgenfreie Zukunft zu gründen.

So hat einer der größten österreichischen Dichter in dem letzten Jahre seines Lebens gesprochen.

Schließlich, da ich schon recht viel Zutrauen zu dem schlichten, freundlichen Manne gewonnen hatte, bat ich ihn um sein Bild. Er gab es gern.

„Wären Sie mich vor vierzig Jahren darum angegangen!“ sagte er, „dazumal hätte mir zu meiner Jugend irgend ein Maler etwa auch ein par pinselvoll Schönheit angelogen; die Photographen sind grobe Leute, die halten Einem jedwede Runzel vor.“

Als ich Abschied nahm, lachten wir beide und zwar über einige spaßhafte Bemerkungen, die er in Bezug meiner angepfroften Reisetasche machte. Zuletzt lud er mich noch mit heiteren Worten ein, ihm ja gewiß wiederum zu besuchen, wenn ich irgend wann nach Linz käme.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Jahre darauf kam ich auf einer abermaligen Studentenfahrt wieder nach Linz. In der schönen Donaustadt angekommen, war es mein Erstes, Adalbert Stifter zu besuchen. Ich ging durch die östlichen Vorstädte dem Friedhofe zu. Denn da hinaus hatten sie ihn während meiner Abwesenheit getragen.

Am Eingange des Leichenhofes stand der Todtengräber. — „Wo liegt Adalbert Stifter?“ frug ich den Mann.

„Wer?“ entgegnete er, „Stifter? lieber Gott, was weiß ich die Namen alle!“

„Adalbert Stifter!“ rief ich entsetzt über eine solche Unwissenheit aus.

„Stifter?“ sann der Alte wieder, „ei, etwa dieser Schulrat? Wenn mir recht ist, da in der ersten Reihe rechts muß er wo sein.“

Ich habe lange suchen müssen, bis ich das Grab des Dichters der „Studien“ gefunden habe. Ein hölzernes Kreuz, wie sie auf Dorfkirchhöfen stehen, ragte über den kahlen Hügel; auf demselben stand, daß Stifter Schulrat gewesen, und daß Gott seiner Seele gnädig sein möge. — Gott wird es, aber die Menschen sind dieser Dichterseele ungnädig und ungerecht; und jegliche Empfangsbestätigung ihrer herrlichen Werke verweigern sie dem Grabkreuze. — Ringsum prächtige Denkmäler genug, und sie, die darunter liegen, haben vielleicht nichts gethan, als eine Million geerbt oder verschwendet oder beides. Moder sind sie alle, nur ihre Eitelkeit steht versteinert da und prahlt noch späten Nachkommen von hoch- und edelgeborner Asche. — Und unseres Stifters Grab? nur ein wilder Strauch steht daneben und blüht in weißen Rosen. — Steine sind das passende Grabmal für zu Vergessende; sie stehen Jahrzehnte lang und bedürfen keiner Pflege; aber Gräber, auf welchen stetig gepflegte, lebendige Rosen blühen, schließen die Unvergeßlichen, Unsterblichen ein.

So waren meine Gedanken; und dann war mir, als beuge sich die ganze Natur nieder auf Adalbert Stifter's Grab, um ihren treuen Sänger treu zu umarmen und zu küssen.

So habe ich ihn auf meinem zweiten Besuche gefunden.

Nach der Heimat zurückgekehrt, war mein Erstes, durch einen öffentlichen Aufruf für ein würdiges Grabmal des Dichters Gaben zu sammeln. Zwar sagte ich, der wahre Dichter trägt in seinen eigenen Worten sein Leben von Geschlecht zu Geschlecht und er bedarf des Steines Zeugenschaft nicht; aber pietätvolle Enkel könnten dereinst fragen nach den Ruhestätten ihrer großen Vorfahren. — Ich versprach mir guten Erfolg, denn Stifter's Lob klingt aus Aller Mund.

Aber der Mund ist nicht der Beutel. Ein einziger Gulden ist auf meinen Aufruf eingegangen; und der Spender ist ein armer Mann, der, wie ich, sich an den reinen, erhabenen Schriften Stifter's labt und erfreut.

Dennoch ziert heute eine zwar einfache, doch geschmackvolle Steinsäule des Dichters Grab. Seine Dichtungen aber wehen hin durch die wild bewegten Zeiten, wie ein vereinsamter weißer Schmetterling in der Dämmerung des Sturmes.

# Aus meinem Wanderbuche.

Von

**Johannes Nordmann.**

I.

Führt mich zum Leuchtthurm hinaus, es gelüstet mich heute,
Die ohnmächtige Wuth brandender Wogen zu seh'n!
Für den Lootsen genügte das Zielwort ohne den Nachsatz,
Den mir der eigene Zorn über die Lippe gedrängt,
Daß ich wieder im Kampfe erlegen der reizenden Feindin,
Die schon Wochen mich hielt in Swinemünde gebannt,
Wie am Seidenfaden mich lenkte, so oft ich entschlossen
Brechen wollte das Joch dieser gefährlichen Frau.
Auf dem Balkone stand sie. Auf Nimmersehen, Odysseus!
Rief sie mir lachend nach, als in dem Boote ich saß.
Kurz war die Fahrt, der Leuchtthurm erreicht. — Wann geht es zurück,
Herr?
— Nicht vor Abend. — Schon gut! sprach er und half mir hinaus.
Morgens fuhren wir aus, es wurde Mittag und Abend,
Mutterseelenallein saß ich noch immer am Thurm,
Dachte der Heimfahrt nicht, es hielt mich fesselnd das Schauspiel
Der hochgehenden See, die an den Dämmen zerschellt.
Eitel der Kampf und vergeblich der Anlauf der brausenden Wogen,
Eitel ihr Donnergetös, hohl und pathetisch zugleich.
Prächtig ist es zu schauen, so oft zwei Wogen sich fassen,
Sich begegnen in Wuth, schäumen im silbernen Gischt,
Auf zu vereinter Krone sich gipfeln, die berstend, zerstäubend
Rasch einsinkt in den Kamm, der sich zum Schlunde vertieft
Hinter der neuen Colonne, die anstürmt entsetzlichen Ganges
Gegen den Quadernbau, wo ich betrachte den Kampf.
Stunden verstrichen, ich merkte es kaum; daß die Sonne zur Rüste
Ging, verrieth mir der Glanz, der auf den Wellen erglomm.
Dämmerung brach nun herein; ich dachte nicht an die Heimfahrt,
Von dem Titanenkampf stürmisch erregt und verzückt.
Einsam und wie versteinert saß ich; da legte sich plötzlich
Um mich ein weicher Arm, braunte ein flammender Kuß
Auf meiner Stirne, ich errieth an den sinkenden Thränen,
Daß sich geängstigt um mich pochend ein liebendes Herz.

Mit den süßesten Worten vergalt die reizende Feindin,
Da sie den Flüchtling hielt, den sie verloren geglaubt,
Was mit weigernder Abwehr sie alle die Tage verschuldet,
Die ich in Aufruhr und Kampf hatte verzweifelt verbracht;
Opferwillig nahm sie die Küsse, mit denen ich zahlte
Herzhaft den schuldigen Dank, daß sie den Flüchtling gesucht.
Immer noch stürmte draußen die See, meine Seele war ruhig,
Kämpfte wie früher nicht mehr einen vergeblichen Kampf.
Seelig saßen wir lange am Leuchtthurm, es brachte der Lootse
Erst nach Mitternacht endlich die Liebenden heim.

## II.

Wer hält mit, schließt an sich einem Gang in den „Garten“?
Solche Frage scheint leicht, aber die Antwort ist schwer,
Wirst du in Chamounix so befragt; dort gilt es zu wandern
In das Eismeer hinaus, willst du verbleiben im Wort.
Morgens vom Montanvert aus machten wir den Spaziergang
Ueber das Gletschergeschieb, über die Schründe hinweg,
Die weitklaffend zerrissen zu unergründlichen Tiefen
Im urweltlichen Eis, das unabsehbar sich dehnt,
Block an Block aufragend wie starrgewordene Wogen,
Die vom Sturme empört blieben für ewige Zeit.
Mit verwegenen Sprüngen ging es von Woge zu Woge,
Ging es von Block zu Block, über die Risse hinweg,
Am Couvercle-Felsen hinan, einkrallend die Finger,
Zum Talafré hinauf: dort war gewonnen das Spiel,
Lachte als Lohn entgegen die grüne Oase des „Gartens“,
Reich mit Blumen geschmückt, recht ein verzauberter Fleck
Mitten im Gletschermeer. Wie war die Rast uns willkommen!
Und sie war auch verdient durch den gefährlichen Gang.
Auf! Was bringen wir heim? Die Blumen ließen gefallen
Sich den sabynischen Raub, sträubten als Beute sich nicht,
Die ein Jeder im Hutband, am Bergstock oder im Knopfloch
Trug als Erinnerung an die beschwerliche Fahrt,
Die, vollendet noch nicht, die Vollkraft erheischte zur Heimkehr
Ueber die Schründe hinweg, über das Gletschergeschieb.
Späten Abends stiegen wir ab in die Herberg des Thales,
Logen mit lautem Gesang unsre Ermüdung hinweg.

Heimlich dacht' ich: Geweiht sei die mühsam errungene Beute,
 Wer dich in Chamounix freundlichen Grußes empfängt!
Und es fügte sich glücklich, erwartend stand an der Schwelle
 Jene holdselige Frau, der ich sie heimlich gepflückt.

III.

Willst du mit Einem Namen bezeichnen den reizendsten Winkel,
 Nenn' ihn Cortina, du hast wahrlich das Schönste genannt.
Mit magnetischer Macht zieht es immer und immer hinein mich,
 Wo die Rienz und Drau, kaum ihrer Wiege enteilt,
Friedlich sich trennen und wandern nach verschiedenen Zielen,
 In das Märchenbereich der Dolomiten hinein,
In das Thal von Ampezzo mit vielgestaltigen Zinken,
 Die von der Sonne beglüht funkeln im magischen Licht.
Monte Cristallo und Crepa rossa, die Riesen des Thales;
 Bilden Anfang und Schluß einer verzückenden Schau,
Die wie im Traum hinführt, daß die Füße vergessen die Wandrung
 Unter der Melodie rauschender Wasser im Grund,
Die sich gewaltsam durch Felsenwände gerissen den Durchgang,
 In ihrem Siegeslauf stürzend das Knochengerüst.
Nun erweitert das Thal sich; wenn noch der Hügel bezwungen,
 Liegt Cortina, ein Bild, prächtig wie keines, vor dir;
Gleich dem Perlengeschmeide, das von der Schnur sich gelöst hat,
 Liegt ringsum verstreut auf den Gehängen, im Thal,
Köstlich nicht minder der reich mit Schönheit begnadete Flecken,
 Ein Stück Eden! nur schwer gab es ein Jeder noch auf.

# Feenangebinde.

## Ein Märchen aus dem XVI. und XIX. Jahrhundert.

Von

**Bruno Walden.**

Trotz ihrer hohen Abkunft sind die Feen offenbar von demokratiſche
Sympatien geleitet, denn zumeiſt iſt es bei armer Leute Kindern, da
ſie Pathe ſtehen. Oft iſt es eine in den Augen der Sterblichen gan
unſcheinbare Eigenſchaft an Vater oder Mutter, welche ihre Gun
erringt und ſie veranlaßt, dem Neugeborenen ein reiches Gabenangebind
in die Wiege zu legen. Was die Fee Gudwilla vor dreihundert Jahre
bewogen hatte, an dem Weibe des Forſtwart Zeitmann Gefallen zu finden
iſt uns unbekannt, genug, daß ſie, als die Frau ein munter ſchreiendes Knäblei
im Arme hielt, erſchien und ihm mit feierlicher Anrede einen reichen Gaben
kranz aufs Haupt drückte. Sie ſprach:

„Sei fromm, mein Sohn, und nimm zu Deinem Leitſterne auf den
Lebenswege ein zart Gewiſſen, das Dir Abwehr ſei gegen jegliches Unrech
und jede Gemeinheit, das Dich den Schaden und den Schmerz der Andere
mehr noch ſcheuen laſſe als den eigenen. Sei voll von Liebe und Großmu
gegen Deine Mitgeſchöpfe, hilf ihnen mit Hand und Herz, wo Du es ver
magſt, denn am größten wirſt Du ſein, wenn Du Dich ſelbſt vergiſſeſt. Un
was Du immer auch förderſt mit geſegnetem Sinne, erachte es klein un
zu gering, denn mehr als Alles ehrt Beſcheidenheit den Mann. Aber ſteh
feſt und aufrecht, ja unbeugſam, wo Dich das Gefühl des Rechtes hin
gewieſen, kein ſchmeichelndes Lüftchen und kein brauſender Sturm bring
Dich ins Schwanken, auf daß Du Dir Achtung erwirbſt und damit Wirk
ſamkeit und eine Stellung im Leben, zu Deinem und der Anderen Beſten
Und was ſchön und gut und groß und wahr, das erfülle Dich mit Begei-
ſterung, dieſer vollſten Herzens- und Geiſtesfreude, die Dich, ſo Du Deinen
Sinn rein für ſie erhälſt, hinüberhebt über alle Sorge und Not, allen
Schmerz und alles Elend der Welt. Vor allem aber ſei Dein Sinn ernſt,
auf Klarheit und Wahrheit gerichtet im Erkennen und Thun. Nimm dieſe
Gaben, auf daß es Dir wolergehe in Zeit und Ewigkeit!“

Und Fee Gudwilla berührte die Stirne des Schlummernden mit dem
Lilienzweige in ihren zarten Händen, ſo daß der Kleine die Augen groß auf-
ſchlug und ihr holdes weißes Geſicht, von Lilien in den blonden Locken
gekrönt, über ſich ſchimmern und dann mit ihrer hohen Geſtalt in den langen,
faltigen weißen Gewändern wie in der Luft zerfließen ſah.

Ausgestattet mit den Gaben der Fee wuchs Lucas zu einem prächtigen Menschen und ganz ausgezeichneten Maler heran. Aus seinen Bildern leuchtete die heilige Begeisterung des echten Künstlers; doch ward er um seiner Gewissenhaftigkeit, seiner Festigkeit und seines würdigen ernsten Wesens kaum minder angesehen und von seinen Mitbürgern zu einer der ersten Magistratspersonen der Stadt erwält. Und als der Fürst des Landes sich einst länger in der Stadt aufhielt, da ließ er von ihm sein Bildniß malen und suchte ihn dann selbst auf in seinem eigenen stattlichen Hause, in dem unter der sorglichen Hand der Hausfrau eine muntere Kinderschaar trefflich gedieh. Und der Fürst hing dem Künstler eine goldene Ehrenkette um den Hals. Doch obwol er an Ehr und Gut besaß, was des Menschen Herz nur erfreuen kann, so neidete ihm doch Niemand, denn bei allem Glanze war er gar einfach geblieben, und Alles, was er that, däuchte ihm noch zu gering. Und als er starb, da blieb kein Auge trocken in der Stadt und man erzälte sichs, wie er diesem und jenem geholfen habe mit offener Hand und offenem Herzen, selbst da er, wie die Anderen, von der schweren Kriegsnot bedrückt gewesen sei. Als aber die Erdschollen auf seinen Sarg fielen, da trockneten die Leute ihre Thränen, denn sie meinten: „dem Manne müsse es wolergehen auch in der Ewigkeit."

War es Dankbarkeit der Fee Gudwilla dafür, daß Meister Lucas ihre schöne Erscheinung auf gar manchen seiner Gemälde von holdem Liebreiz umflossen dargestellt hatte, genug, ihre Gaben schienen sich in der Familie fort zu erben, mehr oder minder besaß sie jedes Glied derselben. Und eine Weile noch blühte das Geschlecht fort in Ehre und Wolstand, allmälig aber kam es herab. Es konnte Niemandem ein Verschulden nachgewiesen werden; aber obwol die Charakterzüge des Meisters Lucas sich noch bei all seinen Nachkommen geltend machten, es schien ein Verhängniß auf ihnen zu ruhen, und Generation um Generation sank tiefer an Ansehen und Wolstand.

Ja so weit kam es, daß der letzte des Geschlechtes, — es sind erst einige Tage her, — in Not und Elend in einem Dachkämmerlein zur Welt kam. Die Mutter weinte, als sie den Kleinen, in Lumpen gehüllt, an sich drückte und der Vater wollte schier verzweifeln bei der traurigen Lebensaussicht für den neuen Ankömmling. Da erinnerte er sich der Geschichte von dem Pathengeschenk, das Meister Lucas', sein Vorfahr, von der Fee erhalten, und er fiel in seiner Herzensangst auf die Knie und flehte: „O Fee Gudwilla, die Du meinem Ahnherrn ein so herrliches Pathengeschenk in die Wiege gelegt, erbarme Dich dieses seines Abkömmlings und entreiße ihn durch ein Angebinde der Not und dem Elende, die uns bedrücken!"

Da ward es mit einemmale hell in dem Dachstübchen, wie es vor dreihundert Jahren hell geworden war in der Stube des Forstwartes, und Fee Gudwilla schwebte wieder auf Wolken ins Zimmer. Aber es war nicht die Gestalt, die Meister Lucas auf seinen Gemälden dargestellt. Statt des Lilienkranzes trug sie eine Flitterkrone auf dem Haupte, die Wangen schienen ein

wenig rougirt, die lange weiße Gewandung war modisch aufgerafft und mit bunten Schleifen und Flitter geziert. Statt dem Lilienzweige hielt die Fee eine feine mit Rauschgold überzogene Gerte in der Hand. Wie ihre Erscheinung, hatte sich auch ihre Redeweise gar außerordentlich verändert. Sie beugte sich über den kleinen Schläfer, wie ehmals über seinen Vorfahr, und hub an:

„Du armer Kleiner! ich habe viel an Dir gut zu machen, der Du so schwer leidest unter dem Angebinde, daß ich Deinem Ahnherrn in die Wiege gelegt. Aber ich will Alles wieder ausgleichen," — sie berührte seine Stirne mit ihrer Gerte, — „fort zuerst mit Deinem zarten Gewissen, sollst Du in der civilisirten Gesellschaft vorwärts kommen. Nimm dafür dies Waterproof-Gewissen, das Dir Alles gestattet, was nicht gesetzlich verboten ist, und Dich nicht molestirt, wenn Dein Vortheil mitunter auf die Kosten Anderer geht, Deine Freude den Anderen Schmerz bereitet; es ziehe sich nur krampfhaft zusammen, wenn es mit irgend einem Gesetzesparagraphen in Berührung gerät."

„Als Leitstern aber nimm auf Deinem Lebenswege den Egoismus; er lehrt Dir Ideen, Verbindungen und Menschen cultiviren, die Dich fördern und ist Dir ein Panzerhemd, das Dir tausend Unannehmlichkeiten vom Leibe hält. Was der Instinct dem Wilden, das ist der Egoismus dem Culturmenschen: das potenzirte Streben der Selbsterhaltung, die Concentration der Kräfte, das einzig Wirksame, — das versteht nur der Egoist, darum läßt er alle Anderen im Wettrennen nach Ehre und Reichthum weit hinter sich."

„Dann nimm hin eine kostbare Gabe: Arroganz; so nennen die Menschen gesteigertes Selbstbewußtsein. Sie ist die Schwimmblase, welche sie über den Wässern hält, während die mit dem Ballast der Bescheidenheit beschwerten, wenn sie nicht ganz untersinken, doch nicht vom Flecke kommen. Damit hast Du schon halb gewonnenes Spiel. Die Naiven werden Dich bewundern und die Arroganten Dich als ihresgleichen, einen Mann von Geist, respectiren."

„Dazu aber beschere ich Dir eine tüchtige Dosis Schmiegsamkeit, oder wie man es in der guten Gesellschaft nennt, Tact. Jedes Ding hat nicht allein sein Ziel, sondern auch seinen Ort. So nützlich die Arroganz, ganz ebenso nützlich ist jene Geschmeidigkeit, welche es versteht, sich allen Situationen anzupassen. Die Kunst ist nur, am rechten Orte arrogant, und am rechten geschmeidig zu sein, und dazu habe ich Dir den Egoismus als unfehlbaren Leitstern gegeben. Man nennt dies „der Zeit Rechnung tragen." Arroganz und Geschmeidigkeit, das sind die beiden Ruder, mit denen man am erfolgreichsten durch den Strom des Lebens schifft; gebrauche sie fleißig!"

„Vor Allem aber hüte Dich vor Begeisterung! Der Enthusiast leidet stets jämmerlichen Schiffbruch auf Erden, während er den Himmel zu stürmen vermeint und das Facit ist Weltschmerz, Verbitterung, moralischer Katzenjammer und materielles Elend. Darum will ich Dich reichlich mit Nüchternheit ausstatten. Das ist eine Eigenschaft, die in jeder Carrière höchst vortheilhaft ist; sie wird Dich selten nur eine Dummheit und nie eine Tollheit

begehen lassen, Dir viel Kraft und Reue ersparen, Dich vor Enttäuschungen bewahren."

„Nicht minder aber hüte Dich, ein Pedant zu sein, der sich das Leben schwer macht und Alles zu Herzen nimmt. Leichtsinn in Allem, das nicht Deinen Vortheil betrifft, ist eine der förderlichsten Eigenschaften, die ich Dir zu verleihen vermag, wie jene Kunst der Darstellung, welche Dir selbst, wie den Anderen Alles von der vortheilhaftesten Seite präsentirt und eine gewisse praktische Falschheit, ohne die kein moderner Mensch als klug und wolgesittet zu betrachten ist."

„Zur Entschädigung für das, was gar viele Deines Stammes durch mich gelitten, Dir mein Sohn, diesen reichen Kranz an Gaben, auf daß Du Carrière machest!"

Bei diesen Abschiedsworten schien Fee Gudwilla, wie dermaleinst, wieder in Luft zu zerfließen.

Was aber wird aus dem Kleinen werden?

# Treibende Keime.

Von

**Cajetan Cerri.**

> ... Täuschen wir uns nicht! Vieles wird noch die Feuerprobe einer gewissenhafteren Zeit zu bestehen haben, Vieles muß sich documentiren oder neugestalten. Manche Formen sind bereits zerbrochen, andere werden sich auflösen, nicht durch äußere Kraft, sondern, wie Herder trefflich bemerkt, durch den inneren treibenden Keim. Was indessen zunächst notthut, das ist: eine Literatur der Pflicht, der Gesittung, der ehrlichen Ehrlichkeit.
>
> Aus einem Privatbriefe.

1.

Dein Heim, dein Hort! des Glückes Thal
Ist die Familie eben,
Und abgrundstief gähnt, voller Qual,
Ein weltlich wüstes Leben.

So klingt's; doch denkt, daß Vers und Reim
Nicht Thaten sind, noch üben:
Sie wecken, fördern nur den Keim;
Der Trieb heißt: menschlich' Lieben.

Humanität — das ist das Ziel;
Erstrebt es ohne Lügen!
An Blatt und Zweig, d'ran liegt nicht viel —
Die Frucht nur muß genügen.

2.

Oh! daß Parteien könnten sich verstehen
Und niederreißen die verjährten Schranken;
Dann sollt' ein neues Dogma laut ergehen,
So einfach wohl als groß, in dem Gedanken:
Euch Alle ließ Natur gleich Menschen werden —
Gleich menschlich seid denn auch! genug auf Erden.

3.

Verachte nicht das Kleine. Klein und groß
Ist ein Begriff nur unserer Denkenslehre,
Den die Natur nicht kennt; ein Berg-Koloß
Ist für sie gleich dem Sandkorn dort am Meere.

Wie groß und furchtbar wirkt sie auch im Kleinen!
Denk': Staubatome, die kaum sichtbar scheinen,
Zerstören Dir die Brust; die winz'ge Pflanze
Birgt Leben oder Tod; heut' klein, wird morgen
Der Bach, geschwellt, vernichten deine ganze
So stolze Habe, und Dich weih'n den Sorgen;
Der leichte, feuchte Guadarrama-Wind,
Der kaum ein Blatt beugt, mordet Greis und Kind;
Ein Regentropfen dringt zuletzt durch Steine,
Ein Funke läßt den Waldbrand sich entfachen,
Ein Wurm vergiftet Mensch und Thier — ich meine:
Verachte nicht die Macht des Kleinen, Schwachen!

4.

Und glaube nicht, man schaffe je vergebens —
Sogar der kleinste Keim geht nicht verloren;
Einst trägt ihn mit sich fort der Sturm des Lebens,
Und wo er fällt, wird eine Frucht geboren.

Mag Dir Dein Wirken noch so klein erscheinen —
Des Werdens Fluth strömt aus gar vielen Quellen;
Sei nur ein reiner Quell, selbst von den kleinen:
Das Weltmeer zählt auch nicht bloß große Wellen.

Und sieh': die Insel dort am Meeresstrande,
Sie dankt nur kleinen Muscheln ihr Entstehen;
Nun winkt sie Dir in blühendem Gewande,
Nun grüßen Menschen froh von ihren Höhen.

5.

Denkt an den Knaben Ballila, Ihr Großen!
Mit einem Stein, geschleudert bei dem Ruf,
Dem lauthinschallenden „Ich thu' es!" schuf
Das Kind ein neues Sein den Stadt-Genossen;
Dem Steinwurf folgt ein Kampf, gekämpft mit Glück —
Und wieder leuchtet Genua's Glanz-Geschick.
Längst stand am Weg der Stein: hinweggestoßen
Ward er vielleicht von Tausenden mit Hohn;
Da hebt ein Kind ihn zur Revolution —
Denkt an den Knaben Ballila, Ihr Großen!

6.

Gedenkt auch Micca's, der, allein,
In der Turiner Frohne
Befreit einst, ob auch arm und klein,
Die Stadt, den Staat, die Krone.

Der Feind, die Franken, dort und hier —
Das Heer muß sich ergeben!
Da naht der schlichte Kanonier,
Und rettet's — durch sein Leben.

7.

Uns Alle — Hoch und Nieder — lenkt und leitet
Dasselbe ewige Gesetz, das weise
Durch Sonnen und durch Staubatome schreitet,
Im Donner laut, im Pulsschlag still und leise.
Auch wer sich mehr dünkt ist ein Blatt im Winde:
Jehova haucht — genug, daß es verschwinde.

8.

Sagt doch: wenn etwa Kugeln ohn' Erbarmen
Das Bischen Fleisch vom Bein herabgerissen,
Was bleibt von Euch, Ihr Reichen und Ihr Armen,
Von eurem Prassen, Darben, Können, Müssen?
Nur gleichgeformte, modernde Skelette —
Darüber zieht, gleich stumm, die Fluth des Lethe!

9.

Schmerz ist allein Gesetz in der Natur;
Die Freude, die uns manchmal rührt, ist nur
Das Lüftchen, das am Morgen kühlend weht,
Des Wandrers Stirne küßt — und dann vergeht.

10.

Oft denk' ich an's Gebeth, das rührend schöne,
Aus Yorick's Mund: „Gewähr' mir, Gott, gewähr'
Ein Stückchen Brod, ein Lächeln, eine Thräne —"
Ja, selbst die Thräne, gib sie uns, o Herr!

Braucht doch der Mensch auch einen Antheil Schmerz,
Der ihm die Sinne läutre und das Herz.
Es mahnt der Schmerz ihn, wie er eng verbunden
Mit der Gesammtnatur sei, die für ihn
Verblutet fort und fort aus tausend Wunden,
Sich weihend ewigem Vergeh'n, Verblüh'n:
So weih' im Schmerz sich auch der Mensch ergeben
Der Macht des Todes (dieses Weltall-Beugers)
Für kommende Geschlechter; denn das Leben
Bedingt das Untergehen des Erzeugers.

11.

Hoff' nicht zu viel von Deinem „Feuchtersleben“;
Ist wirklich krank die Seele, diätetisch
Kann bloß das Leben sie zu heilen streben —
Der Geist nur läßt abfinden sich ästetisch.

12.

Eins nur erlöst: die Liebe, treu und wahr,
Die Liebe, mein' ich, die der Zeitlauf stärkt,
Die reine Liebe, die nicht frägt, noch merkt,
Ob golden oder silbern glänzt das Haar.

13.

Zermalmend rollt das Rad der Zeit
Dahin; was bliebe unverletzt?
Ein starkes Herz, das sich Dir weiht,
Und Dir die ganze Welt ersetzt.

14.

Glaube nicht dem Duft der Rosen,
Rosen bleichen und verblüh'n;
Glaube nicht dem Glanz der Sterne,
Sterne fallen und verglüh'n.

Aber glaube einem Herzen,
Rosenmild und sternenrein,
Das in Freuden, das in Leiden
Treu Dir zuruft: ich bleib' Dein!

15.

Die Treue sei Dir heil'ge Pflicht
Im Glück und Unglück — einerlei;
Was auch da komme: wanke nicht,
Bleib Andren und Dir selber treu.

Treu bis zum Grab! oh, mögst Du's sein,
Ob Alles abfällt nah und fern —
Es glänzt, wenn einsam und allein,
Ja schöner noch ein heller Stern.

16.

Mann! zerreiß' die Sklavenketten,
Die Dich an das Welt-Joch schmieden;
Ueberwinde — denn zu retten
Gilt es Deines Inn'ren Frieden.

Das ist Glück; die weite Erde
Hat nur dies, und gönnt es gerne:
Weib und Kind am trauten Herde,
Und darüber Gottes Sterne.

17.

Weib! den Schritt weg von der Grenze,
Die Dich trennt vom Sündhaft-Schlechten;
Bleibe rein, um reine Kränze
Für ein reines Herz zu flechten.

Deine Jugend wird entfliehen,
Deine Schönheit wird vergehen —
Solch' ein Kranz nur wird stets blühen,
Solch' ein Herz nur wird bestehen.

18.

Wenn Du die Fratzen siehst, die schamlos frechen,
Womit der bankerotte Witz, der rohe,
Des Weibes Bild entweiht, das schöne, hohe;
Und wenn Du hörst von edlen Frauen sprechen
Wie von der Hirschkuh, die der Jäger preist,
Den jungen Laffen, ohne Herz und Geist,
Rufst Du — gewiß mit bessrem Sinn begabt:
„Hat keine Mutter solch' ein Mensch gehabt?"

19.

„Was soll uns die Erziehung, dieser hohle,
Ohnmächt'ge Spuk, den Vorwitz bloß ersann?
Nur durch sich selbst wird, was er soll und kann,
Der freie Mensch“ — so lautet die Parole.
Doch läßt der Baum veredeln sich und bilden,
Das Raubthier selbst ablenken fast vom wilden
Naturtrieb; ganz unbildsam wär' allein
Das Kindesherz, so weich und zart? nein, nein!
Laßt besser Euch vom Denker-Mund berathen:
„Wer die Erziehung lenkt, beherrscht die Staaten.“

20.

„Die ewige Bewegung ist allein“ —
Gewiß, Du Mann Athens! doch eine wüste
Und fieberhafte Tobsucht der Gelüste
Ist auch „Bewegung“ — kann die „ewig“ sein?

21.

In den Stürmen dieser Zeit
Ohne Glauben, ohne Frieden,
Ohne Lust und Freudigkeit,
Sei, o Seele, Dir beschieden
Durch der Liebe Zaubermacht,
Was allein noch lohnt das Leben:
Stillbeglückt und stillergeben,
Wie ein Traum dahin zu schweben,
Mild und licht durch dunkle Nacht.

22.

Daß sich so schwer Verwandtes trifft! Wir ahnen:
Vielleicht ist's nah und harrt auf uns, und möchte
Uns gern beglücken, träfen wir das Rechte —
Doch um ein Haar stets trennen sich die Bahnen.

23.

Trübe Herbstnacht; keine Sterne,
Wolken nur und Nebelrauch,
Keine Stimme nah' und ferne,
Nur des Nordwinds frost'ger Hauch.

Alles todt; kein reges Weben —
Wie die Stunde langsam flieht!
Solche Nacht gleicht wohl dem Leben
Ohne Liebe, ohne Lied.

24.

Nimm zu den Blumen Deine Zuflucht — wisse:
Auch Blumen leben, athmen warm wie wir;
Wie wir, so kennen Thränen sie und Küsse —
Sie lernten Das vom Thau und vom Zephyr.
Vertraue ihnen nur Dein schmerzlich' Bangen;
Gib Acht: sie öffnen ihren Kelch, und fangen
Die Thränen auf von Deinen heißen Wangen.

Und sollten Blumen nicht Dein Leid versöhnen,
So zieh' hinaus, geht still der Tag zur Ruh,
Und lausch' den sabbathfrommen Glockentönen,
Die „Ave“ rufen allen Müden zu;
Um Deine Stirn' wird's abendfriedlich wehen
Und flüstern mild: halt aus! vorübergehen
Wird auch dieß Leid, o Herz — Du wirst bestehen!

25.

„Die Gegenden und Bäume lehren nichts,
Die Menschen aber in der Stadt, die lehren —“
Dein großer Meister, großer Grieche, spricht's,
Und läßt uns doch das volle Licht entbehren.
Was dann, wenn unheilvolle Zeiten kommen,
Wo jene Schule, redlich durchgemacht,
Nur Wirrniß lehrt und Streit? was mag dann frommen?
D'ran hat der „Göttliche“ wohl nicht gedacht.
Sollt' dann die stille Nymphe „Einsamkeit“
Uns leichter nicht die schöne Welt gewähren,
Die Du als „innren Frieden“ einst geweiht?
Dann birgt wohl Baum und Gegend bess're Lehren!

26.

Wenn Dir vom Aug' des Schmerzes Thräne bricht,
Laß ihren Weg sie geh'n, und schäm' Dich nicht.
Verlange nicht, berührst Du die Mimose,
Daß sie nicht schmerzlich sich zusammenziehe,
Verlange nimmer, daß die Purpurrose,
Wenn Du sie knickst, nicht welke, nicht verblühe,
Nicht, daß die Welle, die ans Ufer bricht,
Vor Qual nicht schäume — Das verlange nicht!

27.

Die ganze Welt ein Sandkorn blos
Im weiten Schöpfungsocean;
Dein Heimathland, wenn noch so groß,
Ein winz'ges Staubatom daran;
Und Du nun, Einzelner — wie klein
Mit Deiner Lust, mit Deiner Pein!

28.

Und also spricht ein Menschenrecht-Verfechter:
„Wer Anderes, als Sparsamkeit und Fleiß
Und tücht'ge Arbeit räth dem Volk, der weiß
Nicht was er redet, oder ist ein Schlechter."
Das, Volk, ist Franklins, Deines Schätzers, Wort;
Erfaß' es: Arbeit ist des Glückes Hort.
Arbeite, Freund; der Schweiß auf Deiner Stirne,
Der ehrlich nährt ein ehrlich' Weib und Kind,
Ist edler als es Edelsteine sind,
Die feile Schwelglust weiht der feilen Dirne;
Arbeite, Freund; und wenn sie Dich verlachen,
Die es versteh'n, sich mühlos reich zu machen,
Tröst' Gioja's Wort Dich und vernichte sie:
„Es wiegt die Arbeit mehr als das Genie!"

29.

Falls auch Gemeines uns beleidigt, laß'
Um keinen Preis uns nach Vergeltung trachten,
Beachten nicht was man nur darf verachten,
Was kaum verdient des Edlen Zorn und Haß.

„Wohl kann man niedrig uns behandeln, doch
Uns nicht erniedrigen.“ — Und Eines noch
Bedenk': wenn aus bachantisch wilden Kreisen
Des Fußes Eisen in das Antlitz Dir,
Ausschlagend, wirft des Silens rohes Thier,
Wirst etwa Du rückschleudern jenes Eisen?
Nein, nein! mitleidig, höhnisch, und fast heiter,
Blickst Du vor Dir, und — gehst dann ruhig weiter.

30.

Dies Wort, Geschmähter, gieß' in Deine Wunde:
Von Hunden ward Euripides zerrissen;
Doch blieb Euripides für's Welt-Gewissen
Euripides — die Hunde blieben Hunde.

31.

„Der Kampf um's Dasein —“ oh, die kluge Welt!
Seitdem dies Wort drang in das Geistesleben,
Merkst Du, wie Mancher sich berufen hält,
Dir recht viel Anlaß zu dem Kampf zu geben.

32.

Wenn sich dein Lebensstern in Wolken hüllt,
Und Du da stehst in dunkler, kalter Nacht,
Verarmt, verkannt, verrathen und verlacht,
Das Herz zum Ueberschäumen gramerfüllt;
Dazu nicht eine treue Hand, die schwere
Mit Dir zu tragen Alltagseins-Misere —
Glaubst Du, für Dich gäb's keinen Trost dann mehr?
Nein, armer Freund! Der größte Trost bleibt Dir:
Je mehr und länger Du gelitten hier,
Wird Dir der Abschied umso wen'ger schwer.

33.

Den Göttern dankte Plato stolz, daß er
Ein Zeitgenosse ward des Weisen, der
Geahnt der Seele Unsterblichkeit;
Wir, beff're Epigonen, sind dafür
Dem „Urgeist“ dankbar, und gar stolz, daß wir
Erlebt der Affen-Lehre Zeit.

34.

„Unsterblich ist die Kraft“ — verkündet man;
So glaubt Ihr an Unsterblichkeit? warum
An jene nicht der Menschenseele dann?
Wie, oder ist, was sich im Menschenthum
Voll Ahnung regt und Muth zum Dulden schafft
Und Gutes reift, nicht auch wohl eine „Kraft“,
Zum mindesten denn doch so gut, wie jene,
Die, von der Sonne kommend, gleich geheim,
Beim Richten einer Uhr belebt die Sehne,
Und die dann wieder kehrt zur Sonne heim?

35.

Nein, nein; auch Du wirst nicht im All vergehen,
Denn diese Thräne selbst kehrt einst als Thau;
Du siehst in tausend Tropfen dann erstehen
Dein Bild, der Erde Grün, des Himmels Blau.

Und so wie Du, wird auch kein Saatkorn schwinden
Von Deinem Thun. Brosamen, noch so klein,
Ins Meer gestreut, man wird sie einst doch finden —
Oh, streu' Du Gutes nur ins Meer hinein!

36.

Uns Männer laß' nur nach dem Ziele streben,
Daß man von Jedem sage nach dem Leben,
Was einst der Britte sprach; es heiße dann:
„Sagt Alles mit dem Wort — er war ein Mann!“

37.

Du frägst: warum am Himmel fern
Die Wolke weiter flieht,
Warum die Schwalbe, still und mild,
Im Flug vorüberzieht,
Warum der Duft empor sich schwingt,
Warum zum Meer die Welle dringt?
Du frägst warum?
Weil Alles, was da lebt und webt,
Nach einer bessren Heimat strebt.

38.

Sag' einmal Einer von den Eingeweihten:
Soll Alles ich aus Anorgan'schem leiten?
Woher mir dann, als einer trägen Masse
Von Wasserstoff- und Kohlenstoff-Atomen,
Die Kraft wohl, daß ich lebe, daß ich fasse
Mich selbst in Denkens- und Gefühls-Symptomen?
Man nennt sich ein „Geschöpf" zwar, doch den Schöpfer
Verläugnet man — der Topf ward ohne Töpfer!

39.

Nicht maßlos sei Dein Forschen, Walten, Streben;
Laß' Icarus den Sonnenflug erheben,
Der, weil zum Lichtquell zielend, tödten muß.
Gar neidisch hüthen ihre Welt die Sonnen,
Und wehren Menschen ab von Götter-Wonnen —
Bleib' auf dem festen Land des Dädalus!

40.

Was ist Dein Ideal? frägt mich die Masse —
So hört, was von der Zeit mein Herz erfleht:
Dem reinen Lichtgedanken eine Gasse,
Und einen Lorbeer der Humanität!

41.

Was im Gemüthe Rosen hier verweht,
Dort Eichen bricht — der Sturm ist's oft der Jahre;
Nur Eines trotzt der Macht, nur Eins besteht:
Die Ueberzeugung ist's, die eine, wahre.

42.

Du frägst: wie heißt die Signatur der Zeit
Und ihr Geboth? — Characterlosigkeit!
Von Hochmuth, Neid genährt und Heuchelei,
Docirt sie: „Nur dem eignen Vortheil nützen,
Stets Ideales rühmen, und dabei
Das Gegentheil stets leisten und beschützen;

Naiv die Consequenz, Recht eine Bürde,
Zu Phrasenschmuck bloß gut die Menschenwürde;
Zunächst: pas trop de zèle! ganz ist zu viel —
Bei halbem Thun bleibt frei doch halb das Spiel."

43.

„Das Comödiantenthum in der Gesellschaft ...."
Wahr sprach der Mann hier, der geheimnißvolle.
Denn Comödianten sind wir. Jeder gafft
Dich schielend an, wie Du spielst Deine Rolle.
Nur ist's nicht der Comödienstyl Goldoni's,
Eindringlich, witzig, doch gemüthvoll, zart,
Selbst in den Späßen seiner Pantaloni's;
Nicht doch — wir mimen nach Dumas'scher Art.
Da gilt die geistreich fratzenhafte Lüge,
Die von Verderbniß und Moral gleich trieft,
Die Lilienstaub streut auf verzerrte Züge,
Und die des Beifalls wegen schlürft selbst Gift!

44.

Blickt in die Werkstatt des sozialen Lebens:
Was ist das Facit heute unsres Strebens?
Des Fleisches Sieg und Emancipation,
Die Herrschaft der Häteren und der Phrynen,
Die Macht der buhlerischen Messalinen,
Und der Mänaden wilder Corruption.
Ist's anders wohl? Dann sagt's bei eurer Ehre!
Ihr schweigt. Nun denn: wozu die Schmach, der Eckel?
Wozu in Kunst und Leben die Misere?
Damit die Habsucht fülle ihren Säckel.
Darum läßt man in Schlamm uns also sinken,
Darum das Volk aus gift'gen Quellen trinken!
Wie, oder hat seit so viel tausend Jahren
Gelebt, gestrebt die Menschheit und gelitten,
Nur, daß zurück zur Schmach sie der Barbaren
Gedrängt sich seh'? daß, ohne Zucht und Sitten,
Sie glaubenslos zum Thier des Waldes kehre,
Und der Erlösung Kelch noch einmal leere?

45.

„Der Kampf um's Recht“ — ein Kampf, der werth, das Leben
Begeistert ihm zu weih'n! Doch was ist Recht?
Was streng auf das Gesetz stützt That und Streben,
Und fort sich von Geschlecht erbt auf Geschlecht.
Nun gibt es kein Gesetz, es gibt Gesetze,
Die hier Natur, dort Menschen vorgeschrieben.
Rein pflegt, weil selbst rein, die Natur zu üben
Ihr großes Amt; drum, daß sie nichts verletze,
Faßt sie den ganzen Menschen auf, der gleich
An Geist und an Gemüth bedürfnißreich.
Uebt auch der Mensch sein Amt so aus, und schaffen
Auch wir so rein, umfassend, recht und echt?
Das sei geprüft; dann zu den geist'gen Waffen,
Zum ew'gen Kampf dann für das ew'ge Recht!
Doch dieses lehrt uns dann gar bald erkennen:
Daß Kohlhaas wohl von Shylock sei zu trennen.

46.

Von Rechten tönt es laut aus allen Schichten,
Von Rechten, die verletzt sind und verrathen;
Doch: wo ein Recht auf „Rechte“ ohne Pflichten?
Was wird dafür geschaffen? wo sind Thaten?
Zahlt euren Zoll dem lebenden Geschlechte
Zuerst! — Nur Der, der sie verdient, hat Rechte.

47.

„Du sagst stets: nein, und nein heißt Ohnmacht, Lähmung;
Was soll's? gib an des Heils lebend'ge Spur —“
So dreht das Schiff um; in der Gegenströmung
Und in der Umkehr liegt die Remedur.
Doch fehlt's Euch am Begriff und Ihr braucht Worte,
Den Weg zu zeigen durch die rechte Mitte,
So schreibt an jeder Thür, an jeder Pforte
Die Formel: Arbeit, Einfachheit und Sitte.

48.

„Pah! Schlimm war's früher auch ...“ Ja wohl, Verehrter,
Auch früher wurden manchmal, hört' ich sagen,
Ganz heimlich Silberlöffel — weggetragen;
Wird d'rum die Sache heute schonungswerther?

49.

Nun sprich: kennst Du das Wort, das klug, bedächtig,
Die Menschen, von der Wiege bis zum Grab,
Vom König bis zum Bettelmann hinab,
Beherrscht und auch beschützt? Das mild und mächtig
Uns lenkt mit der Gewalt der Muß-Raison?
Dies Wort — gedenk's! — es heißt: Resignation.

50.

Laß' es Dir mit Wehmuth sagen:
Was der Zeitlauf Dir beschieden
Mußt Du tragen — lern's ertragen;
Gib Dich irgendwie zufrieden.

Willst Du zähmen Trug und Schande?
Oh! entsag' dem Hoffen, Träumen;
Lieber: fort in Dichter-Lande,
Zu den Musen, Blumen, Bäumen!

# Michael Vörösmarty.

Von

**Sigmund Freiherr von Kemény.** *

(Aus dem Magyarischen von Adolf Dux.)

Indem ich daran gehe die große Bewegung zu schildern, welche Vörösmarty's Genius in der ungarischen Literatur und mittelbar im politischen Leben Ungarns hervorgerufen hat, will ich früher noch einige Minuten lang seiner und des Vaterlandes vergessen, um im Allgemeinen von dem Einflusse der Poesie auf die öffentliche Gesittung und Gesinnung, auf die Gesellschaft und auf die Weltideen zu sprechen, auf denen das Verhältniß beruht, durch welches das Individuum mit der Gesammtheit verbunden, das Irdische mit dem Ueberirdischen in Zusammenhang erhalten, das Endliche mit dem Unendlichen verschmolzen wird.

Neue Richtungen machen sich in der Civilisation nur dann geltend, wenn Poesie und Philosophie einander durchdringend, die Ideen und Bestrebungen leiten.

Die bestehende Ordnung, sei es als Staat oder als Gesellschaft, hat Krisen zu befürchten, wenn sie die Poesie nicht für sich zu begeistern vermag.

Es ist ein Zeichen der Anarchie oder des Verfalles, wenn das Publicum die schöne Literatur nicht schätzt, und wo das Selbstgefühl des Dichters nicht verletzt ist, wenn er sklavisch nach Beifall hascht, und um Effect zu machen, zu Mitteln Zuflucht nehmen muß, die außer seinem Bereiche liegen und seiner inneren Welt fremd sind.

Die sittlichen Principien wurzeln zwar im allgemeinen Bewußtsein und sind die durch Philosophie und Religionsideen geregelten Sätze der unserem Geschlechte eigenen spirituellen Richtung; indeß werden sie durch die Einwirkungen des Zeitalters angegriffen, je nachdem sie als gegen den Materialismus zu träg oder zu nachgiebig betrachtet werden. Und es ist ein Vorzeichen großer Erschütterungen, wenn die Poesie und die Philosophie die gegen das Ueberhandnehmen des Materialismus errichteten Schranken als ein Joch der Tradition, als das Vorurtheil eines überwundenen Zeitalters betrachtet. Aber noch größere Krisen dürfen erwartet werden, wenn die Poesie frivoler

* Nach einer Denkrede, welche der Verfasser am 6. Februar 1864 in der XIV feierlichen Jahresversammlung der Kisfaludy-Gesellschaft zu Pest hielt. In der vorliegenden Bearbeitung wurden bloß allgemein bekannte Literaten, die den Eingang bildeten, unwesentliche, zur rhetorischen Form dieser literaturgeschichtlichen Studie gehörende Stellen, so wie einige für den deutschen Leser entbehrliche Details über einzelne ungarische Dichtungen weggelassen. A. D.

ist, als die Gesellschaft, und umgekehrt, wenn die Poesie durch die Frivolität der Gesellschaft genötigt wird, durch die Idealisirung der Sinnlichkeit auf das Publicum zu wirken, welches mit der Flachheit seines Gemütes dem Dichter am meisten schadet, indem es ihn der Begeisterung und der Lorbern beraubt.

Ein tröstlicher Gegensatz hievon aber ist es, daß selten ein großer Dichter auftaucht, ohne daß bald mehrere in seine Fußtapfen treten, und daß, so oft die Gesellschaft sich unglücklich fühlt, weil sie viel von ihrem Idealismus verloren hat, der Dichter auf die Entwicklung dieses Gefühls schon entschieden Einfluß genommen, und indem er der Poesie neue Formen und einen neuen Inhalt gegeben, und der alten Schule eine neue entgegenstellt, welche kämpft und siegt, in die Gesellschaft bereits das Ferment zu einer heilsamen Reaction gelegt hat. Dies der Zusammenhang der großen Dichterschulen mit den Strebungen des Staates und der Gesellschaft.

Aber nicht allein die Wirkung der gesammten Poesie ist außerordentlich, sei es, indem sie das Bestehende bereichert und befruchtet, sei es, indem sie es angreift und so die Zukunft vorbereitet. Es gibt Beispiele, wo auch ein einziges Lied hinreicht, um ein ganzes Streben auszudrücken, und in Millionen eine gleiche Stimmung zu erwecken, so daß eine Nation ihren Beruf, ein Zeitalter die Lösung seiner Kämpfe vor sich sieht, und die schlummernde Ahnung, die in der öffentlichen Meinung dunkel lebte und webte, plötzlich eine entschiedene Gestalt annimmt, Wünsche zum Entschlusse reifen, und im Ringen die Bürgschaft des Erfolges erblickt wird.

Hätte Thomson, dessen Armut seinen Zeitgenossen bekannter war, als sein glänzendes poetisches Talent, indem er sein „Rule Britannia" schrieb, ahnen können, daß sein Name einst mit dem Ruhm von Admiralen verschmilzt, und seine Reime in den Magazinen an der Themse so viele Waaren, so viele kostbare Schätze ansammeln helfen werden, als selbst die ausschweifendste Phantasie sich nicht vorgestellt hätte! Dieses Lied, das in den Schluß eines Theaterstückes eingefügt war und in den Buchläden unter den unabgesetzten Werken lag, begann erst dann wahrhaft zu leben, als es auf die Schiffe gebracht wurde, und auf das Signal zur Abfahrt von den Lippen der Matrosen ertönte.

Holland, Frankreich und England wetteiferten noch miteinander und theilten sich noch in die Meere. Keines der drei wagte noch den Dreizack Neptuns als sein ausschließliches Eigenthum in die Hand zu nehmen. Die britischen Staatsmänner fühlten wol den Beruf Englands, aber das Volk erkannte ihn durch Thomson's Lied. Seit vier Generationen haben die Matrosen es gesungen und sie singen es fast an allen Punkten der Welt, wohin Dampf und Segel Schiffe bringen. Wer würde wagen zu behaupten, daß die Errungenschaften der Technik, die neueren Vernichtungsmittel der Kriegskunst die Seemacht Englands auf die gegenwärtige Stufe erhoben hätten, wenn nicht das begeisternde Lied gewesen wäre, durch welche das britische

Schiffsvolk, wo immer es schweifen möge, an seinen Beruf erinnert wird, das ihm an jeder Küste zuruft: „Herrsche darüber," das in jeder Gefahr, bei allen kühnen Unternehmungen ertönt, und überall verkündet: Die britische Nation ist die Beherrscherin der Meere!

Als die französische Revolution Europa mit einer Invasion bedrohte, dichtete ein junger Artillerist ein einziges Lied, und der Strom der Ereignisse, über welchem die Marseillaise orkangleich erdröhnte, schlug dann derart über ihn zusammen, daß sein Name erst spät wieder entdeckt wurde. Für wie mittelmäßig auch Viele den Kunstwert dieses Liedes halten, wie verhaßt auch noch Mehreren die Tendenz desselben sein möge, — Thatsache ist, daß es das Gefühl der französischen Nation ausdrückte, dasselbe bis zur Schwärmerei steigerte, Bataillons hervorzauberte und sie antrieb, sich mit Lebensverachtung in den Kampf zu stürzen. Und wer würde wagen zu entscheiden, ob von den Schlachten bei Valmi und Jemappe angefangen, Dumouriez und die übrigen Generäle der Republik auf die Siege mehr Einfluß hatten, als das Lied Rouget's de Lisle?

Doch die einseitigen Bewunderer des materiellen Fortschrittes glauben, die Wirkung der Poesie habe sich verringert, weil die der Kenntnisse zugenommen hat. Als ob die Wissenschaft nicht des ästhetischen Geschmackes bedürfte, um sich verbreiten zu können! Als ob der Geschichtsschreiber aus der Menge der vor ihm liegenden Daten den Charakter eines Zeitalters und der tonangebenden Persönlichkeiten ohne jene gestaltende Phantasie reproduciren könnte, mit welcher der Dichter schafft! Als ob selbst auf dem Felde der exacten Wissenschaften der kalte Verstand allein zu Entdeckungen führen könnte, der bei der Wahrnehmung einer auffallenden Thatsache nicht fähig ist, alle Eigenschaften des menschlichen Geistes in lebhafte Bewegung zu versetzen, und durch die Erregung der Einbildungskraft die Forschung von der Hypothese zur Lösung, vom zufällig Scheinenden zum unwandelbaren Gesetze zu führen! Als ob die Wissenschaft nicht einsehen würde, daß nebst der Gewandtheit im Classificiren, dem Forscherfleiße und der sichtenden Kritik noch etwas nötig ist, was die Haarspalterei nicht findet, der Eclecticismus nicht erklärt und was die Ueberzeugung zur Inspiration steigernd, sie zu dem Niveau erhebt, auf welchem der Gelehrte mit dem Dichter zugleich fühlen muß: „Est deus in nobis, agitante calescimus illo!" Als ob die Wissenschaft nicht wüßte, daß ohne Idealismus und Begeisterung wieder nur eine solche Civilisation entstehen könnte, wie die alexandrinische es gewesen ist, die aus Mangel an belebender Kraft dahinsiechte, und bei welcher die staatliche und gesellschaftliche Ordnung der antiken Welt auch ohne den Einbruch der barbarischen Völker hätte zu Grunde gehen müssen.

Wir haben bisher keinen Grund, zu fürchten, daß die Poesie ihren historischen Einfluß verliere, da doch selbst die Redekunst, um die Ueberzeugung zu befestigen, größtentheils zum Gefühle, zu den Leidenschaften ihre Zuflucht nimmt.

Allerdings ist es wahr, daß im Zeitalter der vorgeschrittenen Bildung die Philosophie gleichberechtigt ist mit der Poesie, ja zuweilen die Berechtigung dieser letzteren, wenn auch vergebens, leugnet.

Und ich gebe zu, daß in den Jahrhunderten der Aufklärung und Bildung die Poesie an Naivheit und Unmittelbarkeit verliert; aber sie kann an Tiefe und Inhalt gewinnen; — anstatt des allgemein Menschlichen steht ihr der unerschöpfliche Schatz des Individuellen und Charakteristischen zu Gebote, und wenn sie die Hand nicht mehr nach dem reinen Ideal ausstrecken kann, wird ihr das Leben, wie ein Kaleidoskop, bei jeder Bewegung neue und immer neue Farbengruppirungen zeigen. Die real-ideale Richtung, welche um Shakespeare's Haupt unverwelkliche Lorbern wand, wird nie so geizig sein, um die Dichter nicht zu befriedigen, die zu ihr Zuflucht nehmen, und nicht ein Fehler der Zeit ist es, sondern ein Zeichen der Unfähigkeit, wenn die Poeten genötigt sind, ihre Leerheit mit Eleganz zu verhüllen, und durch Maßlosigkeit, Phantasterei, Bizarrerie Wirkung und Applaus zu erzielen.

Die Menschheit steht durchaus nicht auf einer gleichen Stufe der Freiheit noch der Bildung, und wie die Individuen, so sinken auch die Nationen in Abhängigkeit oder wollen, wenn sie ihre rohe Abhängigkeit behalten, der Civilisation nicht huldigen; wenn aber das Bewußtsein der Knechtschaft oder der Unbildung und Zurückgebliebenheit Schamröte hervorzurufen und in den Herzen der Patrioten die Sehnsucht nach edleren Reformen zu erwecken beginnt, wenn an die Stelle der Entmutigung Lebenshoffnung, an die Stelle der Lethargie Thätigkeit tritt, so können wir überzeugt sein, daß bei der Vorbereitung dieser Wiedergeburt die Poesie eine Hauptrolle spielte.

Und besonders bei Völkern, die unentwickelt oder ohne eigene Bildung sind, ist die literarische Bewegung destructiv und aufbauend zugleich. Sie kämpft gegen den fremden Kunstgeschmack oder gegen die fremde Sprache, und um der nationalen Tendenz den Sieg zu sichern, setzt sie den Dichter durch die Spracherneuerung in Stand, nicht allein selbständig, sondern auch künstlerisch zu sein, und ohne daß er sich gegen äußere Einwirkungen abschließe, anstatt nachzuahmen, umzugestalten, und Allem das Gepräge seiner Nationalität aufzudrücken.

Gewöhnlich gehen nun solche literarische Bewegungen nicht nach, sondern vor den politischen Reformen vor sich. Und im Allgemeinen tritt das nationale Leben nirgends in eine neue Periode, ohne daß die Poesie diese vorbereitet und den in Fluß geratenen Strebungen den prägnantesten Ausdruck gegeben hätte. Auch in Ungarn war es so.

Die Poesie regenerirte sich, und die Spracherneuerung kämpfte lange und mit glücklichem Erfolge gegen das Alte, bevor das Feld der politischen Reformen erschlossen wurde. Kazinczy war der Vorläufer Széchenyi's.

Die Geschichte der ungarischen Nation kann keine an Glück und Mißgeschick so reiche Periode haben, daß im Vergleiche mit derselben jene Schriftsteller-Gruppe an Interesse verlöre, welche den Mangel an Hilfsmitteln durch

Energie ersetzte, und trotz der zur Entmutigung verführenden Anzeichen mit der Zuversicht zu siegen kämpfte, und als sie den Sieg errang, der über das Leben der Nation entschied, keine Lorbern erhielt, weil diese damals schon den politischen Rednern gereicht wurden, deren Verdienste ich übrigens nicht herabsetzen will.

Ich wende mich einem entscheidenden Momente des ungarischen Sprachstreites und der Regeneration der ungarischen Poesie zu.

Im Jahre 1822 begann Pest unter den Auspicien des unvergeßlichen Palatins immer mehr sich zu verschönern, aber es hatte noch nicht den Stolz und die Eigenthümlichkeiten einer Hauptstadt. Wenn nicht eben die Juraten es sprachen, hörte man das ungarische Idiom in den Gassen Pests nur selten reden. Die Kaufläden und Waaren-Niederlagen gehörten größtentheils den Wiener Handelsleuten, die Donau war noch ein anspruchsloser Canal der Communication und des Transportes. Der Gegenstand des Pester Künstlerstolzes war das mit einem ausgezeichneten Personale versehene, und mit den europäischen Musentempeln ersten Ranges an Größe wetteifernde deutsche Theater, in welchem die größtentheils deutsch conversirende Aristokratie, und die lateinisch geschulten, an lateinische Reden und Verhandlungen gewöhnten Táblabiró's die Ehrenplätze einnahmen.

Der außerordentliche Mann, welcher das Meiste gethan hat, um Buda-Pest zum Mittelpunkte der ungarischen Bildung zu erheben, Graf Stefan Széchenyi, war damals erst mit dreißig Zeilen vor das Publikum getreten, in welchen er darüber klagte, daß das Papier der oberungarischen „Minerva“ grob sei und vorschlug, daß anstatt „templom“ (Kirche) das Wort „imola“ (von imádni, beten) gebraucht werde. Es ist begreiflich, daß sein wenig versprechendes Debüt nur in Folge der witzigen Anmerkungen, mit welchen der Redacteur den kleinen Artikel begleitete, einige Aufmerksamkeit auf sich zog.

Zwar ging die Spracherneuerung Hand in Hand mit der neuen Dichterschule, ja mit derselben beinahe verschmolzen, kühn und unter Triumphen auf ihrer Laufbahn vorwärts, aber ein beträchtlicher Theil der namhafteren Dichter hatte sich der neuen Richtung noch nicht entschieden angeschlossen. In Pest entwickelte zwar ein Kreis ungarisch gesinnter, in den Fußstapfen Révay's wandelnder, ästhetisch und wissenschaftlich gebildeter Freunde eine außerordentliche Thätigkeit im Interesse des Neologismus, doch hatte derselbe erst einen einzigen Dichter ersten Ranges aufzuweisen: Carl Kisfaludy.

Die ungarischen Dichter wohnten in allen Winkeln des Landes zerstreut, nicht einmal der Umstand zog sie nach Pest, daß sie dort einander fördern, und für ihre Werke leichter einen Verleger hätten finden können.

Kazinczy, der berühmte Führer der Neologen und der neuen Schule, lebte in Széphalom, Johann Kis in Oedenburg.

Virág, der heilige Greis, Mitglied eines abgeschafften verdienstreichen Ordens, und Berzsenyi's Vorläufer in der Poesie, hatte sich längst

nach dem wolfeilen Ofen zurückgezogen, um mit dreihundert Gulden (Wiener Währung) jährlich, die er aus dem Religonsfonde bezog, seine Tage zu fristen. Niemand war voll wärmerer Begeisterung für das Vaterland, als er. Zuweilen aber ließ er den Mut sinken, und er sang: „Hoffe nicht den Schmuck der Kränze, Lorbern wachsen nicht auf Ungarns Boden". Ein anderes Mal wieder feuert er sich zur Energie an und jauchzt: „Von Ofens Hügeln will ich des Helden Árpád jammervollen Söhnen mit lauter Stimme zurufen: „das Morgenrot eines besseren Geschickes beginnt für uns heraufzudämmern, vertrauen wir!"

Doch vergebens erwartete er den Anbruch schönerer Tage. Seine Nation blieb in unrühmlichem Dunkel, und ihn selbst umgab Not. Im Jahre 1822 war er schon gebrochen, und übersetzte zuweilen Horaz und Psalmen; gewöhnlich aber arbeitete er an seinem historischen Werke: „magyar századok" (Ungarische Jahrhunderte), um es bis zur Schlacht bei Mohács fortzuführen.

Berzsenyi, der seinen Meister übertreffende Schüler, der meteorgleich aufgetaucht war, und am Himmel der ungarischen klassischen Literatur stralte, der erbittert über die Ermattung, welche auf die 1791er Begeisterung gefolgt war, noch als Jüngling seine unsterbliche Ode geschrieben hatte: „Ins Verderben stürzt der einst mächtige Ungar," — er war seit Jahren ein Opfer der Schwermut, und entfremdete sich in seiner Niklaer Einsamkeit der Poesie immer mehr. Seine Gemütsstimmung schildert er in den Zeilen:

„Für mich ist's Abend worden,
Und düster ward das heit're Angesicht des Lebens!
Nur zwei Genossen sind noch wach an meiner Seite, —
Die Liebe, deren Funke immer mehr verglimmt,
Und meiner Schwermuth melanchol'sche Melodie".

Berzsenyi gehörte eigentlich nicht zu der dem Neologismus huldigenden Dichterschule. Er hielt es für einen verkehrten Geschmack, das Metrum mit dem Reim zugleich zu benützen. In seinen Versen erschien die Sprache in ungewohnter Kraft und im hellsten Glanze. Er machte wenig neue Wörter und nur wenigen gab er eine neue abgekürzte Form; aber er verlieh den Wörtern oft einen eigenthümlichen Sinn, und seine Wortverbindungen waren von staunenerweckender Kühnheit. Die Orthologen griffen ihn daher ebenso sehr an, wie Kazinczy.

Alexander Kisfaludy lebte gleichfalls fern von Pest, in Sümeg und der Umgebung, und seine Poesie hatte kaum einen Berührungspunkt mit der von Kazinczy angeregten literarischen Bewegung. Einen Theil seiner Liebeslieder hatte er in Avignon und im romantischen Thale von Vaucluse geschrieben. Die italienischen Dichter, besonders Petrarca, waren der Lieblingsgegenstand seiner Studien. Seine „Sagen" las das Publicum zu Anfang des Jahrhunderts mit Entzücken, später mit Pietät. Aber die Kritiker

der neuen Schule konnten über den Kunstwert dieser Sagen nicht ins Reine kommen. Indem sie dieselben als Balladen betrachteten, faßten sie sie von einem falschen Gesichtspunkte auf. Kisfaludy schrieb nach dem Beispiele der älteren Romantiker Novellen in Versen, und schöpfte seine Stoffe aus der ungarischen Geschichte. Die Stanze, die er schuf, wurde bei all ihrer Eintönigkeit beliebt; aber sie hatte keinen wahren Kunstwert, und alle Nachahmer scheiterten daran. Alexander Kisfaludy war ein Táblabiró nach altem Schnitt, ein wackerer und begeisterter Ungar, aber Neuerungen verabscheute er sowol in der Sprache, als auch in der Politik, und die Vertheidigung der Adels-Insurrection war sein letztes Werk, welches er im Jahre 1843 gegen ein paar witzige Bemerkungen des demokratischen „Pesti Hirlap" schrieb.

Unter den hervorragenden Dichtern sind noch zwei zu erwähnen.

Kölcsey, der außer Kazinczy und Carl Kisfaludy der bedeutenste Vertreter der neuen Richtung war, wohnte im Szatmárer Comitat, und hatte, obgleich er schon über dreißig Jahre alt war, mit seinen Gedichten noch wenig Aufmerksamkeit erweckt. Hingegen hatte er durch seine Kritiken in der befangenen und an Weihrauch gewöhnten Zeit sich den Tadel Vieler zügezogen und vielleicht ist es dem zuzuschreiben, daß er mehr als Andere kämpfen mußte, bis es ihm gelang, seinen Dichterruhm zu begründen.

In Kecskemét aber lebte ein dramatischer Dichter von außerordentlicher Begabung, der es nicht einmal dahin bringen konnte, daß sein Name außerhalb der Sandhaufen seines Wohnortes genannt wurde, — und auch dort rühmte man ihn nur wegen seiner rechtschaffenen Amtsführung. Seit dem Bestande der ungarischen Literatur war Katona der Erste, der eine echte Tragödie schrieb; „Bank Bán" ist ein Werk, dessen Ueberflüglung in Ungarn ein epochemachender Triumph wäre. Charakteristik, Sprache der Leidenschaft, dramatische Situationen, meisterhafte Verwicklung und Lösung der Handlung, daß sind Eigenschaften, welche im „Bank Bán" hell leuchten, und in den gleichzeitigen Trauerspielen kaum schimmern. Es wird stets ein Rätsel bleiben, daß die Tragödie „Bank Bán" 1815 in Klausenburg nicht zur Aufführung gebracht werden konnte, und 1821 in Pest gedruckt, keine Anerkennung fand. Und doch hätte sie nebst dem Kunstwerte auch durch die darin enthaltenen Anspielungen Anklang finden können. Sie brachte die Periode der „goldenen Bulle" einer Generation in Erinnerung, die von der Verfassung nur mehr den todten Buchstaben besaß. Die Hauptrolle spielt darin die Treue des Unterthans in Verbindung mit der Pflicht zu opponiren, — in einer Zeit, in welcher die patriotische Sorge, wenn sie noch nicht erloschen war, nur unter Conflicten nach oben sich äußern konnte. Freilich gehörte Katona nicht zu den Neologen, seine kraftvollen, wenn auch oft rohen Ausdrücke waren so weit entfernt von der glatten, gesuchten, eleganten Manier, wie seine von Leidenschaften bewegten Personen von den Schablonen-Gestalten der Bühne; aber dies würde die Theilnahmslosigkeit

noch nicht erklären, wenn wir nicht die damalige Verflachung des politischen Lebens mit in Betracht ziehen.

Auch schon aus dieser kurzen Skizze ist ersichtlich, in wie geringem Maße damals Pest der Mittelpunkt der literarischen Bewegung Ungarns war. Franz Kazinczy erhielt mit seinen an die älteren Schriftsteller und an die heranwachsenden Talente von einem Ende des Landes bis zum anderen gerichteten Correspondenzen die Verbindung aufrecht, und obgleich der Neologismus beträchtliche Fortschritte machte, so war doch der Kampf noch nicht entschieden.

Indeß hatte Carl Kisfaludy im Jahre 1822 seine „Aurora“ ins Leben gerufen, und es war zu hoffen, daß er hierdurch ein Organ für die neue Dichterschule gegründet habe, welche den Reim mit dem Metrum verband, sich an die großen Meister der westeuropäischen, besonders der deutschen Dichtkunst hielt, und in ihren lyrischen Gedichten seltener die mythologischen Götter anrief.

Aber Eines fehlte noch. Unter den hervorragenden Dichtern der neuen Schule war Keiner, welcher die nicht zur neologischen Partei gehörenden großen Namen übertroffen hätte.

1823 kam ein junger Mann von unbekanntem Namen, von anspruchslosem Aeußeren und Stande nach Pest, und legte den Eid als „tabulae regiae notarius“ ab. Er brachte seine Zöglinge und seine poetischen Inspirationen mit, deren Wert weder er selbst, noch die Welt ahnte.

Dieser junge Mann hieß Michael Vörösmarty. Sein Vater war Wirtschafts-Beamter, er selbst beabsichtigte Advocat zu werden.

An seinem Aeußeren, seiner Umgangsweise und seiner ganzen Haltung merkte man nichts, was gesagt hätte: Ich bin gekommen, damit Ihr mich erkennet, ich bin da, damit Ihr mir huldiget. Wer in einen Kreis kam, in welchem Vörösmarty zugegen war, bemerkte wahrscheinlich diesen nicht zuerst. Vörösmarty war ernst, schweigsam, liebte es nicht, sich mit seiner Meinung in den Vordergrund zu drängen, er überlegte, was er sagen wollte, und geizte lieber mit den Worten, ehe er sich übereilte und etwas sagte, was Tadel verdiente. Im vertrauten Freundeskreise war er heiter und erzälte Anekdoten, wie er auch später zu thun pflegte. Es traf sich zuweilen, daß er seine Meinung gegen eine andere vertrat, aber er ereiferte sich nie bis zu einem polemischen Tone. In seiner Brust mag zuweilen eine düster klingende Saite erzittert haben, deren Bedeutung damals noch nicht geahnt werden konnte.

Der Kummer über die vaterländischen Zustände saß ihm tief im Herzen, und der Schatten davon mag oft sein Gesicht verdüstert haben. Er war erst zwanzig Jahre alt! und was mochte das warme junge Herz empfinden und verbergen können, wenn jeder Pulsschlag des öffentlichen Lebens es berührte und in ihm nachzitterte.

Dem 1791er Aufschwunge war Erschlaffung gefolgt. Der Cyclus der europäischen großen Kriege war begonnen. Opfer auf Opfer wurden erheischt,

und auch Ungarn mußte sie bringen, ohne seine Verfassung geschützt oder wenigstens verschont zu sehen. Nach den Friedensschlüssen folgten die Devalvation der Geldwerte, der sogenannte große Staatsbankerot. Reichstage wurden selten und ohne Erfolg gehalten. Die Verfassung wurde in tonangebenden Wiener Kreisen für veraltet erklärt, ohne daß man Gelegenheit gegeben hätte, jene Reformfälle zu verhandeln, welche durch die 1791er Regnicolar-Commissionen ausgearbeitet worden waren. Zuweilen wurde zur Abschreckung die Stimmung der niederen Volksclassen vorgebracht; doch zur gesetzlichen Regelung der Urbarialverhältnisse wurde keine Gelegenheit geboten.

Wenn der ungarische Adel mit sich selbst und den Zuständen des Landes unzufrieden war, so konnte er sich wenigstens damit trösten, daß er tapfer und sein kriegerischer Ruhm weltbekannt sei. Aber als 1808 von der Adels-Insurrection die Rede war, wiesen oppositionelle Deputirte darauf hin, daß der französische Stahl die Blüte des Adels vernichten könnte; — die Regierung versprach daher darauf zu achten, daß die Hüter und Wächter des Reiches keiner überflüssigen Gefahr ausgesetzt werden, — es werde besser sein, wenn die Adels-Insurrection erst später ausbricht, denn die Wolfahrt des Vaterlandes werde dann umso gesicherter sein, — das Land möge nur für die Stellung ordentlicher Truppen sorgen.

Nachdem solche Rücksichten vorgebracht worden waren, votirte die Majorität zwanzigtausend Rekruten. Und konnte dies nicht niederschlagend wirken, nicht als Zeichen der Entartung erscheinen?

Später zerfloßen auch noch andere Illusionen. Die Adels-Insurrection, welche einst Berzsenyi zu schwungvollen Oden begeistert hatte, konnte jetzt dem Feinde gegenüber nicht einmal einen geringen Zusammenstoß aushalten. Ihr Nimbus verschwand plötzlich.

Diejenigen, welche dieses Mißgeschick außer den Fehlern der Führer — der Abnahme des Heldenmutes des ungarischen Adels zuschreiben, weinten über die Verweichlichung der Nation.

Die aber einsahen, daß bei den ungeheueren Fortschritten der Kriegskunst ein Heer notwendig geschlagen werden müsse, das nicht unter ordentlicher Militär-Disciplin steht, und nur wenn die Landesgrenze bedroht wird, sich zu Pferde setzt und die Waffen ergreift: zitterten vor der Vernichtung der Verfassung und der ungarischen Suprematie. Denn wenn die Adels-Insurrection zwecklos und noch dazu lächerlich ist, dann sind die Steuerfreiheit und die Privilegien des Adels ungerecht, dann hört dessen politischer Einfluß auf, und dann ist es wahr, was man in Wien sagte, daß nemlich die ungarische Verfassung sich überlebt habe.

Damals hielt man in Ungarn die Standesprivilegien noch für Eins mit den Freiheiten des Landes, und jene Zeit kannte noch keine Lösungen, welche mit den Verlust der Privilegien die Verfassung gesichert hätten. Eine solche Hoffnung wäre auch vergebens gewesen, denn in jenen Jahren beruhte

die Reichsregierung auf dem starrsten Absolutismus, und wenn sie den Ungar loben wollte, so rechnete sie es ihm als Verdienst an, daß er von Neuerungs-gelüsten frei ist, und fremde Ideen zurückweist. Folglich, als man in Wien behauptete, daß die ungarische Verfassung veraltet sei, verstand man darunter nicht, daß sie zu verbessern, sondern daß sie nicht zu benützen sei.

Auf dem 1811er Reichstage kam dieses Streben auch zum Ausdrucke, denn als die Stände das Finanzpatent zurückwiesen, erhielten sie eine Antwort, aus welcher sie die Ueberzeugung schöpfen konnten, daß sie nicht so bald werden constitutionell regiert werden. In ihrer letzten Adresse sprachen sie es daher aus, wie wenig sie sich darüber einer Täuschung hingeben, daß jetzt ein Reichstag einberufen werden würde; sie erklärten, daß sie keine Mittel in Händen haben um die Ungesetzlichkeiten zu verhindern, und daß sie den Thatsachen gegenüber zum passiven Widerstande ihre Zuflucht nehmen werden.

Von 1811 bis 1823, wo Vörösmarty Notär der königlichen Tafel wurde und sich mit dem Plane eines großen Heldengedichtes beschäftigte, waren zwölf traurige und thatenlose Jahre verflossen. Eine schreckliche Zeit, eine verhängnißvolle Stagnation bei einer Nation, die einerseits an der Haltbarkeit des Alten zu zweifeln anfing, anderseits aber für neue Ideen nicht begeistert war, und ihren Charakter durch keinen besonderen Druck zur Energie und Reaction stählen konnte. Der Ungar konnte die Leerheit seiner Geschichte für ein Versiegen der Quelle, für den Anfang des Endes halten, in seiner Unthätigkeit sah er Schwäche, Entartung, und dieser Glauben hätte leicht der Wirklichkeit entsprechen können, hätte nicht der kleine literarische Kreis, welcher dem Banner der Sprachreform folgte, trotz der geringen Sympatie, welcher er begegnete, rastlos gewirkt, fortwährend geschrieben, wenn er auch kein Publicum hatte, und hätten nicht die Mitglieder dieses Kreises einer des anderen Werke gekauft und gelesen.

Vörösmarty gingen diese Zustände des Vaterlandes sehr zu Herzen. Sie ließen ihm keine Ruhe. Die Erinnerung an die einstige Größe und die jetzige Gesunkenheit des Vaterlandes, die Bilder der glänzenden Vergangenheit und der düsteren Gegenwart umschwebten ihn fortwährend. Die Phantasie des ernsten, schweigsamen jungen Mannes war überaus stark und reich an Bildern. Und ist es zu verwundern, daß der junge Vörösmarty — während Kazinczy das künstlerisch Schöne und Regelmäßige in der antiken Poesie und in Goethe studirte um es zu reproduciren, und fortwährend übersetzte, weil er in der ungarischen Sprache Eleganz, Wortreichthum und eine ornata syntaxis begründen wollte, — ist es zu verwundern, daß während dessen der junge Vörösmarty die großen Gestalten Árpáds, des Begründers Ungarns, und jenes heroischen Zeitalters, in welchem ein Wandervolk sich ein Vaterland erwarb, in Verbindung mit den traurigen Bildern der Gegenwart vor sich sah? Ist es ein Wunder, daß er der vergeßlichen, in Zerstreuungen lebenden, ihren Beruf nicht erkennenden oder wenig fühlenden Gene-

ration sagen wollte: „Euere Ahnen, die nur Zelte und Wagen besaßen, haben sich ein Vaterland erworben, während Ihr das Vaterland, das Ihr besitzt, aus Trägheit und Unfähigkeit verlassen könnt, — erwachet, kämpfet! Dem Strebenden die Palme!“

In solcher Stimmung keimte und entstand Vörösmarty's großes Heldengedicht: Zalán futása (Die Flucht Zalán's).

Darum finden wir in diesem Werke, von der Invocation angefangen, oft jenen elegischen Kummer ausgedrückt, der mitten in der Schilderung der Vergangenheit hervorbricht, um an den traurigen Zustand der Zeit zu erinnern, in welcher das Gedicht entstanden ist.

„Unserer Ahnherr'n Ruhm, wo weilest im nächtlichen Dunkel
„Du! Jahrhunderte schwinden dahin, und mit ihnen entschwindest
„Schattenumwoben Du selbst“.

Mit diesen Worten beginnt der Dichter sein Epos, und sogleich zur Gegenwart übergehend, sagt er:

„Thatlos ist das Jahrhundert, entnervt und verweichlicht der Nachwuchs,
„Welcher entstammt ist den Lenden der frommen und stärkeren Väter;
„Solch eine schwächliche Zeit ließ leider erblicken der Welt Licht
„Mich, den verspäteten Enkel“.

Noch prägnanter wird der Ausdruck dieser Stimmung, wo der Dichter seine Blicke über die aus Griechenland gekommenen Truppen Zalán's schweifen läßt, indem er aufseufzt:

„Helden, natürlich wie damals sie waren, genug in des Kriegers
„Handwerk bewandert, doch weichlich in still hingleitenden Zeiten,
„Voll noch des Muthes der Väter, doch bar schon der einstigen Urkraft; —
„Denn längst schwand eure glorreiche Zeit hin, Epaminondas,
„Miltiades, den bekränzt Marathons nie welkende Lorbeern,
„Längst sind vergangen die Tage, die euerem Ruhme gehörten,
„Und verglommen die Funken, daraus eure Flamme hervorbrach.
„Denn es entarten die Völker, erschlaffend in dauernder Ruhe,
„Und der gewaltige Aar wird schwach, wie die zagende Taube, —
„Gänzlich verwandelt die einst urkräftige Natur sich, und Völker,
„Welche den blitzenden Stahl mit der Freude des Kriegers geschwungen,
„Schwelgen beim Scheine der Ampel in zügelentledigten Sünden,
„Mörderisch selber zerpflückend den Flor ihres Lebens,
„Bis sie erschöpft hinsterben, mit sich ihre Namen begraben. —
„Mein Volk auch war dereinst nicht verderbt, — wild, strotzend von Urkraft,
„Macht' es die Länder erzittern, und beben das halbe Europa;
„Jetzund bedrängt, im Besitz seines Wenigen schwankend, verfällt es,
„In der Verweichlichung Sumpf aufzehrend die Kraft, die ererbte.
„Was ist, meine Nation, aus dir nun geworden! — Doch welche
„Düsteren Pfade betret' ich! — Verscheuche mein ernstes Gemüth, der
„Jetztzeit traurige Bilder, und kehre zurück zu den Spuren
„Unserer ruhmvollen Väter in alten entschwundenen Zeiten.“

Welcher Schmerz, und zugleich welch ein Sporn zum Besseren in jedem Worte.

In der ungarischen Literatur hatten bereits vor Vörösmarty zwei außerordentliche Geister in ihren großen Dichtungen politische Zwecke verfolgt.

Als der unsterbliche Verfasser der „Zrinyiász“ (Zrinyiade) den Heldentod des Vertheidigers von Szigetvár zum Gegenstande seiner epischen Dichtung nahm, war der Ruin der ungarischen Nation bereits in das Buch des Verhängnisses geschrieben; aber am Schlusse der Dichtung erscheint Gott im vollen Glanze seiner Glorie, und verkündet, daß dieser Stamm gerettet sei, weil Söhne desselben sich für ihn geopfert haben, und weil der Kampf gegen die Heiden ihn vor der Vergeltung für seine alten Sünden bewahren wird. Nikolaus Zrinyi, der Dichter, strebte auch durch eine Flugschrift dahin zu wirken, daß das ganze Land die Waffen ergreife, um die Osmanen zu vertreiben. Doch die Zeit, welche wegen der Entwicklung des Protestantismus für die Einmütigkeit des Landes nicht ganz geeignet war, nahm sowol das glänzende Heldengedicht, als auch die erwähnte Flugschrift kalt und mit getheilter Empfindung auf. Die „Zrinyiade“ konnte daher leicht in Vergessenheit geraten, und bedürfte trotz all ihres poetischen Wertes der Rehabilitation der neueren Zeit, woran freilich auch die Mängel ihrer Sprache und Versform die Schuld tragen mochten.

Katona, der mit Nikolaus Zrinyi wetteifernde geniale Dichter, brachte, wie bereits erwähnt, die politische Tendenz seiner großen Tragödie durch den Conflict der Unterthanstreue mit der Pflicht der Opposition künstlerisch zum Ausdrucke, und stellte der zaghaften, kleinmütigen Generation das Zeitalter der „goldenen Bulle“ vor Augen. Er hatte sein Werk nicht lange nach der Auflösung des 1811er Reichstages zu schreiben begonnen, und schickte es 1814 fort, damit es aufgeführt werde.

Allein die Periode der Ermattung, welche, wie Tacitus sagt, mit der Stimme auch das Gedächtniß verloren hätte, wenn zu vergessen so leicht wäre, wie zu schweigen, — hielt das Geschreibe des Kecskeméter Advocaten nicht der Beachtung wert, und erst die neuere Generation ließ dem bereits verstorbenen Unbekannten Gerechtigkeit widerfahren.

Vörösmarty, der Dritte, welcher in seine große Dichtung eine politische Tendenz legte, war schon glücklicher. Die „Flucht Zalán's“, welche 1825 erschien, elektrisirte die Gemüter. Man las, man bewunderte dieses Heldengedicht, man begeisterte sich daran.

Nach den in den Comitaten versuchten Willkürmaßregeln, mit der Zunahme des Patriotismus, mit der Einberufung des Reichstages wirkte Alles zusammen, daß der Dichter, der die allgemeine Stimmung in seiner Brust concentrirte, und künstlerisch ausdrückte, allgemeiner Anerkennung theilhaftig wurde. — Der junge Dichter wurde plötzlich eine Notabilität ersten Ranges, und die neue Schule fand in ihm die Stütze, deren sie bedurfte, ein Genie, das mit seiner stralenden Phantasie jene Dichter übertraf, die, obgleich sie ihre Mission erfüllt hatten, noch lebten, und noch bewundert wurden, trotzdem sie außerhalb des Kreises der Neologen standen, der beim Publicum errungene

vollständige Erfolg schließt natürlich nicht aus, daß ein Werk Mängel habe. —

Die „Flucht Zalán's" wurde nicht allein gepriesen, sondern auch getadelt. Kazinczy, der geneigt war, die Kühnheit der Phantasie für Maßlosigkeit zu halten, der die Eleganz der Kraft, das Maßvolle der Originalität vorzog, hätte, wie er sagte, die Elegie Vörösmarty's auf den Tod eines kleinen Kindes nicht für das ganze Heldengedicht: „Die Flucht Zalán's" hingegeben. Vom Gesichtspunkte der klassischen Schule mag er Recht gehabt haben, gleich Voltaire, der Shakespeare für ein verworrenes, ungeschlachtes Genie hielt.

Es wird nicht ohne Grund behauptet, daß „die Flucht Zalán's" mit Episoden überhäuft sei. Aber wenn man unter Episoden nur das versteht, was auf die Haupthandlung keinerlei Einfluß hat, so muß diese Beschuldigung in engere Grenzen eingeschränkt werden. Aber auch dort, wo sie ganz am Platze ist, lassen die reizenden und zuweilen hinreißend schönen Details den Mangel an Einheit vergessen.

Die Episoden von der „Flucht Zalán's" betreffen größtentheils ein besonderes, in den oberen Theilen Ungarns wirkendes Heer und eine dort ansässige Colonie. Da spielt Ete, die romantischeste Gestalt des Epos, eine Hauptrolle, der mit seinen Abenteuern und seiner Tapferkeit den den Krieg leitenden Árpád und die Haupthandlung einigermaßen in den Hintergrund drängt. Hier werden die Erlebnisse angebahnt, welche der Fee des Südens und den phantastischen Wesen der mit der Erde in Verbindung lebenden Geisterwelt in Folge ihrer Annäherung an die Erde zustoßen, und die Leiden, welche sie wegen ihrer Entfernung vom Himmel zu ertragen haben. Und die Dichter-Phantasie Vörösmarty's that Alles, was ohne vorhandene Mythen möglich ist, damit das Uebernatürliche und Außerordentliche, von dem man sagt, daß es zum Wesen eines Heldengedichtes gehöre, sich Geltung verschaffe.

Meines Erachtens ist der Sagenkreis der ersten Magyaren-Zeit sehr arm an Mythen. Nach einem Sprichworte wäre anzunehmen, daß die Magyaren einen besonderen Gott hatten, aber dies war kaum ein solcher wie der Gott Israels. Wahrscheinlich verstand man darunter nur das der Nation günstige Glück, für welches Zrinyi die Devise hatte: Lors bona, nihil aliud. Das ist aber ein so abstracter Satz, daß die sieben Heerführer und deren Krieger von einer mythischen Einkleidung desselben gewiß nichts wußten.

Es ist Thatsache, daß die magyarischen Eroberer Ungarns in der Nähe von Quellen Pferde opferten; ob sie aber diese Opfer den Naturkräften darbrachten, welche sie fürchteten, oder der Alles leitenden höchsten Vernunft, — das sollen die Fachmänner entscheiden, wenn sie es vermögen.

Bei unseren Ahnen wurden die Wege des Schicksals oft durch Träume kundgegeben; zuweilen aber fand ein Habicht oder ein Hirsch den Ausweg

aus einem Labyrinthe, in welchem der menschliche Geist ermüdete oder sich verirrte.

Das sind wahrlich zu arme und die Phantasie zu wenig anregende Mythen, um das für ein Epos erforderte Außerordentliche und Wunderbare mit Erfolg repräsentiren zu können.

Vörösmarty bevölkerte die inhaltlosen und fragmentarischen Mythen des Sagenkreises vermittelst seiner eigenen Inspiration. — Feen schwebten am Himmel und befleckten sich die Schwingen, wenn sie mit der Erde und mit den irdischen Leidenschaften in Berührung kamen. Die Fee des Südens versäumte in Folge zurückgewiesener Liebe ihre Pflicht, und von ihrem Vater verbannt, stirbt und erwacht sie täglich wieder zum Leben am Fuße des Himmels. Das Kind der Geistes-Mutter, ein kleiner Genius, behütet die sanfte schöne Hajna, während sie am Ufer der Bodrog schläft. Ungeheuerliche Gespenstergestalten fliegen umher und sind den Helden hinderlich, die zur Beseitigung der allgemeinen Gefahr den Opfertod sterben wollen. Kurz, die Geisterwelt ist in der „Flucht Zalán's" reichlich vertreten. — Ueber das Weltall aber herrschen: Ormuzd, die Quelle des Guten, den Vörösmarty nach dem Beispiele Alexander Székely's „Hadur" (Kriegsgott) und Ariman, das böse Prinzip, den er „Ármány" nennt.

Es ist bekannt, daß diese Glaubenslehre Zoroaster's auf den Hochebenen Baktriums verkündet wurde, und unter den arischen Völkern lebte und Verbreitung fand, mit welchen wir Magyaren in keinerlei Verwandtschaft waren.

Möglich, daß Vörösmarty sich in Folge der historischen Forschungen Stefan Horváth's zu dieser dualistischen Glaubenslehre verleiten ließ; wenn es aber der wissenschaftlichen Kritik leicht war, dem Dichter diesen Fehler nachzuweisen, so kann der kunstsinnige Leser ihm nur dazu Glück wünschen, daß der Dichter diesen Fehler beging und so in sein Heldengedicht die spiritualistischen Anschauungen und Gefühle verweben konnte, die in ihren Kundgebungen den christlichen gleichen. „Hadur" leitet die Ordnung der Welt; „Ármány" spielt nur die Rolle des Satans, und unsere mit Fellen bekleideten Väter begegnen sich im Zauberkreise der Romantik mit eigenthümlicher Anmut und Vertrautheit.

Wahrhaftig nichts bietet einen sprechenderen Beweis von der Wirkung, welche Vörösmarty's Heldengedicht ausübte, als daß die ganze ungarische Nation in ihrer Mythenwelt dem „Hadur" und „Ármány" sofort das Bürgerrecht verlieh, und daß jeder Dichter, der das Zeitalter der Vaterlandserwerbung oder der Hunnen behandelte, die Verkörperung des guten und des bösen Prinzipes in „Hadur" und „Ármány" als Glaubensmythe einflocht."

Von 1826 bis 1831 beschäftigte sich Vörösmarty mit Vorliebe mit einer Dichtungsart, welcher er seinen Ruhm verdankte. Jedes Jahr schrieb er kleine Heldengedichte und poetische Erzälungen, welche größtentheils in

der „Aurora" erschienen, und mit Ausnahme einiger phantastischen und verschwommenen Feenmärchen und allegorischer Fragmente stets zu den glänzendsten Solitairen des ungarischen Literaturschatzes werden gezält werden.

„Cserhalom" wurde mit Entzücken aufgenommen, obgleich die Composition davon so verschwommen ist, daß was eine Episode scheint, eigentlich die Grundidee des Stückes enthält. Die Kumanier brechen in Ungarn ein um Beute zu holen, verwüsten das Haus Ernyei's und rauben dessen Tochter, „die blondhaarige sanfte Etelke." Der greise Vater schleudert Flüche gegen den Himmel; doch bald weicht seine Verzweiflung der Energie. Er macht sich auf den Weg, um den König Salamon und die glorreichen Söhne Béla's, Géza und Ladislaus, zum Kampfe aufzurufen. Er bereiste alle Burgen, in welchen kampfbereite Helden wohnten,

„Und von Ernyei's Hornruf hallten die Gaue des Landes."

Kurz, was wegen des Raubes der klassischen Gestalt der Helena bei den Griechen geschieht, wiederholt sich bei uns zum Zwecke der Rettung der blondhaarigen sanften Etelke. Natürlich siegen die Magyaren und der Spiegel des Ritterthums, der schreckliche Morgenstern-Schwinger Ladislaus tödtet den Jungfrauen-Räuber, den heldenmütigen Arbocz, und

„Führte mit schweigendem Zartsinn Etelke zum harrenden Vater."

Das ist, abgesehen von der Schilderung der Schlacht bei Cserhalom, die Fabel der glänzenden poetischen Erzälung.

Die mittelalterliche Ritterlichkeit und das zarte Benehmen gegen die Frauen bilden den Zauberkreis, in welchem nicht nur die Gestalten des magyarischen, sondern auch die des kumanischen Lagers sich begegnen. Die heidnischen Gegner wetteifern mit den christlichen magyarischen Rittern hinsichtlich der romantischen Eigenschaften, wie in den spanischen Sagen der maurische Held mit den castilischen Rittern.

Aber wenn „Cserhalom" ein anmutiges Zauberthal voll Blumenduft, mit silberhellen Bächlein, smaragdgrünem Rasen und azurblauem Himmel ist, so ist: „Két szomszédvár" (zwei Nachbar-Burgen), Vörösmarty's ergreifende poetische Erzälung, eine rauhe Gebirgsgegend mit starren Felsen, klaffenden Abgründen, Athem beklemmendem Nebel und schlüpferigen Wegen, auf welchen selbst die geübteste Phantasie straucheln kann.

Berzsenyi nennt die „Zwei Nachbarburgen" ein kannibalisches Werk. Und in der That ist es wahr, daß die Fabel dieser klassischen poetischen Erzälung nicht idyllisch, ihr Ton nicht elegisch ist, ihre Personen nicht sentimental sind, und sich keinen sanften gemäßigten Schmerzen überlassen. Die Leidenschaft, welche die „Zwei Nachbarburgen" sammt allen lebenden Insassen derselben von der Erde wegfegt, ist so großartig und ungeheuerlich, wie tragisch und schrecklich majestätisch die poetische Gerechtigkeit ist, bei deren Durchführung Vörösmarty's Genie sich selbst übertroffen hat.

Es ist bemerkenswert, daß der Verfasser von „Zalán's Flucht", der acht Helden- und romantische Gedichte geschrieben hat, nach den „Zwei

Nachbarburgen", seinem vollendetsten Werke dieser Art, auf die Epopöe für immer verzichtete.

Ob sein Verzicht auf dieses lorberreiche Gebiet nur einen zufälligen Grund hatte, oder ob die Natur seines Genies ihn mit unwiderstehlicher Macht in andere Regionen der Poesie fortriß? Die Beantwortung dieser Frage steht meines Erachtens mit der Peripetie unseres nationalen Lebens in enger Verbindung.

Auf dem 1825er Reichstage zog der König die gegen das Gesetz verstoßenden Verordnungen zurück und garantirte die Verfassung mit seinem fürstlichen Worte und mit sanctionirten Gesetzen. Die Nation, welche bereits über zwei Jahre in der Vertheidigung ihrer avitischen Rechte außerordentliche Energie entwickelt hatte, urgirte auch im Reichstagssaale die Behebung der Beschwerden mit gewohnter Zähigkeit. Aber der Geist war schon nicht mehr ganz so, wie man nach den fortwährenden Berufungen auf die früheren Zustände glauben konnte. Die Einwirkungen der europäischen Ideen und Bewegungen begannen sich häufiger zu zeigen. Es gab Leute, welche ahnten, daß die Wiederherstellung allein nicht genügen werde, und daß nicht allein die conservative Tendenz, sondern auch der Schaffensdrang ein unabweislicher Grundzug einer Zeit ist, welche sich vor Entartung fürchtet, wegen der Ohnmacht errötet, in ihrem Stolze fühlt, daß ein ruhmloses Leben der Tod sei, und mit besonnener Erwägung bereits einsehen gelernt hat, daß nicht allein der Baumeister, sondern auch der Politiker zerstört um aufzubauen, und daß das Bestehende am besten durch zweckmäßige Neuerungen geschützt wird.

Von den 1830er Gesetzartikeln verrät der 8., welcher der magyarischen Sprache bei der Führung der Landes-Angelegenheiten einen bemerkenswerten Wirkungskreis einräumte, einen bedeutenden Bruch mit der Vergangenheit, und zeigt eine neue Richtung an. Die am 17. November in Preßburg gehaltene constituirende Versammlung des Verwaltungsrates der ungarischen Akademie gab mit der Ernennung der Mitglieder den ersten Anlaß zur Wirksamkeit dieses einflußreichen Institutes.

Die Aufmerksamkeit wandte sich den Mängeln unserer staats- und privatrechtlichen Institutionen zu, die Kreise, in welchen man die Erwähnung unserer zurückgebliebenen Zustände für unpatriotisch hielt, wurden immer enger; die Juli-Revolution erweckte Sympatien für die europäischen Ideen, welche schon seit dem Ministerium Canning bei uns Eingang gefunden hatten; und Stefan Széchenyi begann bereits seine denkwürdige Laufbahn, indem er der staunenden Nation zurief: „Ungarn war nicht, sondern wird erst sein."

Tausende fühlten auf einmal, fürchtend und hoffend, daß wir in eine neue Aera getreten, daß die Pforte der unbekannten Zukunft erschlossen sei, und daß in bunter Menge die Fragen eindringen, die zur Lösung noch nicht aufgeworfen wurden, und die Neugestaltungen, über deren Tragweite noch Niemand sich Rechenschaft gegeben hatte.

Und wer fühlt die Veränderungen der politischen und gesellschaftlichen Atmosphäre früher, als der Dichter? — Auch Kölcsey ließ, obgleich seine classischen Studien der Romantik auf seine Phantasie wenig Einfluß gestatteten, vor einer Burgruine die Losungsworte widerhallen, mittelst welcher Széchenyi im Namen der Zukunft mit der Vergangenheit abrechnen wollte:

„Auf dem Gerölle der Hußter Ruinen blieb sinnend ich stehen;
Still ist's, aus dem Gewölk gleitet der nächtliche Mond.
Säuselnd erhebt sich ein Wind gleich Grabesgeflüster, und schwebend
Zwischen den Trümmern der Burg, winkt ein Gespenst mir und spricht:
Sage, was nützt es, vor dieser Ruine voll Trauer zu stehen,
Und auf die Schatten des Einst sehnend zurückzuschau'n?
Denke der Zukunft, ernstlich benützend das goldene Heute;
Schaffe, gestalte so blüht Segen und Ruhm Deinem Volke."

Dieß sang Kölcsey Angesichts der zerfallenden marternden Vergangenheit. Und warum hätte gerade Vörösmarty fortwährend nur von der Vergangenheit träumen sollen, — er, der jeden Pulsschlag der patriotischen Bestrebungen am lebhaftesten fühlte? Er hatte die Ruinen schon mit den ewig grünenden Ranken seiner Poesie bekränzt. Er hatte bereits alle schönen und zur That aneifernden Erinnerungen wachgerufen, um seine Nation aus der Ohnmacht zu erwecken. Und was hätte die epische Dichtung ihm nützen können, da ihn die Bestrebungen der Gegenwart mit Zauberkraft anzogen.

Im Allgemeinen eignet sich für eine strebende und unternehmende Zeit das Drama und die Lyrik, welche aneifert, welche das Ziel in idealer Reinheit vor das Auge stellt, welche den gefallenen Helden bekränzt, die Entmutigten aufrichtet, die Nänie der gescheiterten Hoffnungen singt, und in erhabenen Zorn ausbricht, wenn Patrocles gefallen ist, Thersites hingegen nach Hause kommt.

Vörösmarty, der sein Trauerspiel: „Salamon Király" (König Salamon) schon vor der „Flucht Zalán's" geschrieben hatte, obgleich er es erst später herausgab, und 1828 mit einem dramatischen Gedichte und einem fünfactigen Schauspiele auftrat; suchte an der Schwelle der Fortschrittsperiode mit verdoppeltem Eifer Thaliens Gunst. Mit seinem Trauerspiele: „Vérnász" (Bluthochzeit) gewann er einen akademischen Preis. Er wurde ein stetiger Besucher des Ofner Theaters. Auch auf dem Felde des Lustspieles versuchte er sich, und zur Eröffnung des Pester National-Theaters im Jahre 1836 schrieb er ein Vorspiel unter dem Titel: „Árpád ébredése" (Árpád's Erwachen), und in den folgenden Jahren gaben seine Dramen: ,,Marót bán, (der Ban Marót), „Czillei és a Hunyadiak" (Czillei und die Hunyadi's), „Az áldozat" (Das Opfer), und seine ausgezeichnete Uebersetzung von Shakesspeare's „Julius Cäsar" Zeugniß von seinem unermüdlichen Eifer.

Er hatte Recht, als er die außerordentliche Wichtigkeit der dramatischen Literatur überhaupt, insbesondere aber bei uns erkannte, wo die Bühne nicht

nur als Kunst-, sondern auch als nationale Institution betrachtet wurde, bestimmt, unsere Sprache und unseren Geist zu verbreiten. — Indeß vermag selbst das Genie nicht, über sämmtliche Gebiete des weiten Reiches der Poesie mit gleicher Macht zu herrschen, und in der gesammten Literatur der Welt ist es selten vorgekommen, daß, wer in der erzälenden Poesie unsterbliche Werke geschaffen hat, dieselben im Drama übertreffe, oder ihnen auch nur geichkomme.

Vörösmarty's schöne, oft hinreißende und erhabene descriptive Manier war unvortheilhaft auf der Bühne, welche nicht Schilderung, sondern Handlung verlangt. Seine glänzende Diction konnte nicht die Dienste der tragischen Sprache leisten, welche von Leidenschaft beseelt, gedrängt, ungleich ist, und zuweilen mit einem Ausrufe, mit einem zugeworfenen Worte, wie der Blitz den dunklen Horizont, den ganzen Inhalt der in der Brust verborgenen schrecklichen Geheimnisse und Kämpfe aufhellt. Vörösmarty war in der Individualisirung nicht unbewandert; allein auf der Bühne muß man in großen Zügen charakterisiren, und die feinen Schattirungen werden größtentheils nicht wahrgenommen. Der unsterbliche Verfasser der „Zwei Nachbar-Burgen" hat in diesem seinem classischen Werke die tragische Lösung, die poetische Gerechtigkeit meisterhaft gehandhabt; aber was in einer poetischen Erzälung oder in einem Romane ein mit künstlerischer und psichologischer Präcision gestaltetes tragisches Fach ist, das kann sehr oft auf der Bühne gar nicht anwendbar sein, oder es würde nur als der Beginn einer Katastrophe erscheinen. Und Vörösmarty hat die Nemesis in seinen Trauerspielen mit geringerem Erfolge walten lassen, als in den „Zwei Nachbar-Burgen".

Aber welche Triumphe feierte Vörösmarty auf dem anderen Felde, welchem er seit 1831 den besten Theil seiner Dichterkraft weihte. Er zälte zwar schon damals, als er noch auf die epische Dichtung das Hauptgewicht legte, zu den ungarischen Lyrikern ersten Ranges. Er hatte Lieder, die hochgepriesen wurden, Romanzen und Balladen, die von großem Werte sind, ja, er hatte eine Legende: „Hedwig", die in der ungarischen Literatur bisher noch von keinem Dichter übertroffen wurde, und nur in der von Kriza herausgegebenen Sammlung von Volkspoesien der Szekler habe ich eine gefunden, die an Zartheit, erhabener Einfachheit, und inbrünstigem Tone vielleicht noch über „Hedwig" steht. Diese wunderbare Legende heißt: „Julia szép leány" (Das schöne Mädchen Julie), und stammt vermutlich von einem Individuum, das zu der schwärmerischen und verfolgten Secte der Sabbatarianer gehörte.

Doch wenngleich Vörösmarty schon in seiner epischen Periode ein ausgezeichneter Lyriker war, so feierte er doch seine entscheidensten Triumphe erst später.

Unter den ungarischen Lyrikern ist keiner, der sich in einem so ausgedehnten Spielraume bewegt hätte. Seine mächtige Inspiration erstreckte sich vom Liede bis zur Dithyrambe und Ode, vom Genrebilde, von den Situations-

und Stimmungsbildern, von den Fabeln, Allegorien, Parabeln bis zum phantastischen Gemälde, von der Romanze und kleinen poetischen Erzälung bis zur Ballade und der dem Epos sich nähernden poetischen Novelette, von der didaktischen Betrachtung bis zum Epigramme.

Vor allem sind Vörösmarty's pathetische Lieder im Allgemeinen von großer Wirkung und oft künstlerisch abgerundet. Das an Fräulein M. C. geschriebene, ist der Ausdruck der heißesten Liebe, voll dithyrambischen Schwunges und von einer mit dem Inhalte vollkommen harmonischen Form. Der magyarische Rhythmus ist darin ebenso rein wiedergegeben, wie in den unübertrefflichsten der ungarischen Trinklieder, jener kühnen und launigen Dithyrambe, welche den ganzen Gefühls- und Anschauungskreis des zechenden ungarischen Táblabiró's umfaßte, um ihn künstlerisch zum Ausdrucke zu bringen. Ich meine das „Fóti dal" (Fóter Lied), das vor 1848 alle Gemüter elektrisirte. — Auch das feurige Lied: „Keserü pohár" (Bitterer Kelch) soll nicht unerwähnt bleiben, dessen Grundgedanke in folgender Strophe ausgedrückt ist:

„Groß sei und kühn stets, was Du sinnst,
Und setze d'ran Dein Leben;
Niemals erliegt dem Mißgeschick,
Wer feig sich nicht ergeben."

Vörösmarty schildert in diesem Liede meisterhaft die Wirkung der getäuschten Hoffnungen auf eine trotzige Natur, die ihr Herz — wenn es sein muß — unter Lachen verbluten läßt, und nur aus der Lebensverachtung die Kraft schöpft, den Mut nicht sinken zu lassen.

Vörösmarty begleitete den Tod zweier gepriesener Dichter — Berzsenyi's und Carl Kisfaludy's — mit schwungvollen Oden, und in der auf Berzsenyi kam er, der romantische Tichter, diesem Meister der klassischen Form mit seinen alcaischen Versen nahe. — Mehr in seinem Elemente bewegte er sich in der Ode, welche er schrieb, als ein weltberühmter ungarischer Musiker sich in Pest hören ließ. Mehr Pathos und weniger Schwulst finden wir kaum in seinen anderen gleichartigen Gedichten. Mächtig gleiten die volltönenden Strophen dahin, gleich den Wogen eines Stromes, dessen Brausen durch die von allen Seiten einströmenden Fluten endlich zu donnernder Brandung wird. „Ruit profando ore" kann man hier von Vörösmarty, wie von Pindar sagen. Seine Ode reißt mit der strotzenden Kraft der Begeisterung den Ruhm und den Jammer der Vergangenheit, die Hoffnungen und Kämpfe der Gegenwart nach einander an die Oberfläche. Die B lder, Gefühle, Stimmungen wechseln rasch; aber die Begeisterung wächst fortwährend, bis sie nahe daran ist, maßlos zu werden, doch da zügelt er auf einer glücklichen Wendung den stürmischen Lauf und beendet ihn mit künstlerischer Gewandtheit.

Von Carl Kisfaludy's Beispiel angeeifert, und später von Czuczor nachgeahmt, schrieb Vörösmarty auch treffliche Volkslieder, in welcher der eigenthümliche Volkston gut verfaßt und reproducirt ist. In dem eben bewußten

Genre hatten die genannten Dichter noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da die ungarischen Volkslieder damals noch nicht gesammelt waren, um ihren Geist zu offenbaren.

Als Epigramm-Dichter kann Vörösmarty den besten Namen würdig an die Seite gestellt werden; seine ernsten Epigramme wetteifern mit den schönsten Blüten der griechischen Anthologie, während die in der Manier Martial's geschriebenen von ziemlich treffender Schärfe sind.

In der Ballade wetteiferte er mit drei Zeitgenossen: Carl Kisfaludy, Kölcsey, E. Czuczor, jeden von ihnen durch eine hervorragende Eigenschaft übertreffend. Seine trefflichen kleinen poetischen Erzälungen, humoristischen Genrebilder, Allegorien u. s. w. seien hier nur im Allgemeinen erwähnt.

* * *

Es erübrigt mir noch, die Lösung meiner schwierigsten Aufgabe zu versuchen. Ich wünsche nämlich genau den Platz zu bezeichnen, welchen Vörösmarty in der schönen Literatur einnahm, und zugleich ein Bild seines literarischen Charakters zu geben. Um aber dies thun zu können, muß ich zuweilen auch auf seine Zeitgenossen einen aufmerksamen Blick werfen.

Ich habe erwähnt, daß Vörösmarty mit seinem Auftreten den Sprachkampf rasch zu Gunsten der Neologen entschied. Zu diesem Triumphe hat seine Superiorität als Dichter in bedeutendem Maße beigetragen; indeß muß man gestehen, daß die Sprache, mit welcher er das Publicum eroberte und den Widerstand der Orthologen entwaffnete, genau genommen, nicht die Worte drechselnde, glatte, gewälte, geschliffene, steife, fremde Ausdrücke übertragende, die Fabriksarbeit verratende Sprache war, welche die dem Alten abwendigen, das Volkstümliche verachtenden Meister fabricirt hatten. Vörösmarty's Sprache war klangvoll, kühn, farbenreich, und wo es nötig war glatt, weich und malerisch. Er liebte es neu zu sein, doch immer im Geiste der ungarischen Sprache, und hütete sich fremde Ausdrücke zu übertragen. Er durchforschte den Sprachschatz der alten Literatur, um seine Poesie zu bereichern; er nahm die volksthümlichen Ausdrücke und zuweilen auch den Provinz-Dialekt in Anspruch, um treffend, unmittelbar naiv, und wenn es paßte, derb sprechen zu können. Vörösmarty brachte die Eigenthümlichkeit Berzsenyi's, einem bekannten Worte einen neuen oder tropischen Sinn zu verleihen, zu einer noch größeren Vollkommenheit, und verfiel nur, wie Berzsenyi, in den Fehler der Unverständlichkeit. Kurz, Vörösmarty war entschieden Neologe; aber er bediente sich ebenso oft richtiger Archaismen, wie neuer Wörter und origineller Wortverbindungen. — Daher ist es zu erklären, daß der durch Kazinczy begonnene lange Sprachkampf nach Vörösmarty's Auftreten bald beendet war.

Vörösmarty's literarische Parteistellung hatte ferner die Eigenthümlichkeit, daß er demjenigen, mit welchem er als Neologe zusammenwirkte, in ästhetischer Beziehung als Gegner gegenüberstand, — nicht durch polemisches

Verhalten, sondern zufolge der Beschaffenheit seines Genies. — Kazinczy und Genossen waren — Carl Kisfaludy ausgenommen — an den Brüsten des Classicismus großgezogen. Vörösmarty war Romantiker.

Das ist der große Unterschied! Kazinczy studirte außer den lateinischen Dichtern auch die griechische Literatur. Er kannte die Classiker Frankreichs, hatte aber eine besondere Vorliebe für die deutsche Poesie, namentlich für Goethe.

Wir wissen, daß Goethe selbst Gegensätze mit wunderbarer Objectivität in sich vereinigte und in seine poetische Natur verschmolz. Er war romantisch im Faust, antik in Iphigenia; er zertrümmerte — bevor noch Victor Hugo geboren wurde — die aristotetischen Einheiten und individualisirte Shakespeare gleich in Götz von Berlichingen, während er in Tasso und anderen dramatischen Werken dem Gesetze der Ebenmäßigkeit und der Harmonie der Diction huldigte.

Seine Balladen waren größtentheils romantisch. Ein Theil seiner Gedichte schmiegte sich den Formen der sanften Leidenschaft und des sogenannten schönen Ideals an, während ein anderer Theil, dem freien Schwunge der Phantasie folgend, in seinen Formen die starken Gefühle, die heftig pulsirenden Leidenschaften zum Ausdrucke brachte.

Und was bewunderte Kazinczy in Goethe? Iphigenia und überhaupt das Antike. Und was eignete er sich von ihm, zuweilen bis zur Nachahmung, an? Alles, wodurch die gemäßigten Empfindungen in gewälten Maßen und in gefälliger Zusammenstellung vorgeführt wurde, — woran die Wirksamkeit der glättenden Seite zu merken war, — woraus der Esprit blitzte, der feine Witz und die liebenswürdige Ironie herausschielte.

Kölcsey's distinguirte empfindsame und die Reinheit liebende dichterische Individualität war pathetisch, gehoben und von rhetorischem Schwunge. Er hatte seinen ästhetischen Geschmack an den griechischen Classikern und an den großen Geisteswerken der Deutschen herangebildet. Auch er verbannte vom Parnaß die kühneren Aspirationen der Phantasie und die Leidenschaften, die sich nicht in die Formen des schönen Ideales fügen wollten, und er hatte dazu mehr Recht als Kazinczy. Denn Kölcsey war nach dem Beispiele der deutschen Dichter und nach den Anforderungen seiner eigenen Natur sentimental und sein beschauliches, melancholisches Wesen pflegte im Leben wie in der Kunst vor Allem zurückzuschrecken, was er für zu geräuschvoll, roh, maßlos hielt.

Beide — Kazinczy und Kölcsey — mißverstanden leicht das Kraftvolle, Unmittelbare, Volksthümliche, indem sie es für roh, nackt, gemein hielten.

Vörösmarty hingegen stand hinsichtlich seiner Studien hinter diesen ausgezeichneten Männern zurück, und unterschied sich im ästhetischen Geschmack von ihnen wesentlich. — Außer den lateinischen Dichtern hatte er in seiner Jugend Tasso, Ariosto und überhaupt die italienischen Schriftsteller, und von den Spaniern Calderon gelesen. Nachdem er später die englische Sprache gelernt hatte, bewunderte er Shakespeare, aber auch die nebelhaften Gestalten

Ossian's interessirten ihn. Auch die arabischen Märchen, das Zauberhafte und Abenteuerliche belebten seine Phantasie. Von den französischen Classikern kannte er nur wenig und nur durch Uebersetzungen. Die deutsche Poesie, obgleich von ihm gewürdigt, vermochte nicht, auf ihn Anziehungskraft auszuüben. Er liebte es, sich in die ungarische Geschichte zu vertiefen, von welcher Kölcsey behauptete, daß sie nicht genug poetische und dramatische Stoffe darbiete. Er fühlte, wie bereits erwähnt, alle Pulsschläge des öffentlichen Lebens nach, und war dadurch inspirirt. Nur in diesem Punkte traf er mit Kölcsey zusammen, der in künstlerischen Reden und wirkungsvollen Liedern ein Denkmal seines Patriotismus hinterließ.

Vörösmarty verbannte aus der ungarischen Poesie den Olymp mit allen seinen Göttern und seinem ganzen Sagenkreise. Indem er die Freiheit der Phantasie reclamirte, konnte er kein Freund des „schönen Ideals", der „sanften Schmerzen", der rhytmischen, gleichmäßigen und befriedigten Leidenschaften sein. Seine starke Phantasie zog ihm zum Großartigen, und zuweilen zum Ungeheuerlichen hin. Da er sich in die classischen Formen nicht fügen konnte, erweiterte er sie, und befreite sich von den Gesetzen des Herkömmlichen, wenn sie ihm unbequem waren. Er pflegte auch die mittleren Gattungen der Poesie und hielt das Volksthümliche nicht für unkünstlerisch.

Ob er etwas aus der französischen Romantik entlehnt hat? Ich glaube kaum. Victor Hugo war um zwei Jahre jünger als er. Die französische neue Schule begann erst um 1825 energischer zu wirken, als Vörösmarty die „Flucht Zalán's" bereits geschrieben hatte, und sein poetischer Charakter schon entwickelt war. Er besaß auch keine Eigenheiten, die bloß in der französischen neuen Schule, und nicht in der Romantik überhaupt zu finden wären. Er jagte nicht nach Antithesen, und wenn er sich auch nicht hütete, das Bizarre und Ungeheuerliche zu vermeiden, so kannte er doch nicht das Groteske und strebte er auch nicht darnach, für das Ungeheuerliche und die Dissonanz ästhetische Theilnahme zu erwecken; die edle Einfalt seines Gemütes wies die Apologie der Verbrechen zurück, und er beeilte sich nicht, die Gesellschaft für Laster und Niederträchtigkeit verantwortlich zu machen. Außerdem begann sich der französische Romanticismus bei uns erst nach der Juli-Revolution zu verbreiten; in der Lyrik nahm er verhältnißmäßig wenig Raum ein, bedeutenderen Einfluß übte er nur durch Romane, Tragödien und melodramatische, tendentiöse Volksstücke.

Hervorgehoben muß werden, daß ein Hauptcharakterzug von Vörösmarty's Poesie der Patriotismus war, der bei ihm seit 1830 von unserem Reformproceß Anregungen erhielt, oder auf diesen zurückwirkte. — Heute ermunterte er als Tyrtäus zum Kampfe, morgen bekränzte er als Pindar den Triumph; seine Inspirationen gingen bald den Ereignissen voraus, bald gaben sie denselben poetischen Ausdruck. Zuweilen spottete er, weil er liebte, zuweilen hoffte er zaghaft, und seine Ermunterungen glichen der Entmutigung.

„Wer weiß, was uns der Himmel noch bescheidet!
Wir lohten in des Hasses Flammen,
Wir brachen still vor Gram zusammen, —
Und noch umstarrt uns Widerwart! —
Und dennoch mußt, mein Vaterland du blühen,
Erlischt dein Glanz, so müssen wir verglühen."

Zuweilen sah er Alles in dunkler Farbe, — dann vermochte sein Genius kaum aus dem Wirrsal herabstimmender Ideen herauszukommen, und matt sagte er:

„Und dennoch dürfen wir noch nicht verzagen!
Ein neuer Geist beginnt sich aufzuschwingen,
Ein neuer Drang erfaßte die Gemüther:
In rohen Stämmen reinere Gefühle
Und fruchtende Gedanken zu erwecken,
Bis sie zuletzt in Eintracht sich umfassen; . . .
Das ist's, weßhalb wir nicht verzagen dürfen!"

Es gab Augenblicke, wo er ganz entmutigt war, wie als er ausrief:

Wie ist die Erde reich, und wie bereichern
Sie Menschenhände noch;
Und dennoch klafft die Noth in tausend Speichern,
Und herrscht der Knechtschaft Joch!
Und muß es sein? Wenn nicht, wie kam zu Jahren
So große bittre Noth!"
Entschwanden Kraft und Tugend unsern Schaaren? —
Ach, alle Hoffnung todt!"

Es ist wunderbar, daß Széchenyi, der mit den stolzen Worten: „der Ungar war nicht, sondern wird erst sein", das Banner der Reform entrollt hatte, und sich daher für Ungarn ein noch glänzenderes Zeitalter als das Ludwigs des Großen und Corvinus' vorstellen konnte, — zuweilen durch die Entwicklungen oder durch die eintretenden Hindernisse erschreckt, darüber grübelte: ob es nicht besser gewesen wäre, die ungarische Nation aus ihrer Schlaftrunkenheit gar nicht aufzurütteln! Er zitterte vor den Resultaten der Reform, er fürchtete, die Ideen, die wir in den Kampf führen, werden sich gegen uns selbst wenden. Er sagte: Es kann sein, daß unsere Tage gezält sind! Er beantragt die Errichtung eines Pantheons, wo ein nationaler Areopag unseren großen Todten Plätze anweisen sollte. Wenigstens soll die in Granit gegrabene Inschrift die Namen erhalten . . . . . Als ob er zu unserer Geschichte kein Vertrauen gehabt hätte!

Das Schwanken zwischen Zuversicht und Verzweiflung, zwischen Begeisterung und Niedergeschlagenheit finden wir in der Reformperiode nicht selten bei unseren Parteihäuptern und in der öffentlichen Stimmung. Es läßt sich nicht leugnen, daß die getheilte Empfindung gleichfalls ein poetisches Motiv ist, und daß es von der Dialektik der Leidenschaften abhängt, daß das Zweifelhafte nach rechts oder links eine Lösung finde.

Dieß bietet uns die Erklärung zu einem äußerst wirkungsvollen Gedicht Vörösmarty's, dessen beträchlicher Kunstwert noch übertroffen wird dadurch, daß es der Stimmung der Nation poetischen Ausdruck verlieh. Ich meine das Gedicht: „Szózat" (Aufruf), welches, so lange die Gegensätze nicht in erwünschter Harmonie verschmelzen, in der Reihe jener exceptionellen Lieder eine Stelle einnimmt, die, wie „Rule Britannia" und die Stanzen Rouget de Lisle's nicht allein wegen ihres Kunstwertes beliebt sind.

Kein großer Geist, der einem gebildeten Volk angehört, kann ein patriotischer Dichter werden, ohne daß die allgemeinen Interessen der Menschheit und der Civilisation ihn inspiriren. Darum nannte Vörösmarty die Welt „das Vaterland der Völker", denn er fühlte tief, daß es, sowie wir nach der heiligen Schrift als Individuen alle Brüder sind, das Ideal der Vollkommenheit wäre, wenn die Brüderlichkeit aller Nationen als ein mit unseren Gefühlen verwachsenes Streben erkannt würde.

Obgleich er dieses Endziel kannte, so war er doch in seinen Sympatien concret, und wurde mehr durch die Zeiten unglücklicher Völker, als durch kosmopolitische Principien angeregt. So erschien in seiner Phantasie die polnische Nation als eine lebende Bildsäule, die mit starrer Unbeweglichkeit, mit dem Scheintod kämpft, bis endlich die versteinerten Glieder der Macht der Empfindung nachgeben, und aus der Marmorbrust die warnende erschütternde Stimme hervorbricht:

„Wenig, doch Großes hab' ich euch zu sagen:
Mensch, Welt, Natur, Nationen all' auf Erden!
Herrscht Recht hienieden und im Himmel Gnade:
So schaut auf mich und meiner Qual Beschwerden."

Jeder Dichter beschäftigt sich mit dem Tode, und — weil er den Ruhm liebt — auch mit den Ideen der irdischen Unsterblichkeit. Es würde ihm wolthun, wenn sein Name fortlebte, obgleich er stolz, nicht wie Horaz, eingesteht, daß er sich ein Denkmal errichtet habe, dauerhafter denn Erz. In den Werken des Dichters ist gewöhnlich irgendwo eingeflochten, wie er zu sterben wünschte, und um welchen Preis er sich mit dem Vergessenwerden befreunden würde. Auch in Vörösmarty's Werken finden wir eine solche Stelle. Seinem Heldengedichte „Cserhalom" legte er großen Wert bei, und später schrieb er dazu einen Epilog. Darin sagt er vom Schlachtfelde:

„Lange noch kämpfest du gegen deine Vernichtung
Oft noch bestreut dich der Frühling mit neueren Blüthen."

Dann geht er auf sich selbst, auf den Dichter über, der den Sieg bei Cserhalom besungen hat, und sagt:

Bald drückt eisern der Finger des Schicksals in's Grab ihn,
Und das Gezweige des wilden Gestrüpps umwächst und verbirgt es.
Wer wird sein dann gedenken, und wer wird wissen, daß dort auch
Unter dem lastenden Hügel der Staub ruht Eines, der müd ward,

Der mit dem Fluge der Zeit durchmaß die geflügelte Laufbahn,
Und kaum, daß er den Himmel ersah, und gepflückt von den zarten
Blüthen der Erde, mit ihnen zugleich hinschwand und verwelkte; —
Niemand wird kennen sein Grab, und Niemand soll es auch kennen, —
Bleibt nur der Ahnherrn Ruhm, um die Enkel zu Thaten zu wecken."

Vörösmarty nimmt somit das Vergessenwerden nur um den Preis des Ruhmes des Vaterlandes an. — Die Seele Petöfi's hingegen, des außerordentlichen Genie's, konnte nur die Freiheit der Welt ganz ausfüllen. Er rief:

„Im Donner der Schlacht
Komm, ewige Nacht, —
Dort ströme das Blut mir aus klaffender Brust;
Und ruf' ich das Scheidewort, jauchzend vor Lust,
So werd' es verschlungen von Waffengetön
Trompetengeschmetter, Kanonengedröhn',

Und über mich sprenge
Die schnaubende Menge
Der Rosse, zum Ziele der Sieger zu fliegen
Und lasse zerstampft von den Hufen mich liegen."

So unterscheiden sich von einander zwei Perioden, und die Ansichten der leitenden Dichter zweier Bestrebungen über den Ruhm und den Tod.

# Aus österreichischen Alpen.

Ein Liedercyklus.

Von

**Friedrich Marx.**

1.

## Heiligenblut.

Willkommen, Heimatsauen,
Du reiche Kärntnermark,
Mit minniglichen Frauen,
Mit Männern, treu und stark!
Einträchtig Ihr am Strande
Der Drau, der Möll und Glan, —
Ihr Wächter deutscher Sitte,
Wo aus der Alpen Mitte
Der Markstein deutscher Lande,
Der Glockner, ragt hinan!

Wie auf des Zollfelds Steine
Einst schlichte Einfalt saß,
Der goldnen Worte keine
Zum Backenstreich vergaß:
So laßt auch uns erproben
Noch mit der Väter Lust,
Daß heil'ges Recht wir schützen,
Das wankende wir stützen,
Dem Bauer wie's geloben
Der Kärntnerherzog mußt'!

Ei sagt mir, was so Trautes
In Eurem Gruße klingt,
Im Hauch des ersten Lautes
Gemütvoll uns umschlingt?
Wo Kärntner je gesprochen,
Da war's mir gleich, als schaut'
Ich deutscher Erde Schranken,
Das Joch der Karawanken,
Als hört' ich Hämmer pochen,
Wo Kärntens Himmel blaut.

Als stieg' an seinem Bogen
Egydis Thurmesknauf,
Und traulich aus den Wogen
Maria Wörth herauf.
Von deiner Seen Spiegeln
Gleich Perlen eingefaßt,
O Alpenbraut, so lade
Dir auf dem Eisenpfade,
Du Buch mit sieben Siegeln,
Die Welt dir nun zu Gast!

Laß alle Schleier fallen,
Zeig' uns dein ganz Gemüt,
Was dir in Bergeshallen
Von Schätzen gleißt und sprüht;
Mach' in der Thäler Runde
Jed Wunder offenbar,
Und trägt der Gast befangen
Nach solchem Heim Verlangen,
Dann stell' im Alpengrunde
Dein Heiligthum erst dar!

Wo jauchzend sich im Sprunge
Vom Felsen hochgeschürzt
Die Möll, die ewigjunge,
Zum Abgrund donnernd stürzt:
Da kündet uns ihr Tosen
Das Dörfchen Heiligenblut,

Und majestätisch blinken
Des Glockners Doppelzinken,
An dem's, — ein Strauß von Rosen
Am schönsten Busen, — ruht.

Blick' auf des Pilgers Pfade
Gastfreundlich immer du,
Zum reichen Born der Gnade
Gewähr' ihm Kraft und Ruh'.
Wo mit des Himmels Segen
Der Segen der Natur
Im wonnevollen Bangen
Uns bräutlich will umfangen,
Erscheint auf Erdenwegen
Uns das Allheil'ge nur!

Sei uns, was dem Germanen
Des Eichenhaines Nacht,
Ein Gothendom den Ahnen
Einst war in düst'rer Pracht!
Wo sich Natur entschleiern
Uns will am Gletscherthor,
Da klimmen wir zu Schaaren
Hinan, — umkreist von Aaren
Allmutter, dich zu feiern,
Zum Alpendom empor!

2.

## Der Bergmann.

Im Schooße der Berge, da schaff' ich mit Macht,
Als Schutzgeist erhellt mir mein Lämpchen die Nacht,
Und lieblicher dünkt mich als Saitengetön'
Der knarrende „Hund“ und des Hammers Gedröhn!

Schatzkämmerer sind wir der Mutter Natur, —
Wer baute sonst Städte, wer pflügte die Flur?
Wer fällte die ragende Tanne zum Mast,
Wie hätte sonst Eisen die Länder umfaßt?

Die Gnomen, von denen die Sage erzählt,
Wir sind es, zu Hütern der Schätze erwählt;
Es träumt ja die Menschheit, ein stammelndes Kind,
Wo schlummernd in Bergen Metalle noch sind!

So denkt auch der Männer im einsamen Schacht,
Wenn Erz eure Kräfte vertausendfacht;
Der siegreich zur äußersten Thule dringt,
Wir haben den Fuß euch gestählt und beschwingt!

Und hält einst, nachdem alle Zwietracht verbannt,
Der eiserne Pfad rings die Länder umspannt,
Und kommen die Brüder aus Ost und West,
Aus Nord und Süd zum Versöhnungsfest:

Dann, Berge, entlaßt uns der nächtigen Haft,
Zu Tage fahre die Knappenschaft,
Mit Hammer und Schlegel und Leder zuhauf,
Dann braust in den Jubel auch unser Glückauf!

3.

## Im Eisenhammer.

Ein Knabe war ich, wild und froh
Entfloh'n der dunklen Kammer,
Da ging's im sausenden Halloh
Hinab zum Eisenhammer.
Die Sterne leuchteten zu schön
Noch über Alpenjochen,
Das Thal erfüllte mit Gedröhn'
Der Hämmer dumpfes Pochen.

Schon stand ich in der Oefen Schein, —
Blaugelbe Höllen flammten;
Die Bälge schnaubten, stöhnten drein,
Als ächzten die Verdammten!
Gigantisch an der Bretterwand
Der Hütte war, — o Grauen,
Im hellen Schein, der kam und schwand,
Ein Schattenbild zu schauen.

Ist's auf dem Thron der Unterwelt
Fürst Pluto, — ist's der Böse?
Hu, wie das zischt und pfeift und gellt,
Auf daß ein Fluch sich löse!
O komm, des Wassers Segensmacht,
Wie himmlisches Verzeihen,
Aus dieser Hölle Feuerschacht
Die Geister zu befreien!

Da that sich auf des Ofens Schlund,
Als gält's ein neues Werde,
So schütterte im tiefen Grund
Das Herz der alten Erde.
Als käm' ein Auferstehungstag
Dem Großen, Guten, Schönen,
So hub nun mit gewalt'gem Schlag
Der Hammer an zu dröhnen

Und ihr, wie Hünen anzuschau'n,
Beim Funkentanz, dem hellen,
Im Lederschurz, halbnackt und braun,
Was schmiedet ihr, Gesellen?
Sind's Racheschwerter, blutigrot?
Endlose Sclavenketten?
Ein blankes Beil, von aller Not
Die Menschheit zu erretten?

Ein Scepter, eine Krone gar,
Den Herrn der Zeit zu schmücken,
Daß er sich auf sein goldnes Haar
Die eiserne sollt' drücken?
Hie, wie das flammt und wie das raucht!
Bei jedem Hammerschlage
Mir aus bewegtem Busen taucht
Auf eine dunkle Frage! . . .

Doch schweigend wie des Schicksals Macht
Habt ihr in Müh und Sorgen
Getreulich euer Werk vollbracht,
Und draußen glüht der Morgen!
Aus Kinderaugen grüßt euch hell
Die goldne Feierstunde,
Nun geht, gefüllt am Silberquell,
Das Krüglein in die Runde.

Wol bist du heißer Arbeit Lohn,
Glückseliges Genügen, —
Dir müssen sich, die uns bedroh'n,
Die Höllenmächte fügen!
So gab mir schützendes Geleit
Auf meinen Lebenswegen
Der rauhen Männer Schweigsamkeit
Der Hütte Flammensegen!

# Gedichte.

Von

**Ognieslav Utiesinovics-Ostrozinski.**

(Aus dem Kroatischen übersetzt vom Verfasser.)

1.

## Die Auferstehung des Ban Jellačić.*

Dunkel lagert auf der Save-Eb'ne,
Und bedeckt das liebliche Zagorje;
Alles ist im tiefen Schlaf versunken.
Nur ein Ritter sprengt auf einem Rappen
In dem Dunkel durch die Save-Eb'ne;
Ziel ist ihm das liebliche Zagorje,
In Zagorje eine Friedhofsstätte.

Und als er zur Friedensstatt gekommen,
Alle Gräber ruhten da im Frieden,
Nur nicht jenes des Ban Jellačiće. —
Als der Ritter dessen Grab gewahrte,
Schlug ins Grab er mit des Speeres Spitze,
Auf den Speer gestützet rief er also:
„Auf, o Ban, du, deines Volkes Nachruhm!
„Deine Schloßburg steht in hellen Flammen,
„Deine Felder hat der Feind verwüstet,
„Felder, Wiesen und die Weingebirge." —
Doch der Ban läßt keinen Laut vernehmen.
„Auf, o Ban, du, deines Volkes Nachruhm!
„Deine Liebste hat der Feind entführet,
„Alle Schätze hat er dir geraubet,
„Aus dem Marstall alle deine Rosse." —
Doch der Ban läßt keinen Laut vernehmen.
„Auf, o Ban, du, deines Volkes Nachruhm!
„Hör', o hör': das Vaterland dich rufet!
„Steh' ihm bei in seinen schweren Nöthen!"

---

* Zur Enthüllungsfeier seines Monumentes — Reiterstandbild von Fernkorn — in Agram am 16. December 1866.

Da erbebten Jellačić's Gebeine
Tief im Grabe unter grünem Rasen,
Vom Gebeine löste sich sein Schatten,
Die Gestalt des ruhmgekrönten Todten —
Schwang sich schnell empor aus Grabestiefen,
Und er eilt sein Schwert sich umzugürten.
Seine Diener führten her das Schlachtroß,
Seinen Liebling, so „der Schwan“ geheißen.
Ihm nun warf der Held sich in den Sattel,
Reitet fort zu mitternächt'ger Stunde
Durch die weiten Lande seiner Heimath.
Doch er will nicht Stadt und Land besuchen,
Wohl die Gräber seiner Kriegsgefährten.
Sieh' er reitet durch die weiten Lande,
Von der Donau bis zum Meeresstrande.
Hoch schwingt er die Fahne seines Volkes,
Mit dem blut'gen Kriegsschwert in der Rechten,
Und er rufet hin mit dumpfer Stimme:
„Auf, schnell auf, o meine Kameraden!
„Pfleget eurer schmerzenreichen Wunden,
„Zieht die Schwerter, die vom Blute triefen;
„Zeit ist's wieder in den Kampf zu ziehen“.

So erweckt er aus dem Grabesschlafe
Schreckens-Heere längst entschlafne Krieger,
Welche Schwert und Kugel nimmer fürchten.
Und sie pflegen ihrer Schmerzenswunden,
Und sie gürten um die blut'gen Schwerter.
Läßt hierauf das Kriegsheer aufmarschiren,
Ruft herbei die alten Generale,
Wo bei Lebzeit jeder einst gestanden.

Kluge Worte sprach er zu den Schaaren,
Sie begeisternd zu erneuten Thaten:
„Auf nun, auf, o meine Kriegsgefährten!
„Zeit ist's wieder in den Kampf zu ziehen.
„Mit dem Schwerte haben wir das Blachfeld
„Aufgeackert für der Zukunft Saaten,
„Hoffnungsvollen Samen ausgestreuet,
„Mit dem Herzblut unsre Saat begossen.

„Sie entkeimte unserm Volk zur Freude;
„Doch nun wetzt der blasse Neid die Sense,
„Um die grünen Saaten abzumähen;
„Er will uns des Ruhmes Glanz entreißen,
„Blut'gen Lorbeer von den todten Häuptern. —
„War denn — meint man — uns're Kriegesmühe
„Nur zum Scherze, nur Soldatenhandwerk? —
„Nein, wir kämpften nicht zum Zeitvertreibe,
„Sondern um das Wohl des Vaterlandes,
„Und für dieses wußten wir zu sterben.
„Nein, beim Himmel! Recht ist's nicht zu nennen:
„Wenn schon Lebende die Scham nicht kennen,
„Werden Todte ihre Gräber öffnen,
„Und ein Wort aus todtem Munde reden;
„Laßt uns nun die Mäher niedermähen! —
„Schnell, nun auf, nur schnell ihr meine Falken!
„Welcher Krieger, welcher Muthbeseelte,
„Wird nun eilen an des Landes Grenze,
„Um des Feindes Lager aufzuspähen,
„Daß vereint wir seinen Standort stürmen?

Alle Krieger senkten da die Blicke,
Alle sah'n herab zur Mutter Erde.
Nur ein Krieger wagte so zu sprechen:
„Helle Sonne, o Ban Jellačiće!
„Uns're Eintracht war einst uns're Stärke,
„Uns're Zwietracht ist des Feindes Feste.
„An der Grenze sind uns keine Feinde,
„Unser Feind ist uns're eig'ne Zwietracht,
„Und sie ist das Unglück dieses Landes."

Als der Ban die arge Mähr' vernommen,
Weint' er bitter und entließ die Heerschaar,
Jenes Schreckens-Heer der todten Krieger,
Welche Schwert und Kugel nimmer fürchten.
Da zerbrachen sie die scharfen Schwerter,
Und sie warfen sie in Stromestiefen.
Alle eilten dann zu ihren Gräbern,
Ehe noch der lichte Tag erschienen.

Doch der Ban, der eilet nicht zu Grabe;
Sondern reitet durch die Save-Eb'ne,
Reitet Mitten in die Landeshauptstadt,
Läßt daselbst sein Schlachtroß stille halten,
Zücket hoch des Schwertes blut'ge Klinge,
Und zum Volke läßt er sich vernehmen:
„Uns're Eintracht war einst uns're Stärke,
„Uns're Zwietracht ist des Feindes Feste.
„Schmach Demjen'gen, der Zwietracht säet,
„Will sein Haupt durch dieß mein Schwert ihm fällen".

Sieh' — da steht nun auf erhab'ner Stelle
Die Gestalt des ruhmgekrönten Todten.
Wer sie schauet, jedem will sie scheinen
Wie ein Kunstwerk bloß von Menschenhänden,
Als ein Standbild das aus Erz geformet.
Aber in dem schönen Kunstgebilde
Athmet noch der Geist des großen Banus.

2.

## Nachruf am Grabe des Generals P. von Preradović.

Glocken läuten, Trauertöne hallen,
Es erdröhnt der Donner der Kanonen.
Krieger seh' ich langsam aufmarschiren,
Einen Todten pomphaft weiter führen.
Und ein Ritter sprengt nach seinem Sarge
Auf dem Schlachtroß, das gehüllt in Trauer.
Einem Feldherrn gilt wohl die Parade,
Dessen Hand der Lenkerstab entsunken;
Einem Krieger auf dem letzten Marsche,
Einem Sieger, den der Tod besieget;
Einem Sänger, der nun ausgesungen,
Dir, mein Prerad, der Du ausgerungen!

Hast besungen viel der „theuren Todten" —
Sie mit Blumen Deines Liedes schmückend.
Oft hast Du mit klarem Geistesauge
Lichte Sterne Deines Volks gemustert;

Wenn im Weltraum einer dann verschwunden,
Hast Du seines Ruhmes lichte Spuren
Deinem Volk am Himmelszelt bezeichnet.
Hast besungen manche wack're Thaten.

Ach, nun ist auch Deine Zeit gekommen,
Wo wir Dich „den theuren Todten“ nennen.
Weh' nun ist schon auch Dein Stern erloschen,
Weh' o wehe, ob dem schweren Schlage!
Wer wird Deinen Nachruhm nun besingen?
Meine Muse ist gehüllt in Trauer,
Und kein Lied ertönt von ihren Lippen,
Nur die Thräne glänzt auf ihren Wimpern.
Schweigend reicht sie Dir den Kranz von Lorbeer
Und bekränzet Deine todten Schläfe.

Doch ein Trost, der blieb uns noch im Leide,
Denn ich hörte weise Männer sagen,
Welche zählen unzählbare Sterne,
Mit dem Geiste messend Welträume:
Daß, wenn an dem Himmel Sterne schwinden,
In das Meer der Ewigkeit versinkend —
Noch ihr Licht im Weltenraume leuchtet
Dort am Himmel, ungezählte Jahre —
Daß wir fortan noch den Stern erblicken
An der Stelle, wo er einst gestanden,
Wo schon lange keiner mehr vorhanden.

Also ist es auch mit Deinem Sterne:
Er ist in dem Weltenmeer versunken,
Doch sein Licht erglänzt noch Deinem Volke,
Und wird glänzen ungezählte Jahre,
Wenn Du auch von dieser Welt verschwunden
Und im Grabe ew'ge Ruh' gefunden.

# Gedichte.

Von

**Peter von Preradović.***

(Nach dem Kroatischen von J. Tandler.)

1.

## Aus den Liedern der Nacht.

Fiel ein Stern, der Himmelsstern,
nieder aus den blauen Höhen
tief herab zur dunklen Erde.
Staunt darob die dunkle Erde,
daß ein Stern, ein Himmelsstern
tief herab zu ihr gesunken.
„Staune nicht, du dunkle Erde —“
sprach der Stern, der Himmelsstern —
„kam zu grüßen die Verwandte,
„zu besuchen meine Schwester,
„deinen einz'gen Stern — die Liebe.“

Fragt die schwarze Nacht der weiße Morgen:
„Sprich, warum so traurig theure Mutter
„du dein Angesicht in Schwarz nur hüllest,
„deiner Züge Anblick mir verweigerst,
„mich nicht kennen läßt der Mutter Antlitz?“
Antwort gibt die Nacht dem weißen Tage:
„Deine Frage ist ja meine Klage.
„Lüftest jeden Morgen mir den Schleier,
„doch der Traur'gen siehst du nie in's Auge!“

Sternlein klar den Reigen führen
in des Himmels blauen Kreisen;
gehen still den Reigen führend,
daß die Erde sie nicht wecken,
weil ermüdet ist die Erde,
von den Füßen, sie betretend,
von den Händen, sie bebauend,
von den Herzen, die da schlagen.

* Peter von Preradović einer der beliebtesten volksthümlichen Dichter Kroatiens, ist am 19. März 1818 zu Grabrovnić geboren worden und am 18. August 1872 zu Wien gestorben.

2.

## Aus den Liedern der Trauer.

Sind dir etwa neu die Trauerlieder,
und doch gibst du selbst mir Trauerkunde?
Denke, armes Lieb, der eignen Wunde,
und verständlich werden sie dir wieder.
Hörst ja doch nur Trauerlieder tönen,
wenn Gefang'ne Freiheit heiß begehren,
Lieb die ferne Liebe grüßt mit Zähren,
Mütter weinen den gefall'nen Söhnen.

Schweig' Geliebte, wenn die Liebe bittet;
nicht mit Täuschung meine Hoffnung nähre!
Nützt es, wenn die glänzend gold'ne Aehre
statt der Körner nacktes Elend schüttet?
Bleibe fern mir! Soll mein Herz es klagen
wie mein Ohr du quälst mit Trosteswerten?
Nimmer grünen Bäume, die verdorben,
nicht aus todter Asche Flammen schlagen.

3.

## Des Sängers Loos.

O unselig Schicksal,
nimmer abzuwehren!
Gierst, noch nie gesättigt,
deinen Raub zu mehren.

Trankst bis an's Gehirn mir
meine Thränen alle,
mischest in die letzten
Tropfen Blut's mir Galle.

Sternenlos der Himmel,
blumenlos die Gärten,
hab' ich als Gefang'ner
dich nur zum Gefährten.

Gibst du auch ein Bett mir.
Ruhe gönnst du keine;
seh' ich eine Mutter,
ist es nicht die meine.

Traurig, wenn ich einsam;
wo sich Heit're schaaren
fehlt mir der Genosse,
muß nur Spott erfahren.

Hoffnung, ach, der Falter
will nicht an mir hangen,
denn nicht Blumen findet
er auf meinen Wangen.

Auf dem Lebenspfade,
halb durcheilt mit Mühe,
ist schon ausgeschaufelt
mir das Grab, das frühe. —

Weil du unerbittlich,
laß' ich frei dich walten,
nur vor meinem Horte
will ich Wache halten.

In der dürren Wüste,
auf den nackten Klippen,
strömen mir, dem Dichter,
Lieder von den Lippen.

Singe sie den Winden,
Echo bringt sie wieder,
über alle Lande
flattern meine Lieder.

# Gebet.

Von

**Ferdinand von Saar.**

Jahr um Jahr hab' ich gerungen
Und erlitten Schmerz um Schmerz;
Aber stark und unbezwungen
Hielt sich mein gequältes Herz.

Wie sich auch die Wolken ballten,
Wie sich Mißgunst rings verschwor —
Mit stets reinerem Entfalten
Schwang sich still mein Geist empor.

Treu erglüht für's Wahre, Aechte —
Und das Ziel ist fast erreicht;
Blickt mich an, ihr ew'gen Mächte:
Meine Locke ist gebleicht.

Und die Flamme meines Lebens
Neigt sich mälig zum Verglüh'n —
Gönnt mir noch den Rest des Strebens,
Gönnt mir noch ein letztes Müh'n.

Lasset mich getrost vollenden,
Was ich ernst und fest begann,
Und auf sanften Götterhänden
Traget mich von hinnen dann!

Also fleh' ich, von den Schwingen
Der Erfüllung leis umweht —
Und doch fürchtend, daß mein Ringen
Im Verhängniß untergeht.

# Gedichte.

Von

**Eduard Mautner.**

1.

## Einer kranken Dichterin.

Dir ward die bittre Qual zum Liede
Der Schmerz, der herbe, zum Gedicht,
Aus dem der tiefe heil'ge Friede
Der reinen Engelsseele spricht.

Die Leiden, die Dir Gott gesendet,
Du trägst sie muthig, in Geduld:
Denn gnadenvoll von Dir gewendet,
Hat Gott das Leid durch eigne Schuld.

Die Wolken, die Dein junges Leben
Mit dunklem Schleier jetzt umzieh'n,
Sie werden lichten sich und heben,
Besiegt vom Strahl der Sonne flieh'n.

Dann wird Dir alles Leid zum Segen,
Wenn neuer Frühling Dich umglüht,
Wenn dann erquickt vom Thränenregen,
Dir das erfrischte Dasein blüht.

Noch denk' ich jener schönen Stunden,
Da ich Dich sah in Jugendglanz,
Da um die reine Stirn gewunden,
Das Glück Dir seinen hellsten Kranz.

Und wenn d i e Stunden wiederkehren:
Sie werden es — mir sagt's mein Herz!
Dann sing', um dankend sie zu ehren,
Ein letztes Abschiedslied dem Schmerz.

Sing' eine Hymne dem Befreier,
Und wirf noch Einen Blick zurück —
Den letzten — dann zerbrich die Leier,
Denn stumm — Du weißt es — ist das Glück.

2.

## Später Frühling.

Wenn's im Herbste Blüthen regnet,
Und im Halme schießt die Saat,
Sei die Zaubernacht gesegnet,
Die so holdes Wunder that.

Zwar die Blüthen sie vergehen
Und die Erndte bleibt ein Traum;
Doch wie süßes Frühlingswehen
Rauscht es hin durch Feld und Baum.

Und wenn spät im Mannesherzen,
Eine tiefe Neigung spricht,
Sind berauschend selbst die Schmerzen
Und der harte Sieg der Pflicht.

Fest und männlich gilt's zu scheiden
Ach! von nur geahntem Glück:
Gabst du doch, o schönes Leiden!
Meine Jugend mir zurück.

Blüthen hat's im Herbst geregnet,
Und im Halme schoß die Saat:
Zauberin! sei mir gesegnet,
Die so holdes Wunder that.

# Ola vom Dorfe.

## Eine nordische Tater-Geschichte.

Von

**C. von Vincenti.**

Im Herzen Norwegens ist ein See, ein gar lieblich umkränzt Gewässer, welches sie den „Mjösen“ nennen. Die Uferbewohner, welche seinen Reizen sehr zugethan sind, behaupten, seine Tiefe sei unergründlich und so ruhig, daß selbst der wilde Lougen, der vom ewig umstürmten Dovre herabtost, da unten Ruhe finde. An diesem wirtlichen Gestade lebt sichs noch sturmsicher bis in die Nachsommerzeit hinein, wenn draußen in der finstergranitnen Inselwildniß der Scheerenküste die schwarz-grüne Golfstrom-Woge schon längst nach Winternächten heult. Der Hedemärker, der die Ostufer des Mjösen bewohnt, ist im Allgemeinen feiner und schmeidiger als sein hinterwäldlerischer Stammesbruder vom felswüsten Glommenthale, dessen sprichwörtlich knorrige Härte gerade dort auf der Grenzscheide der beiden Königreiche mit dem weichen, zartangelegten Gothen von Schwedisch-Arkadien — wie die Poeten gern das idyllische Dalekarlien nennen — in scharfem Gegensatze contrastirt. Auch wolhabender als sonst wo in Norwegen sind die Leute am See, wie die behäbigen Pfarr- und Meierhöfe, sowie überhaupt die erhebliche Zal von stockhohen Wohnhäusern, die sonst hier zu Lande nicht allzuhäufig sind, zur Genüge darthun. Zwei Eigenschaften zeichnen nun das Volk hier aus, ein zäher Stolz und wenig Neigung zur Bigotterie; „hvarken herre eller slaf“ d. h. „weder Herr noch Sklave,“ lautet „der Walspruch der Hedemärker“ aus altem Blute, die keinen Herrn dulden und nicht dienen wollen, nicht einmal dem Herrn Pastor. Am Mjösen ist's denn auch kein Pastoren-Eldorado oder war's wenigstens nicht vor zwanzig Jahren, wo sich der Erzäler dieser Geschichte seinen Stoff aus dem Lande selbst geholt hat.

Auf der Nordostseite, wo der sonst schmalgestreckte See sich mit einem Male verbreitert, grüßt auf einen Büchsenschuß vom Ufer eine uralte braune Holzkirche mit so wunderlich gebuckelten Thurmhöckern, daß sie aus der Ferne fast einem riesigen Bronce-Elefanten ähnelt, dessen Rücken von spitzknaufigen Kriegsthürmen starrt. Der weitläufige Pfarrhof zu diesem Gotteshause, von echt norwegischer Rustical-Tempel-Architektur, liegt unter der Wacht einer Tannengruppe, etwas abseits in einer Thaleinsenkung, wo's zum Felsgebirge geht, über dessen granitne Joche sich der undurchdringliche, sagenreiche Finnenwald bis ins Schwedische dehnt. Wenn man nun vom See aus kaum etwas anderes vom Pfarrhause sieht, als seine weißumrahmten, großglotzigen

Dachlucken, so beschränkt sich für das Kirchdorf wieder die ganze Seeaussicht auf die grauen Rauchbüsche der Dampfer, welche zwischen Lillehammer und Minde verkehren.

Wir stehen in den mittleren Herbsttagen. Tiefer verfärbt sich das Laubgeschmeide, die Hängebirke am Uferrain prangt in herrlichem Vließe von Goldbronce und sattem Purpur, welchem der Fjällwind bereits die schimmernden Flocken entreißt und die Erlenhaine schauern von Winterahnung, wenns frostig vom Dovre mahnt. Die Störche verlassen den gastlichen Dachfirst und der schwarze, purpurgeschnäbelte Singschwan zieht über den Finnenwald, um noch einmal vor dem großen südlichen Meeresfluge die glücklichen Thäler Dalarne's zu begrüßen, aus der Tiefe des Sees aber hören die Schiffer hie und da helle Töne erklingen, denn die „Nocks“, die zauberverschlafenen, knirpsigen Spielleute, die da unten hausen, erwachen und stimmen ihre silbernen Harfen zum Lockliede für die winterbangen Wasserweiber. Ists etwa diese seltsame Melodie, die uns eben jetzt der Abendwind ins Ohr weht? Oder ists Täuschung vom Abendwinde, der ja selbst ein kundiger Spielmann? Doch nein, melodisch kommts über den Wasserspiegel gezogen, wie ein verworrener Choral, ein gedämpftes Psalmenrauschen . . . und eine Barke stößt ans Ufer. Der Gesang verstummt und dunkle Gestalten erklimmen den Rain; Waffen blitzen hier und dort durch die Dämmerung, rauhe Worte ertönen und verhaltene Klagelaute, dann sinkt die Nacht und die umdunkelten Gruppen bewegen sich schweigsam nach dem Pfarrhofe hin. . .

Im weiten Hofraume schlägt ein Feuer empor, mächtig wie ein Julfeuer. Aber der Christjubel fehlt, denn während ein Halbdutzend Blauröcke von der „Indelta“ (Miliz) ringsum lagern, scheinen die Uebrigen auf die Flinte gestützt, zwei Gruppen scharf zu bewachen, welche etwas abseits kauern. Eben gaukeln Schattenfratzen vom Geflacker der Flammen wie höhnend über die Köpfe der einen Gruppe: düsteräugige, gelbbraune Männer mit straff herabfallenden dunklen Haaren und nicht unschönen Gesichtszügen, die zum Theile von tief über die Brauen gezogenen Faltenmützen aus Rauchwerk verdeckt sind. Sie tragen zerlumpte zunderbraune Mäntel mit färbigen Aermeln, lappische Lederkamaschen und Sandalenschuhe aus Birkenrinde. Ein einzig Weib ist unter ihnen, welche mit geballten Fäusten vor sich hinbrütet; jetzt erhebt sie das Haupt, wirft die wirre glänzend schwarze Lockenflut zurück und erscheint von wilder, fremdartiger Schönheit. Die ganze kauernde Gestalt ist in ein Stück zottigen Wollzeuges von wetterverwaschener Farbe so dicht eingehüllt, daß nur die kleinen braunen Fäuste wie Natternköpfe hervorlauern.

Die Soldaten schüren jetzt frisch nach, daß die Scheite prasselnd auflohen und der Glühschein auf die zweite Gruppe fällt, die aus Männern und Weibern gemischt ist. Der Contrast ist frappant genug: flachshaarige, bleichhäutige, helläugige Leute von knorriger Gedrungenheit; die breiten, offenen Gesichter athmen eine gewiße naive Beschränktheit, während der Blick sich jeden Augenblick mit einem Ausdrucke schwärmerischer Gottergebenheit gegen

Himmel richtet. Ihre Erscheinung trägt durchwegs den Charakter des Bäuerlichen, von den schweren Schnallenschuhen bis zu den dunklen Schoßröcken mit großen, blanken, münzgeprägten Knöpfen der Männer, bis zu den Lederjoppen und kettenverschnürten Leibchen der Weiber, von denen einige kaum das jungfräuliche Alter erreicht haben. Alle sind entblößten Hauptes und während einige aus abgegriffenen Büchern im kleinen Volksbibelformate murmelnd vor sich hinlesen, lauschen die Anderen den halblauten Worten eines noch jungen Mannes mit auffallend schönem goldflachsigen Haare, welcher eine primitive Mandoline umgehängt trägt, die in der Form einige Aehnlichkeit mit dem Instrumente der Runensänger zeigt. Jetzt gibt der Sprecher ein Zeichen und eine gedämpfte Weise klingt an; dann schwillts mächtiger und rauscht empor; Töne fallen ein, kristallhell wie Saitenklänge von Himmelspsaltern. Sie singen einen Psalm und die braunen, wilden Männer daneben lauschen mit scheuen Mienen. . . .

„Still mit dem Geplärre! Wollt Ihr das ganze Dorf auf die Beine bringen?“ erscholl plötzlich eine rauhe Stimme vom Feuer her. Und einer der Soldaten trat mit drohend erhobenem Kolben auf die Psalmensänger zu, welchen alsbald der Ton auf den Lippen erstarb. In der That hatten sich allgemach zalreiche Gäste aus dem Dorfe in den Hof geschlichen und um das Feuer gruppirt. Hie und da wurden unter diesen Zuschauern mißmutige Aeußerungen gegen die Soldaten laut, welche sich eben über ein Branntweinfäßchen gemacht hatten.

„Sollten sich schämen,“ erscholl es, „ruhige Landsleute wie Diebsgesindel bei Nacht und Nebel davonzuschleppen und mit Kolbenstößen zu tractiren“. . .

„Ist eine Schmach, Christenmenschen wie Raubgethier zu hetzen“ . . .

„Ists ein Verbrechen, die Bibel zu lesen und Psalmen zu singen?“ . . .

„He dort, Ihr Leute,“ rief jetzt einer der Soldaten zur Antwort, „fragt doch den Burschen mit dem schönen Haar dort“ — und er deutete auf den biblischen Trubadur, „*wie* er die Bibel liest mit den blauäugigen Dirnen an seiner Seite, welche kaum aus den Kinderschuhen heraus sind?“

Die Bauern murrten durcheinander:

„Verfolgt um des Glaubens Willen“. . .

„Auf unserer Väter freien Erde“. . .

„Gerade wie Tater und Fantenheiden“. . .

„Laßt's gut sein, Landsleute,“ ward jetzt plötzlich eine heisere Stimme hörbar, „den Bibellesern geschieht schon recht, Ihr wißts ja, daß sie schlimmer sind als alle Heiden der Welt, doch die Tater und das junge Weib, dem sie's Kind von der Brust gerissen, die sind wieder einmal den bösen Weg übern Wald herübergekommen, arme Leute!“

Und eine hagere Greisengestalt mit verwitterten Zügen und tieffunkelnden Augen, eine falbe Wildschur um den Leib und auf einen Espenknüttel gestützt, trat hart ans Feuer vor.

„Bei Sanct Olaf,“ rief einer der Soldaten, „der alte Lars! so kommt doch und wärmt Euch die Kehle. Ihr mögt uns dafür von den Tatern erzälen, die vom Finnenwalde herüber gekommen sind. Ihr kennt ja das Gesindel. Soll ein wunderlich Volk sein, he!“

Der alte Lars, der auch — warum, werden wir im Verlaufe dieser Geschichte ohne Zweifel erfahren, — der „tolle“ Lars genannt ward, streckte seine mageren Glieder ohne Weiteres am Feuer behaglich aus, nahm einen tiefen Schluck und murmelte: „Ist ein Gottestropfen so ein Feuertropfen.“

„Sind „Großwandringer“ von der „Steffenshorde“, fuhr er dann fort, die gefangenen Landstreicher aufmerksam musternd, „man sieht's an der dunklen Haut, den schwarzen Augen und Haaren, denn seht, die Fanten, die sind viel hellhäutiger. Haben auch kein so gutes Blut in den Adern wie die Tater.“

„Ist aber lauter ungetauftes, gefährliches Volk,“ meinte einer der Soldaten.

„Hum,“ antwortete der Hinterwäldler, „ungetauft — mag sein, doch was geht's uns an? Müssen denn alle Leute getauft sein? Ich frag' das, ich, der alte Lars von Glommenfoß, der gewiß ein getaufter Christ ist.“

Die Soldaten schüttelten die Köpfe, indeß ein beifälliges Murmeln durch die Reihen der Bauern lief.

„Und gefährlich, sagt Ihr, Kamerad,“ fuhr der Alte fort, „das ist wie man's nimmt. Auch das fromme Renn wird gefährlich, wenns gehetzt wird. Mir sind diese Leute allzeit ganz friedsam über den Weg gelaufen, die Tater wenigstens, was die „Mehltraber“ anbelangt, da ist's allerdings etwas anderes, denn die heißen wol ab und zu etwas mitgehen“. . .

„Mehltraber?“ fragte ein Soldat; „was sind das für Leute?“

„Das ist so ein Ausdruck im Walde hinten für die Fanten, weil sie nirgends vorüberkommen, ohne daß ihnen etwas kleben bleibt, wie Mehl auf des Müllers Sack.“

Die Soldatenrunde lachte hell auf.

„Und die Tater, meint Ihr, seien besser? Haben sie denn ein ehrlich Handwerk.“

„Ich will's meinen. Sie sind Professionisten, verstehen sich aufs Pferd und die Thierquacksalberei, wo unseren Roßkämmen und Viehdoctoren die Wissenschaft längst ausgegangen ist.“

„Und die Weiber mit ihrem bösen Zauber?“ warf eine Stimme aus dem ländlichen Auditorium dazwischen, „der Herr Vicar meint, sie verhexten unsere jungen Burschen.“

„Die Taterweiber verhexen den, der gern verhext sein will. Sollt' mich nicht Wunder nehmen, wenn auch der Herr Vicar den Zauber probiren möchte, sinds doch verteufelt schöne Weiber, die sich aufs „Augenspiel“ verstehen.“ Neue Heiterkeit zum Theile auf Kosten des Herrn Vicars, der nicht sonderlich beliebt zu sein schien.

„Ists wahr, Lars?“ fragte jetzt eine staatliche Bäuerin in verbrämtem Wamms, „daß sie auch einen „Silberzauber“ wissen, der einer jungen Dirne einen Brautschatz tief aus der Erde hervorglänzen läßt.“

„Mag sein, Mutterherzchen“, antwortete der Alte traurig, „doch hab' ich den Zauber nie probirt; hab' nie ein Brautkrönlein für Elsa schmücken lassen; Ihr wißt ja, wie ich sie verlor . . .“

„Armer Lars“, murmelten die Weiber, „das hat ihn um den Verstand gebracht.“ Von diesem Augenblicke an, war nichts mehr aus dem Alten herauszubringen, der unzusammenhängende Worte vor sich hinmurmelnd, das Haupt auf die Brust niederhängen ließ . . .

Jetzt rief eine Stentorstimme von der gedeckten Außentreppe des Pfarrhauses herunter:

„Bringt das Taterweib herauf. Seine Gnaden der Herr Fiscal wünscht sie zu sprechen!“

Und alsbald traten zwei Soldaten zur Taterin, welche unbekümmert um Alles, was ringsum vorging, regungslos da kauerte. Der Eine stieß sie rauh mit dem Kolben an. Das Weib, wild aufschauernd, ließ einen dumpfen Klagelaut hören, starrte die Männer einen Moment an und heulte dann mit gerungenen Händen:

„Mein Kind, mein Kind! Gebt mir mein Kind zurück!“

## 2.

Im Erdgeschoßsaale des Presbyteriums saßen drei Männer bei den Resten eines ausgiebigen Males. Die schwedische Punschflasche hatte das ihrige zu einer leidlich behaglichen Stimmung beigetragen, die sonst vielleicht unter den Dreien nicht so leicht herzustellen gewesen wäre, denn für den schärferen Beobachter schienen sie kaum sehr zusammenzupassen. Der Eine war ein hagerer, bleicher Mann von rätselhaftem Alter; er mochte dreißig, er mochte sechzig Jahre alt sein. Alles flieht in diesem Gesichte, alles weicht aus, entschlüpft dem Pinsel, der Kopf, der Blick, der Mund, die Stirne. Etwas Eisiges, Abgestorbenes, Lebensverloschenes liegt in diesen fahlen Zügen, über die nur hie und da ein böses Lächeln irrlichtert. Sonst gleicht der Mann einer Statue im Ueberzieher. Dieser Mann ist Herr von Dalström, der königliche „Fiscal“ für das Aggerhuuser Stift, eine Art von Gewissensprofoß, dessen weitere Bekanntschaft wir im Verlaufe des Gespräches machen werden. Die beiden anderen Männer sind jung; der Eine, lamentabel mager wie eine ausgehungerte Büchermade, mit stechendem Blicke, gewaltiger Papageiennase, gekniffenen Lippen und einem Gemische von Wermut und Honigseim in der ganzen Person, die insbesondere beim Lächeln etwas Anwiderndes hatte, ist der Vicar des Pastorates und der andere, eine kräftige Gestalt mit offenen, vertrauenerweckenden Zügen und hellem Blicke, der Indelta-Officier, welcher die Mannschaft im Hofe unten commandirt.

„Ein schöner Fang heute, Euer Gnaden," sprach der Vicar mit sauersüßem Grinsen, das Punschglas erhebend.

Der Fiscal, die bleigrauen Augendeckel schließend, nickte kaum merkbar mit dem Haupte, während der Officier mit einem Blicke nach der Thür sagte:

„Der Herr Pastor scheint auch gute Jagd zu haben, wie wir." Die letzten beiden Wörtchen hatten einen merklich bitteren Beigeschmack.

„Weil er so lange ausbleibt?" meinte harmlos der Vicar. „Du guter Gott, der Herr Pastor liebt die Bärenjagd über Alles und bleibt oft sogar die ganze Nacht aus, wenigstens wars so im verflossenen Jahre. Vielleicht jagt er auch noch anderes Wild..."

Der Fiscal blinzelte in sein Glas hinein, während der lauernde Blick des Geistlichen ihn scharf beobachtete. Der Officier aber sprang ungeduldig auf.

„Ich bin der Schergendienste müde," rief er erregt, „ein norwegischer Landwehrofficier ist kein Gendarm im Dienste der Kircheninquisition. Mit tiefem Widerstreben bin ich den Befehlen, welche mir Euer Gnaden von Christiania gebracht, nachgekommen. Ich sag' es ohne Hehl, mir scheint eine solche Razzia, wie wir sie heute um des „Glaubens" Willen ausgeführt, dieses Glaubens unwürdig."

„So meint Ihr, Lieutenant Peterson," fragte der Fiscal ruhig — ein böses Zucken um seine Lippen strafte übrigens diese Ruhe in unheimlicher Weise Lügen — „daß der Staat nicht das Recht habe, seine Bewaffneten der Kirche zu ihrem Schutze zur Verfügung zu stellen?"

„Ich meine, daß der Zustand der „Freiheit", in dem wir hier leben, die schmählichste aller Sclavereien, die Gewissenssclaverei bedeutet. Unter dem Vorwande, dem ausschreitenden Mysticismus der „Bibelleser" zu steuern, beugt die Kirche und in ihrem Dienste die Regierung das ganze Land unter eine entwürdigende Gewissenscontrole, verhängt Geld- und Gefängnißstrafen über säumige Kirchengänger, verbannt die sogenannten Glaubenslauen, welche nicht allösterlich die Communion empfangen und jagt sie recht- und heimatlos in die Welt hinaus. Und dies geschieht in einem protestantischen Lande, wo ein religiöses Toleranzgesetz existirt, in einem Lande, dessen Priester von freier Glaubensforschung sprechen!"

Eine Pause war eingetreten, worauf der Fiscal mit derselben eisigen Ruhe das Wort ergriff.

„Ich könnte Euch, Herr Peterson, die Antwort schuldig bleiben, denn ich stehe hier Kraft des Gesetzes als Beamter einer Behörde, welche Niemandem Rechenschaft schuldig ist, als Gott. Doch Euere Verirrung scheint mir zu beklagenswert, als daß es mir nicht Gewissenspflicht sein müßte, Euer Herz der Wahrheit zugänglich zu machen. Ihr habt von den schändlichen Gräueln gehört, welche die Secte der Bibelleser begeht, Ihr habt diese Gottlosen selbst inmitten ihrer „frommen" Orgien überrascht, wo sie in gänzlich unbekleidetem Zustande ihre verzückten Mysterien feierten. Kann die Kirche

solches geschehen lassen, ohne durch Toleranz sich an jener Gottlosigkeit mitschuldig zu machen? So straften wir, anfangs mit Milde, später härter und jetzt . . . ."

„Ists besser, jetzt?" unterbrach Peterson. „Ists nicht eher noch schlimmer? Haben sich Euere scharfen Waffen nicht gegen Euch selbst gekehrt? Verödet nicht das Land und wachsen nicht die Nomadenhorden der Tater und Fanten mit jedem Tage an von Flüchtlingen, die lieber Alles aufgeben, Besitz, bürgerliche Rechte, heimatliche Scholle, selbst Familie, nur um Euerem furchtbaren Gewissensdrucke zu entgehen? Straft die „Bibelleser" wie arme, tolle Menschen, die sie sind, macht sie mit jener Schonung unschädlich, welche die Geisteszerrüttung allezeit in Anspruch nehmen kann, aber macht nicht das ganze Volk durch Euere unerträgliche Glaubensbevormundung förmlich toll. Laßt die Leute sich mit ihrem Gewissen abfinden, wie sie's können und mögen und bei Euerem Antheile an der Seligkeit, es wird nicht schlimmer hier im Lande sein."

„So blieben sich demnach in den Augen des Herrn Peterson ein ketzerischer „Bibelleser", ein protestantischer Christ und ein heidnischer Tater ganz gleich?" warf der Vicar grinsend hin.

„Redet mir von den Tatern, die Ihr mit einer Grausamkeit ohne Gleichen verfolgt, insbesondere in dieser Vogtei hier, wo sich der Herr Pastor Monod, Euer Vorgesetzter, darin förmlich eine Art Berühmtheit gemacht hat" . . . .

„Da thut Ihr meinem gestrengen Herrn Pastor wirklich Unrecht, Herr Lieutenant," unterbrach der Vicar ironisch. „Hochwürden Monod ist wol einmal ein großer Taterfänger gewesen und hat manch' Fantenkind in den Schoß der heiligen Kirche gebracht, aber sein Eifer hat sich, Gott weiß warum, in der letzten Zeit merklich abgekühlt, ja es scheint jetzt fast, als fürchte sich der Herr Pastor vor den braunen Mondanbetern. Mags ihm wol irgend ein Taterweib angethan haben mit Zauber oder sonst wie — die Leute im Finnenwald hinten sagen, diese Weiber besäßen gar geheimnißvolle Macht."

Und der Vicar lächelte seltsamlich, dem königlichen Fiscal einen Blick zuwerfend, welchen dieser mit seinem eigenthümlichen Blinzeln beantwortete.

In diesem Augenblicke erschien das junge Taterweib auf der Schwelle. Sie hatte ihre Wolldecke abgelegt und zeigte sich nun in der ganzen tiefen Befremdlichkeit ihrer Erscheinung. Die Blicke der Anwesenden blieben unwillkürlich auf dem unheimlich schönen Geschöpfe haften. Die braune Tunica aus Wallmar-Stoff, mit blauroten Lappen ausgenäht, zeichnete elastisch-frische, üppige Jugendformen; ein breiter, blankgebuckelter Ledergürtel mit flimmernden, wunderlichen Zinnanhängseln umspannte die schlanken Hüften; — dies an sich wertlose Geschmeide bildete ein Gewirr von Amuletten und allerhand gewöhnlichen Gebrauchs-Objecten, darunter auch Löffel, Becher und Feuerzeug, welches an Kettchen herunterklimperte. Auf dem sorgfältig geschlossenen Busen ruhte eine kleine schwarze Hornkapsel und in den Ohren

hingen breite Bronceringe, von wo fahlfunkelnde Ketten sich mehrfach um den braunen Nacken schlangen. Die Waden stacken in Mocassins, mit Zinndraht verziert, und der kleine, hochspannige Fuß lugte aus birkenrindenen Sandalenschuhen hervor. Die Züge des Weibes waren nicht fein, aber regelmäßig geschnitten und die Augen, von tiefen, braunen Ringen unterlaufen, schwammen in einem unheimlichen, beinahe unerträglichen Glanze.

Als die Taterin eintrat, neigte sich der Vicar zum Fiscal und wispelte ihm einige Worte ins Ohr, worauf er auf den Wink des Herrn mit dem Officier den Saal verließ.

Der königliche Gewissensprofoß und das Taterweib waren allein . . . Der kühle, schlangenblütige Mann ließ sein graues verschleiertes Auge unverwandt auf der Gefangenen ruhen.

„Tritt näher,“ sprach er jetzt in fast wolwollendem Tone.

Die Taterin, scheu aufblickend, machte einen Schritt vorwärts.

„Wie nennt man Dich?“

„Borza, o Herr.“

„Woher kamst Du?“

„Von Mitternacht, wo die stillen Ströme ziehen.“

„Wie heißt Dein Stamm?“

„Die Kinder des Einäugigen.“

„Warum so?“

„Weil unserem Stammvater einst ein Auge ausgerissen ward.“

„Wie lebt Ihr?“

„In Kampf und Not.“ Eine Pause trat ein.

„Borza,“ begann Dalström wieder mit einer gewissen Feierlichkeit, „bedenke, daß jedes Deiner Worte, welche Du jetzt aussprechen wirst, Dich verderben oder retten kann. Gib Antwort: „Bist Du heute zum ersten Male an diesem Orte hier?“

Das Taterweib heftete sein tiefes glühendes Auge forschend auf das Antlitz des Richters, dann antwortete sie fest und kurz:

„Zum ersten Male.“

„Du warst nie früher in diesem Pfarrhofe?“

„Nie.“

Der Fiscal trat an eine Nebenthür:

„Herr Vicar, einen Augenblick, wenn ich bitten darf.“

Die Papageiennase des jungen Geistlichen kam zum Vorscheine und dann schob sich die ganze fragliche Gestalt nach.

„Euer Gnaden befehlen . . .“

„Ihr kennt dies Weib hier nicht?“

„Ob ich sie kenne? Es ist Borza.“

Die Taterin zuckte kaum merklich zusammen, indeß Herr von Dalström fortfuhr:

„So nannte sie sich selbst. Wo habt Ihr sie begegnet?“

„Hier, Euer Gestrengen, im Pfarrhofe von Ringlak.“

„Wann dies?“

„Es sind nun bald zwei Jahre.“

„Seid so gefällig, zu erzälen, unter welchen Umständen, Herr Vicar.“

Und der Profoß setzte sich nieder, während der Vicar mit einem scharf beobachtenden Blicke auf die unbeweglich dastehende Taterin begann:

„Es war eine eisige, grausige Nacht und der Sturm heulte, wie unsere Hinterwäldler sagen, aus Norsemann's Hölle. Da plötzlich ward an die Thür dieses Saales geschlagen und vom „Skiutspojke“* gemeldet, daß sich Tater in den Hof eingeschlichen hätten und in dem Heuschober versteckt lägen. In aller Stille machten wir uns auf die Füße, der Herr Pastor und ich und schlichen, von den beiden Knechten begleitet, hinüber. Wen fanden wir da tief im Heu eingewühlt? Dies Weib und einen alten, unheimlich aussehenden Mann mit wirrem, struppigem Graubarte, zerlumpten Kleidern und jenem eisenbeschlagenen Knüttel bewaffnet, welchen die Tater, wie Euer Gestrengen wissen, nie ablegen. Wir hießen das Gesindel aufstehen und den Pfarrhof verlassen, da es nicht angehe, daß so ungetaufte Heidenmenschen im Hause des Gottespriesters selbst Obdach fänden. Dies Weib aber starrte uns mit flammenden Augen an, ohne sich von der Stelle zu rühren. Da befahl der Herr Pastor den Knechten, Gewalt zu gebrauchen, denn Euer Gnaden wissen, daß Herr Monod damals noch“ — und der Erzäler betonte dies „damals“ — „wegen seines gottgefälligen Eifers gegen diese Heiden wolbekannt war. Zudem mußte der Herr Pastor annehmen, daß jene Beiden irgend etwas Schlimmes gegen ihn im Schilde führten, da die Tater schon einmal Feuer an das Priesterhaus gelegt haben, weßhalb er denn auch trotz der Bitten dieses Weibes, die vorgab, ihr alter Vater sei bis zum Tode erschöpft und halb erfroren, sich nicht bethören ließ und die Hexe mit ihrem Altvater in die böse, finstere Winternacht hinausjagte . . .“

Der Vicar hielt einen Augenblick inne, seine Auge unverwandt auf die Taterin gerichtet, deren Leib wie vom leisen Fieberschauern erbebte.

„Als wir sodann“, fuhr er darauf fort, „das Thor hinter den Beiden verriegelten, hörten wir plötzlich, lauter als das Heulen des Fjällsturmes, die Stimme dieses Weibes ertönen: „Hör mich, Du harter Priester eines harten Gottes, Du hast Borza von Deiner Schwelle gejagt glaubst Du? Aber Borza schwörts bei Dundra's stralendem Antlitze, sie bleibt bei Dir, trotzt Dir, trotzt Deinem Gotte.“ Ein grausiges Gelächter versprühte darauf in der Nacht und sie waren Beide weg . . . .“

„Seltsam,“ murmelte der Fiscal, „höchst seltsam und was mochte das wilde Weib wol mit jener geheimnißvollen Drohung sagen wollen?“

„Wir beachteten die Worte der Taterin anfänglich nicht, aber als wir im Heu eingewühlt ein seltsames Idolenbild auffanden, da meinte der Herr

* Postjunge, welcher die Reisenden begleitet.

Pastor, wenn ein Christenmensch an einen Zauber glauben könne, so müsse er diesem Bilde innewohnen und wollte es vernichten. Ich aber rettete es und hier ist es, Euer Gnaden ....“

Mit diesen Worten zog der Vicar eine kleine Statuette aus der Tasche, welche er auf den Tisch hinstellte ....

„Großer Dundra,“ murmelte das Taterweib, sich vor dem Bilde in den Staub werfend, „gib mir Kraft und blende das Auge dieser Männer.“

Der Fiscal betrachtete das Idol mit einiger Neugierde. Es war roh aus dunklem Steine gehauen, etwa zehn Zoll hoch, ein spitzköpfiger Gott mit einer Feder in der rechten, ausgestreckten Hand und einem Schwerte in der Linken.

„Solche Bilder betet Ihr also an, Ihr Götzendiener?“ fragte der Fiscal streng, zu Borza gewendet.

Diese, trotzig aufblickend, erwiderte ruhig:

„Die von uns das Brod Euerer Kerker aßen, brachten uns die Kunde, daß auch Christen Bilder anbeten, die sie herrlich schmücken und denen sie im Staube dienen. So sind also auch Christen Götzendiener.“

Der Vicar hob die Hände gegen Himmel, wie um ihn zum Zeugen so unerhörter Lästerung anzurufen, indeß Dalström sich mit einem besonders häßlichen Lächeln begnügte.

„Und,“ fuhr er dann plötzlich zum Vicar gewendet wieder fort, „Ihr habt weiter dies Weib nicht mehr gesehen?“

„Euer Gestrengen vergeben, ich sah Borza zum zweiten Male vor wenig Monden ...“

„Hier?“

„Nicht hier, sondern im Gebirge hinten, beim Glommenfoß, als wir von der Jagd zurückkamen; sie schlich um die Säterhütte der alten Lars ..“

„Und die beiden Knechte von jener Nacht ...“ forschte der Beamte weiter.

„Sind bald nachher weggeschickt worden.“

„Ich danke Euch, Herr Vicar,“ schloß Dalström mit einer Handbewegung, worauf der junge Geistliche mit einer Verbeugung abtrat.

Die beiden Männer hatten während der letzten Augenblicke die Taterin weniger scharf beobachtet, sonst hätte ihnen eine gewisse Veränderung in ihrem Wesen nicht entgehen können. Bei der Erzälung des Vicars nur mit Mühe ihre tiefe Erregung niederkämpfend, hatte sie nach und nach wieder ihre ganze starre Ruhe gewonnen, worin sie der Anblick des Idoles nur noch bestärkt zu haben schien. Mit ihrem sprichwörtlichen Taterscharfsinne hatte sie nämlich erkannt, daß die beiden Männer eine Comödie spielten, um ihr ein Geheimniß zu entlocken. Ein solches Geheimniß, welches sowol ihr selbst, als einem Anderen verderblich werden konnte, besaß sie nun allerdings, aber sie war fest entschlossen — wie das Stoßgebet an Dundra bewies — sich dasselbe um keinen Preis abringen zu lassen.

Jetzt erhob sich der Fiscal mit der plötzlichen Frage:

„Dein Vater ist in jener furchtbaren Nacht wol elend erfroren? . .“

„Mein Vater, Herr? O wenn ich meinen Vater gekannt hätte!“

„Du läugnest?“

„Herr, Deine Worte sind dunkel . . .“

„Du wolltest Dich rächen an dem Christen, Elende, bekenne,“ zischte Dalström mit einem Schlangenblicke.

„Hab' Erbarmen, Herr, mit Borza! Was that sie Dir?“

„Du hast ein Kind?“

„Herr, sie haben mir ihn von der Brust gerissen, meinen süßen Wurm, als ich ihn eben mit meinem Herzblute labte . . . Ich hört' ihn nach meinen Brüsten wimmern, o Herr, es verschmachtet, mein armes Kind, o gib es mir wieder . . .“

„Falsche Natter, ist das Kind auch Dein Kind? . . Bekenne . . .“

„Welch' Verbrechen, beim ewigen Dundra! . . . .“

„Daß Du wilde Rache geübt an Gunial Monod, der Dich hinausstieß mit Deinem Vater . . . daß Du ihm sein Kind geraubt . . . denn sein Kind ists, das man Dir nahm, nicht das Deine, elendes Weib . . .“

Borza schlug sich die Fäuste vors Antlitz . . . Auf diese Anklage war sie nicht gefaßt gewesen . . Wie irr rollte ihr Auge umher, als suche es einen Halt.

Dalström triumphirte . . . Kinderraub, von Tatern begangen, ward vom Gesetze mit Tod bestraft und um diese Anschuldigung zu entkräften, mußte sie das Wort aussprechen, das der Fiscal und sein Schützling, der Vicar, mit der Ungeduld des Hasses erwarteten, das Wort, welches den Pastor Gunial Monod der Sünde mit einem heidnischen Taterweib überwies, ein Verbrechen, welches zwar auch dem Weibe hart, dem schuldigen Priester aber noch härter angerechnet würde. Wie lechzten Beide nach diesem Worte, der kalte, grausame Inquirent und der Vicar, der hinter der Thür horchte! Denn Beide haßten den jungen Priester aus tiefster Seele; Dalström, weil Gunial ihm die Braut einst abwendig gemacht, der Vicar, weil es ihm nach der besten Pfarre im Stifte, nach Gunials fetter Pfründe seit Jahren gelüstete! . . .

Und um ein Geringes wäre Borza dem schlauen Manöver des Fiscals zum Opfer gefallen. . .

„Ich m e i n Kind geraubt? Mein Fleisch und Blut?“ kreischte sie.

„Elende, so willst Du einen Priester Gottes Lügen strafen? Monod selbst klagt Dich an“. . .

Die Taterin schlug eine wilde verzweifelnde Lache auf.

„E r klagt mich an, e r kann sagen, daß . . . . . .“ Und ihre Stimme erstarb plötzlich in einem Hauche: „Gunial!“ . . . .

3.

Eine hohe Männergestalt erschien im Thürrahmen. Es war Gunial Monod, der Priester von Ringlak. Seine Erscheinung hatte etwas mehr welt-

männisches, als priesterliches, wozu das graue Jagdkleid ein Erhebliches beitragen mochte. Es war ein schöner, bartloser Mann mit langem, weißblondem Haare, tiefblauen Augen, einer tiefen Falte zwischen den lichten Brauen und einem nervösen Lächeln um die schmalen Lippen, das kein Vertrauen erregte. Als er eintrat, flogs wie Wetterleuchten über seine feinen Züge, aber er verlor keinen Augenblick die Selbstbeherrschung. Ohne das Taterweib zu beachten, trat er in ausgesucht artiger Weise auf den Fiscal zu, verbeugte sich und entschuldigte sich über sein langes Ausbleiben, welches er durch eine unfreiwillige Verspätung auf der anderen Seite des Sees erklärte.

Erst nachdem er dem königlichen Beamten eine nicht geringe Anzal von verbindlichen Dingen gesagt hatte, warf er einen Blick auf Borza und zwar einen so seltsamen Blick, daß diese die Stirne, die sie eben erhoben hatte, wieder niedersenkte.

„Euer Gnaden verhören da ein Taterweib, wie es scheint,“ bemerkte er sodann in leichtem Tone.

„Verhör ist vielleicht nicht das richtige Wort, Herr Pastor“, erwiderte mit einigen Zögern der Fiscal, welcher seinen Unmut über das plötzliche Erscheinen Monod's nur mit Mühe zu verbergen vermochte. „Aber in allen Fällen ist mir Ihre Ankunft sehr gelegen, denn Sie werden dies Weib gewiß wieder erkennen“. . .

„Ich, Herr von Dalström? Ganz und gar nicht. Wie ist ihr Name?“

„Borza.“

„Borza, Borza,“ murmelte der Pastor, „der Name ist unter den Tatern sehr bekannt, ich könnte sagen gewöhnlich, denn mir sind in meiner Praxis als Taterfänger gewiß zwei Dutzend Borza's vorgekommen . . . Uebrigens da glaube ich mich doch zu erinnern. Vor bald zwei Jahren jagten wir eine Borza aus dem Heuschober drüben“. . .

„Dieselbe ist diese hier,“ beeilte sich der Fiscal mit ungeschickter Hast zu unterbrechen.

„So glaubt' auch ich eben, von der Aehnlichkeit getäuscht, einen Moment, Euer Gnaden, aber ich bemerke jetzt, daß diese da kleine schöne Hände hat mit all' ihren zehn gesunden Fingern, während jene Borza, welche uns mit ihrem Zorne bedrohte, den Ringfinger der linken Hand verloren hatte, ein interessantes Detail, welches mir ganz besonders auffiel, weil diese Verstümmelung, wie Euer Gnaden zweifelsohne wissen, bei den Taterfrauen meist die Bestrafung für einen begangenen Fehltritt bedeutet“. . .

Dalström war von der ruhigen, sicheren Haltung des Pastors aufs Tiefste verblüfft. Sollte die ganze Geschichte mit Borza, welche ihm der Vicar ins Ohr geblasen hatte, nichts als eine meisterhaft angelegte Intrigue des Letzteren gewesen sein, um den Pastor zu compromittiren? Dieser Gedanke jagte dem hochmütigen Manne fast eine Röte ins bleifarbene Gesicht. Wenn er sich auf so plumpe Weise übertölpeln ließ und seinen Haß zum Werkzeuge eines frechen Intriganten erniedrigt hatte, was dann?

Borza, welche die ganze Zeit abseits gehorcht hatte, war schlau genug, um die Verlegenheit ihres Peinigers zu durchschauen . . . der Hilfe Gunial's sicher, beschloß sie deßhalb auch ihrerseits einen Schlag gegen den Mann zu führen, welcher sie eben so geschickt an den Rand des Verderbens gedrängt hatte. Mit einer raschen Bewegung zwischen die beiden Männer tretend, wendete sie sich zum Pastor:

„Herr, ists wahr, daß Du mich anklagst, Dein Kind geraubt zu haben?"

„Mein Kind? Wer sagt dies?"

„Dieser Mann da."

Ein triumphirendes Lächeln umspielte die ironischen Lippen Monod's. Der letzte Zweifel verschwand; dieser letzte Kunstgriff gegen Borza's Festigkeit verriet die geheime Absicht seiner Feinde.

„Armes Weib," sprach der Pastor mit einem Anfluge von Mitleid, „da bist Du wol in aller Unschuld zu schwerer Anklage gekommen. Dieser Herr ist ohne Zweifel falsch berichtet worden oder sollten Euer Gnaden wirklich nicht wissen, daß mir Gott das größte Glück des Mannes, das Vaterglück, bis jetzt versagt hat?"

Der Fiscal fand kein Wort der Erwiderung.

Glücklicherweise erhob sich der Pastor, welcher die Verlegenheit seines Gastes ganz und gar nicht zu bemerken schien und sprach zu Borza:

„Du kannst Dich jetzt entfernen, ich habe mit diesem gestrengen Herrn Wichtiges zu sprechen."

Mit diesen Worten geleitete er die Taterin an die Thür, trat hinaus und rief nach der Wache. Während die Soldaten dem Rufe Folge leisteten, flüsterte er Borza rasch die Worte zu:

„Sei ruhig, Du sollst gerettet werden und Dein Kind wieder bekommen. Wirf nur die Giftbüchse hinter Dich!"

Ein Stral aus dem tiefen Auge Borza's traf den schönen Priester, der mit einem Lächeln antwortete, dann gabs auf dem Estrich einen matten Klang und Gunial raffte eine kleine, zinnerne Büchse auf, welche er sorgsam zu sich steckte, worauf er sich zu den Soldaten wendete:

„Dies Weib bewachet scharf, bis sie in sicheren Gewahrsam für diese Nacht gebracht wird."

Nach diesem mit lauter Stimme gegebenen Befehle kehrte der Pastor von der Flur in den Saal zurück, schritt an dem Fiscal vorüber und stieß mit einer so raschen Bewegung eine Nebenthür auf, daß man darinnen eine Person heftig zurücktaumeln hörte . . . Es war der lauschende Vicar, welcher alsbald die Stimme seines Vorgesetzten vernahm:

„Einen Augenblick, Herr Vicar, wenn ich Sie ersuchen dürfte."

Der Horcher erschien mit ziemlich kleinlauter Miene.

„Herr von Dalström," sprach dann der Pastor mit Nachdruck, „ich hätte Sie um eine Gnade zu bitten". . .

„Der Herr Pastor sehen mich gern bereit."

„Ich danke Ihnen. Und so ersuche ich Sie denn im Namen der vielleicht nicht unerheblichen Dienste, welche ich der hohen Kirche geleistet habe, in Christiania die nötigen Schritte thun zu wollen, daß dieser Mann, mein Vicar, der mir verläumderisch nach Ehre und Stellung trachtet, abberufen und durch eine ehrenhaftere Person ersetzt werde“. . .

* * *

Stille wars im Schlafgemache. Ein junges Weib, zart und schmächtig, von kränklichen sanften Zügen, ruhte in feinen Linnen, es war Hjerta Monod, des Priesters Weib. In einer Wiege nebenan lag ein wenige Monate altes Kind, tiefentschlummert, es war Borza's Kind. Und über die Wiege neigte sich der Priester, den Athem verhaltend, in des Kindes Anblick ver[illegible] Einmal hatte Hjerta süße Mutterhoffnung gehegt, da kam eine f[illegible] Nacht, wo rachsüchtige Tater den „roten Vogel“ vom Dachfirst des [illegible] hauses flattern ließen und mitten im brennenden Hause vernichtete der [illegible] schreck die zarte Frucht unter dem Herzen der jungen Pastorin. Seit dieser Nacht wartete die damals vorbereitete Wiege vergebens auf Einquartierung, sieben volle, lange Jahre, bis die Tochter des Taterweibes kam und unter ausgiebigem Lärm von dem duftigen Asyle unfreiwilligen Besitz ergriff.

Hjerta Monod war ein frommes Weib, frommer, orthodoxer Leute Kind und als solches der Ansicht, daß es durchaus christlich, ja geboten sei, die Kinder der jammernden Tatermütter vom warmen Busen hinweg ins kalte, seligmachende Taufbecken zu tauchen und waren dann die Würmer getauft, wärs ja ungeheuere Sünde gewesen, sie wieder ihren heidnischen Müttern zurückzugeben. Das ging nicht an, du gnadenreicher Gott! Die Taterinen hätten ja ihr getauftes Fleisch und Blut wieder den Idolen geweiht, nein, wahrhaftig, das ging nicht an. So war Borza's Kind der frommen, kinderlosen Pastorin doppelt willkommen, einmal weils zu gottgefälligem Werke ein Vorwand und dann, weil eben ein Kind an den öden Herd kam. Ich kann selbst nicht sagen, wie darüber Hjerta gedacht hätte, wären ihr die wolbegründeten Rechte ihres Gatten auf Borza's Kind bekannt gewesen, sie wollte eben um jeden Preis Mutterpflichten üben.

Gunial ward denn auch von diesem heißen Herzenswunsche seiner Gattin in seiner Absicht auf das Trefflichste unterstützt, indem diese seine Absicht war, das Kind um jeden Preis zu behalten, nachdem der Zufall es einmal in seine Gewalt gebracht, denn der Zufall war es, der bei dem von dem Fiscal veranstalteten Taterfange Borza mit ins Netz gezogen hatte. Borza, die Taterin, war bei dem Christenpriester, war — wie sie gedroht — in seinem Herzen geblieben und seine Geliebte gewesen und das Kind Borza's war Gunial's Kind. Der Leser hat es längst geahnt, aber was er vielleicht kaum geahnt, das ist der tiefe Gräuel solcher Sünde vor der heiligen souveränen Staatskirche, welche vor zwanzig Jahren noch im nordischen Dreikronen-Reiche herrschte. Es ward oben schon angedeutet, was den Pastor

Monod bei Entdeckung dieses Verbrechens erwartete: Verlust aller Würden, Kerkerhaft, ewige Verbannung und dies Kraft des Gesetzes.

Gunial war einen Moment hart am Abgrunde gestanden, sprach die geängstigte Borza ein Wort mehr, so war er verloren! Seine Geistesgegenwart hatte ihn gerettet und die Feinde von der Fährte abgebracht. Doch ein geringer Umstand konnte ihren für einen Augenblick abgelenkten Spürsinn wieder auf die rechte Spur zurückbringen, und wenn Borza mit den anderen Gefangenen nach der Hauptstadt geführt wurde, so war die Gefahr kaum abzuwenden, denn der Fiscal, dessen Haß Gunial schon öfter gefühlt, würde schon Mittel und Wege finden, dem Taterweibe sein Geheimniß zu entreißen. — Es blieb nun für Monod der einfache Ausweg, Borza, seinem M[illegible]en gemäß, in der Nacht entweichen zu lassen, aber einmal konnte [illegible] wieder eingefangen werden und dann wußte er zu gewiß, daß sie lieber [illegible] ohne ihr Kind entfloh, denn Tatermütter sind darin löwenmütterlich g[illegible] und was Gunial anbelangt, so war in ihm der tiefinnerste Vaterinstinct mit wahrhaft dämonischer Macht erwacht! Er gab das Kind nicht hin, lieber sein Blut . . . Blut! Der Gedanke schien ihm durch's Hirn zu funkeln, als er eben sich krampfhaft an seinem Bette festklammerte, um sich gegen eine fürchterliche Versuchung aufzubäumen, die ihn fortzureißen drohte . . . Was Versuchung! Wars nicht schon vor einer Stunde ein reifer Gedanke, fast ein Entschluß, als er dies Friedensgemach betrat? Mit bösem Zauber umgarnte die Taterin den Priester; der Zauber mußte gebrochen werden. Sein Blut! Und warum nicht lieber ihr Blut . . . Einer der Soldaten muß wol Feuer geben, wenn die Gefangene entfliehen will . . . Doch die Soldaten sind eingeschlafen bei der Wache, Gunial weiß es wol, denn eben tritt er vom Fenster zurück, wo er sachte die Vorhänge gelüftet, daß der Schein des im Hofe müde abflackernden Feuers einen roten Streif in die Ampeldämmerung des trauten Gemaches geworfen hat . . . Der Schnaps, den die Soldaten getrunken, war wol — wie die Finnmärker sagen — von Kartoffeln gebrannt, die auf Gräbern gewachsen, denn solcher Schnaps macht schlafen . . . oder sollte da die Giftbüchse Borza's im Spiele sein? Vielleicht, es sind ja allezeit Opiumknollen in diesen taterischen Heilbüchsen!

Jetzt ists wieder ganz stille im Schlafgemache; das tiefe Keuchen einer Menschenbrust, welche der Alp des verbrecherischen Gedankens zusammenpreßt, war verstummt, man hörte nur die ruhigen Athemzüge eines friedlichen Schlafes und hie und da das leise Wimmern eines bösträumenden Kindes . . . Doch, wo ist Monod?

Es war im Erdgeschoße ein kleines Stübchen mit festen Fenstergittern und altem Getäfel. Hier harrte Borza der Rettung. Dunkel herrschte, nur der Feuerschein im Hofe rötete leicht die Gitterstäbe. Wo der dunkelste Winkel war, standen starr in der Luft zwei dämmernde Punkte, vergleichbar den Feuerraupen, von denen die Geisterseher sprechen . . . es waren die glühenden Augensterne der gefangenen Taterin. Jetzt ward in der anderen Ecke des

Raumes plötzlich ein Geräusch hörbar, als schiebe sich ein Schalter zurück und eine Stimme flüsterte:

„Borza!“

Das Weib sprang auf. Die Stimme fuhr fort:

„Es ist bald Mitternacht; die Soldaten schlafen, nimm diesen Schlüssel und öffne sachte, die Hinterthür dem Wald zu ist offen . . .

Und die Taterin fühlte etwas Kaltes in ihrer tastenden Hand; es war der Schlüssel.

„Und mein Kind, Gunial?“

„Du sollst es später haben. Jetzt kann ichs nicht wegnehmen, Hjerta bewacht es.“

„Dann nimm den Schlüssel zurück, ohne mein Kind gehe ich nicht . . .“

„Unselige, sie werden Dich tödten . . .“

„Eher sterben, als leben ohne das Kind . . .“

„Borza, die Zeit drängt, entschließe Dich . . .“

„Ich bleibe . . .“

„Du sollst das Kind haben, tolles Weib, warte an der Hinterthür . . .“

„O Dank, Gunial, Dundra beschütze Dich . . .“

Der Schalter ward wieder zugeschoben. Ein Vexirstück war dies keines. Im Verlies daneben befand sich einfach die nach norwegischer Sitte wie ein Wandschrank in die Mauer eingelassene Schlafstelle eines der Knechte, den Gunial weggeschickt hatte. Das Guckfenster ging von da nach der Stube heraus.

Die Taterin wartete noch einige Augenblicke, dann öffnete sie die Thür. — Eine Wache kauerte nebenan, den Kopf auf den Knien in tiefem Schlafe. Behend schlüpfte sie hinaus und eilte der Hinterthür zu . . . Plötzlich krachte ein Schuß . . . die Taterin stürzte wie vom Blitze getroffen nieder. Die Wache aber taumelte schlaftrunken empor, nach dem Gewehre haschend, das in ihrem Arme lehnte . . . Der Lauf war warm und ein verfliegend Wölkchen flatterte an der Mündung. Hatte der Soldat, plötzlich erwachend, auf die Flüchtige Feuer gegeben? Es konnte wol nicht anders sein, obwol der Mann selbst sich nicht daran erinnerte. Bald war der ganze Pfarrhof auf den Beinen, die Soldaten rumorten gewaltig umher, bis sie Borza fanden. Sie war todt. Im Schlafgemache drinnen aber stand ein todtbleicher Mann, den stieren Blick auf das Kind der Taterin gerichtet, das jäh aufgeschreckt in Krämpfen lag.

Der Mann war der Priester Gunial Monod. . . .

## 4.

Und sie ward Ola getauft, ein milder, ernster Heiligenname, . . . die „Gottentstammte.“ Nie sah man ein schöneres Kind, aber auch nie ein seltsameres. Ihre Amme war eine Bäuerin aus dem frommen Gulbrandsdalen

von jener markigen Milch- und Blutrace, welche schon König Hakon's Töchter mit ihrem strotzenden Lebenssafte genährt hat. Das Kind, welches die ersten Monate von der vielleicht herberen Milch seiner in Angst und Sorge umherschweifenden Tatermutter gekostet hatte, ließ sich den Wechsel, wie es schien, gern gefallen und trank begierig an der vollen süßen Brust der „weißblütigen," gemütsruhigen Amme, ja so begierig, daß diese sich fast vor dem Fantenkinde fürchtete, das ihr nach ihrer Aussage wie eine junge Schlange vorkam, welche ihr alles Lebensblut aussaugen wollte. So wuchs die Kleine ungemein kräftig und entwicklungshaftig heran, so daß sie bald in der Lage war, ihrer Ernährerin die Zähne fühlen zu lassen. Und je kräftiger sie wurde, desto bleicher und reiner ward ihre Haut, desto silberiger wurden ihre Haare, desto tiefer ward der unheimliche Glanz der großen Augen mit den braunen Ringen. Das Gesinde hatte strengsten Befehl, dem Kinde nie von seinem Ursprunge zu reden, es sollte als Kind des Pfarrhofes aufwachsen, als wäre es Hjerta Monod's Kind. Als solches ward es dann auch bald gewohnheitlich so sehr betrachtet, daß die Gulbrandsdalerin ab und zu die Kleine in schwierigen Fällen mit dem gewöhnlichen Kinderschreckworte der norwegischen Bäuerinen: „Sei ruhig oder der Fant kommt Dich holen," behandeln wollte. Doch da kam sie schön an, Ola schien den „Fant" nicht im geringsten zu fürchten und forderte ihn durch ihr verdoppeltes Geschrei in förmlichem Trotze heraus. Die Kleine war übrigens nicht schlimm nach des Wortes kinderstubengeläufigem Ausdrucke; am Tage verhielt sie sich meist ruhig und begehrte nicht gar viel, war weder heftig noch gewaltsam in den natürlichen Zerstörungs-Anwandlungen, wobei sie mit einer methodischen Ruhe zerfetzte, zerriß und zerstückelte, die ernstliche Bürgschaften gegen eine entschieden cholerische Charakter-Anlage zu bieten schien, bei Nacht aber, da wars anders, denn die Nächte, die waren fürchterlich.

Der graue Alp mit seinem ganzen Gefolge von Spuckgestalten lagerte sich um die Wiege, wo im lavendelduftenden Linnen das Kind der Taterin schlummerte. Der Traum der Kleinen mochte sich dann mälig verdüstern und mit schreckhaften Gesichtern bevölkern, denn sie ward immer unruhiger, Schweißtropfen perlten auf ihrer kalten Stirne, ein leises Wimmern entschlüpfte ihren Lippen, und dann waren's angstgepreßte Klagelaute; zuweilen schlug sie dabei die Augen groß auf und schloß sie rasch wieder, als hätte sie noch Aengstlicheres gesehen, bis sie jäh aufschreckte und das ganze Haus mit ihrem gellen Hilfgeschrei aus den Federn jagte. Bebend an allen Gliedern blickte sie dann einen Augenblick stier umher, um sich endlich tief unter die Decke zu begraben. In solchen Nächten durfte sich ihr Vater von allen Personen am wenigsten nahen, indem dann alle Beschwichtigungs-Versuche umsonst erschienen, so wild und angstvoll geberdete sich die Kleine. Und doch, wie liebte Gunial das Kind, das Borza geboren! Er war es, dessen anbetendes Beispiel den Cult für das Taterkind zu einer Hausreligion in diesem Priesterhause erhoben hatte und Hjerta war nicht zurückgeblieben. Kaum verging

eine Nacht, ohne daß der Pastor auf den Zehen zur Wiege Ola's geschlichen kam, um ihren Schlummer zu belauschen, doch nicht selten kehrte er mit gesenkter Stirne zurück, indem das unter seinem unverwandten Blicke plötzlich erwachte Kind die Zeichen des größten Schreckens von sich gegeben hatte.

In den schlimmsten Nächten des Kindes war Alles in Aufruhr im Pfarrhofe. Die Hunde heulten jämmerlich, die Knechte zündeten Glühspäne an, was in den norwegischen Gehöften stets geschieht, um Gespenster zu verjagen, ein Fall, der hier — wie man sich in der Gesindestube scheuen Blickes zuraunte — entschieden vorlag, denn es konnte kein Zweifel bestehen, daß die todte Taterin ihr Kind von Zeit zu Zeit besuchen kam. Die ausgiebigste Nahrung erhielt dieser Wahnglaube in einer Octobernacht. Es war still, kalt und mondhell. Durch die schwarzen Wipfel der majestätischen Tannengruppe des Pfarrhauses funkelten die Sterne so klar, wie in einer mystisch hellen Schneenacht. Kein Laut entweihte die tiefe Stille, nur hie und da ertönte vom See her jenes traumhafte Flöten der letzten verspäteten Singschwäne, welches wie Geisterlockruf durchs sonore Röhricht streicht. Plötzlich — es war Mitternacht — schlugen die Hunde in mondtollem Gebelle an und fast zu gleicher Zeit gellte ein markerschütternder Kinderschrei durch das Haus. Todbleich umstanden wenige Augenblicke später alle Bewohner das Bett der fünfzehn Monate alten Ola, welche sich in den furchtbarsten Krämpfen krümmte. Nachdem die erste Schreckenslähmung abgeschüttelt worden, stoben zwei Knechte wolberitten nach Ringsager, der nächsten kleinen Stadt, davon, um den Arzt herbeizuschaffen. Der Morgen graute, als der Doctor an das Bett der Kleinen trat, die nun mit tiefen ruhigen Athemzügen den versäumten Schlummer nachzuholen schien. Wenige Stunden darauf erwachte die Kleine und verlangte ihr Spiel, der Pastor aber erinnerte sich mit Grauen, daß in dieser Nacht gerade um diese Schreckensstunde Borza . . . erschossen worden war, weil sie entfliehen wollte. Und so stark Gunial sich auch dem Aberglauben gegenüber fühlen mochte, so konnte er sich doch eines dunklen Gefühles nicht erwehren, als webe „Mutterzauber“ vielleicht noch aus dem Grabe über dem Haupte des Kindes seine geheimnißvollen Zeichen.

Jahre vergingen voll böser, banger Alpnächte, aber trotzdem gedieh Ola ganz wunderbar kräftig. Sie war ein schlankes Kind von sieben Jahren geworden, zart, elastisch in der Bewegung, gar wolgebildeten Körpers, der eine auffallende Frühreife verriet. Hjerta Monod war jetzt eigentlich beinahe überzeugt, daß die Kleine ihr Kind und nicht das der Taterin war, so sehr hatte sie sich in einen gewissen Mutterstolz hineingelebt. Indeß fand sie sich darin von Ola einigermaßen ermutigt, indem das Kind ihr weit mehr Zuneigung zeigte, als seinem Vater. Einmal fragte die Pastorin die Kleine, was sie denn eigentlich in ihren so ängstlichen Nächten träume.

„Mir ist nicht, als ob ich träume“, antwortete Ola mit einem matten Lächeln, „ich glaube vielmehr zu wachen und dann ists mir, als neige sich

über mich ein schönes, braunes Weib mit tiefen, schwarzen, leeren Augenhöhlen“ — sie schauerte unwillkürlich zusammen — „und einer blutigen Wunde hier am Herzen . . . das Weib sucht mich zu küssen und zu fassen und ich will ihr entrinnen . . .“

Das Kind bedeckte das Gesicht mit den Händen . . . .

Die Pastorin erzälte dies wieder ihrem Gatten, der an diesem Abende kein Wort mehr über die Lippen brachte.

Krank war Ola nie gewesen bis zu ihrem achten Jahre, doch auch diese Angst sollte ihren Eltern nicht erspart werden. Eines Tages nämlich zeigte sie plötzlich eine tolle Lustigkeit, redete irr, fing darauf bitterlich zu weinen an, klagte über schweren Kopf und verfiel schließlich in eine tiefe Schlafsucht, welche einen wahrhaft scheintodten Charakter annahm. Zwei Tage und eine Nacht dauerte der Schlaf des Kindes, an dessen Lager das ganze Haus wachte. Der Arzt hatte sich anfangs mit Kopfschütteln geholfen, als er jedoch von den Eltern aufs Härteste bedrängt, weder aus noch ein wußte, ward ein erfahrenerer Heilkünstler herbeigeschafft, welcher nach kurzem Zögern den Zustand für eine Opiumvergiftung erklärte, und unter den Spielsachen des Kindes zufällig kramend, eine kleine Zinnbüchse von wunderlicher Form hervorzog, worin er nebst einigen mehr oder minder seltsamlichen Droguen auch einige Stücke gekneteten Opiums vorfand, von welchem Ola beim Spiele ohne Zweifel genossen haben mochte. Und so wars in der That, denn die Mittel gegen die Wirkung des narkotischen Giftes erwiesen sich sofort als wirksam und die Kleine ward nach einiger Zeit wieder hergestellt. Gunial aber hatte zu seinem Schrecken in der zinnernen Kapsel die „Giftbüchse“ Borza's erkannt, aus welcher er in jener Nacht, die der Gewissensleck seines Lebens blieb, geschöpft hatte, um den Wachsoldaten den Schlaftrunk zu mischen.

„Ists doch fast, als wollte sie ihr Kind nach sich ziehen,“ murmelte er düster, die gefährliche Büchse in den See schleudernd . . . .

* * *

Die größte Zuneigung hatte Ola weder für Hjerta, noch sonst Jemand, der im Hause wohnte, sondern für eine Person, die ab und zu in den Pfarrhof kam, nämlich den „tollen“ Lars, eine Zuneigung, welche der seltsame Alte dem Kinde reichlich heimzalte. Lars, der „Taterfreund“, bewohnte seit Jahren eine Säterhütte am „Glommenfoß“ mit ein paar Quadratklaftern felsigen Terrains, auf dessen spärlich verstreutem Humus kaum eine Garbe Roggen gedeihen wollte. Von diesem mageren Besitzthume mußte er an den Pfarrhof, den wahren Eigenthümer desselben, einen jährlichen Bodenzins entrichten, welchen er durch allerhand Drechslerarbeiten zu erschwingen trachtete. Im Allgemeinen begegnete man den Alten kaum sonst am See drunten als zum Kirchgange, aber desto häufiger im Finnenwalde, dessen

Holzknechte, Kohlenbrenner und „Neubauern“* seine besten Kunden waren. Im Pfarrhofe von Ringlak war Lars in den ersten Lebensjahren Ola's nur um die Zeit der Zinserlegung erschienen, als aber das Kind heranwuchs, waren seine Besuche ziemlich häufig geworden, ja sogar allzuhäufig für den Herrn Pastor, welcher auf die sichtliche Vorliebe seiner Tochter für den Alten um so eifersüchtiger war, als Ola ihren Vater selbst mehr zu verkürzen schien.

Monod haßte übrigens den Hinterwäldler noch aus einem anderen Grunde; er hatte ihn nämlich im Verdacht, über die Geburt Ola's mehr zu wissen, als alle anderen, denn das Kind war in der Säterhütte zur Welt gekommen. Hatte nun Borza etwas verraten oder nicht, darin lag der peinliche Zweifel, welcher dem Pastor die Anwesenheit des alten Lars in der Gegend wenig wünschenswert machte. Längst hätte er ihn deßhalb schon aus der Hütte vertrieben, wäre nicht der Alte im Dorfe, sowie im Walde hinten in einem gewissen Ansehen gestanden. Von der orthodoxen Seite war ihm trotz seiner etwas freien Zunge nichts anzuhaben, denn er befolgte streng die Vorschriften bezüglich des Kirchenbesuches und der österlichen Communion. Da erschien dem Pastor eine namhafte Erhöhung des Bodenzinses das einfachste Mittel, welches er denn auch beim nächsten Zinstermine in Anwendung brachte. Doch da hatte er ohne die Protection gerechnet, die Ola ihrem Freunde von Glommenfoß angedeihen ließ und welche der Alte schlau genug auszunützen wußte. Denn kaum hatte sich Lars, nachdem ihm der Pastor die Zinserhöhung angezeigt, entfernt, als Ola drohend bei ihrem Vater erschien und erklärte, wenn der arme Lars ins Elend hinausgejagt werde, so gehe sie lieber mit ihrem Freunde, als daß sie solche Grausamkeit dulde. Einen Moment raffte sich der sonst seinem Kinde gegenüber so schwache Vater zu einem wahrhaft harten Vorgehen gegen die Widerspänstige auf, deren wilder Starrsinn jedoch am Ende über alle Strafen Sieger blieb. Tage und Nächte lang genoß Ola keinen Bissen, sprach kein Wort und stieß alle Annäherungsversuche ihrer Eltern voll Haß zurück, bis sie nicht allein die Wiederherabsetzung des Bodenzinses, sondern auch die Erlaubniß, hin und wieder den alten Lars in seiner Hütte zu besuchen, mit unglaublicher Energie durchgesetzt hatte. Letzteres Zugeständniß kostete insbesondere schwere Kämpfe, indem Gunial um keinen Preis diesen häufigen Umgang mit dem ihm verhaßten Greise zugeben wollte, aber Ola behielt doch die Oberhand, indem die Liebe Gunials für sein wildtrotzig, seltsam Kind schließlich alle Bedenken untergraben half. Ueberhaupt konnte sich allmälig der Schuldige kaum mehr des dunklen, immer mächtigeren Gefühles erwehren, daß in dem Kinde die Strafe für den Mord der Mutter zu Fleisch und Blut geworden war. Er liebte mit allen Fibern seines Herzens ein Kind, sein Kind, das ihm kaum

* „Nybbyggare“ d. h. eine Art Militärcolonisten von der Landwehr, deren Entstehung vom Ende des 17. Jahrhunderts unter Carl XI. datirt.

eine kühle Dankbarkeit für all seine tiefe Zuneigung, all seine Vaterangst in bangen Nächten heimzuzalen schien. Es war, als wäre gerade ihm, dem Vater, in diesem Herzen, das ganz zu erfüllen sein höchstes Glück gewesen wäre, kein Raum vorherbestimmt gewesen. Und so ward Ola seine tiefe, nie ruhende Qual.

Von der Erlaubniß zu den kleinen Ausflügen in den prächtigen, einsamen Finnenwald datirte für Ola ein neues Leben. Das Wanderblut der freien Tatermutter schäumte in ihren Adern auf, wenn sie auf dem Waldpfade beim tiefen Tannenrauschen dahin eilte. Anfangs hatte sie Begleitung geduldet, dann aber war's ihr lästig geworden, sie wollte wahrhaft frei, allein sein, und erbat sich bloß einen großen, schönen, schneeweißen Wolfshund, der auf den Namen Ulf hörte, als Beschützer aus, eine neue Concession, die natürlich wieder manch harten Strauß absetzte. Wo's dann recht einsam war und ein helles Wasser herniederging, da lagerte sie sich hin, den schönen Kopf Ulf's mit seinen tiefen Karfunkelaugen im Schoße und schaute zu den schwarzen Wipfeln hinan. Und wie ihr die würzige Waldluft wie eine Narkose die Sinne umfing, träumte sie wunderbare, in horizonttiefe Fernen schweifende Wandelträume, die wie eine entrollte neue Welt an ihrer Seele vorüberzogen. Während sie so unbeweglich dalag mit dem Silberhaar, den ruhigen, alabasterreinen Zügen und den vom Traumfittich berührten, leise bebenden Augenliedern — als einziges Lebenszeichen —, da kamen die Thiere der Einöde vorsichtig angeschlichen zu diesem befremdlich schönen Menschenbilde; der schwere Auerhahn dämpfte seinen rauschenden Flug, der Fuchs huschte geräuschlos durch die öden Rodungen, der große Waldrabe drängte seinen heiseren Schrei zurück, um die Träumende nicht zu stören. Langsam rieselte der aromatische Blütenschnee vom alten Faulbaume nieder, im schwarzen Vogelkirschenstrauch wispelte und pickte es leise, vom Wachholderbusch graupelten die harten Beeren, die Kiefern dufteten und Ola schlummerte und träumte oft, bis die Sterne oben durchflimmerten oder ein Nordlicht seine Zauberlichter hereinspielen ließ. . . Glückliche Stunden! . .

5.

Sie war sechzehn Jahre alt. Wunderbarerweise war ihr das Geheimniß ihrer Geburt verschlossen geblieben. Wenn sie durch das Dorf schritt, traten die Leute mit bewundernder Scheu zur Seite, und kein Wort fiel, das sie über ihren Ursprung hätte nachdenklich machen können. Sie war Monod's Ola und im Finnenwalde hinten hießen sie das Kind des Pastors: „Ola vom Dorfe". Das Andenken an die früheren Tater-Razzias war in dieser Vogtei fast gänzlich verwischt, denn seit Jahren hatten sich diese Nomadenhorden nicht mehr am See gezeigt. Vieles hatte das Kind Borza's über Tater und Fanten vom alten Lars gehört, welcher mit dem Leben und Treiben dieser geheimnißvollen Menschen sehr vertraut war, wie wir bereits

Eingangs dieser Geschichte gesehen haben. Da konnte sie denn nicht müde werden zu lauschen. Und der Alte erzälte, wie die Tater unstäte Menschen seien, die aus einer fernen, fernen Welt kämen, welche sie selbst „Assaria" nennen, von wo sie vor vielen, vielen Jahren von den Türken vertrieben worden. Und sie seien ein schönes, stolzes, freies Volk, welches mit finsterer Strenge über die Reinheit seines Blutes wache, seine eigene schöne Sprache habe. Im Allgemeinen, sagte der Alte, theilten sie sich in zwei große Gruppen: die „Großwandringer" oder die eigentlichen Tater, die Vornehmsten vom Geblüte und die „Kleinwandringer", das Kleinvolk unter ihnen, das man so gewöhnlich „Fanten" nenne. Von ihrer seltsamen Sprache verstand der Lars ebenfalls ziemlich viel und Ola ließ sich von ihm eine Menge Worte vorsagen, die sie mit ganz gelenker Zunge nachsprechen lernte.

Besonders interessirte das Mädchen sich für die Prophetengabe und die Zaubersprüchlein der schönen Taterweiber, ein Thema, über welches der alte Lars indeß sich ziemlich wortkarg erwies. Indeß ließ er sich dennoch herbei, von dem famosen schwarzen Bu-Stein zu sprechen, welchen die mächtigsten Taterinen besitzen. Er stamme, meinte der Alte, vom Rückgrat der weißen Schlange im hohen Finnmarken her und gebe Macht über die ganze Natur. Uebrigens besäßen die Taterfrauen überhaupt viel heilkräftige Wissenschaft, mehr als alle Doctoren mit und ohne Diplom, und fabricirten mit ihrer „Giftbüchse" die unfehlbarsten Heilrecepte. Natürlich mußte er eine solche „Giftbüchse" bis aufs Genaueste beschreiben.

„Eine solche Büchse", meinte dann Ola, „habe ich als Kind gehabt, ich fand sie im Schranke meines Vaters und spielte damit; wo ich dann sehr krank wurde . . ."

Lars schüttelte den Kopf. Wie mochte denn die Giftbüchse in den Schrank des Pastors gekommen sein? Der Gedanke beschäftigte ihn einen Augenblick und dann verflüchtigte er sich wieder.

„Und haben die Tater auch Heirats-Ceremonien?" fragte Ola.

„Die wunderlichsten. Der Bräutigam wirft seinem Mädchen einen Stab vor die Füße, hebt sie denselben auf, dann hat sie sich zur Treue verpflichtet; sie laufen dann einige Male um einen Wachholderstrauch und sind ein Paar. Die wahre Weihe des Bundes, sowie aller in diesem Jahre geschlossenen Tater-Ehen findet jedoch erst beim großen Vermälungsfest statt, das sie alljährlich zur Sonnwendzeit auf ihren heiligen Bergen hoch im Norden droben feiern."

Und Ola stellte immer neue Fragen. So meinte sie denn auch einmal, ob es wol vorkäme, daß zwischen Tatern und Christen Ehen geschlossen würden.

Da dunkelte es über die verwitterten Züge des alten Lars und sein Auge verschleierte sich. Und mit einem Seufzer tief aus der Brust hervor murmelte er:

„Warum soll denn das nicht vorkommen, Kind? Die Tater sind zwar ungetaufte Leute, doch . . . doch wenn eine Christendirne einen Tater liebt, warum, warum . . .“

Und die Worte erstarben in einem unverständlichen Gemurmel, worin das Mädchen nur etwas wie einen Namen unterscheiden konnte. Dieser Name war „Elsa“.

Lars saß mit starrem Auge, seine Lippen bebten und seine mageren Glieder zitterten wie im Froste. Ola aber fragte den „tollen“ Lars nicht weiter.

* * *

Es war der glühendste Wunsch Ola's, einmal Tater zu sehen, denn Alles, was sie von Lars über diese seltsamen, unstäten Horden gehört hatte, beschäftigte ihre junge Phantasie ohne Unterlaß. Der Alte vom Glommenfoß hatte den Auftrag von seiner anmutigen Freundin, wenn einmal eine Horde sich im Finnenwalde zeige, Ola schleunigst zu benachrichtigen. Da traf sichs denn, daß ein kleiner Theil der Steffenshorde vom Schwedischen herüber bis ins Glommethal kam und für einige Tage nicht gar zu weit von des Alten Hütte im Felsgebirge hinten campirte. Lars ließ sich denn bewegen, die Kleine mit ihrem getreuen Ulf heimlich zum Lager zu führen. An einem frostigen Spätherbsttage machten sich die Drei auf den Weg. Immer öder und felswüster ward die Wildniß, bis sie in einer breiten tiefgerissenen Schlucht ein einsames Blockhaus fanden, in dessen Nähe die Nomaden ihr fliegend Standquartier aufgeschlagen hatten. Sie mochten nur gering an der Zal sein, nach ihrer Wagenburg zu schließen, deren kleine falbe Pferde von schwedischer Norlands-Race reiche und phantastische Aufschirrung zeigten. Als die Besucher anlangten, war das Lager wie ausgestorben, nur ein dunkler Broncekopf tauchte hinter einem Wachholderbusch hervor. Thür und Fensterläden des Blockhauses waren verschlossen, aber Lars, welcher alsbald zu erraten schien, was da drinnen vorging, trat auf den wachhaltenden Burschen zu und richtete in reinstem „Romanisäl“, d. h. taterisch einige Fragen an ihn, worauf er an die Thür pochte, welche erst nach längerem Warten geöffnet wurde. Einige Worte an den Häusler, welchen der alte Lars kannte, genügten zum Einlaß.

Es war ein Schauspiel von seltsamer, unheimlicher Wildheit, welches Ola hier zu schauen vergönnt sein sollte. Die ganze Sippe des Häuslers, bestehend aus einem Dutzend Blondköpfen jeglichen Alters, drängte sich um die niedrige Thür des Hintergemaches, welches bei einem verflackernden Kienspan fast ganz dunkel erschien. Mit scheuen Blicken gaben die Kinder dem tollen Lars und seiner jugendlichen Begleiterin Raum, während Ulf sich selbst ohne weiteres den besten Platz verschaffte. Jetzt erhob sich ein schwaches Geheul, wie von einem hungermatten Wolfe; dies war das Kampfsignal, denn alsbald erdröhnten die Dielen von wildem Gestampfe und zwei ringende

Gestalten, vom Glutspan phantastisch beleuchtet, fuhren blitzschnell an der Thür vorüber. Es waren schlanke, behende Burschen mit braungelben Broncegesichtern, nackter Brust und nackten Armen, welche sich mit kleinen, schmalklingigen Messern in den lappenumwickelten Fäusten zu Leibe gingen. Im Hintergrunde stand ein uralter Tater, die falbe „Finnmut“ aus Rennthierpelz um die Schultern und in der Hand einen metallknaufigen, langen Knüttel, der wol wie ein harmloser Peitschenstiel aussah, in der That aber der bekannte furchtbare, bleiköpfige Fechtknüttel des nordischen Tater war. Ein paar Taterweiber, in Schafpelze gehüllt und am Boden kauernd, folgten dem Kampfe mit tiefbrennenden Augen. Ola konnte die Züge dieser Kampfrichterinen im Dunkel nicht unterscheiden, aber ihre Stellungen schienen ihr von einem wild-fremdartigen Reiz. Es herrschte lautlose Stille und wie die beiden Kämpfer gleich hungertollen Raubthieren miteinander rangen und sich lautlos Stoß auf Stoß beibrachten, hörte man nichts, als das Keuchen ihrer Brust und hie und da ein ersticktes Gurgeln, das sich ihren gepreßten Kehlen entrang.

Der alte Lars kannte solche „Messergänge“ zu gut, um nicht den Ausgang des Kampfes vorauszusehen. Die Erbitterung war groß, einer mußte auf dem Platze bleiben und dies würde, meinte er, der schmächtigere sein, der sich durch auffallend schöne, jugendliche Gesichtszüge auszeichnete. Ola sprach kein Wort, nur ein leises Beben ihres Körpers verriet die außerordentliche Aufregung, in welche sie dies nie gesehene düstere Schauspiel versetzte.

Jetzt hielten die Kämpfenden inne; schon strömte ihr Blut aus zalreichen Wunden und während sie statuenhaft unbeweglich standen und sich zum letzten Gange mit funkelnden Blicken maßen, glaubte Ola wie schwer auf den sandbestreuten Erdreich herabfallende Tropfen zu hören.

Plötzlich kläfften die Weiber laut auf, ein Leuchten fuhr durchs Halbdunkel und die Klingen knisterten aneinander. Beide taumelten nun, sich krampfhaft umfaßt haltend, ganz nahe an der Thür vorüber und Ola tauchte unwillkürlich ihren Blick in die Glutaugen des schönen Taters, der, wie Lars meinte, erliegen mußte. Und der Ausdruck dieser Augen war ein so seltsamtiefer, halb verzweifelter, halb ergebener Blick ins Antlitz des Todes, daß es das Mädchen bis ins Herz durchschauerte . . .

Plötzlich fuhr der junge Tater mit der freien Hand nach dem Kopf, röchelte tief auf und taumelte mit einem wilden Sprunge über die kläffenden Weiber hinweg . . . Der Altvater aber stieß seinen Bleiknüttel auf den Estrich, der Leuchtspann verlosch und tiefe Finsterniß herrschte. Einige Augenblicke rumorte es wie toll durcheinander, dann wards plötzlich ganz stille . . .

„Sie sind fort,“ flüsterte der alte Lars, während der Häusler kam und die Fensterläden öffnete, daß der Tag hereindämmerte und die dunklen Blutspuren auf den Dielen sichtbar wurden. Und während die Dirnen des Hauses kamen und den Boden wuschen, stand Ola unbeweglich, den Blick auf das kleine Hinterpförtlein gerichtet, durch welches der ganze unheimliche Spuck

verschwunden war. Erst als der Häusler sie mit ihrem Begleiter zu einer Erfrischung einlud, erwachte sie aus ihrer Betäubung. Während die Männer aßen und tranken, sprachen sie eifrigst von dem „Messergange" und Lars meinte, der jüngste der Kämpfer habe seinen Theil erhalten . . .

„Vielleicht finden wir ihn morgen todt im Walde," ergänzte der Häusler beistimmend. Ola aber aß keinen Bißen und sprach kein Wort.

Der Wald dämmerte bereits, als die Drei sich auf den Heimweg machten. Das Taterlager war verschwunden, nur eine dunkle Feuerstelle bezeichnete den Ort. Wo waren sie hin? dachte Ola, die schweigend neben dem Alten dahin schritt. Ulf maß den Weg mit mächtigen Sätzen und verlor sich ab und zu in der Tiefe des Waldes. Sie mochten kaum noch ein paar hundert Schritte von der Hütte des Alten entfernt sein, als plötzlich der Hund in einiger Entfernung ein dumpfes Klagegeheul ausstieß. Lars und das Mädchen beschleunigten ihre Schritte nach dieser Richtung. Der Alte meinte kopfschüttelnd, der Häusler werde wol Recht behalten und Ola sagte nichts, aber es war ihr so seltsam ums Herz, wie noch nie in ihrem Leben. Und der Häusler behielt in der That Recht.

Sie fanden einen Mann in seinem Blute liegen, das aus einer tiefen Kopfwunde strömte. Es war der junge Tater vom „Messergange." Ola warf sich, ohne ein Wort auszusprechen, auf die Erde nieder, und legte die Hand aufs Herz des Verwundeten.

„Er lebt noch," jauchzte sie hell auf, während der alte Lars den Schädel des Taters untersuchend, murmelte:

„Wär nicht der erste Fall, daß er noch die Klinge im Hirnkasten stecken hätte . . . Nu, dacht' ichs doch, da steckt der Stumpf, heraus damit . . ."

Und der Alte riß mit einer geschickten Bewegung ein Stück schmale Messerklinge aus den Hinterschädel des Verwundeten, der alsbald tief aufstöhnte.

„Nun, bei Sanct Olaf, kann ihm noch geholfen werden," rief Lars vergnügt, „faßen wir an, Kind, meine vier Wände sind ja nicht weit . ."

## 6.

Wochen vergingen und der Winter kam. Trotzdem machte Ola fast alltäglich ihren kleinen Ausflug zum alten Lars, bei dems indessen auch endlich ernstlich Winter zu werden anfing, war er doch nahe an den Achtzig. Selten machte sich das Mädchen vom Pfarrhofe auf den Weg ohne irgend eine kräftige Erfrischung für den dahinsiechenden Greis, der seit längerer Zeit nicht mehr im Finnenwalde hinten gesehen worden war. Im Pfarrhofe dachte Niemand daran, der jungen Herrin ihre Freude am Wolthun zu verkümmern, umsoweniger, als Ola nie so sanft und gefügig in jeder anderen Hinsicht gewesen war. Gunial selbst, der oft Wochen lang um ein Lächeln des Kindes gebettelt hatte, gehörte nun mitunter zu den Reichbeschenkten

und überglücklich, wie er war, forschte er nicht, wie es denn kam, daß das Schicksal ihm erst jetzt nach langer Entbehrung gestattete, einen Theil seines Schatzes an Vaterglück zu heben.

Wollen wir nicht an einem schönen Wintermorgen unsere anmutige Samaritanerin nach der Säterhütte am Glommenfoß begleiten? Athemlos hielt sie am steilen Waldpfade. Der Schnee war marmorglatt gefroren; Ulf sprang leise kläffend voran, als könnte er sich nicht fassen vor Freude; schien ihm doch der Weg ebenso lieb zu sein, wie seiner schlanken Herrin! Jetzt blieb er mitten im Walde stehen, bis Ola ganz nahe kam, dann schaute er sie einen Augenblick aus seinen großen Karfunkelaugen an, bellte so laut freudig auf, daß das Mädchen ihn seiner lärmenden Ausgelassenheit halber schelten mußte und flog in behenden Sätzen wieder voran. Habt ihr je im Traume einen Blick in Altvater Odin's Paradieseswälder gethan? So war der winterliche Wald, welchen Ola und Ulf durcheilten, eine blendendweiße, tiefschweigsame, kristallene Wildniß. Viel tausend Säulen von Bronce und Silber ragen empor, auf ihren schimmernden Knäufen die Schneedecke tragend, welche das milde Purpurlicht eines schönen nordischen Wintermorgens durchdämmert. Draußen stand die Sonne erst kaum einen Grad über dem Horizonte, so daß der Tag einer bleichroten Dämmerung glich, welche die Landschaft mit magischem Reiz umspielte. Ein paar Lichtpfeile, welche horizontal in den Wald fielen, blieben in den kristallenen Büschen wie güldene Zitternadeln stecken. Welch wunderbarer Winterzauber webt um diese erstarrte stralende Vegetation!

Zum Glücke ist das Firmament windstill, denn welche Wunderpracht könnte hier ein Orkan zerstören! Wer hier Juwelen sammelte! Wenn dann das Licht, langsam sich verfärbend, zwischen violetten und orangegelben Tönen wechselt, dann scheinen die Spitzen der eisstarren Zweige plötzlich wie in flüssige Edelsteine getaucht, aus den Felsritzen sprießen topazene Federbüsche, Perlenreiser starren hier, Opalgestrüpp wuchert dort, riesige Korallenzweige, mildrosig schimmernd, recken sich aus und jeder Astknorren am Stamme funkelt wie ein incrustirter Buntkristall. Hart, spröde und unbeweglich scheint alles, wie einer Steinvegetation angehörig; kaum eine grüne Nadel ist an den weitausladenden Kiefernzweigen zu sehen, deren starre Flechtenbärte aus Alabaster gemeißelt erscheinen und wo ein gebrochen Zweiglein unten liegt, ists, als sei ein Stück zarte, bleiche Eisenblüte der Schneekruste entsproßen.

Und zu diesem geheimnißvollen Schneezauber scheint Ola in ihren blendendweißen Pelzgewändern, von dem weißen Hunde begleitet, die rechte Fee. Geräuschlos, als berühre sie kaum den sonoren Boden, eilt sie dahin; unter der Kaputze bilden ihre fahlsilbernen Haare einen seltsamen Contrast zu den großen, schwarzen, glänzenden Augen, die fast unheimlich aus dem bleichen Antlitze herausschauen, welches nicht einmal die Kälte rosig anzuhauchen vermag. Manchmal bleibt sie plötzlich stehen und lehnt sich an einen schimmernden Stamm, unbeweglich vor sich hinstarrend, als zäle sie

die Schläge ihres Herzens und ermesse an deren rascherem Takte, wie nahe sie schon einem geliebten Orte. Dann gleicht sie einem Geisterweibe aus der himmlischen Stadt Asgaard, das keine Ruhe finden kann dort drüben, weil sie ihren Liebsten auf Erden zurückgelassen hat. Und nun geht sie ihn holen, vielleicht mitten von des Lebens goldenem Feste hinweg und lächelt so seltsam zufrieden, wie Ola jetzt lächelt. Bisweilen stört das Mädchen ein weißes Schneehuhn auf, welches langsam, fast zögernd und so hart an Ola's Gesicht vorüber seinen Flug nimmt, daß sie des Vogels Juwelenaugen funkeln sehen kann. —

Ola mochte eine halbe Stunde gegangen sein, als Ulf plötzlich stehen bleibend, ein kurzes Geheul hören ließ. Das Mädchen legte liebkosend ihre kleine, bleiche Hand auf den schönen Kopf des Thieres, indem sie murmelte: „Ja Ulf, du hast Recht, hier wars, wo wir Hagor sterbend fanden. Wir trugen ihn in die Hütte des guten Alten, wo er heute so gut wie genesen ist. Wir werden dies dem armen Lars niemals vergessen, nicht wahr, Ulf?"

Das Thier schaute aus seinen tiefen, glühenden Augen so stummberedt zur Sprecherin auf, daß diese mit dem ihr eigenthümlichen bleichen Lächeln flüsterte: „Du treuer Freund meines süßen Geheimnisses!"

Wenige Augenblicke später standen Beide vor der Hütte des alten Lars. Hier wars jetzt so still mitten im Winter, wo der rauschende Wasserfall, der sonst seinen silbernen Gischt über die Hütte sprühte, wie gediegen Erz in seiner Granitrinne schlummerte. Dem Greise, der diesen öden Fleck im Finnenwalde seit einem halben Jahrhundert bewohnte, war denn auch der Winter allemal eine gar einsame Zeit, wenn sein brausender, klingender Freund daneben in kristallenen Fesseln verstummte. Dann überkam ihn jene tiefe Melancholie, welche er seine „Herzenskrankheit" nannte.

Nicht so einsam wars diesen Winter, aber mit der Kraft gings zu Ende. Der junge Tater — Hagor nannten sie ihn — war von seiner Todeswunde genesen, der Alte hatte seine hinterwäldlerische Quacksalberkunst dazu gegeben und Ola die Pflege. Indeß hatte der Genesene die Hütte noch nicht verlassen, nur manchmal, während Lars am granitnen Heerdblock die Suppe quirlte, stand der bildschöne erlenschlanke Gesell an der Thür, um die Frühsonne mit den Nebelgeistern ringen zu sehen oder des Abends, wenn der Mond groß, still und wachsam heraufzog, ein seltsam Gebetlein zu sprechen, das Ola schon gelernt hatte.

Denn mochte auch der alte Lars diesen Winter nicht nach seiner Weise „herzenskrank" sein, so gabs deßhalb in der einsamen Säterhütte dennoch Herzenskrankheit genug, Ola und Hagor hätten es bezeugen können. Konnte denn der seltsame Alte glauben, seine Sympatiemittel hätten den sterbenden Jüngling wieder so wunderbar zum Leben und Lieben gekräftigt, wäre nicht das wunderkräftigste aller Sympatiemittelchen mit im Spiele gewesen? Wahrhaftig, das glaubte der alte Lars nicht, denn so tief sich auch schon die Schatten über seine Stirne gesenkt haben mochten, darin sah er

noch klar und wahr: Ola liebte Hagor. Und ihm schiens wol zu thun, wie dies Gefühl unter seinem Dache ein stilles Asyl gefunden bis zum Augenblicke, wo sie Beide ihre Flügel ausspannen würden, um in die weite Welt der Nomaden zu fliegen. Wann Ola kam und er sie begrüßt hatte, dann pflegte er denn auch seine Glieder auf der Eschenpritsche auszustrecken und scheinbar tief zu schlummern, während die beiden jungen Leutchen am lodernden Herdfeuer leise plauderten. Machmal schlief er auch wirklich ein und da träumte ihm von seiner Elsa, die auch einen Taterjüngling geliebt hatte und die er deßhalb hart behandelte, so hart, daß sie in den Tod ging . . . Das waren nun bald vierzig Jahre und deßhalb war er ja der „tolle" Lars geworden . . .

Heute gerade, als Ola an der Thür erschien, schlief der Alte und Hagor saß an der Drechselbank. Die Liebenden hüteten sich nun wol, den Schläfer zu stören, der Schlummer that ihm ja so wol. Still saßen sie beisammen und ein Stral der Mittagssonne fiel herein, einen lichten Schein um die beiden schönen Häupter webend.

„Kannst Du in die Sonne schauen?" fragte plötzlich der Taterjüngling mit tiefer, ernster Stimme . . .

„Stundenlang schau ich oft in ihr herrlich Antlitz."

„Und Dein Auge weint nicht?"

„Warum sollt es weinen, Hagor?"

Der Tater lächelte freundlich, den Arm um das Mädchen schlingend.

„So hast Du Augen wie ein braves Tatermädchen, so schön und so glanzvoll, daß sie selbst den Blick Kristjumlia's nicht zu scheuen brauchen."

„Wer ist Kristjumlia, mein Hagor?"

„Sieh, meine Seele, dies ist der große Gott, der dort im glühenden Sonnenballe wohnt. Und als wir noch klein waren, meine Schwester, die auch Augen hat wie Du, und ich, da sagte uns die Mutter oft, auf einen hohen Berg zu steigen, um in die Sonne zu schauen. So lange nämlich, als wir ihre scharfen Stralen aushalten könnten, ohne daß uns das Wasser in die Augen träte, so lange sei uns der Gott droben noch milde und gütig gesinnt. Wenn Du aber, sprach sie zu meiner Schwester, Sünde begehen wirst, dann wirst Du der Sonne nicht mehr ins Antlitz schauen können und wer des Herrn Blick nicht erträgt, der ist verloren" . . .

„O wie schön, Hagor, ist Euer Glaube," rief Ola voll Entzücken, „erzäle mir noch mehr davon."

Und sie sprachen lange vom Taterglauben. Von Dundra, dem Taterheilande, der sich ihnen als Mensch geoffenbart und sie einst Alle in ihr Heimatland zurückführen werde.

„Das ist ja auch Christenglaube," meinte das Mädchen vom Pfarrhofe nachdenklich.

„Dundra," fuhr dann Hagor fort, „hat auch ein heilig Tatergesetz geschrieben und geoffenbart."

„Wie unsere Bibel," murmelte Ola.

„Er ist darauf in sein Reich im stillen Monde zurückgekehrt, wo ihn die Geister Alako nennen. Dorthin holt er uns Alle, wenn wir aus dem Leben gehen."

„Und die solches glauben, nennen unsere Priester gottlose Heiden!" rief Ola voll Unwillen.

„Unser Allvater sagt oft, Priesterweisheit sei Teufelszeug," murmelte der junge Tater düster.

Jetzt schüttelte der alte Lars seine Glieder, den hageren, verschrumpften Leib allgemach aus dem Bärenfell herauswickelnd. Dann richtete er sich auf und sein Blick flackerte umher ... „Braucht wol keine große Truhe mehr, der alte Lars," brummte er vor sich hin, und dem Tater, welcher sich sachte wieder ans Drechseln gemacht hatte, abwehrend, fügte er mit heiserer Stimme hinzu:

„Der Tag ist aus, Kinder, und mit mir verdämmerts, ich fühls; hab Euch noch ein paar Wörtlein zu sagen, eh ich den Herrn Pastor um Wegzehrung bitten laß. So kommt denn her."

Beide traten mit liebevoller Besorgniß nahe.

„Ihr habt Euch lieb," hub der Alte mit kräftigerer Stimme an, „fürchtet nicht, daß Euch der alte Lars deßwegen schelte, weil Ihr Tater und Christin seid. Der alte Narr hat sein eigen Kind gar hart mitgenommen, weil sie mit einem Tater sich vergangen und da ist sie aus lauter Herzensnot in den „Fämund" hinuntergesprungen ..."

Der Alte reckte sich gespenstisch in die Höhe . . .

„Kennt Ihr den „Fämund" . . .? Sie sagen, es sei das große Zugloch gerade nach Norsemann's Hölle hinab. Doch der alte Lars, als er jung war, scherte sich den Teufel um die Hölle. Als die Elsa drunten war, so wollt ich wenigstens ihr Gebein fürs ruhige Grab haben und da tauchte ich in den Schlot hinab. Der rote Erich und der Kohlen-Jan, die Beiden hielten oben den Strick und ich sank tiefer und tiefer und fast vergingen mir die Sinne vor Grauen. Ungeheuere Wasser rollten mit Donnergebrüll an den Seiten hinab, Fledermäuse, groß wie Adler, peitschten mir mit eiskalten Flügeln das Angesicht, ein ganzer Haufe modernd Gebein leuchtete aus der Tiefe, es war, als riefen tausend Stimmen und heulten die Wogen gegen den Fels und krachten die tausendjährigen Kiefern des Waldes in ihren steinverwachsenen Wurzeln . . . Da hört ich einen Schrei, entsetzlich, wie ich noch nie zuvor und auch später nie mehr einen gehört habe, und diesen Schrei hatt ich selbst ausgestoßen, denn, denn . . ." der Alte raufte sich in einem Anfalle von Wut den kahlen Schädel — „der Strick war zu kurz und ich baumelte mitten im Abgrunde und ein grausig Gelächter erschütterte den Abgrund, dessen Tiefe immer mehr zurückwich . . ."

Lars hielt keuchend inne, während Ola und Hagor wie schreckgelähmt keines Wortes mächtig waren.

„Und so, Kinder,“ fuhr er dann mit einem irren Lächeln fort, „bin ich der tolle Lars geworden, denn als sie mich ans Tageslicht zogen, hatte ich graue Haare und blöde Augen und redete wirres, tolles Zeug . . . meine Elsa aber, die hab ich in den Tod gejagt . . .“

Die Stimme des armen Mannes verlosch in einem tiefschmerzlichen Stöhnen und er sank wie leblos auf sein Lager zurück.

Mit einem Schreckensrufe warf sich Ola neben dem Liegenden nieder, aber das Lämplein war noch nicht verflackert. Nach einigen Augenblicken erhob er sich wieder und die Hand auf das Haupt des Mädchens legend, murmelte er:

„Mein Kind, Du sollst nicht verderben wie meine Elsa, Du sollst mit Deinem Liebsten gehen und mag er auch tausendmal ein Tater sein. Fürchte Dich nicht der Sünde, meine Seele, hab ich auch geschwiegen bis heute, in dieser Stunde kann ichs sagen, Du hast Taterblut in den Adern, Du bist Borza's, der Taterin Kind.“

„Lars, Lars,“ schrie das Mädchen, „Du redest nicht irre?“

„Sie haben Dich der Mutter hinweggerissen und getauft . . .“

„So wars denn darum, daß ich sie nicht lieben konnte . . .“ flüsterte Ola, während der junge Tater fragte:

„Borza, vom Stamme der Einäugigen?“

Lars nickte stumm mit dem Kopfe, worauf Hagor mit einem Sprunge einen Espenstab in der Ecke ergriff und denselben vor die Füße des Mädchens werfend, rief: „Wir sind von einem Stamme.“

Ola aber, ohne ein Wort zu sagen, raffte den Stab vom Boden auf. Sie waren in Liebe fürs Leben verbunden . . .

## 7.

Die Hütte am Glommenfoß stand verödet. Noch öder aber wars im reichen, großen Pfarrhofe unten, denn seit einer Woche war Ola verschwunden, ohne daß man eine Spur von ihr entdeckt hätte. Der Jammer der Eltern war unbeschreiblich und das ganze Dorf trauerte mit ihnen. Anfangs war Gunial dem Wahnsinne nahe, dann wurde er ruhiger und der Gedanke an die Tater setzte sich in seinem Gehirne fest. Es war Ende März, als Ola verschwand und als der Mai kam, hatten die Nachforschungen Monod's zu dem Resultate geführt, daß man vom Finnenwalde nach dem Dalelf ins Schwedische hinein die Spuren einer wandernden Horde bemerkt habe. Diesen Spuren, welche meist in seltsam gekreuzten Tannenzweigen an den Wegen und besonderen in den Schnee oder die weiche Erde des Thaumondes eingeschlagenen Figuren bestehen, folgte der verzweifelnde Vater, fest entschlossen, Ola zurückzubringen, oder nie mehr heimzukehren. Daß da Taterliebe im Spiele war, schien er kaum zu bezweifeln, es handelte sich aber darum, die Spuren irgend einer Horde aufzufinden, um ihr bei ihrer Wanderung nach dem Polar=

kreise zu folgen, wo alljährlich auf einem der drei heiligen Berge das große „Vermälungsfest“ aller nordischen Taterstämme gefeiert wird. War Ola einem Taterjüngling gefolgt, dann mußte Gunial sie bei diesem Feste wiederfinden.

Er war unermüdlich unterwegs, bei allen Postjungen und Fährleuten forschte er nach, ob nicht Tater durchgezogen seien; bei den Kirchenbeamten, Todtengräbern, Bezirkswächtern, Häuslern und Wirten der einsamen Waldschenken sprach er vor und zog die genauesten Erkundigungen ein, bis es endlich so ziemlich feststand, daß alle Horden auf der Wanderung für dieses Jahr hinunter nach dem finnischen Awa-Saxaberge zum Sonnwendfeste gezogen seien. Dahin nahm nun auch Monod seine Richtung. Am 21. Juni langte er in Matarengi auf dem Polarkreise nach mühseliger Fahrt über die Norrländischen Alpen an. Im „Skiutshall“* dieser öden Station durchwachte er eine qualvolle Fiebernacht.

Der gespenstische Lichtzauber der hellen Mittsommernacht wirkte auf seinen ohnedem von Gram und Mühsal tief zerrütteten Sinn noch verstörender. Wenn es auf dem mit Riedgras bestreuten Estrich aufraschelte, fuhr er entsetzt empor, als beschleiche ihn leise der Irrsinn, um ihn rücklings zu fassen. Das ewige Zwielicht war ihm um so unerträglicher und quälender, als es in seinem Inneren tiefer und tiefer dunkelte. Nach Mitternacht, als die Sonne bereits voll herauf war, stand er auch schon auf der breiten, flachen Barke, welche ihn über den Torneo führen sollte. Obwol die beiden schweigsamen Fischer wuchtig in die Ruder griffen, schien es dem Ungeduldigen dennoch, als bliebe das Schifflein wie zaubergebannt in der schweren, dunklen Flut des seeähnlichen Stromes liegen. Da sprang eine leichte Brise vom Westen auf; die Ruderer zogen ein großes Schwarzsegel auf und holten dann ihre Tabaksbeutel hervor, um sich ein neues Primchen hinter die Backen zu schieben. Darauf lagerten sie sich bäuchlings, die Köpfe zwischen den Fäusten und die breiten, ruhigen Gesichter dem glühenden Sonnenball zugewendet, der leise durch purpurne Wolken glitt. Das brennende Auge des Pastors hing starr an der ragenden Kuppe des Awa-Saxa, die so nahe erschien, als sollte er sie mit den Händen greifen und doch noch so ferne lag. Dort sollte er Ola wiedersehen, die Spur ihrer Füße küssen, vielleicht sie zur Rückkehr bewegen ins Vaterhaus am idyllischen See. Unwillkürlich streckte er die Arme aus, als plötzlich das Segel jäh umklatschte und der Kahn sich seitlings tief in die Furche neigte. Gunial war niedergetaumelt, indeß die beiden glücklichen „Wiederkäuer“ auf dem Rücken lagen. Doch es war nur ein Moment, dann hatten sie den Segellacken im Nu eingerefft und juchteten, da der Wind umgesprungen, ruhig weiterkauend wieder auf die Ruder.

Ein schwarzklippig Felsmeer trennt vom Ufer den finsteren Berg, auf welchem diesmal die vereinigten Taterhorden ihr großes Vermälungsfest feiern sollten. Die beiden Fischer blieben in der Barke liegen, indeß Monod

* Posthaus.

die Felswüste hinankletterte. Die Sonne stand hoch und die Granitkuppe schien dem Wanderer fast unerreichbar. Wenn die Tater längst die Paare gesegnet hatten und wieder in alle Winde zerstoben waren! Wenn er zu spät gekommen war, wo dann Ola suchen, die sein ganzes Leben mitgenommen hatte? Sind sie doch überall und nirgends diese wilden Nomaden und ist einmal ihre Spur verweht, wo und wann findet man sie wieder? Vielleicht nie! Der Wanderer hielt stille, schwere Schweißtropfen perlten ihm auf der Stirne, seine Pulse hämmerten hörbar, fast so laut, daß er nicht lauschen konnte... Und doch wollte er lauschen, ob nicht ein Zeichen von ihrer Ankunft in sein Ohr dränge... Todtenstille nah und fern, nur die Rennthierbremsen prasselten ihm an die Stirne und ein paar schwarze Fjällhühner rauschten in der Nähe auf.

Jetzt hat er die Hochzinne erklommen und bricht erschöpft zusammen. Stundenlang kauert er ohne Speis und Trank, den Blick nach dem tiefen Thale von Pello gerichtet, wo sie heraufkommen sollen mit ihren Idolenbildern, denen sie zu Tausenden auf wüstenverlorenen Pfaden zuströmen. Jeden Laut, welcher der Einöde entschlüpft, schlürft begierig sein Ohr, aber im Pellothale bleibts still und öde. Eine ungeheuere Landschaft liegt vor des Einsamen Füßen ausgebreitet. Gegen Aufgang das seedurchbrochene Hügelland vom finnischen Unas durchströmt, im Niedergang die norbottischen Berge, in denen Sarakka, die sanfte Beschützerin der Geburten, klagend irrt, weit gegen Mittag der große Golf, welcher die lappischen Riesenströme schlürft und an dessen Gestade, wie der Fischerlappe singt, Jabmala, die Todesmutter, bleiche Meergras-Kränze flicht und gegen Mitternacht endlich die Hochwüste, von wo der Torneo und Muonio herabziehen. — Schon wird der Tag fahler und ringt mit einer schwachen Dämmerung. Das mattere Licht spielt in verflatternden und verschimmernden Schemen über die kühnumrissene Felswelt hin, alle Linien und Formen derselben grell und scharf heraushebend. Es ist ein unheimlicher Zauberschein... jetzt dunkelts etwas, wie beim Beginne einer Sonnenfinsterniß; die Sonne aber bleibt, mit Blutwölkchen unterlaufen, groß, starr und still über den purpurnen Bergen Norbotten's stehen...

Im Thale von Pello jedoch rührt sich noch kein Laut. Sollte Monod sich getäuscht haben? Die Tater feierten ja ihr Vermälungsfest jedes Jahr auf einem anderen nordischen Berge, dies war bekannt; einmal trafen sie sich auf dem Jemlu im Norwegischen, dann auf dem schwedischen Sulitelma und dann wieder auf dem finnischen Karet und zu Zeiten auf dem Awa-Saxa, der gewaltigen Vorzinne der lappischen Alpen. Vielleicht legte in diesem Augenblicke, wo Monod sein Kind auf dem Awa-Saxa suchte, dasselbe ein halbtausend Meilen weit davon vor dem Alako-Bilde seine Hand in die des Nomadenjünglings... Alles Blut strömte dem Vater zum Herzen zurück bei diesem Gedanken, denn einmal so vermält, war Ola auf ewig für ihn verloren! Sich wild aufraffend schaut er jetzt um sich... da entschlüpft ein heiserer Laut seiner Brust... Dort auf dem schwarzen, schroffigen Granit-

block, den eine Zwergbirke überwipfelt, leuchtets fahl wie Phosphorschrift... frisch eingegraben: „Ola“... Graben nicht die Tater beim Vermälungsfeste die Namen der Neuverbundenen des Jahres auf den Felszinnen des Berges ein, wo die Feier stattgefunden? So sagt man und Gunial starrt mit irrem Blicke auf den geliebten Namen.... So viele andere daneben, darunter und darüber sind mit grauen Flechtmoosen überwuchert oder sturmverwittert kaum zu entziffern, keiner ist so frisch wie dies: „Ola“... So ist sie denn verloren und an den Felsen geklammert, preßt er seine heißen Lippen an das nackte, kalte Gestein, auf das dieser theuere Name geschrieben worden...

Doch horch, was war das? Ists nicht ein verworrenes Klingen, das dem Felsgeklüft des Pello-Thales entquillt? Er horcht stockenden Odems. Seltsame Töne sinds, die der Wind emporträgt, wildschluchzendes Fiedeln und dumpfes Schallbecken-Rauschen, dazwischen eine wirre Psalmodei... Keine Täuschung! Mälig unterscheidet Gunial tief unten im Felsmeere eine dunkle, ungeheuere Masse von lebendigen Wesen emporwimmeln, welcher vom Thale heraus eine endlose Wagenschlange langsam nachkriecht... Näher und näher dringen die Töne, tief summend zuerst und dann sich entwirrend und in langgezogenen Rufen ausirrend... Gunial aber bricht schluchzend ins Knie... es waren die Tater...

* * *

Ein so ungeheuerlich Schauspiel hätte der Beschauer nie zu träumen gewagt. Unheimlich schnell, wie auf Flügelrossen reitend, kommen die Tausend und Tausend Reiter auf ihren kleinen falben, schwarzmähnigen Thieren nach dem Gipfel des Berges emporgeklettert, während die weitgedehnte Wagenburg den Fuß des Berges umlagerte. Dort mochten wol die Blinden, Lahmen und Krüppel des ganzen Nomadenvolkes zurückbleiben, denn sie erfüllten die Luft mit einem krächzenden Gesange, der wie ein Chor von Verwünschungen durch die Thäler zog. Bald waren die Vordersten der Emporsteigenden so nahe gekommen, daß es Gunial schwindelte vor dieser unheimlichen Geschwindigkeit und er kaum noch Zeit gewann, sich unter einer Felsplatte zu verbergen.

Der erste Reiter, dessen drachenköpfig, flügelhufig Roß sich über die Plateaukante der Kuppe heraufbäumte, war ein schöner Jüngling, der ein junges Weib mit flatterndem Silberhaar in den Armen hielt. Ein jäher Aufschrei empfing dies Paar, aber er erstarb in dem Jubelrufe der Tater, welcher zu Hagor und Ola emporbrauste. Im Nu war nun das Plateau mit etwa hundert Reitern bedeckt, die alle ihre Bräute in den Armen hielten. Und zwischen den Füßen der Rosse krümmte und wand sich ein dunkler Knäuel von feueräugigen Gestalten, deren Waffen in der mitternächtigen Dämmerung blitzten. Ringsüber die Plateauwand starrten wilde Köpfe, unbeweglich aneinander gereiht, wie eine Runde abgehauener Schädel ringsum ein mongolisch Hordenkönigsgrab, während der ganze Nordwestabhang des Berges mit einem Gewühl von Rossen und Menschen bedeckt war.

Jetzt wars mit einem Male, als belebten sich die schwarzen Granitfelsen, von hundert Armen in Bewegung gesetzt. Und sie thürmten sich zu riesigen, finsteren Idolenaltären, auf denen Flammen himmelan schlugen, ihren Glühschein über einen Schwarm von kleinen Götzenbildern aus Stein ergießend, die mit Geschmeide behängt, göttlich vergnügt aus den Flammen grinsten. Uralte Männer in buntbelappten Mänteln stimmten darauf einen tiefschauerlichen Choral an, während ein blindes Weiblein mit gekrümmtem, verschrumpftem Rückgrat und erfrorenen Beinen, die älteste Tater-Mutter der nordischen Stämme, auf einem blühenden Gesellen, ihrem Urenkelkinde reitend, halb singend, halb sprechend, heisere Weihesprüche in die Flammen streute. Um den Kopf dieser Altmutter war ein silberweißes Schläuglein gewunden, wie ein fahlschuppig Stirnband. Ein sonores Wort stieg jetzt zum Nachthimmel empor, und alle Tater warfen sich anbetend auf die Erde nieder . . . denn wolkenentschleiert zeigte sich eben der Vollmond, das hehre, milde Götterantlitz, dem diese Altäre mit den Alako-Bildern geweiht waren. Der Augenblick war günstig zur Weihe, denn die beiden Götter-Gestirne der Tater standen am Firmamente, die Sonne hier, der Mond dort . . . kämpfend miteinander im mitternächtigen Lichtkampfe. Und wie die beiden großen Lichtidole sich ins stralende Antlitz schauten, verglommen matter die anderen hellen Zeichen des Himmels, als wäre der unendliche Raum mit taubem Sternensamen besäet, der nicht in Licht aufzugehen vermochte.

Paar für Paar trat nun vor die lodernden Altäre hin, die Altmutter sprach ihren Weihespruch und der Altvater legte die Hände der Neuvermälten ineinander. . . . Jetzt erschienen Ola und Hagor vom Stamme der „Einäugigen“, die Hände festverflochten, als ein entsetzlich Gelächter unter einem der Altäre hervorbrach und eine Gestalt, plötzlich emportauchend, in einem Sprunge sich auf den Altarblock schwang und mit dem Fuße die heiligen Bilder herabschleuderte . . . .

Ein Wutgeheul erbrauste, hundert Schüsse krachten und die Gestalt, einen Moment in der Luft taumelnd, stürzte kopfüber in die brandende Menschenwoge . . . Ola aber, vor dem Alako-Bilde ins Knie brechend, flüsterte:

„Mein Vater“. . .

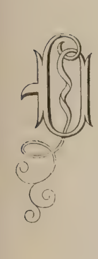
Im selben Augenblick umlohte den Berg ein roter Schein, als schlügen Flammen aus der Tiefe; der Sonnenball jäh aufglühend wie die eherne Scheibe Typhons, wuchs und ward immer größer, erhob sich mit einem Male, nicht mälig wie sonst beim Aufgange und schwang sich herrlich hervor, sieghaft und in stralender Verjüngtheit. Eine Flut geschmolzenen Goldes brach aus allen Schründen und Schluchten der finsteren Berge, das weite Land mit wonnigem, herrlichem Lichte übergießend. Ein ungeheuerer Jubelsturm aus hunderttausend Taterkehlen begrüßte diesen Aufgang und eine Stimme von Cymbeln umjauchzt rief, wie aus den Flammen des höchsten Idolenaltars:

„Sie sind vermält, Dundra sei verherrlichet in Ewigkeit!“

# Hymnus an den Tod.

Von

**Ludwig Schneegans.**



Tod, der du an meiner Seite wandelst,
Du ernster Freund, so Mancher bebt vor dir;
Ich aber lese fromm den herben Trost
Aus deinem Antlitz, und in öder Nacht,
Wenn du mit mir zurückkehrst aus dem wirren
Getrieb der Menschen in mein still Gemach,
Setz ich mich kindlich hin zu deinen Füßen,
Und lausche deinem Wort; und jedes Wort
Macht dich Verkannten meinem Herzen theurer;
Drum preist und segnet dich mein Lied' . . . . Heran,
Ihr Schmerzesläugner, die ihr Welt und Leben
In Selbstbethörung, oder seichtem Wahn,
Dem Prasser gleich beschmunzelt, wenn er dämmert
Im ewig flimmernden Champagnerrausch,
Und eines Bettlers Fetzen, der am Fenster
Noch hungrig harrt beim Untergang der Sonne,
Für purpurrothe Prunkgewänder hält —
Seht her! Die Erde ist aus Schmerz geknetet.
Vom Wurm zum Heros steigert sich das Ach,
Hinstürmend durch der Wesen Stufenleiter,
Wie Winterwind durch Aeolsharfen saust,
Und seltnes Jauchzen flücht'gen Glücks verhallt
Wie Grillenzirpen in dem Wuthgebrüll
Des Lebens, das in Qual die eigne Qual
Sich zu verlängern strebt; denn rastlos treibt
Der Geißelschwinger Schmerz, der Welterhalter,
Die Heerde Menschheit fort und fort voran
Zum Kampf ums Dasein, wo der Einzelne,
Wenn er dem Einzelnen des Herzens Herz
Nicht aus dem Busen schneidet, niedersinkt,
Und wo der Bodensatz der Halbzermalmten
Aufwinselt unterm Fußgestampf der Schlacht.

Dort sprengt sie her, die blasse Reiterei —
Millionen Hungernder auf Flammenrossen
Des Hasses — wider die gedrängte Schaar
Der Satten, die, gestählt durch das Entsetzen,
Mit dem Gewehr, um das die Faust sich krampft,
Zusammenwachsend, unbeweglich harren:
Frisch eingehauen! Jeder Säbelhieb —
Frisch abgefeuert! Jeder Flintenschuß
Ist ein Verbrechen, das Verbrechen zeugt;
Und wie sie ringen, Jeder festgebissen
In seinen Gegner, donnert das Geschütz
Der Allbedrücker sein Kartätschenfeuer,
Und bohrt sich, schmetternd, Bahn durch Freund und Feind,
Und aus dem Morden, Bluten, Winseln, Fluchen
Entqualmt ein Opferdampf empor zum Schmerz,
Und heult ihm zu: Dein, König, bleibt die Welt! —
Wenn ich mit Händen all das Elend greife,
Dann dank ich dir, mein Schicksal, daß ich nicht,
In Einzelglück versponnen, der Versuchung
Erliege, meines Daseins mich zu freuen
Im Angesicht der allgemeinen Noth,
Und dann, o Tod, erfaß ich mit Vertrauen
Und Zärtlichkeit die Hand, die du mir reichst,
Die väterliche, die verheißende:
Du stärkst mich für den Kampf um meine Götter;
Du träufelst Trost in jede neue Wunde;
Du zeigst mir schon die weiße Friedenskrone,
Die du dem Dulder um die Schläfe flichtst,
Wenn seines Herzbluts letzter Opfertropfen
Das Lösegeld für seinen Sarg gezahlt.
Du treuer Freund, es nahm die Religion
Dir deine Schönheit, um ihr Gottgebilde
Damit zu schmücken, daß es lockend prange,
Getrübten Blicken ein verklärtes Ziel:
Dich haben sie zum grinsenden Gerippe
Gefaselt, das die großen Kinder schreckt;
Der aber, der des Glaubens dumpfen Wahn
Sich aus den Augen rieb, der schaut dich wieder,
Du herrlicher Erlöser, wie du bist;
Der schaut den großen ewigen Todtentanz

In seiner tausendfältigen Gestaltung
Nicht wie ihn Meister Holbeins tragischer
Humor zu Basel an die Wand gemalt;
Er sieht ihn selig wirbeln durch das All,
Beim Sphärenklang der blauen Aetherräume,
In ewgem Siegen über ewgen Schmerz;
Und wer sich an dem Anblick hat befriedet,
Der wendet, in den Stunden herbster Noth,
Die andachtfeuchten Augen nicht mehr ab:
Er schaut und hofft und harrt und überwindet. —
Nacht ists: nur ein gedämpfter Lichtstrahl quillt
Ermattet aus der Ampel an der Decke,
Und stiehlt sich zitternd zwischen weißen Reihen
Von Schmerzenslagern durch, als wich' er aus,
Um nicht der Armuth ins Gesicht zu sehn.
Da liegen sie, die Fremden, unter Fremden,
Vereint durch Zufall und verwandt durch Pein;
Und aus der tiefen Stille steigt zuweilen
Ein sieches Athemsuchen, dem ein ängstlich
Hinabgewürgtes Aechzen Antwort gibt,
Und hülflos krümmt sich Jeder, festgeschlossen
In der Umarmung seiner Einzelqual,
Und streckt die Hand, die abgezehrte, aus
Nach Trost der Liebe; doch er greift ins Leere,
In die Verzweiflung . . . . O Verlassenheit!
Da wandelt eine weibliche Gestalt
In schlichtem Kleid geräuschlos durch den Saal;
Aus grauen Flechten blickt ihr alt Gesicht
So zärtlich fragend, sorgsam, schmerzverklärt,
Daß vor dem Duftglanz dieser innern Schöne
Das Schönste schwinden muß in eitel Nichts;
So wandelt langsam sie von Bett zu Bett,
Vom Himmel ihres Mitleids überstrahlt,
Und beugt sich über Jeden, Liebesthränen
Im Aug, und Liebeslächeln um den Mund . . . .
Ein Wonneschauer, zieht durchs Marterhaus;
O Mutter — Mutter! betet's in den Herzen:
Sie brechen selig, denn das war der Tod. —
Und dort, beim ernsten Barrikadensterben
Der freien Seelen, wenn die letzte Wehr

Der kleinen Schaar, ein Wall von Pflastersteinen,
In Dampf und Donner schwindelt, angebissen
Durch die Kanonenkugeln der Gewalt —
Seht ihr den Jüngling mit des Rechtes Fahne
Hoch oben stehn, vom Schlachtenqualm umwallt?
O herrlich Bild! Aus seinen Augen blitzt
Der Menschenliebe feuchter Glorienstrahl;
Mit seinen wallend blonden Locken spielt
Der Gluthensturm der Opferseligkeit,
Indeß der Stirne klarer Heldenfriede
Der letzten Hoffnung Schwachheit überragt.
Jetzt wendet er sich um: „Seid ihr bereit?"
Und seht! Ein Hauch der Göttlichkeit durchbraust
Die Herzen der Getreuen, und sie stürmen,
Dem fremden, hohen, bleichen Führer nach,
Mit nackter Brust ins Sklavenheer hinein;
Durch das Gemetzel jauchzt der Freiheit Hymne,
Und wer da fällt entschläft, von Friedenswonnen
Umsäuselt, in des blassen Jünglings Armen,
Und haucht im Sterben: Tod, wie bist du schön! —
Im Dichterstübchen herbstlich Abenddämmern;
Ein Windhauch wiegt die Ranken hin und her,
Die vor dem offnen Fenster friedlich grünen;
Ein letzter Sonnenschimmer flimmert noch
Am Boden hin, dem bleichen Mann zu Füßen,
Im Lehnstuhl starr und fröstelnd ausgestreckt.
Er ist nicht jung, und dennoch spielt ein Etwas
Um seine welken Züge, jugendlich;
Er blickt nicht sanft, und dennoch zuckt es leise
Um seinen krampfhaft zugepreßten Mund
Wie unergründlich tiefe Zärtlichkeit,
Da er den matten Sonnenstrahl am Boden
Zu seinen Füßen still verglimmen sieht,
Indeß der Abendwind aus weiter Ferne
Ihm Freudenklänge herweht an das Ohr,
Mit Vogelschlag vermischt der Kinder Lärm,
Die drüben an dem Erlenbache spielen.
Und alter Hochgefühle Narben brechen
Stillblutend auf in dieses Mannes Brust;
Noch ein Mal flammt der innern Schätze Glanz

Umthränt aus seinen schmerzgetrübten Augen:
„Du arme Welt, wie hab ich dich geliebt! . . .“
Drum eben liegt der Mann verlassen da,
Und schließt die Augen, um es nicht zu sehn,
Wie ihn der hoffnungsleeren Einsamkeit
Gespenst, vor seinem Krankenlager kauernd,
Anstarrt. — Und wie er so die Augen schließt,
Da tönts wie Harfenklang um seine Schläfe,
Und ihn umkos't ein wunderselger Traum:
Das Mädchen seiner Jugend tritt verstohlen
Herein, die Süße, Einzigliebliche,
Um die sein Herz am Bittersten gelitten;
Vom schwarzen Flor umflossen, wie er sie
Zum ersten Mal erblickte, wie ein Kind
So niedlich rührend; ihre Wangen glühen;
Der Schmerzenszug um ihre Lippen lächelt,
Und ihre Blicke locken wie ein Meer . . . .
So kniet sie vor dem kranken Dulder hin,
Und schaut empor zu ihm so fromm bedauernd,
Drückt seine Hand auf ihre weiche Brust,
Und zieht sein Haupt zu ihren Lippen nieder . . . .
Sein Athem stockt im Sturm der Jubellieder . . . .
Wohl ihm! Ihn hat der Tod ins Herz geküßt,
Der milde Tod . . . . Ihr Edlen und Gerechten,
Die ihr verstummtet bei dem Festgelag,
Weil ihr vernahmt den Schmerzensschrei des Seins,
Wie er emporstöhnt aus Millionen, kommt;
Und ihr Millionen hagrer Wehgestalten,
Die ihr erblüht in Thränen und in Leid,
Wie Blumen sprießen unterm Thau der Nacht,
Kommt und vernehmt die süße Hoffnungskunde!
Saugt ein den trauten Trost der Sterblichkeit!
Da liegt die Leiche, dankbar schmerzenthoben,
Ein ewig traumlos schlafend Friedensbild,
Und mag des Lebens Fluth sie auch erfassen,
Von Pol zu Pol sie, wirbelnd, mit sich rollen,
Und sie zerschmettern an dem schärfsten Riff,
Sie trotzt in Todesschutz dem Zorn des Lebens,
Gleich dem urewgen Weltall schicksalslos.
Du liebtest sie, du armes Menschenkind,

Und küssest, an der strengen Bahre knieend,
Die Todtenhand, die schon zu Staub zerfällt,
Und so allmächtig überbrandet dich
Der Thränenstrom, der deinem Schmerz entfluthet,
Daß dir Verzweiflung aus den Augen starrt:
O tröste dich; Auch deines Herzens Trauer
Verklingt einst hinter einer Friedhofmauer:
Du bist vergänglich, und der Tod ist nah.
Du möchtest den Verlornen wiederfinden
Im Frühlingsjubel einer bessern Welt?
O sei nicht grausam! Erdenschmerzen gibts,
Die selbst im Paradies nicht schweigen könnten,
Weil sie nur schweigen, wenn das Fühlen starb;
Drum, wenn du den Verlornen wirklich liebst,
Schließ ein sein Bild im tiefsten Schrein des Busens:
Dort halt ihn treulich fest und heg ihn sanft,
Doch wünsch ihm des Erwachens Stunde nicht!
Wenn du ihn liebst, bekränze seine Bahre,
Und sprich nur eins: „Schlaf weiter, theures Herz!“
Schlaft weiter, weiter, Leichen meiner Lieben,
Die unter stillen Thränen ich gebettet
Im heimlich wärmsten Winkel meiner Brust
Auf Immortellenkränzen heimathloser
In sich zurückgeschreckter Zärtlichkeit!
Ihr taucht vor mir empor, in euren Särgen . . . .
Habt Dank, ihr Todten! Langsam kühlt mein Weh
Sich ab an eurer selgen Mamorkälte,
Und ich versteh, was euer Schweigen spricht:
„Auch du wirst ruhn; nur noch ein kurzes Warten;
Dein Selbst ist sterblich, und der Tod ist nah.“
Der Tod ist nah: wie traute Mutternähe
Wirkt schon sein Zauber auf mein duldend Herz;
Schon fühl ich, wie die Schatten mich umwallen;
Noch ein Mal schwebt vor meinem müden Blick
Wehmüthig die Vergangenheit vorüber
Wie Wolkenzug am Abendhimmel — weiter,
Stets weiter fort . . . . Geduld, o meine Seele!
Du bist vergänglich, und der Tod ist nah.

# Xenien.

Von

**Carl Guntram.**

## Goethe.

Auch für zwei noch zu schmal ist der Gipfel. Nur Einer erstieg ihn.
Einsam weht sein Panier hoch von dem äußersten Grat.
Auch im Olymp ist Einer nur Zeus, und alle die Andern
Sind, um den Einen gruppirt, doch nur sein stattlicher Hof.

## Schiller.

Nektar kredenzen allein der Jugend die ewigen Götter,
O wie schlürfte dich einst, Nektar, dies lechzende Herz!
Ja noch duftet der Trank, wie sonst gleich herrlich. Nur älter
Ward ich. Das Ideal liegt mir nun ferne schon längst.

## Lenau.

Als mir so viele das Leben geboten der Stunden des Schmerzes,
Sucht ich das Düster des Wald's, öfter noch kam ich zu dir,
Melancholischer Sänger, und linde wichen die Schmerzen
Deinem melodischen Hauch, der in die Seele mir drang.

## Jean Paul.

Ehrlicher Freund, du faselst zu viel; konfus und barock auch
Find' ich das Ding, und dein Stil macht mir gelinden horreur.
Wahrheit und Tiefe, so klangs aus deiner Bewunderer Munde,
Fänd ich bei dir, und ich fand leider nur Dunkel und Schwulst.

## Bei L. Tieck's Tode.

Siehe, noch stand sein Bild so fest, so klar uns vor Augen,
Aber die Ferne der Zeit hüllt ihn in Nebel schon ein.
Mälig verdämmern sie so die Heroen. An die man geglaubt noch,
Die noch gelebt und gewirkt mächtig in ihrem Beruf,
So verdämmern sie mälig und neue Heroen entstehen,
Aber wer glaubt noch an sie, außer — sie selber vielleicht?

## Grillparzer.

König der Bühne — wie schön! Doch weißt du selber, zu unsern
Zeiten König zu sein ist ein undankbar Geschäft.
Nergelt nicht Alles an ihm — und will die anmaßende kleine
Weisheit unserer Zeit überhaupt Könige noch?
Ueber dem Hader der Welt in ruhiger Größe, so dacht' ich
Sonst wohl die Könige mir — anders erblick ich sie heut':
Kalt, gleichgültig die Welt, entfremdet der Dichtung, zerfahren
In Parteiung und Zwist — dennoch die Krone ist dein!

## Lyrische Korybanten.

Die mir so hoch und heilig, o Muse, wie haben sie höhnend
Zum bacchantischen Zug dich auf die Straße gezerrt!
Vorne irgend ein Schalk mit Witz und Humor, und den Sack voll
Klingender Reime und d'rauf buntes Geschrei und Gejohl!
Pfui ein politisch Lied! ja wohl! die politischen Sänger
Haben uns Sänger und Sang ach! nur verleidet zu sehr.

## Schoppenhauer.

Ja das ist's: es ist der denkbar möglichen Welten
Schlechteste, und fürwahr, trauriger Freund! du hast Recht.
Und ich lobe dich d'rob, wenn du's so gerade heraus sagst,
Wenn du in Phrasen und Dunst nicht dein Geheimniß verhüllst.
Ach der Jammer verschwindet im Jammer des Alls, und das Leben
Nimmt auf der Folie sich noch am erträglichsten aus!" —

---

Dümas & Compagnie! wie ist ihr Roman mir zuwider
Und wie Karikatur mundet mich selbst ihr Esprit!
Ueberall nur hysterische Frau'n, duellirende Narren,
Affektirtes Geschwätz, künstlicher Firniß und Lack,
Komödiantinen nur mit dick aufliegender Schminke
Und ein rasender Held, der wie ein Ajax sich rauft.

---

Ein's war mir immer verhaßt vor Allem: die Lüge. Verabscheut
Hab' ich sie, hab sie gehaßt auch in der Dichtung und Kunst.
Doch was hilft's? Verlogenes Zeug, hyperbolischer Unsinn
Haben das Lilienkleid einfacher Schönheit verdrängt.

# Gartenrosen und Rosengärten.*

Von

**Theodor Elze.**

Wie der Löwe der König der Thiere, so ist die Rose die Königin der Blumen.

An Alter dürfte sich ihr Geschlecht jedoch kaum mit demjenigen des Löwen messen können, wenigstens hat die wissenschaftliche Durchforschung der organischen Ueberreste früherer Erdformationen bisher in der mittleren Tertiärperiode nur wenige unsichere Reste aufgefunden, die man der Rose zuschreiben will: ein Blättchen in den Kohlen bei Bonn am Rhein, ein anderes in den Braunkohlen von Nixhöft am baltischen Meere, und eine hagebuttenähnliche Frucht in den Trümmern der miocenen Flora Spitzbergens.

Die vollkommenste Blume scheint also auf der Erde erst mit dem Menschengeschlechte erschienen zu sein, welches sie seither als ein freundliches Sinnbild der Schönheit und der Liebe überall hin begleitet hat. Aber sehr frühe schon hat die Rose aus ihrer ursprünglichen Heimat, welche, wie diejenige der indogermanischen Menschenrace, in Centralasien zu suchen sein dürfte, nach allen Himmelsgegenden sich verbreitet, und dabei je nach den Verhältnissen ihre Erscheinung etwas verändert. Die Zeitperiode dieser Rosenwanderung läßt sich natürlich nicht bestimmen, doch dürfte sie jedenfalls vor derjenigen der arischen Völkerwanderung anzunehmen sein.

Aus der ältesten, bisher bekannten Epoche der europäischen Menschheit, der sogenannten älteren Steinzeit, läßt sich deren Bekanntschaft mit der Rose nicht erweisen, aber in der jüngeren Steinperiode, und somit schon vielleicht Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, hatten die damaligen Bewohner Mitteleuropas sich mit der Rose schon nahe befreundet, wenn sie dieselbe auch noch nicht in Gärten cultivirten. Schon damals haben, wie es noch jetzt bei den Bauern in manchen Gegenden Deutschlands geschieht, die Bewohner der Pfahlbauten in den Schweizerseen Suppe von Hagebutten gegessen, wie die in den Küchenabfällen von Robenhausen und Moosseedorf reichlich gefundenen Kerne der Hundsrose (R. canina) klärlich beweisen. In den hieroglyphischen Inschriften und den ältesten Papyrusrollen der Egypter wird die Rose schon etwa anderthalb Jahrtausende vor Christus erwähnt; ebenso in den alten Schriften der Inder und des Zendvolkes, dann in den homerischen Heldengesängen der Griechen, etwa tausend Jahre vor Christus. —

Während die Rose im Laufe der Jahrtausende ihren Siegeszug um die Erde nach Osten und Westen vollendete, hielt sie sich doch ziemlich streng

* Die meisten Einzelheiten dieses Aufsatzes sind aus „Schleiden: die Rose, Leipzig 1873," anderes aus Andern entnommen.

an ein bestimmtes geographisches Breitengebiet. Niemals hat sie den Aequator überschritten, vielmehr gehören alle Rosen der nördlichen Erdhälfte an, in der sie vom zwanzigsten bis siebzigsten Grad nördlicher Breite sich ausbreiten. Nur die Hundsrose und die Zimmtrose (R. cinnamonea) finden sich auch noch in Finnmarken, und in Abyssinien kommt die nach ihrer Heimat benannte abyssinische Rose vor.

Die weiteste Verbreitung von Osten nach Westen zeigt die Weinrose (R. rubiginosa), die in Hochasien und in ganz Europa gefunden wird und auch nach ihrer Einführung in Amerika sich dort schnell eingebürgert hat. Von Norden nach Süden verbreitet sich am weitesten die dornige Rose (R. spinosissima), die ebenso am Rande der eisigen Schneewüsten Islands, wie an den heißen, sonneglühenden Küsten des Mittelmeeres gedeiht. Die größte Verbreitung überhaupt besitzt die Hundsrose, welche sich allgemein im nördlichen Asien, in Europa, in Egypten und auf der Insel Teneriffa findet.

Nach Lindlay, welcher das beste wissenschaftliche Werk über die Rosen geschrieben hat (Monographia Rosarum 1820), gibt es überhaupt achtundsiebzig verschiedene wilde Rosenarten, von denen Asien neunundreißig, Afrika vier, Amerika vier, Europa fünfundzwanzig (wovon fünf mit Asien gemeinschaftlich) aufweisen.

Die europäischen einfachen wilden Rosen haben den ursprünglichen, charakteristischen Typus der Rosenform am besten bewahrt, namentlich die im regelmäßigen Fünfeck sich ausbreitenden Blumenblätter, zwischen denen die Spitzen der fünf grünen Kelchblätter sichtbar werden, während in der Mitte der goldgelbe Knopf, der Staubbeutel sich aus der Kelchscheibe erhebt. In Folge mannigfacher Abänderungen dieser regelmäßigen Urform finden sich jedoch auch unter unseren wilden Rosen manche liebliche und schöne Arten, die mit Recht auch in unseren Gärten cultivirt werden.

Zwar unsere Hundsrose, auch Hecken- oder Hagerose genannt, wird wol in Hecken und im Gartenhag, nicht aber im Garten selbst geduldet, außer, daß man hier ihre kräftigen Wurzelstämme zu Unterlagen für edlere Rosenreiser benützt. Dagegen wurde schon vor etwa tausend Jahren in den Gärten des Orients eine dunkelrote Spielart derselben gezogen, von welcher ein alter persischer Dichter sagt:

„Es ist im Garten die kohabische Rose,
„Geschmückt mit Doppelschöne wunderhold,
„Ihr Aeußeres ist die Rubinenschale,
„Ihr Inneres gefüllt mit lichtem Gold.“

Die Weinrose, deren etwas runzlige Blätter beim Reiben einen angenehmen Aepfelgeruch von sich geben, wird in manchen Varietäten in den Gärten angepflanzt, und besonders von den Engländern, die sie „sweet bryer“ nennen, mit Vorliebe gepflegt. — Die größeren Spielarten der Essig- oder Zuckerrose (R. gallica) sind die härtesten und dauerhaftesten Landrosen unserer Gärten geworden, wo sie fast in jedem Boden und in jeder Lage

gedeihen. Während in deutschen Bergwäldern eine kleine Abart derselben, die Zwergrose (R. pumila), mit großen, zartgefärbten, süßduftenden Blüten sich findet, hat sich die Cultur mehr einer anderen kleinen Abart, der Pfingstrose oder dem Burgunderröschen (R. gallica parvifolia) zugewendet. Diese wird nur einen bis anderthalben Fuß hoch, ist fast dornenlos, hat sehr kleine dunkelgrüne Blättchen und kleine, gefüllte, ranunkelartige Blüten von purpurroter Farbe mit violettem Schimmer; für den Garten beinahe zu klein und zierlich, erscheint sie um so willkommener in der Topfcultur. — Auch die im südlichen Europa wildwachsende immergrüne oder kletternde Rose (R. sempervirens), welche bis zu einer Höhe von fünfzehn Fuß und darüber emporsteigt — die weiße Rose (R. alba), besonders deren rosenwangige Spielart: die Mädchenrose (R. alba carnea, — blush rose der Engländer), — und die frühblühende Mairose, eine Spielart der Zimmtrose, — fehlen selten in unseren Gärten. — Selbst die Alpenrose (R. alpina), natürlich nicht das gewöhnlich mit diesem Namen belegte Rhododendron, sondern die wirkliche, die auch Boursaultrose genannt wird und deren dornenlose Spielarten das Sprichwort: „Keine Rose ohne Dornen" zu Schanden machen, — auch dieses Kind reinerer und leichterer Lüfte hat von seiner Höhe herabsteigen müssen und unsere Gärtner verwenden verschiedene Varietäten derselben theils zur Bekleidung von Mauern und Wänden, theils zu Unterlagsstämmen für bengalische und Theerosen. — Die Blumen der in Südeuropa wild vorkommenden gelben Kapuzinerrose (R. Eglanteria oder lutea) haben zwar einen widerlichen thierischen Beigeruch, dennoch wurde auch diese Art schon 1596 nach England, wo unter der Regierung der Königin Elisabeth die Mode sich mit blühenden Rosen zu schmücken sehr verbreitet war, eingeführt und hier in Cultur genommen. Eine Abart davon, die Feuerrose (R. Eglanteria bicolor), welche in Oesterreich und Kroatien, an den Hügelabhängen der ungarischen Tiefebene, an der mittleren Donau und an der Save wild vorkommt, findet sich seltener in unseren Gärten, obschon sie schöner als jene ist; sie hat vier bis acht Fuß lange, bräunlichpurpurrote stachliche Zweige und geruchlose, aber farbenprächtige Blüten, deren Blumenblätter außen gelb, innen brennendfeuerrot und sammtartig sind. Noch eine andere, auch nicht häufige Varietät derselben ist die ebenfalls geruchlose, gefüllte Tulpenrose (R. tulpa), deren gelbe Blumenblätter nach Art der Tulpen rotgefleckt sind. — Ueberall werden die schottische oder Pimpinellrose (R. pimpinellifolia), die Frankfurter- oder Tapetenrose (R. turbinata) und die Hagebuttenrose (R. villosa) cultivirt. Die letzte wird oft baumartig und armsdick, und hat zwei Zoll breite hellrosa Blüten; eine Varietät derselben (pomifera) trägt sehr große, einförmige, dunkelrote Früchte, die sogenannten Rosenäpfel. — Die seltenste und zarteste aller europäischen Rosen, die Moschusrose (R. moschata), welche eigentlich in Nordafrika und auf der Insel Madeira einheimisch ist, aber auch in Südspanien vorkommt, wird schon seit etwa dreihundert Jahren in deutschen Gärten cultivirt; ihre grünen Zweige werden bis zwölf Fuß lang

und tragen kleine, weiße, gewöhnlich halbgefüllte, schwach nach Bisam duftende Rosen, welche zu zwanzig bis hundert in großen Endbüscheln zusammenstehen.

Jedoch die fünfundzwanzig europäischen Rosenarten mit ihren hunderten von Abarten und Varietäten, obschon sie in keinem Ziergarten, vielleicht kaum in einer Rosengärtnerei Alle beisammen zu finden sein dürften, genügten der unveränderlichen, aber dennoch Veränderung suchenden Liebe der Rosenfreunde nicht. Aus allen Erdtheilen — mit Ausnahme Australiens, das keine eigenen Rosen hat — wurden, namentlich seit den letzten achtzig Jahren, neue und bis dahin unbekannte Rosenarten bei uns eingeführt und einheimisch gemacht.

So kamen aus Nordamerika: Die leuchtend rosenrote Rosa blanda, die fast gleichfarbige Rosa lucida, die Prairierose (R. rubifolia), die kleinblütige rosenrote R. parviflora und die wolriechende R. Carolina mit purpurrosa Blüten in Endbüscheln.

Aus Persien wurden zu uns gebracht: die einfachblättrige, glänzend kanarienvogelgelbe Rosa berberifolia und die schöne, centifolienartige R. persian yellow, eine Abart der europäischen Kapuzinerrose (R. lutea), vermutlich auch die glänzende Schwefelrose oder gelbe Centifolie (R. sulphurea), deren fast übermäßig gefüllte, gelbe, geruchlose Blumen ihren ärgsten Feind, nächst der Nässe, in einem kleinen Käfer haben, welcher die Knospen und die Herzen der aufgeblüten Rosen ausfrißt.

Aus Ostindien stammt die zwar einfache, aber sehr wolriechende büschelblütige weiße Rosa Brunonis.

Bei weitem die wichtigsten Beiträge für die Rosencultur der Neuzeit lieferte jedoch China, obgleich die sonst so hoch entwickelte Garten- und Blumencultur der Chinesen die Rose durchaus nicht so schätzt, wie die europäische es thut. Wir verdanken China: die immergrüne Macartney- oder Wendlandrose (R. bracteata), deren einfache, gelblichweiße, wolriechende Blumen sich schon im Frühlinge entfalten; — die prachtvolle vielblütige Rose (R. multiflora), deren sehr lange Zweige reiche Büschel von kleinen, sehr zierlichen, starkgefüllten, halbkugligen, hellrosafarbigen Blüten tragen, und so gleichsam natürliche Guirlanden bilden; — die indische oder bengalische Rose (R. indica), sowol die hochrote (semperflorens), als die blaßrosafarbene, unsere gewöhnlich sogenannte Monatsrose; — die Banksrose oder Banksie (R. Banksia), deren oft zehn Fuß lange, schlanke, grüne, unbewehrte Zweige reiche Büschel zierlicher, fein nach Himbeere duftender, gefüllter, weißer, kirschblütenartiger Rosen tragen, welche bei der gelben Varietät (atropurpurea) noch stärker gefüllt sind; — endlich die Theerose (R. Thea), eine Spielart der indischen Rose, welche durch ihre großen, glänzendgrünen Blätter, durch ihre prachtvollen blaßfleischfarbenen oder gelblichen Blüten, durch ihre zurückgebogenen Kelchblätter, namentlich aber durch ihren eigenthümlichen starken Theeduft sich auszeichnet, und neben den Monatsrosen und den Banksien die wertvollste Bereicherung unserer neueren Rosencultur bildet.

Ueber diese glänzendsten Erwerbungen der letzten Zeit dürfen andere, zum Theil ältere, nicht vergessen werden. So erhielten wir schon im XVI. Jahrhundert aus Syrien die vermutlich schon von den alten Römern cultivirte, dann aber wieder vergessene Damascenerrose (R. damascena), mit wolriechenden, gefüllten, roten Blumenbüscheln. Eine Varietät derselben ist die schöne Portlandrose.

In unserem Jahrhundert erst ward von der Insel Mauritius die indische Zwergrose (R. Lawrenceana) nach Europa geb acht. Diese ist eine Spielart der indischen Rose und die kleinste der ganzen Familie, denn sie wird nur zehn bis zwölf Zoll hoch. Eine Varietät derselben führt mit Recht den Namen Belle Liliputienne, und eine andere, die sogar nur fünf bis sechs Zoll hoch wird, heißt Lady's whim, Caprice de dame. Ihre sehr kleinen Blättchen sind unten meist purpurgefärbt, ihre niedlichen, fast geruchlosen, purpurrosenroten Blüten stehen einzeln. — Wenige Jahre später kam uns von der Insel Bourbon eine andere Spielart der indischen Rose zu, die nach ihrer Heimat benannte Bourbonrose (R. ind. bourbonica), welche glänzendrote, meist stärker gefüllte Rosen trägt und dauernd reichlich blüht.

Vom Himalayagebirge erhielten wir, als eine der neuesten Erwerbungen, die kleinblättrige Rose (R. microphylla).

Vor ein paar Jahrhunderten schon kam uns vom Kaukasusgebirge die schönste und lieblichste aller Rosen, die hundertblättrige Rose oder Centifolie (R. centifolia), die Königin der Königinen, gefeiert in den Liedern der Sänger aller gebildeten Völker. Erhaben über allen Wechsel der Mode und der Laune in der Blumenliebhaberei verkörpert sie in sich gewissermaßen zugleich die Idee und das Ideal der Rose. In voller Pracht der Schönheit und der Anmut steht sie vor uns. An Adel des Wuchses und Vollkommenheit der Bildung kommt ihr keine ihrer Schwestern gleich. Der Schmelz ihrer Farbe erquickt jedes Auge. Der Lieblichkeit ihres Duftes huldigen ausnahmslos alle Menschen, während selbst Heliotrop, Hyazinthe, Jasmin, Lilie und Nelke Gegner haben, und auch Moschusrose und Theerose dem feineren Sinn auf die Dauer nicht genügen. Wenn die schwellende, geschlossene Knospe, sanft ihr Haupt herabneigend, an einem schönen Junimorgen zuerst ihre Spitze ein wenig öffnet und dem entzückten Auge einen Blick in daß süße, geheimnißvolle Wunder ihres Inneren gestattet, dann überschauert uns ein freudiges Ahnen der Herrlichkeit und der Mysterien der Natur. Die Thautropfen des Morgens, welche auf der rosigen Wange oder auf der grünen Halskrause unter dem Köpfchen der Blumenkönigin ruhen, erscheinen wie köstliche Perlen, mit denen die Sommernacht ihren und unseren Liebling im Schlummer geschmückt hat.

Eine schöne, süßduftende Abart der Centifolie ist die Moosrose (R. centif. muscosa), deren Vaterland ebensowenig bekannt ist, als die Zeit ihrer Einführung in Europa. Blumenstiel und Kelch der Moosrose erscheinen wie mit grünem, olivenfarbenem, rötlichem oder bräunlichem

Moos bedeckt, und bei ihrer stärkstbemoosten Varietät (Zoe) überzieht die goldbraune Moosdecke sogar die Knospen, die jungen Triebe und die Blätter. Durch diese ebenso eigenthümliche, als poetische Erscheinung bot die Moosrose den Stoff zu Ernst Schulze's lieblicher Dichtung „Die bezauberte Rose.“ Auch die Kammrose (R. cristata), mit kammförmigen, sehr zierlich halbgefiederten Kelchblättern, welche einst zufällig auf den Ruinen eines alten Klosters bei Bern in der Schweiz gefunden wurde, — ferner das Dijonröschen (R. pomponia), welches ebenfalls zufällig in einem Walde bei Dijon in Frankreich von einem Gärtner entdeckt wurde, — und die Rosa Pompon de Meauy, welche vor etwa vierzig Jahren in einem Garten zu Taunton in der Grafschaft Somerset in England aufgefunden wurde: sind nur Spielarten der Centifolie, Spielarten, welche die Natur selbst, ohne Zuthun der Menschen, hervorgehen hieß.

Aber nicht bloß die Einführung ausländischer Rosenarten und die zufällige Entdeckung einzelner Abarten trugen zur Bereicherung unserer Blumengärten bei, sondern auch die künstliche Blumenzucht suchte noch die Zal der Varietäten zu vermehren. Die Samenzucht hat uns wenigstens eine neue und wichtige Abart gebracht: die Noisetterose (R. Noisettiana), welche der berühmte Rosenzüchter Filipp Noisette in Nordamerika aus dem Samen der bengalischen Rose (R. indica) erzielte. Diese Rose trägt an ihren vier bis acht Fuß hohen Zweigen eine Fülle sehr wolriechender, halbgefüllter Blumen in Büscheln von 50, 100, auch 200 weißrosafarbenen Blüten; eine Varietät derselben (Eudoxia) hat sogar ein kupfergelbes, vergoldetes Herz. — Durch künstliche Uebertragung des Blumenstaubes von einer Art oder Spielart auf die Fruchtknoten einer anderen hat man bisher wol kaum fünfzig neue Sorten, doch in unzäligen Varietäten, zum Vorscheine gebracht. Unter diesen befindet sich aber eine Classe, welche an Bedeutung für die Rosencultur in unseren Gärten kaum der Einführung der Monatsrose, der Theerose und der Banksie nachsteht. Das sind die sogenannten Remontant-Hybriden oder Remontantrosen (R. hybrida bifera), welche wie mit unerschöpflicher Triebkraft durch den ganzen Sommer und Herbst immer neue Knospen und Blüten hervorbringen, und selbst dann noch, wenn die Bäume sich entfärbt oder gar ihren Blätterschmuck schon verloren haben, ja bis sie selbst in das kalte schneeige Leintuch des Winters eingehüllt werden, unsere Gärten mit der Pracht ihrer meist sehr schönen Blumen schmücken, namentlich wenn sie auf schöne Hochstämme der Hundsrose oder der Alpenrose als Edelreiser aufgesetzt sind.

Eine chronologische Zusammenstellung der glaubwürdigsten Angaben über die Einführung der verschiedenen fremden Rosenarten in unsere Gärten erscheint nicht ohne Interesse:

1535 kam die Damascenerrose aus Damaskus, wo sie cultivirt vorkommt, nach Spanien;

1565 ward die erste Moschusrose im Fugger'schen Garten zu Augsburg cultivirt;

1573 ward die Damascenerrose, wie es scheint aus Italien, in England eingeführt;
1596 ward die Kapuzinerrose aus Südeuropa nach England gebracht und hier in Cultur genommen;
1600 war die Centifolie in Deutschland noch neu und selten. Der bekannte botanische Schriftsteller Clusius, welcher sie holländische Rose (R. batavica) nennt, vermutlich weil sie aus Holland nach Deutschland gekommen, führt 1601 nur einen einzigen Garten und zwar in Frankfurt am Main, an, in welchem er sie gesehen;
1622 sandte Sir Henry Wotton die erste Schwefelrose von Venedig nach England an den Grafen von Holderneß;
1735 wurde die Dijonrose in einem Walde bei Dijon entdeckt;
1795 sandte Lord Macartney die Macartney- oder Wendlandrose aus China nach Europa;
1798 kamen die beiden Arten der bengalischen oder indischen Rose, die hochrote und die blaßrote (Monatsrose), aus China nach Europa; seit
1800 wurden dieselben hauptsächlich in Paris cultivirt;
1804 Sir George Staunton führte die vielblütige Rose aus China in England ein;
1807 kam die weiße Banksie (so genannt nach Lady Banks) von Indien aus nach Europa;
1810 ward die erste Theerose aus China nach England gebracht; ebenso ward
1810 auch die indische Zwergrose durch Sweet von der Insel Mauritius nach England eingeführt;
1819 Herr Breon sandte von der Insel Bourbon den ersten Samen der von ihm 1817 daselbst entdeckten Bourbonrose nach Paris;
1824 kam die gelbe Theerose von Calcutta nach England; ihr folgte
1827 die gelbe Banksie ebenfalls von Indien aus;
1829 ward die R. Pompon de Meauy zu Taunton in England gefunden;
1830 kam die nordamerikanische Prairierose nach Europa, und
1835 die kleinblättrige Rose vom Himalaja;
1851 fand Herr Fortune im Garten eines Mandarinen zu Ningpo die double yellow Rose, und sandte sie an die Gartenbau-Gesellschaft nach England.

Natürlicher Weise steht, wie überall, so auch auf diesem Gebiete die größere Entwicklung der Production durch Zucht und Einführung mit dem gesteigerten Verbrauche von Rosen in gegenseitiger Wechselwirkung, und durch die Cultur so vieler verschiedener Rosenarten, die zum Theile sehr verschiedener Behandlung und Pflege bedürfen, ist die Rosengärtnerei zu einem besonderen Geschäfte und zu einer Wissenschaft geworden, welche letztere nicht den kleinsten Theil der mehr als 500 Werke zälenden Literatur über die Rosen bildet. Sweet in seinem Hortus Britannicus 1827 zält schon 1059 Spielarten der Rose auf; Desportes in Frankreich gibt in seinem Kataloge 1829 sogar

2000 Arten an; Loddige zu Hakney, bei London, veröffentlichte im Anfange der dreißiger Jahre Kataloge von 1300 Arten; Herger in Köstritz züchtete zufolge seines Kataloges von 1851 über 1500 Varietäten, von denen über 150 bloß Moosrosenarten waren; Will. Paul und Wilh. Döll beschrieben in ihrem Werke: Der Rosengarten, 1855 im Ganzen 1815 Rosenarten, — deren es jetzt überhaupt etwa 3000 geben dürfte.

Von Alters her berühmte Rosenzüchtereien befinden sich zu Salemy in Frankreich, wo auch ein vielgenanntes Rosenfest gefeiert ward; ihre Gründung wird von der Sage sogar dem heiligen Medardus, der im V. Jahrhundert lebte, zugeschrieben. Aus der allgemein bekannten Rosenzucht in der Baumschule des Jardin du Luxembourg in Paris ist nie ein Stück verkauft, sondern nur vertauscht worden. In der Mitte unseres Jahrhunderts wurden aus Frankreich nach England allein jährlich beinahe eine Million Rosenstöcke versandt. — Zur selben Zeit vermochten alle Gärtner von Berlin, trotz der fleißigsten Anzucht, den jährlichen Verbrauch nicht zu decken, welchen diese Stadt zu Fenster- und Zimmerschmuck bloß von der Bourbonrose Souvenir de la Malmaison und von der Remontantrose La Reine machte, und es wurde deren noch eine bedeutende Menge von auswärts bezogen. Herger in Köstritz hatte damals in seiner Rosenschule nahezu 20.000 wolgezogene Rosenstämme, selbstverständlich ohne die Nachzucht und gewann allein von seinen Moosrosen, und bloß um sie rein zu halten und den nachdringenden Knospen freien Spielraum zur Entwicklung zu verschaffen, jährlich viele Centner Rosenblätter, welche deutsches Rosenwasser zur Fabrication des „Kölnischen Wassers" liefern. — Die größten Rosengärtnereien der Welt befinden sich jedoch in England. In der Grafschaft Hertfort gibt es deren, welche eine Fläche von beinahe 40 Acker einnehmen. Ein Rosengärtner bei Sawbridgeworth verkaufte um dieselbe Zeit in seiner nächsten Umgebung jährlich mehr als 10.000 Moosrosenstöcke.

So reich aber auch Cultur und Verbrauch der Rosen gegenwärtig bei uns sein mögen, so sind sie doch mit denjenigen im Orient und im Alterthum kaum zu vergleichen.

Aus Tabris in Persien berichtet ein englischer Reisender von der bei uns fast unbegreiflichen Verschwendung der schönsten Rosen, mit welchen dort die Häuser nicht nur im Inneren, sondern auch äußerlich geschmückt werden: in den Bädern war selbst der Boden nach allen Richtungen mit den schönsten abgepflückten Rosen bestreut. Jedoch ist die große, ausgebreitete Rosenzucht im Orient nicht sowol durch den Verbrauch der Blumen als solcher, sondern vielmehr durch die Production, des wundervollen ätherischen Rosenöles bedingt. Wie bei allen wolriechenden Blumen, hängt nämlich auch bei der Rose der Wolgeruch von der Entwicklung einer feinen, sehr flüchtigen, öligen Substanz in den Blumenblättern ab. Da diese bei der Rose am stärksten des Morgens stattfindet, so sammelt man sehr früh die noch thaunassen Rosenblüten und zerreibt ihre Blumenblätter im Wasser, welches das ätherische

Oel derselben auflöst und in sich aufnimmt. So entsteht das Rosenwasser (persisch Gul-aul, türkisch Gül-ab). Dieselbe Operation in feinem Oele vorgenommen, liefert das Rosenöl, das schon den alten Griechen und Römern bekannt war, und das vielfach auch jetzt noch, wenn auch mit manchen Verschiedenheiten des Verfahrens, producirt wird. Wenn man endlich Rosenwasser, das auf die zuerst angegebene Art möglichst gut zubereitet ist, in flachen Gefäßen sehr kühl stellt, so sondert sich — ein Gegenstück zum Silberblick in der Glut des Schmelzofens — auf der Oberfläche das eigentliche Oel der Rose in kleinen Tröpfchen aus, die man abschöpft; dies ist die köstliche Rosenessenz oder der Rosenäther (persisch Attar-gul). Da dieser einen festeren Bestandtheil, den sogenannten Rosenkampher, enthält, der sich schon bei niedrigen Wärmegraden, oft in der Gestalt kleiner Blättchen, auskristallisirt, so erscheint der echteste Rosenäther in seinen kleinen Fläschchen meist als fester Körper. Dieses kostbare Product scheint übrigens erst eine Entdeckung der neueren Zeit zu sein, wenigstens wird seiner vor dem Jahre 1600 nirgends Erwähnung gemacht. — Uebrigens löst sich das ätherische Oel der Rose in absolutem Alkohol in viel größerer Menge auf, als in bloßem Wasser, und auf dieser Thatsache beruht die Fabrication des allverbreiteten „Kölnischen Wassers“ (Eau de cologne). Doch scheidet sich das ätherische Oel aus dem Alkohol bei Zusatz von Wasser wieder aus, wodurch die Auflösung milchig wird, was Jeder leicht beobachten kann, wenn er gutes „Kölnisches Wasser“ oder andere ähnliche Essenzen in Wasser gießt.

Alle ätherischen Oele üben auf unser Nervensystem eine augenblicklich aufregende, schnell vorübergehende, zuweilen aber auch Abspannung hinterlassende Einwirkung aus, welche jedoch bei denjenigen der Rose die wolthuendste und wenigst erschöpfende ist. Dies mag der Grund sein, weßhalb das Rosenöl so gesucht und geschätzt ist, zumal trotz aller Bemühungen verhältnißmäßig nur eine sehr geringe Menge desselben producirt werden kann. Nach einer Nachricht gewann Jemand am Ganges aus 4366 Pfund Rosen, dem Ertrage eines Rosengartens, der 17½ preußische Morgen groß war, nur ½ Pfund Rosenäther. Nach einer anderen Angabe berechnet man den Durchschnittsertrag von 100.000 Stück Rosen auf wenig mehr als ein Gramm Rosenessenz. Vielleicht ein klein wenig höher ist der Ertrag in Kaschmir, und dabei gilt die in Sirinagur, der Hauptstadt dieses Landes, fabricirte Essenz im ganzen Orient als die vorzüglichste. Unter solchen Umständen ist es kaum zu verwundern, daß noch um das Jahr 1700 ein Rosenstock in Schiras 1 bis 1½ Franken kostete, und ein Gramm Rosenäther mit ungefähr 500 Franken bezalt wurde.

Noch größer als im Oriente war die Verschwendung, welche mit Rosen im alten Rom zu den Zeiten der ersten Kaiser getrieben wurde. Mit Rosen bestreute man den Boden der Zimmer und für Gastmäler auch die Sitze. Man bekränzte sich und die Pokale damit. Die edelsten Weine erhielten ihre Weihe und Würze erst durch einen Beisatz von Rosenblättern. In die Bäder

mischte man Rosenwasser und nach dem Bade puderte man die Haut mit Rosenpulver. Rosenöl und Rosenpomade gehörten unter die unerläßlichen kosmetischen Mittel der altrömischen Toilette. Die Provinz Egypten schickte dem Kaiser Nero einmal mitten im Winter eine ganze Schiffsladung von Rosen zum Geschenke; allein der Schiffscapitän fand die egyptischen Rosengärten von denjenigen Pästums und von der Frühlingsflora Italiens übertroffen: er sah, wo auch der Kaiser ging, die Pfade reich mit Rosenkränzen bestreut. Einmal bei einem Feste Nero's war die Oberfläche des Lukriner Sees bei Neapel ganz mit Rosen bedeckt, und bei einem anderen Feste desselben wurden allein für Rosen 500.000 Franken ausgegeben. Dem Kaiser Heliogabal, dem üppigsten und zügellosesten aller römischen Kaiser, genügten nicht mehr die mit Rosenwasser gemischten Bäder in marmornen Badebassins, er ließ einmal gleich einen ganzen Fischteich mit Rosenwein anfüllen.

Zu solcher maßlosen Verschwendung bietet auch das Mittelalter einige Seitenstücke. Als Sultan Saladin 1187 Jerusalem erobert hatte, ließ er die Mauern der Kirche, welche ursprünglich die vom Kalifen Omar auf dem Tempelberge erbaute Moschee gewesen war, ganz mit Rosenwasser abwaschen, bevor er sie betrat und wieder zur Moschee umwandelte; 500 Kamele wurden dazu verwendet, das nötige Rosenwasser herbeizuschaffen. Von Sultan Muhammed II. wird erzält, daß er es nach der Eroberung von Constantinopel 1455 mit der Sofienkirche daselbst ebenso gemacht habe.

Wenn nun auch auf dem Gebiete der Rosencultur ein solches Wechselverhältniß zwischen Production und Consumtion herrscht, so ergibt sich aus einer einfachen Erwägung desselben, daß in Culturgärtchen (für Production ätherischer Oele) die zalreichsten Individuen weniger Arten, in Handelsgärten die größte Zal verschiedener Arten, in Ziergärten die schönsten Individuen der cultivirten Varietäten zu finden sein werden. Einige berühmte Rosen Europas verdienen hier besonders erwähnt zu werden.

Auf einem Landsitze in Yorkshire in England wird eines der ältesten und stärksten Exemplare der Schwefelrose (R. sulphurea) bewundert, welches zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Etablissement von Cheshunt gepflanzt, und hier alt und berühmt geworden war, bis es später von einem Rosenfreunde gekauft und ohne Nachtheil an seine jetzige Stelle versetzt wurde. — Im Jardin de la Marine zu Toulon steht eine der ältesten weißen Banksrosen, sie ward 1813 von Bouxland dahin gesendet, aber schon im Jahre 1852 hatte ihr Stomm dicht über der Erde einen Umfang von zwei Fuß vier Zoll; in einiger Entfernung vom Boden theilt sich der Stamm in sechs Aeste, von denen der dickste noch zwölf Zoll im Umfange hat; ihre Zweige bedecken eine Mauer von fünfundsiebzig Fuß Länge und fünfzehn bis achtzehn Fuß Höhe, also einen Flächenraum von wenigstens zwölftausend Quadratfuß, und sie würden sich noch viel weiter ausgebreitet haben, wenn sie nicht ein Jahr ums andere zurückgeschnitten würden, eben um sie auf den gegebenen Raum zu beschränken; zu der Zeit

wo dieser Baum in voller Blüte steht, trägt er nicht weniger als fünfzig- bis sechzigtausend Blumen. — Eine andere riesige weiße Banksie befindet sich im königlichen Garten zu Caserta bei Neapel; dieselbe überzieht eine große Pappel von sechzig Fuß Höhe, welche jedoch, wahrscheinlich von der Rose erstickt, darunter abgestorben ist. — Zu Goodrent bei Reading in England, dem Landsitze des Sir Jasper Nicholls Baronet, brachte eine gelbe Banksrose im Jahre 1854 gegen zweitausend Blütenbüscheln, und in jedem Büschel sechs bis neun aufgeblühte Rosen, also etwa fünfzehntausend gleichzeitig blühende Blumen. — Ein paar großartige Exemplare der Prairierose (R. rubifolia) stehen im herzoglichen Schloßgarten zu Eisenberg in Thüringen; sie haben eine Höhe von mehr als vierzig Fuß und bieten, die eine (Beauty of the Prairies) hell fleischfarbig, die andere (Baltimore belle) rosenrot, in der Blüte einen prachtvollen Anblick. — Im Jardin du Luxembourg in Paris gibt es eine bewundernswürdige alte bengalische Rose (R. indica), welche baumartig einen vier Fuß hohen astfreien, etwa neun Zoll im Durchmesser, also etwa zwei Fuß sechs Zoll im Umfange haltenden Stamm hat, und sich oben in eine große schirmförmige Krone ausbreitet. — In der Villa Venanson zu Nizza bildet ein einziger kolossaler Stock einer Noisetterose mit kleinen gelblichen Blüten eine große Rosenlaube. — Der Hofgärtner in Sanssouci bei Potsdam hatte früher an der Giebelseite seines Wohnhauses eine Rose gezogen, die etwa dreißig Fuß hoch war, und man stieg eine Treppe von fünfzig Stufen hinauf, um aus dem Giebelfenster die herrliche Krone mit blühenden Rosen zu bewundern. — Am Dome zu Hildesheim steht eine der größten und ältesten wilden Rosen, die man kennt; ihre Zweige haben die Höhe des Daches erreicht; der Sage nach soll sie die Veranlassung gewesen sein, daß Kaiser Ludwig der Fromme (814—840), Kaiser Carls des Großen Sohn, diese Kirche erbaut, und das Bisthum von Elze hieher verlegt habe. Der Wurzelstock dieser Rose mag vielleicht tausend Jahre alt sein; seine Wurzeln sollen sich unter dem ganzen Hochaltar ausbreiten, und die Figur des Crucifixes, das auf dem rechten Seitenaltar der Domgruft steht, soll aus seinem Wurzelholze geschnitzt sein.

Doch sind es nicht einzelne Rosenstöcke, so sehr sie auch durch Alter, Größe und Pracht die allgemeine Bewunderung verdienen, welche unser volles Interesse in Anspruch nehmen; dieses gilt nicht der „einsamen Rose," sondern der Rose im Garten, wohin auch Rückert's schönes Wort uns weist, wenn er sagt:

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten."

Darin eben liegt der Zauber der Rosengärten, wie aller schönen Gärten überhaupt, daß in ihnen nicht bloß ein einzelnes Schönes geboten wird, auch nicht mehrere Einzelheiten derselben oder verschiedener Art gesammelt sind, sondern Schönes mit anderem Schönen zu einem harmonischen Ganzen vereinigt erscheint.

Natürlich handelt es sich hier nicht um die sagenhaften rosenreichen Gärten des alten Königs Midas von Phrygien, noch um die hängenden Gärten der Königin Semiramis zu Babylon, noch um die Gärten der Hesperiden in Nord-Afrika, noch um diejenigen des Königs Alkinous auf Corcyra (Corfu), noch um diejenigen des Königs Salomo bei Jerusalem, welchen allen die Rosen nicht fehlten, noch um diejenigen des Kaisers Carl des Großen, in denen Rosen als medicinische und Küchenpflanzen cultivirt wurden, noch um die vielen kleinen fürstlichen und bürgerlichen Gärten Deutschlands, von denen der ehrliche Jacob Dümmler um die Mitte des XVII. Jahrhunderts in seinem „Verwahrten Baum- und Obstgarten" bemerkt: „Es wird wol kein Gärtlein, wie klein es auch sei, anzutreffen sein, darinnen nicht ein Rosenstock zu finden."

Vielmehr, wenn von Rosen und Rosengärten die Rede ist, wenden unsere Gedanken sich unwillkürlich jenen Stätten zu, die in alter oder neuer Zeit, im Morgenlande oder Abendlande durch besonders ausgezeichnete Pflege und durch hervorragende Pracht und Fülle der Rosen einen weltberühmten Namen erlangt haben.

Bis in die Zeit Alexanders des Großen, drei Jahrhunderte vor Christus zurück, reicht der Ruhm der Rosen von Jericho. Jericho, die „Palmenstadt", in einem weiten fruchtbaren Thalkessel des südlichen Jordanlaufes auf das glücklichste gelegen, war in alten Zeiten eine der gesegnetsten Städte der Welt. Hieher, tausend Fuß tiefer als der Spiegel des Mittelmeeres, drangen nicht die kalten Nordlüfte des Libanon und des Hermon, hier war man geschützt vor den versengenden Glutwinden des wüsten und steinigen Arabiens, hier reifte die Ernte um einen Monat früher als im Lande umher. Frische Quellbäche und Wasserleitungen befruchteten seine Fluren. Hohe, schlanke Palmenhaine umschatteten die Stadt und ihre Landhäuser. Prachtvolle Gärten voll Palmen, Orangen, Granaten und köstlicher Maulbeerfeigen, voll wolduftender Kopher- und Balsamstauden schmückten das Thal und die Abhänge der umgebenden Anhöhen. Kühlende Lüfte wehten durch die Wipfel der Bäume, erfrischende Wässer plätscherten in den Gärten, deren schönste weitberühmte Zierde die herrlichen, hochstämmigen Rosen waren, die darin gezogen wurden. Lieferten die Balsamstauden Jerrichos schon Alexander dem Großen täglich eine Muschelschale voll Balsam, so wetteiferten dagegen seine Rosenbäume an Höhe mit den Palmen und würzten die Luft mit ihren süßen Wolgerüchen. Ihr schlanker, hoher Wuchs war sprichwörtlich geworden, zusammen mit dem der Ceder auf dem Libanon, der Cypresse im Gebirge Hermon, und der Palme am Bachesrande. — Das schöne, reiche Jericho ist jetzt zum armseligsten, schmutzigsten Dorfe geworden, wie man es nur in Palästina sehen kann. Wo einst die prächtigen Paläste und Villen wolhabender Handelsherren standen, liegen jetzt ärmliche, halbverfallene kaum bewohnte Hütten und einzelne Beduinenzelte. Die Wasserleitungen sind zerfallen. Ungepflegte Feigen,

Büsche, wilde Oelbäume, Tamarisken, stachliche Nebekfeigen und Dornenkranzakazien wuchern auf dem feuchten Grunde. In den durch Cactus- und Nebekhecken gegen die Wildschweine und Schakale geschützten Gärten wird etwas Tabak, Linsen und Gurken gebaut. Unzälige Springmäuse plündern die Ernten einiger spärlicher Gersten- und Weizenfelder. Nur wenige verkümmerte Palmen zeugen noch von dem herrlichen Schmucke längstvergangener Zeiten, in denen die Stadt von ihm ihren Beinamen erhielt. Aber noch bringen die Rosen den armen Bewohnern einen kleinen Ertrag durch den Handel mit Rosenwasser, das diese daraus bereiten. Freilich sind das nicht die im Abendlande jetzt sogenannten „Rosen von Jericho", jene kleinen, abgestorbenen und eingetrockneten, kohlartigen Pflanzen (Anastatica hierodsuntica L.) von den sandigen Küsten Syriens oder den Sandebenen Arabiens, welche die Reisenden als Andenken von dort mitzubringen pflegen, und an welche sich mancherlei Aberglaube geheftet hat, weil sie, in Wasser gestellt, ihre zusammengezogenen, trockenen Blattrippen wieder ausbreiten.

Daß Egypten, namentlich Memphis (Kairo), in allen Zeiten durch den Reichthum seiner Gärten an Rosen sich ausgezeichnet habe, ist schon früher angedeutet worden. Auch die Phönizier waren große Rosenfreunde und die Rosen von Carthago (Tunis) in Afrika, wie die von Carthagena in Spanien waren zu Anfang unserer Zeitrechnung nicht weniger berühmt, als die von Präneste (Palestrina) in Italien und von Enna (Castro Giovanni) in Sicilien.

Aber mehr als alle diese werden von den römischen Dichtern jener Zeit, von Virgil, Martial, Ovid u. A. die Rosen von Pästum gepriesen. Pästum, das alte griechische Poseidonia, in der Nähe des heutigen Salerno, war bis in das dritte Jahrhundert ein herrlich blühender Garten, umgeben von fruchtbaren, trefflich cultivirten Gefilden, reich an reizenden Landhäusern und kostbaren Villen, ein äußerst gesunder und gesuchter Aufenthaltsort, etwa wie Nizza in unseren Tagen, nur noch glänzender und reicher wegen der Nähe der Weltstadt Rom und der Landsitze des kaiserlichen Hofes im herrlichen Bajä und am Golfe von Neapel.

Was aber diesem paradiesischen Platze den größten Reiz und den köstlichsten Schmuck verlieh, das waren die zweimal blühenden Rosen (vermutlich R. damascena bifera), welche im Frühlinge und Herbst ihre üppigen Büsche mit einer unermeßlichen Fülle großer, rosenroter Blütenbüschel bedeckten und die ganze Gegend mit ihrem lieblichen Wolgeruche erfüllten. Wenn die frühen, weißen Schneeflockenblüten der dunkellaubigen Citronen- und Orangengärten verblüht und ihre berauschenden Gerüche verweht waren, dann hüllte sich Pästum in ein Rosengewand, dann athmete man hier mildere, lieblichere Düfte, dann erschien die Ebene von Pästum wie ein wonniges Rosenmeer am Gestade des schönen blauen Golfes. — Pästum ist untergegangen, seitdem es die Saracenen im X. Jahrhundert zerstörten. Von der ganzen herrlichen Stadt steht nichts mehr, als die wunderbaren Ruinen

ihrer drei alten griechischen Tempel. Ein Priesterhaus und ein paar andere armselige Häuser, welche auf den Namen eines Wirtshauses Anspruch machen, das ist Alles was von menschlichen Wohnungen dort noch vorhanden ist. Eine elende Cisterne liefert das einzige Trinkwasser und dies ist ungenießbar. Dornen und Gestrüpp überwuchern den versumpften Boden und verbergen unter ihren Blättern giftiges Gewürm. Ein paar Kartoffelfelder ersetzen die alten Rosengärten. Eine ungesunde, alles verpestende Fieberluft entsteigt gegen Abend den Boden und nötigt den fremden Besucher vor sinkender Sonne die melancholische Oede zu verlassen. Reisende, wie Seume, Salis, Hirt, Stahr u. A. haben hier keine Rosen mehr gefunden. Innerhalb der Stadtmauer, auf dem Platze des ehemaligen Soldatenquartiers, an den Stätten der ehemaligen Wohnhäuser, Theater und Amphitheater, auf dem Pflaster der alten Straßen und Plätze, überhaupt auf dem Stadtarea (und weiter wird von den Reisenden selten etwas besucht) haben wol auch vor 1800 Jahren deren nur wenige geblüht. Aber sobald man die Gegend verläßt, in welcher einerseits halbnomadisirende Hirten, anderseits Schaaren wilder Büffel im Schlamme der Moräste diese Landschaft allein noch beleben, so zeigt sich schon wieder die immergrüne und die Damascenerrose, und zwischen den nächsten bearbeiteten Feldern ziehen sich statt der Raine niedrige Rosenhecken hin, während am Wege die zehn bis zwölf Fuß hohe akanthusblättrige Distel eine schützende Einfriedigung der Aecker bildet.

Gewiß haben auch im Mittelalter manche Völker das Schöne und mit dem Schönen die Rose cultivirt, dasjenige Volk jedoch, bei welchem Cultur und Cultus der Rose den höchsten Grad erreicht haben, ist das persische. Bei ihm gipfelt alles Herrlichste und Entzückendste in der Verehrung der Rose, von deren Duft seine ganze Dichtung durchhaucht ist. Rose und Nachtigall und die Liebe beider zu einander sind den persischen Dichtern Symbol und Abglanz alles Idealen und alles Schönsten der Erde. Aber in Persien hat die Rose nicht nur die begeistertste Verehrung, sondern auch die sorgfältigste Pflege, ihre eigentliche Heimat gefunden.

Von den ältesten Zeiten her ist Kaschmirs Rosenreichthum berühmt. Bei Hamadan bedeckt die kleine einfachblättrige Rose (R. berberifolia) mit ihren zierlichen, kanarienvogelgelben Blüten wildwachsend fast alle Felder. Massenderan, Kurdistan, Aserbeidschan, sind reich an den herrlichsten, wildwachsenden, fast zu gigantischen Formen entwickelten Rosen. Ispahan besitzt nicht nur einen berühmten öffentlichen Garten, dessen Hauptstück in einer prachtvollen Allee besteht, welche 3200 Schritte lang und 110 Schritte breit von vier Reihen alter, dicker Platanen gebildet wird, sondern noch weit berühmter und ausgezeichneter sind seine Rosengärten. Hier werden noch jetzt, wie vor zwei Jahrtausenden in Jericho, die Rosen zu hochstämmigen Bäumen gezogen, deren Höhe bis zu dreißig Fuß steigt. Namentlich ist es die Moschusrose, hier chinesische Rose genannt, die mit Vorliebe hier so cultivirt wird, und unsere Phantasie vermag kaum die Pracht dieser Moschusrosen-

Bäume zu erreichen, die zur Zeit der Blüte über und über mit weißen gefüllten Rosen bedeckt, die Gärten mit ihrem zauberischen bisamartigen Rosenduft erfüllen.

Aber was ist das Alles gegen Schiras und die Rosen von Schiras! Hier, unfern der Ruinen des alten Persepolis, und einige Stunden in der Umgebung gedeihen die Rosen, wie sonst nirgends in der Welt; hier steigert sich ihre Fülle zu einem nicht zu beschreibenden Ueberfluß; hier erscheint um die Mitte Mai die ganze Landschaft, wie einst die Gegend von Pästum, in ein rotes Blütenmeer getaucht; hier überbietet die Pracht der Rosenblüte jede Vorstellung des Abendländers; hier athmet die ganze Natur in der Rosenzeit die süßesten Wolgerüche; hier badet die Sängerin der Liebe, die Nachtigall, ihre Brust in einer Atmosphäre balsamischer Düfte, die sie mit ihren lieblichsten Klängen durchhaucht. Das ist die Rosensaison von Schiras! Bei den Persern heißt Schiras selbst „der Rosengarten von Farsistan.“ Einer ihrer Dichter (Hafis) nennt es „das Schönpflästerchen auf der Wange der Welt.“ In den Rosengärten von Schiras schrieb Scheich Saadi im XIII. Jahrhundert seinen berühmten „Rosengarten“ (Gulistan), eine ethisch-didaktische Dichtung; unter den Rosengebüschen von Schiras sang Hafis, der persische Anakreon, im XIV. Jahrhundert seine weltbekannten Lieder zum Preise der Rose, des Weines und der Liebe, und noch heute, nach 500 Jahren, gilt sein Wort: „Das Land von Schiras wird nie aufhören Rosen zu tragen und nie wird die Nachtigall von ihm weichen.“ — Nur eine Stadt gibt es in der Welt, welche als ebenbürtige Nebenbuhlerin mit Schiras wetteifern kann, das ist Teheran, die Hauptstadt von Persien selbst. Seine Rosengärten sind Zaubergärten aus „Tausend und Einer Nacht.“ Ein englischer Reisender, Ker Porter, erzälte von dem Rosengarten des Nigaristan (Bildergallerie), dem Lustgarten des Schah, in welchem ein von Rosenbüschen umgebenes Sommerbad sich befindet, folgendes: „Bei meinem Eintritte in diese Feenlaube erstaunte ich über den Anblick zweier Rosenbäume, volle 14 Fuß hoch und mit Tausenden von Blüten belastet, die sich in allen Graden der Entwicklung befanden und von einer Zartheit des Duftes waren, daß die ganze Atmosphäre mit den ausgesuchtesten Wolgerüchen gewürzt war. Das Bad in diesem Garten ist mit dem hellsten Wasser angefüllt, das in der Sonne leuchtend glänzt, denn seine einzige Decke ist das blau azurne Gewölbe des Himmels; nur die schwankenden Zweige der daneben wachsenden Rosenbüsche werfen bisweilen einen schönen, zitternden Schatten voll rosigen Wiederscheines auf die wunderbar glänzende Oberfläche des Wassers.“

Nach den Rosen von Jericho, von Pästum, von Schiras, nach den Rosenbaumalleen von Ispahan und den Rosenlauben von Teheran dünkt es fast zu alltäglich zu den gegenwärtigen großen Rosengärten Europas zurückzukehren, nach Malmaison, dem Rosengarten der unglücklichen Kaiserin Josefine, Napoleons I. erste Gemalin, nach Fontainebleau, Napoleons III. Rosenzüchterei, in die Rosengrafschaft Hertfort in England, zu den Gärten

von Kassel und Rosenau in Deutschland und von Monza in Italien, oder auch zu den Rosengärten von Adrianopel oder von Algier. Lieber mag unsere Phantasie noch einen Augenblick bei den „Rosengärten“ der deutschen Dichtung des Mittelalters verweilen. Diese schließen sich an Plätze an, welche in uralten Zeiten gefeierte und vielleicht mit Hagerosen umhegte Festplätze gewesen zu sein scheinen, wie sich denn auch noch an manchen Orten Erinnerungen an solche „Rosengärten“ bis in unsere Tage erhalten haben, z. B. im Thüringer Walde, am Rhein, in Osnabrück, in München, in Constanz, im Kocherthale, zu Rorschach in der Schweiz und selbst in Schweden.

Der Minnesänger Heinrich Frauenlob (um 1300) berichtet, daß er auf seinen Wanderungen auch nach Rostock gekommen sei, wo Markgraf Waldemar von Brandenburg, der Letzte aus dem Hause Anhalt, einen Rosengarten hatte, von dem es heißt: „Sieben Linden im Rosengarten“ sind das Wahrzeichen von Rostock.

Das „große Rosengarten-Lied“ geht mit seiner Erzälung weiter zurück. Die schöne burgundische Königstochter Chriemhild hatte auf einer Rheininsel bei Worms, die noch heute der Rosengarten genannt wird, von Kindheit auf einen großen Garten mit Rosen gepflanzt und gezogen. In dessen Mitte stand eine alte große Linde, unter welcher 500 edle Frauen Platz hatten. Dorthin lud Chriemhild die Könige Etzel von Hunnenland und Dietrich von Bern (Theodorich von Verona) und deren Helden zum Kampfe mit den Burgunden; ein Rosenkränzchen und ein Kuß der Schönen sollte der Lohn des Siegers sein. Zwölf Amelungenritter Dietrichs besiegten jedoch die zwölf Burgunderhelden und selbst den König Gippich, Chriemhildens Vater, welcher sich nun dem Ostgothenkönige, dem großen Theodorich, der zu Ravenna begraben liegt, unterwerfen mußte.

Noch schöner schildert uns das „kleine Rosengarten-Lied“ den Rosengarten des Zwergkönigs Laurin bei Meran. Dieser lag, weit umgeben vom Walde, mitten in einer grünen Aue, am Fuße des Berges hingebreitet wie ein Mantel von grünem Sammt, geschmückt mit roten funkelnden Granaten. Seine Thore waren von feinem, zierlich gearbeitetem Golde, ausgelegt mit kostbaren Edelsteinen. Von Thor zu Thor umhegte ihn ein zarter seidener Faden und darinnen blühten und dufteten die Rosen so herrlich, daß von ihrem Dufte Betrübte getröstet werden und Kranke genesen mußten. Leider zerstörte Wittich, einer der Helden Dietrichs von Bern diesen prächtigen Rosengarten aus Frevelmut. —

Was immer für Thatsachen diesen Rosengärten der Dichtung zu Grunde gelegen haben mögen — und ob im Laufe der Jahrtausende die herrlichsten Rosengärten der Vorwelt zu Wüsteneien geworden sind, — das ist gewiß: so lange noch ein Menschenherz an der Schönheit der Natur sich erfreuet, so lange wird auch die „Königin der Blumen“ den Preis behalten und werden „Gartenrosen und Rosengärten“ stets Freunde und Pfleger finden.

# Zeitgedichte.

Von

**Carl Egon Ritter von Ebert.**

Dichter, nicht beherrschen lassen
Sollst Du Dich vom Geist der Zeit,
Doch mit regem Sinn erfassen,
Was sie bringt an Freud' und Leid.

Anders klingt die Aeolsharfe,
Wenn sie Zephirshauche fühlt,
Anders, wenn der Sturm, der scharfe,
Rauh in ihren Saiten wühlt.

## Aus dem Jahre 1848.

1.

### Im Frühling.

Nicht hat sich schöner je ein Lenz entfaltet,
Als er in diesem Jahr das Land entzükt,
So hat noch nie sich Blüth' und Blatt gestaltet,
So bunt ward nie die Wiese noch gestikt,
Kein Reif und Frost, kein Wurm hat bös geschaltet,
Kein rauher Sturm den Keim, den Zweig geknikt,
So wirkt und schafft die heilg'e Mutter „Erde,"
Daß Frucht und Segen ihren Söhnen werde.

Doch diese gehn mit düstren, finstren Mienen
Durch all die wundervolle Schöpfungspracht,
Auch ihnen ist ein Geisteslenz erschienen,
Ein Zauberfrühling, plötzlich, über Nacht;
Doch mit dem neuen Glück zugleich ist ihnen
Ein bittrer, unzufriedner Sinn erwacht,
Sie freun sich nicht am Blühn, am Grün, am Lichte,
Sie wollen Keime nicht, nein, gleich die Früchte.

Sie wissen nicht, daß aus gepflegtem Grunde,
Wenn er entlassen ward aus Winters Haft,
Luft, Regen, Thau und milde Wärm' im Bunde,
Allmählig fördern alles Wachsthums Kraft;

Die Frucht wird herbe schmeken ihrem Munde,
Gereift am Gluthauch ihrer Leidenschaft,
Sie werden dann den Grund als schlecht verfluchen,
Statt den Verderb in eigner Schuld zu suchen.

Ein Mann, der sachte geht, doch sonder Weilen,
Wird am bestimmten Ort rechtzeitig sein,
Ihr aber glaubt, ihr müßt dem Sturm gleich eilen,
Ihr rennt und jaget über Stock und Stein;
Hier stolpert ihr, vom Abhang dort, dem steilen,
Kopfüber kollert ihr in's Thal hinein,
Kommt nicht an's rechte Ziel, so sehr ihr hastet,
Indeß der Andre da schon lange rastet.

O lernet, was im Umschwung dieser Zeiten
Allein uns heilsam ist, von der Natur,
Wir sehn sie still ihr Schöpfungswerk bereiten,
Sie geht bedächtig stets auf sichrer Spur,
Sie kennt beim Schaffen nie ein flüchtig Schreiten,
Das Maaß, das richt'ge Maaß gebraucht sie nur,
Um ihren Werken Segen zu verleihen
Zum Wirken, zum Fortbilden, zum Gedeihen.

Nur wenn sie will vernichten und zerstören,
Dann ists, daß sie die Schranken überspringt,
Daß Kräfte dann sich gegen Kräfte kehren,
Und Element mit Elementen ringt;
Doch kann den Kampf sie augenblicks beschwören,
Sie kennt das Zauberwort, das ihn bezwingt,
Und gilt es neu zu formen und gestalten,
Weiß sie gleich wieder richtig Maaß zu halten.

Wär' doch solch richtig Maaß auch uns gefunden
In unserm fiebrischen Gestaltungsdrang!
Doch weh! von jeder Fessel losgebunden,
Rast ein hirnwüth'ger Troß; der Ueberschwang
Des Freiheitsjubels steckt auch die Gesunden
Mit seinem Taumel an, bei Sang und Klang
Berauscht er sich in nie gekannten Wonnen —
Wer steht da nüchtern noch, wer bleibt besonnen?

2.

## Sturm und Stille.

Lieblich flöten Nachtigallen
Tief aus Blättergrün und Blüthe,
Doch ihr Lied will nicht gefallen
Unserm wogenden Gemüthe.

Ja, wenn Adler auf sich schwängen,
Um die Sonne her zu kreisen,
Und mit Zeterstimme sängen
Wilde, wohllautlose Weisen;

Wenn der rauhe Sturmwind wollte
Uns die Marseillaise singen,
Donner Freiheitslieder rollte,
Felsen wollten schütternd klingen:

Solche Klänge, solche Töne
Fänden Anklang in den Seelen,
Für das Milde, Zarte, Schöne
Wird wohl lang der Sinn uns fehlen.

Aber Du, dem noch geblieben
Lust am Holden und am Schönen,
Der noch ehren kann und lieben,
Laß nur hell dein Lied ertönen.

Wird es auch mit Hohn empfangen
Von dem Stolz, dem Haß, dem Dünkel,
Mag es doch vielleicht gelangen
Irgendwo nach einem Winkel,

Irgendwo nach einem Hause,
Das dem Lärm sich noch verschlossen,
Wo in tiefversteckter Klause
Gern noch Schönes wird genossen.

O erquicken Deine Sänge
Manchen so verborgnen Braven,
Darfst Du ob des Spotts der Menge,
Der verrückten, sorglos schlafen.

3.

## Dichters Unmuth.

Eines muß Dich doch empören,
Weichgeschaffne Dichterseele:
Daß Du jetzt mußt Lieder hören
Aus der heisern Brandweinkehle,
Daß zerlumpte Straßenjungen,
Stinkende Cigarren rauchend,
Weit aufblähen ihre Lungen,
Edlen Vers und Reim mißbrauchend.

Muß das Silbenmaaß noch fröhnen,
Muß die Melodie noch dienen
Diesen wüsten Belialsöhnen,
Schmutz'gen Gaunern, ekeln Phrynen?
Muß das Kleid der Kunst auch solche
Bänkelsänge noch umhüllen,
Die auf offnem Markte Strolche,
Lungrer, Trunkenbolde brüllen?

Und was athmen ihre Lieder?
Haß, Parteisucht, Neid und Rache,
Schänden frevelnd, treten nieder
In den Koth die heil'ge Sache;
Und es stehn bei solchem Chore
Männer aus den bessern Kreisen,
Horchen mit gespanntem Ohre,
Lächeln Beifall diesen Weisen.

Armer Dichter, Dir entgleiten
Muß die hochgestimmte Leyer,
Siehst Du diese Rotten schreiten,
Hörst Du heulen diese Schreier;
Von den Qualen, die Du täglich
Fühlest, bricht den Muth Dir keine,
Edlem Sinn ganz unerträglich
Ist nur Eines: Das Gemeine.

## 4.

## Verschiedene Wege.

Sprich, welcher neue Geist ist denn in Dich gefahren,
In Dich, den ich gekannt, geliebt seit vielen Jahren,
Der gleichgestimmt mir war?
Sonst warst Du heiter, froh, glichst einem lichten Bilde,
Die Stirn' war frei und glatt, die Rede rasch, doch milde,
Das Auge hell und klar.

Jetzt siehst Du nächtig aus, Dein Aug' blickt trüb und irre,
Die Stirn' ist tief gefurcht, die Locken hängen wirre,
Nicht rein ist Dein Gewand;
Doch schallend trittst Du auf, wie Sturm tönt Deine Rede,
Und um des Säbels Griff, als ging's gerad' zur Fehde,
Krampft fest sich Deine Hand.

Du, einst so still und sanft, was sollen Dir die Waffen?
Du bist zum Krieger nicht, zum Helden nicht geschaffen,
Die Feder führst Du gut;
Mit ihr kannst jetzt Du viel des Nützlichen erzielen,
Ich kenne Dich nicht mehr, willst mit dem Schwert Du spielen,
Und dürstest Du nach Blut. —

„Wenn Du mich nicht mehr kennst, kenn' ich Dich noch viel minder,
„Da Du so schnöd' mir sprichst; wie? sind wir heut noch Kinder,
„Zu spielen mit dem Schwert?
„Ist, was uns ward so lang, so schmählich vorent alten,
„Ist Freiheit, Eigenmacht, des Bürgersinns Entfalten
„Nicht ernsten Kampfes werth?"

„Und haben wir sie denn, die Freiheit, uns verkündet?
„Ist nicht manch dunkle Macht noch gegen uns verbündet,
„Zu schmälern unser Recht?
„Umgeben sind wir noch von dichten Finsternissen,
„Soll licht es werden, muß das Volk, wir Alle müssen
„Bereit stehn zum Gefecht." —

Gefecht! — das ist der Weg, um Alles zu verlieren,
Was schon gewonnen ward, der Weg ist's, uns zu führen
Zurück zur Sklavenzeit;

Gewalt erweckt Gewalt; die Tage sind gekommen,
Wo uns nur Klugheit hilft, und Eines nur kann frommen:
Verstand, Besonnenheit.

Wächst über Nacht ein Baum, ward Rom in einem Tage?
Hast Du die Macht vielleicht, in unsrer neuen Lage
Zu tilgen alte Schuld?
Dann sprich in Schrift und Wort, besteig' die Rednerbühne,
Und predige dem Volk, zeig' ihm den Pfad der Sühne,
Doch rath' ihm auch — Geduld. —

„Sprich mir dies Wort nicht mehr, soll Wuth mich nicht erfassen!
„Du kannst das Bücken noch vor Kron' und Thron nicht lassen,
„Bist von den Herrn verführt,
„Hast kein Gefühl für's Volk; das läßt sich nimmer narren,
„Glaubt keinem Fürstenwort, es kann, es will nicht harren,
„Will gleich, was ihm gebührt."

Halt ein, wir enden hier. Du kannst mich nicht bethören
Mit Deinem Unsinn, Du, verlockt von falschen Lehren,
Wirst nicht von mir besiegt;
Leb' wohl, fahr' hin! wir gehn auf vielverschiednen Wegen,
Erfahren wirst Du bald, auf welchem Heil und Segen,
Auf welchem Unheil liegt.

---

5.

## Die Volksführer.

Ihr drängt allüberall euch vor,
Allüb'rall spielet ihr die Meister,
Als wär' sonst Jeder nur ein Thor,
Und ihr allein wär't hohe Geister;
Ihr wollt des Volkes Führer sein,
Es soll an euern Schritt sich heften,
Und sich mit allen seinen Kräften
Den Planen, die ihr heget, weihn.

Gar Viele folgen eurer Spur,
Und lassen sich ganz willig lenken,
Was ihr gebietet, thun sie nur,
Sie brauchen dann nicht selbst zu denken;

Und so, an euern Rath gebannt,
Sind sie, die stolz sich Freie dünken,
Gehorsam allen euern Winken,
Werkzeuge nur in eurer Hand.

Und wär't ihr sorgsam auch bedacht,
Dem Volke, was ihm frommt, zu wahren,
Ihr fühlt und kennt doch eure Macht
Als Herrscher über große Schaaren,
Und Macht — wie könnt' es anders sein! —
Berauscht, und läßt den Stolz sich heben,
Drum seht ob euerm Haupt ihr schweben
Der großen Männer Glorienschein.

Doch dieser helle Schein und Glanz
Will manchem Andern nicht behagen,
Auch sich erobern einen Kranz
Will er in dieses Umschwungs Tagen,
Auch er will sich als Führer sehn,
Mit euch die gleiche Höh' erklimmen,
Auch er will immer oben schwimmen,
Und immer an der Spitze stehn.

Er wirbt nun eifrig um die Gunst
Der trägen, urtheilslosen Haufen,
Gebraucht gar viele List und Kunst,
Für sich die Stimmen zu erkaufen;
Nicht lange währt's, da ist's erreicht,
Leithammel wird er einer Menge,
Die, dicht geschaart, ja im Gedränge,
Allüb'rall hinter ihm her streicht.

Noch steht des Volks ein guter Theil,
Und fragt mit zweifelnder Geberde,
Wo es für sich das größte Heil,
Die höchsten Güter finden werde;
Da bricht in diese Reihn sich Bahn
Ein neuer Volksfreund mit den Worten:
Ich führ' euch zu des Glückes Pforten,
Mir folgt getrost! zu mir heran!

Und ihn umgibt auch bald ein Kreis
Von Schwachen, die vertraun ihm wollen,
Sie horchen treu auf sein Geheiß,
Und preisen hoch den Dünkelvollen;
Da gibt's Parthei schon um Parthei,
Und alle voll von Eitelkeiten,
Und alle sieht man heftig streiten,
Wer stärker, wer gesuchter sei.

Sie halten all' vor sich als Schild
„Das Wohl des Volkes"; doch die Leiter
Befehden sich, von Stolz erfüllt,
Denn alle sind ja Gottesstreiter;
Und mitten inne stehst du bang,
Du armes Volk, getäuscht und irre,
Weißt nicht, daß in dem Kampfgewirre
Bereitet wird dein Untergang.

Wär' dir kein Führer je genaht,
Wär'st ungeleitet du geblieben,
Du fand'st vielleicht den besten Rath
In deinen unverdorbnen Trieben;
Der Freunde leuchtender Verstand
War doch kein ungeheuerlicher,
Vor lauter Freunden fällst du sicher
Dem schlimmsten Feind bald in die Hand.

---

6.

## Ein Held.

Wir sehen einen Mann alltäglich
Erhaben durch die Straßen gehn,
So stolz er thut, mir ist's unmöglich,
Ihn ohne Lächeln anzusehn.

Man meint, er käm' vom Maskenballe,
Von Mummenschanz und Narrethei'n,
Wohin er tritt, da fragen Alle,
Des Staunens voll: Wer mag er sein?

Kein Wunder ist es, daß sie fragen,
Er weilt erst hier seit kurzer Frist,
Ich aber kenn' ihn, will euch sagen,
Was er gewesen, was er ist.

Ein Revolutionsgek ist er,
Ein Freisinnlügner, Komödiant,
Er war ein Gek schon als Philister,
Als eitler Prahlhans allbekannt.

Seht hin! den längsten Säbel trägt er,
Die längste Feder auf dem Hut,
Den längsten Vollbart hegt und pflegt er,
Und sein Gewand ist roth wie Blut.

Mit Absicht schreitet er elastisch,
Daß recht der Sporn am Fuß ihm klirrt,
Er redet schwülstig und bombastisch,
Und immer dunkel und verwirrt.

Er spricht zum Volk in hohlen Phrasen,
Doch nein, zur Pöbelschaar allein,
Ins Horn, in das die Wühler blasen,
Bläst er auch treulich stets hinein.

Die Eigenthumsvertheilung preist er,
Der Gleichheit spricht er kühn das Wort,
Und allgemeines Glück verheißt er,
Sind Herrn erst und Beamte fort.

„Euch wird, sind die nur aus dem Lande,
„Erst wahrer Freiheit Vollgenuß!"
So schreit er, und die wilde Bande
Jauchzt Beifall seinem Redeschluß.

Die Hörer folgen seinen Schritten
Allüb'rall nach; er, wie ein Pfau,
Sich mächtig blähend, geht inmitten,
Und stellt sich aller Welt zur Schau.

Und muß auch alle Welt nicht glauben,
Er sei berühmt? was will er mehr?
Das Hochgefühl kann nichts ihm rauben:
„Er ist ein Held, er führt ein Heer."

Doch dieses Heer wird ihn erbliken,
Wenn Feinde nahn — ich wette drauf —
Als Ersten sich bei Seite drüken,
Als Schnellsten auch im feigen Lauf.

Gewißlich zieht er nicht vom Leder,
Den langen Degen wirft er fort,
Nimmt rasch vom Hut die hohe Feder,
Umkleidet sich an sichrem Ort.

Warum auch in Gefahr sich stürzen?
Unnützer Pöbel mag das thun,
Er will sich nicht das Leben kürzen,
Will nach so schweren Mühen ruhn.

Er hat noch Wichtiges zu schaffen,
Und Schönem seine Kraft zu weihn,
D'rum greift er nach den alten Waffen,
Die spitz und scharf auch müssen sein.

Denn — wißt noch mehr von diesem Helden:
Aus fernem Städtchen kam er her,
Dort war er — mit Respekt zu melden —
Barbiergehilf' und auch — Friseur.

Doch sei er, was er sei, bereiten
Muß hohe Lust mir dieser Mann,
Dank ihm, daß in so ernsten Zeiten
Ich oft recht herzlich lachen kann.

7.

## Verderber.

Ihr, meine Standsgenossen,
In Schaaren aufgeschossen
Gleich Pilzen über Nacht,
Ihr jungen Literaten,
Was waren eure Thaten,
Was habt ihr uns vollbracht?

Was habt ihr ausgesonnen,
An Klarheit uns gewonnen
In dieser wirren Zeit?
Habt Dunkel ihr gelichtet,
Wie viel habt ihr geschlichtet
An unserm Meinungsstreit?

Ihr schweigt, ihr senkt die Blike,
Hält euch vielleicht zurücke
Gewissenhafte Scheu'?
Wollt ihr das Selbstlob meiden,
Wär't schüchtern und bescheiden?
Das wär' mir gar zu neu.

Doch — wagt ihr nicht zu brechen
Das Schweigen, laßt mich sprechen,
Wohl kenn' ich euern Kreis;
Ich darf mich deß erdreisten,
Weil ich von eurem Leisten
Genug zu sagen weiß.

Der Schule kaum entsprungen,
Habt ihr euch schon verdungen
Bei einem Sudelblatt,
Der Lohn war ganz erbärmlich,
Ihr lebtet knapp und ärmlich,
Doch wurdet halb ihr satt.

Die Leser zu vergnügen,
Ersannt ihr täglich Lügen,
Das ward schon gut gelohnt,
Dann ging's an's Ehrabschneiden,
Ein Jeder mußt' es leiden,
Kein Heil'ger ward verschont.

Dann schriebt ihr schon Brochuren,
Die Leute zu verführen
Durch eitel Lug und Trug,
Ihr hetztet gern zusammen
Zwei Freunde, bis in Flammen
Empor die Zwietracht schlug.

Ihr sagtet auch dem Bauer,
„Die Frohnarbeit wär' sauer,"
(Als wüßt' er selbst es nicht!)
„Seit Urgroßvaters Tagen
„Ersatz euch nachzutragen
„Sei jedes Grundherrn Pflicht."

„Jahrhunderte verflossen,
„Seit Schweiß ward reich vergossen
„In knechtischer Geduld,
„Kaum würden zum Vergleichen
„Der Dränger Güter reichen,
„Zu tilgen alte Schuld."

Wo Zwist war und Entzweiung,
Und Mißtraun und Partheiung,
Da schürtet ihr den Brand,
Ihr mehrtet die Bethörung,
Ihr reiztet zur Empörung,
Bis Krieg uns kam in's Land.

Jetzt, wo ihr hört, ihr Tollen,
Kanonendonner rollen,
Wo die Muskete knallt,
Wo werdet ihr gefunden?
Im Pulverrauch verschwunden
Ist eure Glanzgestalt.

Das ward für euch gewonnen:
Ihr seid in's Nichts zerronnen,
Ihr gingt in Nebel auf,
Ihr fielet, kaum gestiegen,
Und gleicht den Eintagsfliegen
Im kurzen Lebenslauf.

Doch leider nicht versenken
Läßt sich das Angedenken
An fluchenswerthe That,
Und lang noch wird erneuet,
Die weit ihr ausgestreuet:
Des Unkrauts böse Saat.

8.

## Die Katastrophe.

Es ist geschehn — nicht anders konnt' es kommen —
Die Freiheit ging zu Grab, bald ist verglommen
Ein Feuer, das zu heftig wird geschürt,
Ein leichter Bau, dran Jeder wagt zu rütteln,
Dran tausend Hände rastlos stoßen, schütteln,
Muß wanken, stürzen, eh' er ausgeführt.

Blikt hin nach einem Dom, den manch Jahrhundert
Die wechselnden Geschlechter schon bewundert,
Den heut noch staunend unser Auge schaut!
Er ward auf festem, tief gelegtem Grunde
Von Klugheit, Ernst und Emsigkeit im Bunde
In vieler Jahre langem Lauf erbaut.

Ihr aber, Meister, glaubtet euch berufen,
Woran einst Vater, Sohn und Enkel schufen,
Erstehn zu lassen wie ein Schloß im Traum,
Der Tempel, d'rin die Freiheit sollte thronen,
Ein Werk, bestimmt zur Dauer von Aeonen,
Es sollte fertig sein in Monden kaum.

Ruine ward's; — wir stehn auf Schutt und Trümmern,
Und fragen bang: Darf uns die Hoffnung schimmern,
Daß sich ein andrer festrer Bau erhebt,
Daß, was durch Ungestüm uns ward verloren,
Zurück uns kommt, daß neu uns wird geboren
Das Heil, nach dem wir, ach, so lang gestrebt?

Gelingen kann das Werk, und Dauer haben
Nur wenn der Grund viel tiefer wird gegraben,
Und Stein auf Stein bedächtig festgelegt,
Wenn wir die Afterkünstler fern uns halten,
Wenn bei der Arbeit Fried' und Eintracht walten,
Und ein allmählig Fördern uns genügt.

Sollt' auch der Sohn erst ganz und fertig schauen,
Woran dem Vater war vergönnt zu bauen
Ein Leben lang mit Klugheit, Eifer, Fleiß,
Der Muth darf d'rum nicht sinken und erschlaffen,
Denn für die Zukunft Herrliches zu schaffen
Ist alles edlen Wirkens Ziel und Preis.

# Auf der Akropolis von Athen.

## Zur Aesthetik der Hellenen.

Von

**Carl Graf Zaluski.**

Unlängst war es mir abermals vergönnt, von Athens geweihter Felsenhöhe den herrlichen Anblick zu genießen, welcher in der Seele des Alterthumsfreundes Bilder aus klassischer Zeit so unmittelbar und so lebendig hervorruft. Dort erheben sich jene mächtigen Trümmer von Kunstbauten, die trotz ihrer sehr verschiedenen Epochen angehörenden Mannigfaltigkeit und ungeachtet ihrer von der zerstörenden Hand der Weltereignisse herrührenden Verworrenheit, gleichwol in ihren Hauptumrissen uns noch immer mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Dort dehnt sich vor unseren Augen die anmutige Landschaft aus, mit den schön geformten Bergen und sanft gezogenen Küsten, deren edle Symmetrie auf die Entwicklung des Schönheitssinnes bei den Griechen unzweifelhaft den wesentlichsten Einfluß geübt hat. Da drängt sich manche Betrachtung auf über den Ursprung und den hohen Wert althellenischer Kunst; man gelangt unwillkürlich zu wenig vortheilhaften Ansichten über die artistische Begabung der Neuzeit; es frischt sich die Erinnerung auf an die Ergebnisse kunsthistorischer Forschung und es entkeimt wol auch der eigenen Begeisterung irgend ein neuer Gedanke über den innigen Zusammenhang der ästhetischen Erscheinungen auf Griechenlands bevorzugtem Boden.

Derartig entstandene Betrachtungen und Ideen will ich den Lesern der Dioskuren bieten, als eine gedrängte Schilderung der anregenden Eindrücke, die in sonniger, glücklicher Stunde ringsum auf mich einwirkten. Möchte es mir gelingen, eine ähnliche Stimmung auch bei solchen zu erwecken, welche dieselbe nicht aus der ungetrübten Quelle eigener Anschauung zu gewinnen in der Lage waren.

* * *

Angesichts des Parthenons fühlt man sich in die Mitte eines sinnigeren Volkes gerückt, dessen Verständniß für das Naturschöne so fein gewesen, daß es dem Horizonte die leichtgeneigten Linien entlieh, womit es die Perspectiven seiner Tempel abgrenzte. Einfach und aus sich selbst heraus erklärt sich die Bedeutung der vielbesprochenen, von einem Architekten mir als Spitzfindigkeit bezeichneten Curven des Wunderbaues. Sie in Anwendung zu bringen, dazu genügte wol der Eindruck von Größe, den der Gesichtskreis erzeugt, und die Absicht, diese Wirkung auf das Haus der Gottheit zu übertragen. Von der Akropolis gesehen, wölbt sich das weite Meer und verschwimmt mit den Himmelsbogen, ein frühes Symbol unendlicher Ausdehnung und harmonischen Abschlusses. Es ist nicht möglich von der Aehnlichkeit unberührt zu bleiben, die hier in ihrer milden Großartigkeit der Tempel und die

ihn umgebende Fernsicht mit einander haben, und vielleicht lohnte es sich zu untersuchen, ob nicht in optischer Beziehung, die bereits sorgfältig gemessenen convexen Linien des Baues, jenen des Horizontes mit mathematischer Genauigkeit entsprechen. Immerhin erzeugen sie vollkommen analoge Effecte. Als ich von Egypten kommend zum ersten Male das Parthenon betrat, da gelangte ich zur Einsicht, daß es keiner riesigen Verhältnisse bedürfe, um einer Gottesstätte den Charakter wahrer Größe und innerer Erhabenheit zu verleihen. Stattlich, ehrfurchtgebietend wollte auch der Grieche seine öffentlichen Cultusgebäude errichtet wissen. Er strebte aber nicht nach Kolossalem. Zudem war der Raum, meist auf steiler Höhe, ein eng begrenzter. Ihn künstlerisch zu erweitern, war Sache des Baumeisters, der sein schönstes Vorbild in der Natur fand. Statt unseres geradlinigen Baues, mit seinen in die Augen springenden Ecken, entstand der weihevolle, majestätische Tempel dem die Natur gleichsam das geheime Siegel der Vollendung aufdrückte.

In der Nachahmung der Rhytmik der äußeren Weltschöpfung liegt also der Vorzug der griechischen Kunst vor jeder anderen. Aber ihre Nachbildungsart war eine durchaus idealisirende, und in dieser Vergeistigung zeigt sich eben der Unterschied zwischen der Architektonik der Hellenen und jener anderer Völker, denen ebenfalls die Natur eine erste Lehrerin gewesen. Während bei Letzteren die Erzeugnisse, der Stein- und Pflanzenwelt die Formen der Baukunst bedingen, tritt die hellenische frei und selbständig auf. Es ist nicht mehr der dunkle Höhlenraum, nicht mehr der Säulenwald und seine Pflanzenschafte mit Blumenaufsätzen; beim griechischen Tempel sind die einzelnen Bestandtheile dem Gesammteindrucke untergeordnet, und klar leuchtet die Idee hindurch. Stufen führen himmelwärts, Licht ergießt sich von oben in das offene Peristyl; die Cannelirung der einfachen dorischen Säule deutet auf gedrungene Kraft und wie eine Opferflamme, (um mit Bröndstedt zu sprechen), ragt der Giebel in die blauen Lüfte. Selbst die späteren ausladenden jonischen und korinthischen Capitäle — Rückwirkungen morgenländischer Prachtbegriffe — sind eine architektonisch modificirte Verwertung ursprünglicher Vorwürfe; denn auch hier erscheinen Abakos und Echinos als dazu bestimmt, die Last des Architravs zu vermindern, gerade wie die Sockel und Plinthen dies rücksichtlich des Druckes auf den Boden zu bewirken haben. Durchwegs aber sind die Verhältnisse der Säulen darauf berechnet, durch ihren an der Basis größeren Durchmesser, die sanfte Entasis (Anschwellung) in der Mitte und die Verengung des Halses, ja sogar durch eine unmerkliche Neigung ihrer Axen, die Vorstellung von Größe und Unbegrenztheit zu begünstigen.

Es kann nicht meine Absicht sein, mich hier in eine ausführlichere Besprechung des unsterblichen Werkes der beiden Meister Iktinos und Kallikrates einzulassen. Wem dieses Thema nicht genugsam bekannt wäre, der findet die Beschreibung des Monumentes sowol, als die sich daran knüpfenden Untersuchungen über die griechische Baukunst, in den Büchern eines Bake, Beulé,

O. Müller, Schnaase u. s. f., sowie in dem Berichte Bötticher's über die architektonischen Ergebnisse der preußischen Expedition nach Hellas. Der geschichtliche Theil der Akropolis dagegen, von der Ansiedlung der Jonier am Ilissos angefangen, die vier vorhistorischen Phasen hindurch, als da sind: die Anlage der alten Felsstadt mit dem Altar des Zeus durch die Kronaer, die Gründung des Poseidon-Cultus durch Kekrops, der Sieg des Athenedienstes unter Erechteus und endlich die Herrschaft der Jonier mit der Apolloverehrung, liest sich, gleichwie die Schilderung der darauffolgenden geschichtlichen Epochen, sehr übersichtlich in dem erläuternden Texte der von Professor Ernst Curtius herausgegebenen sieben Karten zur Topographie von Athen.

Durchwandern wir die vor so vielen Jahrhunderten verschönerten Räume. Sculpturstücke liegen überall in langen Reihen ausgestellt. Eine ganze Welt erschließt sich unseren Blicken. Wir finden uns in eine poetischere Vorzeit versetzt, die uns in verständlicher Bildersprache begrüßt. Nicht der Inschrift bedarf es, nicht des historischen Commentars, um die hellenische Allegorie zu erfassen. Die Siegesgöttin streift ihre Flügel ab, um in Athen ihren bleibenden Aufenthalt zu nehmen; dem Jünglinge drückt der Adler seine Klauen in die weichen Glieder, um den durch Schmerz Geläuterten zum höchsten Ziele zu tragen. Wie ganz anders fallen diese Darstellungen in moderner Behandlung aus! Die Victoria auf dem Siegesthore Münchens lenkt ihr Löwengespann zur Stadt hinaus und seinem bengelhaften kleinen Ganymed läßt Rembrandt durch den befiederten Entführer das Hemdchen an der strotzendsten Stelle des rosigen Leibes in die Höhe heben. Stumm sind die meisten unserer Erzbilder sammt ihrer veralteten Symbolik. Es fehlt ihnen an individuellem Gepräge und an nationalem Bewußtsein. Denn die Kunst ist bei den Neueren, trotz der realistischen Richtung, eine conventionelle geworden. Ich will versuchen, die psychologischen Vorgänge, die zu solchem Resultate geführt, an den Entwicklungsphasen der griechischen Plastik selbst darzuthun.

Die ersten Bildhauer in Hellas — darauf weist schon die Kunstlegende der Tochter des Dibutades — ahmten die Formen der Natur nach. Unendlich in ihrer Verschiedenheit, sind die Typen der Schöpfung einander selbst dann nicht gleich, wenn sie derselben Gattung angehören. Ungeachtet dieser Mannigfaltigkeit wären indeß die Nachbildungen leblos geblieben, hätte sie der Künstler nicht mit seinen eigenen Gefühlen und Gedanken beseelt. Dieses innere Leben drückt sich aus durch die Bewegung der Gliedmaßen, die Richtung des Blickes, den Ausdruck, ja oft die Farbe des Gesichtes der Statuen. Im Gegensatze zu den egyptischen, verlassen bereits die ältesten griechischen Holzfiguren (Xoanen) der Dädaliden ihre tausendjährigen Sitze und Mauerlehnen; sie wandeln und das Volk legt ihnen Bande an, damit sie nicht entfliehen. Sie öffnen die bisher geschlossenen Augen, die Lippen thun sich gleichsam zur Sprache auf. So einfach auch die Gestalt der Here des Peirasos in Argos gewesen sein mochte, Gegenstand des Spottes der hochmütigen Töchter des Prötos, immerhin fand Pausanias in solchen archaistischen Bild-

werken „einen göttlichen Ausdruck.“ Bald auch herrschte anmutige Bewegung vor, wie in dem bereits von Homer erwähnten Reigentanze der Ariadne zu Knossos, oder in dem vom Periegeten beschriebenen, mit Basreliefs bedeckten Kypselos-Schreine aus der fünfunddreißigsten Olympiade. Um die fünfzigste bearbeiten Dipoinos und Skyllis aus Kreta den Marmor, Learchos von Rhegium das Erz. Der härtere Widerstand der Materie ist bewältigt, das Werk dauerhafter geworden. Größerer Fleiß wird ihm gewidmet, der menschliche Körper immer herrlicher dargestellt. Wie schön auch der Menschenschlag, vom Klima und der Erziehung begünstigt, sich im alten Griechenland entfaltet haben mag, die Kunst beschränkte sich nicht auf die bloße Nachbildung der Körperformen; sie unterwarf vielmehr dieselben, gleich vom Anfange, einer kunstgerechten Behandlung. So stellte sie den Kopf, Sitz der geistigen Fähigkeiten, kleiner dar, als er in Wirklichkeit ist, während sie den übrigen Leib, als mächtiges Werkzeug des Willens, kräftig entwarf. In der Ausführung der Einzelheiten beider Gegensätze, ist deren wechselseitiges Ineinandergreifen unverkennbar. Kinn und Lippen sind etwas sinnlich gehalten und reichlich stellt der Lockenschmuck das gefährdete Ebenmaß wieder her; dagegen erscheint der übrige Körper der Vergeistigung seines Hauptes dadurch theilhaftig, daß die Muskeln und Knochen nur flüchtig angedeutet sind. Schnaase's Kunstgeschichte zält viele ähnliche Beobachtungen auf und bespricht sehr geistvoll den Verwandlungskreis, den das Ideal des menschlichen Körpers, in der Darstellung der personificirten Gottheiten durchzumachen hatte.

Ohne den allmäligen Entwicklungsgang der griechischen Plastik — wer kennt nicht J. Overbeck's unvergleichliches Werk darüber — hier weiter zu verfolgen, komme ich auf den Satz zurück, daß, so gewiß auch der angeborne Schönheitssinn der hellenischen Bildhauer sie in der Wal ihrer Modelle leitete, so naturgetreu die Auffassung war, welche einem Skopas den Beinamen „des Bildners der Wahrheit“, einen Pokyklet, Lysippos und Praxiteles die Bewunderung der Nachwelt verschafft hat, dennoch die hellenische Kunst der guten Epochen, der äginetischen sowol als der attischen, niemals einfache Copien, sondern stets durchdachte, ich möchte sagen denkende Gestalten hervorgebracht hat. Es waren dies Jahrhunderte der Beobachtung der äußeren sowol, als auch der inneren Charakteristik der Geschöpfe, der Lebenserscheinungen nicht minder wie der seelischen Merkmale. Die Werke der Meister halfen den Jüngern das Schöne in der Außenwelt erkennen, die psychischen Vorgänge enträtseln. Ist es doch Aufgabe der bildenden Kunst, uns die Natur durch das Auge des Künstlers erblicken zu lassen. Technische Erfahrungen wurden gleichsam von Hand zu Hand überliefert, bestimmte Vorwürfe als zur plastischen Darstellung besonders geeignet allgemein beliebt und weithin verbreitet; aber die Eigenartigkeit, Naivetät oder Feinheit der individuellen Auffassung litten bei solchem Unterrichte keinen Schaden. Frei wie ihre Schüler, blieb die hellenische Skulptur. Das eben machte sie maßvoll und edel. Kein zwingendes Gesetz, das Schicklichkeitsgefühl des sich selbst

überlassenen Naturells zeichnete die Schranke vor, die nicht überschritten werden sollte. Und in der That bewegt sich die griechische Kunst aus eigener Wal und Einsicht innerhalb der Grenzlinien des ewig Schönen, Heiteren und Anmutigen. Ihr sind weder häßliche Formen, noch leidenschaftliche Gemütsaufwallungen bekannt. Timanthos verhüllt das schmerzentstellte Gesicht des seine Tochter opfernden Agamemnon; die Züge der Niobe des Skopas sind ebenso wenig verzerrt, als es jene des Laokoon sind, einem Werke, das, trotzdem es der schon manierirten rhodischen Schule angehört, noch immer das Object zur schönen Studie Lessing's abgeben konnte.

Die Helden, wie Ajax, Achill, Patroklos, die Fechter und Ringer, sind kühn oder drohend, stürmend oder unerschüttert, doch niemals roh und blutgierig, wie die Faustkämpfer Canova's. Die plastische Fülle, die Herder mit geschlossenen Augen betastet wissen wollte, beeinträchtigt nicht den von Feuerbach erkannten malerischen Eindruck. Rhythmisch und harmonisch, reizend und rein, wahr und durchgeistigt, tritt uns die Antike vor die entzückten Augen. Sie hatte zur Zeit des Perikles ihren Gipfelpunkt erreicht. Denn Phidias, Griechenlands größtes Genie, war erschienen und hatte neue, für die Folge verhängnißvolle Bahnen durchschritten. Bisher idealisirte man Körper. Phidias verkörpert Ideen. Seine Gestalten sind Abstractionen. Er schafft Typen, er gründet den großen Stil. Sein Zeitgenosse Parrhasios — Quintilian verbürgt es uns — entwirft nach den Werken des Meisters mustergiltige Normen, stellt die Schönheitsgesetze fest, die nunmehr die Kunst beherrschen werden. Phidias selbst ist groß; im Panatheneenzuge wirkt die Menge des Einzelnen nicht störend auf die Einfachheit des Ganzen; alle Figuren sind wahr; überall beherrscht der Stil den Effect: allein die Nachahmung des Phidias führt zum Verfalle der Kunst. Die Erklärung ist leicht. Das menschliche Gestaltungsvermögen ist doch nur ein Zusammenfügen wirklicher Vorstellungen. Die fortgesetzte Ummodlung gegebener Formen, die immer weiter getriebene Verknüpfung systematischer Begriffe gebiert Unwahres und Karrikirtes. Die Natur, mit ihrem unerschöpflichen Reichthume an Kunsttypen, lehrt ihre Beobachter die Geheimnisse des Schönen; die Nachahmung des Conventionellen gelingt nur dem Genie. Raphael entlehnte der majestätischen Erscheinung des Phidias'schen Zeus den neuen Typus des christlichen Jehova; aber in der Sixtinischen Capelle läßt Michel Angelo den milden Verkünder der Nächstenliebe als gewaltigen Titan erscheinen. Bald lösen sich, wie bei den Byzantinern und allen Idealisten, die Contouren in ein verflüchtigtes Nichts auf; bald wird der Vollkommenheit der Zeichnung in ihren virtuosesten Leistungen oder des Kolorits in seinen reizendsten Wirkungen der höhere Zweck des Kunstwerkes zum Opfer gebracht. Um dem ewigen Einerlei zu entweichen, übertreibt man nach jeder Richtung bis ins Ungeheuerliche, bis zu den gräßlichsten Märtyrerscenen, bis zu den gemeinsten Vorwürfen der holländischen und anderer Genremalerei. Und doch ist nur das schön, was zu allen Zeiten und von allen Völkern als schön gepriesen ward.

So erscheint uns die griechische Plastik. In ihr offenbart sich der Dualismus des menschlichen Wesens. Ihre Schöpfungen sind Körper, denen ein Geist innewohnt. Weder das Stoffliche, noch das Psychische überwiegen darin. Der Künstler tritt hinter die Natur zurück; und doch durchglüht sie Prometheus mit seinem Himmelsstrale, Pygmalion mit seiner Liebe, jeder schaffende Geist mit einem Fünkchen seines eigensten Ichs. Die Seele durchdringt den Thon, erweicht den spröden Stein, verleiht Sprache dem Marmor. Unsterblich lebt der Künstler in seinem Werke, und weckt zur That und ruft zum Ruhme das schlummernde Genie eines Sprößlings künftiger Geschlechter.

Am frühesten zeigt sich der schaffende Kunstsinn der Hellenen in ihrem Sagenkreise. Die Urkräfte der Welt werden als selbstthätige Wesen gedacht und die Vorgänge der Natur als Handlungen aufgefaßt. Das ist die mythische, d. h. sinnige Schilderung der äußeren Erscheinungen, das ist Naturpoesie. Indem jedoch die göttlichen Wesen mit menschlichen Eigenschaften ausgestattet werden, überträgt man auch auf dieselben einen Theil der eigenen Geschicke. Dieser Stoff, durchmengt von thatsächlichen und sinnbildlichen Elementen, wird im Laufe der Zeiten vom Volke fortentwickelt und immer mehr ausgebildet, — auf hellenischem Boden indeß von dem maß- und anstandsvollen Geiste der Nation stets beherrscht. Nicht so auf benachbarten Gebieten, wo die Sagen roher und düsterer werden, oft gänzlich ausarten. Während Orpheus und Pentheus in Thrakien von den Mänaden zerrissen werden, und Attis seine Korybanten in Phrygien entmenscht, feiert Dionysos in Griechenland heitere, wonneberauschte Feste. Die Poesie bemächtigt sich der Volkserzälung: sie erklingt im Liede, sie entfaltet sich im National-Epos, sie wird im Drama noch einmal lebendig. Also idealisirt finden wir in der griechischen Literatur die Geschichte dieses Volkes sowol, als auch sein Heimatland selber. Indem ich nicht umhin kann, hier auf Preller's geistreiche Erklärungen der Mythologie zu verweisen, gehe ich auf die reiferen Erzeugnisse des Volkslebens, namentlich auf seine Geschichts- und Theaterwerke über, um auch hier das eigenthümliche, seither nie mehr erreichte künstlerische Gestaltungsvermögen wahrzunehmen, das wol für das bezeichnendste Merkmal des hellenischen Stammes gelten kann.

Gerade zu unseren Füßen thut sich der schöne Halbkreis des in die Felswand gehauenen Theaters auf, dessen dreißig Tausend Zuschauer der Aufführung dramatischer Dichtungen beiwohnten, welche nationale Ereignisse zu vergegenwärtigen und zu verherrlichen bestimmt waren. Stets war der zu behandelnde Stoff aus dem Volksleben gegriffen und gewiß erforderte es eine hohe poetische Begabung, Thatsachen oft vor deren Augenzeugen zu dramatisiren, Oertlichkeiten idealisch zu schildern, deren Anblick zu den täglichen Eindrücken gehörte. Die angesichts des Salaminischen Meerbusens von Aeschylos in den „Persern“ erzälte, vom Dichter und seinen Zuhörern mitgekämpfte Seeschlacht, oder die von Sophokles im „Oedip zu Kolonos“ besun-

gene landschaftliche Umgebung der Stadt, zeugen von solchem, Alles verklärendem Talente. Das ganze griechische Schauspiel war eine durchaus vergeistigte Kunstleistung. Es stellte mehr in Worten, als in sichtbaren Handlungen dar, ohne daß man berechtigt ist, ihm Mangel an Handlung vorzuwerfen. Diese ist vielmehr in der antiken Tragödie eine sehr lebendige und ergreifende, wiewol sie sich größtentheils nur im Gemüte der Zuschauer vollzieht. Wer das uns erhaltene Bruchstück aus der Thebanischen Trilogie des Aeschylos gelesen, kennt sicherlich recht gut jene sieben feindlichen Helden: den aufbrausenden Tydeus, den Riesen Kapaneus, jenen anderen hochmütigen Eteoklos, Hippomedon, den ungeschlachten Parthenopäos mit den jungfräulichen Zügen und grausamen Trieben, den racheathmenden Polyneikes und den zu so vielen Ruchlosen durch das Schicksal gestellten weisen und gottesfürchtigen Amphiaraos; doch treten sie alle nicht auf der Bühne auf und sind nur sogenannte stumme Personen, während sie das ganze Stück mit ihrer Persönlichkeit ausfüllen! Der kriegerische Theil dieses Dramas, welches, wie sich Aristophanes ausdrückt, die Zuseher von dem Geiste des Schlachtengottes erfüllte, ist in lyrischen Strophen niedergelegt, die von Mädchenchören vorgetragen wurden. Grauenerregende, blutige Thaten stellte man überhaupt nicht auf der Scene dar. Agamemnon wird hinter derselben ermordet; die feindlichen Brüder tödten einander, Hippolyt stirbt abseits von unseren Blicken.

Manchmal werden völlig erdichtete Begebenheiten mit erschütternder Wahrheit beschrieben und kaum hätte Orestens wirklicher Tod in der Rennbahn größeren Eindruck gemacht, als die berühmte fingirte Schilderung desselben. Wozu diente sonst die Dichtkunst, wenn sie uns nicht dasjenige im Geiste sehen ließe, was wir in Worten zu hören bekommen? Die Darstellung der That auf den Bretern schwächt häufig die Vorstellung ab. Der wandernde Wald im Macbeth, die Kämpfe der Shakespeare'schen Helden zwingen uns ein Lächeln ab, und die tiefsten, von Hamlet vorgebrachten Gedanken hindern ein englisches Publicum nicht, ihn und seinen Gegner, durch Zurufen der technischen Fechtausdrücke, zu möglichst hartnäckigen und lang audauernden Gefechten anzueifern. Erschiene uns Jago's Verrat weniger verabscheuungswürdig, wenn Desdemona nicht vor unseren abgewandten Augen erdrosselt würde? Nach Aristoteles' Definition soll uns das Drama von Leidenschaften reinigen; es ist aber psychologisch nachgewiesen, daß der Anblick von Gewaltthaten, Morden und Hinrichtungen des Menschen wildeste Begierden entfacht. Die Unmittelbarkeit der Handlung ersetzte die griechische Tragödie durch innere Lebendigkeit. In der guten Zeit trat sie sofort, bei allgemein bekanntem Ereignisse in medias res. Wenn Euripides seine Helden ihre Abstammung und Lebensgeschichte hersagen läßt, so ist das schon, so wahr und rührend dieser Dichter in dem Ausmalen von Seelenzuständen ist, ein Zeichen des Verfalles der Kunst. Seine Vorgänger legten überhaupt mehr Gewicht auf die moralische Erhabenheit und tragische Größe. In breiten Umrissen zeichnet sich die Situation; allmälig verdunkeln sich die

Farben; stufenweise steigert sich der Affect, durch eingewobene lyrische Stellen in Athem erhalten. Die sorgfältig vorbereitete, lang erwartete Katastrophe fällt dann ein, wie der Blitz aus angehäuftem Gewölke. Was anderes ist nun jenes unabwendbare Verhängniß, jene finstere Urkraft, welcher die tragischen Figuren zum Opfer fallen, als das Gesetz der Causalität, der Vererblichkeit, der Naturnotwendigkeit? Wie die Atome der stofflichen Welt, ebenso unvertilgbar sind die Ideen im Reiche der Geistesthätigkeit. Gute und böse Gedanken, einmal entstanden, leben und weben fort. Zeugen sie Thaten und gebären diese ihre Folgen, so haftet denselben das Urprincip noch immer an. Der Mensch entschließt sich frei, muß aber der Consequenzen seiner Wal gewärtig sein, die sich unabhängig von seinem Willen einstellen und oft die Freiheit des Entschlusses bei seinen Nachkommen verkümmern. Kämpft er nun auch vergebens gegen das unerbittliche Fatum an, so stellt die Sühne, das Aufwiegen der finsteren durch die edleren Regungen des Herzens, die Harmonie in seinem Wesen und in seiner Umgebung wieder her.

Den Unterschied, der zwischen der classischen und der modernen Auffassung der Tragödie besteht, hatte ich am besten Gelegenheit zu ermessen, als ich in Patras der Aufführung des Orest von Alfieri in griechischer Uebersetzung beiwohnte. Des bestechenden Versklanges entblößt, erschien da, trotz des packenden Themas, im Vergleiche zu seiner antiken Behandlung die italienische als ein nach Bühneneffecten haschendes Machwerk. Dagegen versetzte mich die angeborne Begabung der Darsteller in Erstaunen. Wie schade, daß man ihnen nicht Aeschylos Orestie in der neueren Mundart zum Einstudiren gegeben! In alter Sprache wäre dies allerdings unmöglich und schon deßhalb ein unsinniges Beginnen gewesen, weil die antike Tragödie gesungen wurde, die unserige aber gesprochen wird. Es ist ein Irrthum, anzunehmen, daß bloß die Chöre musikalisch vorgetragen wurden; dies war ebenso der Fall rücksichtlich der Exposition und des Dialoges; ja es konnten griechische Verse so wenig gesprochen werden, als es angeht, arabische ohne die für jedes Metrum bestehende Cantilene zu recitiren. Drei- und viersilbige Versfüße lassen sich überhaupt nicht, außer mit Hilfe einer Melodie scandiren und das feinste Ohr vermag heute, wo wir nur tonlose Rhythmen besitzen, die griechische Metrik nicht mehr herauszuhören. Schon in erster Jugend war ich, durch emsiges Zusammenlesen aller bezüglichen Dichterstellen, zu der Ueberzeugung gelangt, es seien die sogenannten griechischen Tonarten nichts anderes als bestimmte Volksmelodien. Wenn Pindar für dorische, äolische, phrygische oder lydische Nationalweisen Gedichte liefert, und hiebei von einer Begleitung auf der Phorminx, der Flöte oder der Schalmei spricht, so ist das viel verständlicher, als wenn Kiesewetter oder Dr. Burney die Identificirung der Kirchentonarten mit den altgriechischen versuchen. Sagt doch irgendwo Virgil: modos memini, si verba tenerim, er erinnere sich der Melodie: könnte er sich nur gleich der Worte entsinnen. Außer solchen Nationalgesängen hatte man eine Menge einzelner Lieder, wie das Kastoreion, den Nomos

orthios, womit Arion die ihn umstehenden Seeräuber fesselte, den schwermütigen Linosgesang. Ganze Liedergattungen waren die Päane, die Hyporchemen, die Hymnen, die Thränodien oder Todtenklagen, Embateria oder Märsche, Skolien für Festgelage, Stasiotiken, Dithyramben, Oden, Elegien und viele andere. Von den Aoiden und Rhapsoden bis zu Alkman und Sappho, wie viel Musik ist da nicht erfunden worden! Gewiß ist, daß auch das Drama gesungen wurde, und zwar schöner als die Erzälungen der morgenländischen Antarieh, die Vorträge der Canto-storie in Italien, das griechische oder lateinische Evangelium in der Kirche.

Der Gegenstand reißt mich hin und läßt mich vergessen, wie unermeßlich er ist. Um mich streng an das Programm zu halten, das ich mir oben entworfen, habe ich nur noch den künstlerischen Geist zu betrachten, den die hellenischen Geschichtsschreiber in der Abfassung ihrer Werke bekundeten.

Von diesem Gesichtspunkte sind ihre Leistungen füglich einzig in ihrer Art. Alle gesitteten Nationen hatten ihre Historiographen, welche die wichtigeren Ereignisse verzeichneten, Regentenlisten fortsetzten und Denkinschriften redigirten. Annalistische Methode, höfische Gesinnung, schwülstiger Stil, das ist meistens Alles, was wir in egyptischen, assyrischen, persischen Texten finden. Nicht besser machten es später die Lateiner. Livius schrieb ein Panegyrikum, Tacitus Jahrbücher, die anderen Monographien oder Anekdotensammlungen. Dies Urtheil wäre an und für sich gewiß ungerecht, ließe es sich nicht begründen durch den Hinweis auf die besondere Eigenschaft der griechischen Geschichtswerke, wenigstens einiger darunter. Nehmen wir zum Beispiele Herodot zur Hand und untersuchen wir die Anlage des ganzen Buches. Den Schwer- und Mittelpunkt desselben bildet ein einziges großes Ereigniß, die Schlacht bei Marathon, der vergebliche Anprall der asiatischen Macht gegen die griechische Freiheitsidee. Um diese Thatsache gruppiren sich, vorbereitend und erklärend, die Localgeschichten von Lydien, Persien, Egypten und von griechischen Landschaften. Der Jüngling von Halikarnassos faßt den Entschluß, das Andenken so großer Ereignisse der Nachwelt zu erhalten und weiht der Ausführung dieses Planes sein ganzes Leben. Er bereiset alle Länder, welche in dem Nationendrama eine hervorragende Rolle gespielt, er beobachtet Sitten, sammelt Ueberlieferungen und ist unermüdlich in der Erforschung der Wahrheit. Die Ergebnisse der an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen bilden, in der parallelen Anreihung aller Nebenumstände, ähnlich wie in der Tragödie, angenehme Ruhepunkte. Und nun, wo die mitwirkenden Einflüsse klar geworden und der Knoten geschürzt, bricht das Hauptereigniß mit zündender Kraft herein, wobei in dem Siege der Tugend, der Freiheits- und Vaterlandsliebe ein sichtbares Walten der Vorsehung verkündet wird. Wie sehr eine solche Behandlung der Geschichte auf künstlerisches Lob Anspruch hat, beweist die Sage von Herodots Erscheinen bei den Olympischen Preisspielen und von den Lorbern, die er dort gepflückt. Und dazu welcher Adel in der vom Verfasser selbstgewälten Sprache! Die Weichheit des jonischen Dialektes, dessen

er sich statt des heimatlichen dorischen bediente; der Wolklang der Phrase, die Anmut des Stiles, der Reichthum an Gedanken, das sind die Vorzüge, um die ein Lukian den Vater der Geschichte beneidete.

In gleicher Weise verfährt Thukydides in seinem Werke über den peloponnesischen Krieg, an dem er als Streiter und Führer theilgenommen. Hatten schon den Knaben Herodot's Vorträge bis zu Thränen ergriffen, so ahmt später der jüngere Schriftsteller seines Vorbildes großartige Einheitlichkeit nach. Ein Moment von überwiegender Bedeutung wird geschildert. Es ist der Kampf zwischen dem dorischen und dem jonischen Elemente, zwischen den unverträglichen Grundsätzen des Kriegsstaates und der Volksverfassung. Nur daß im Thukydides der rhetorische und philosophische Theil noch weit mehr ausgebildet erscheinen, wie es auch seine Zeit und der behandelte Stoff bedingten. Die kunstvolle Ausschmückung überstieg nicht nur damals nicht das allgemeine Verständniß, sondern gilt noch heut zu Tage, bei der griechischen Jugend, als Lieblingsgegenstand des Unterrichtes. Als ich einst im messenischen Kalamas einen ungefähr zehnjährigen Schulknaben, im Grase hingestreckt, aus Thukydides lesen sah und ihn fragte, ob er auch Alles verstünde, trug er mir sofort auswendig und mit feurigem Ausdrucke die Rede der Abgesandten von Korkyra vor, deren feinste Wendungen er vortrefflich zu betonen wußte. Nur das wirklich Schöne bleibt als Gemeingut der Menschen, das Mittelmäßige verschwindet mit seinem Urheber. Leider fanden die großen Historiker Griechenlands keine Nachahmer unter den Neueren. Aus der Einleitung zur Geschichte des XIX. Jahrhunderts konnte man die Erwartung schöpfen, Gervinus werde es versuchen, in so edle Fußtapfen zu treten. Allein die chronologische Bearbeitung des sich zersplitternden Materials bereitete, mir wenigstens, eine schmerzliche Enttäuschung. Anregender wirkten auf unsere Literatur die von Xenophon so reizend erfundene Form des historischen Romanes und die strategischen Darstellungen des Polybius.

Ich nun will meine geduldigen Leser nicht weiter mit endlos auszudehnenden Nachweisen und Vergleichen ermüden, und lade sie vielmehr ein, zum Schlusse einige vor Kurzem auf der Stätte des böotischen Tanagra entdeckten Statuetten mit mir anzusehen, die im Genrefache der griechischen Sculptur das sind, was dem classischen Stile die schönsten unter den uns erhaltenen Statuen. Es sind dies polychrome Bildnisse von Hetären, das weibliche Gemach verlassenden, gelehrten und kunstbegabten attischen Frauen, Weltdamen, um die sich die berühmten Männer im Staate, die Künstler und Philosophen schaaren. Aspasia, Lais, Phryne, Sappho, Korinna konnten nicht graziöser, nicht geistreicher gewesen sein, wie diese reizenden Figürchen, nebstbei gar seltene Muster antiker Schönheit, Tracht und Sitte. Die Farben sind von unvergleichlicher Zartheit, die Formen züchtig und rein, der Ausdruck der Augen bleibt dem Beschauer unvergeßlich. Und solche unnachahmliche Kunstwerke fanden sich als Nippsachen in hellenischen Frauengemächern!

# Aus einem entschwundenen Lieder- und Liebesfrühling.

Von

**Aug. Schilling.**

1.

Die Rosen hab' ich nicht geachtet
Mit ihrem tausendfachen Flor,
Die Auen nicht mit ihren Düften
Und nicht der Lerchen Frühlingschor.

Mir war, als wär' es so nur billig,
Mir war, als könnt's nicht anders sein;
Als schenke unerschöpflich ewig
Gott Lenz den Nektar: Freude ein!

Indeß ist nun der Herbst gekommen;
Die Blätter fallen leise ab,
Die Schwalben ziehen traurig weiter,
Der Winter naht am Wanderstab.

Nun möcht' ich mir die Düfte fesseln,
Die laue Luft, den grünen Hain —
Vergebens! Alles flieht und sinket
Und läßt den Düsteren allein!

Und mit den Schwalben, mit den Düften
Entfloh der Jugend Frühlingsglück;
Es floh, weil ich es nicht geachtet;
Erfleht, kehrt's nimmermehr zurück!

2.

Nur einmal schlägt die Nachtigall im Jahre
Den süßen Schmerz, den ihr die Liebe lehrt,
Dann legt sie ihren Lenz auf grüne Bahre
Und schließt in sich die Lieder ungehört.

Nur einmal blüht die Aloë voll Prangen,
Ein Säculum zieht blütenlos vorbei;
Nur einmal glüht im Herzen süßes Bangen,
Nur einmal blüht des Lebens holder Mai.

Nur einmal saugt die lüstern durst'ge Mücke
Vom warmen Herzensblut sich gierig satt,
Dann schwindelt ihr und mit gebrochnem Blicke
Stürzt sie dahin — für ewig todesmatt.

Nur einmal naht das Glück auf Zephirflügeln,
Nur einmal lacht die Freude ungetrübt;
Nur einmal trägt man uns nach jenen Hügeln,
Und einmal, einmal nur hab ich geliebt!

3.

Es war mein Herz das Bild vom todten Thale,
Kein Laut erscholl im wilden Sandgestein,
Da riefst du Liebe! und mit einem Male
Erklang das Echo süß im Felsenrain!

Es war mein Herz ein Sarg im Todtenreiche,
Die Freude lag im schwarzen Sarkophag;
Du hast geweckt die längst verdorrte Leiche
Und rosig wieder lächelt ihr der Tag!

Es war mein Herz die Harfe ohne Saiten,
Weil Lebensgroll sie auseinander riß,
Da nahtest Du und sanft bezaubernd gleiten
Hervor die Töne wunderbar und süß!

Es war mein Herz ein starres Brachgefilde,
Vom scharfen Pflug des Grames tief durchwühlt,
Zum Blumenbeet schufst Du's durch Deine Milde
Darauf der Frühling wonneduftig pfühlt!

Es war mein Herz die öde dunkle Zelle,
Darin gefangen saß der Bruder Harm,
Da öffnest Du mit einem Kuß die Schwelle,
Und aufgelöst sank er in Deinen Arm!

Es war mein Herz ein wogendes Getümmel
Von sturmgepeitschter wilder Meeresnacht
Da strahlt Dein Sonnenblick aus blauem Himmel:
Süß tröstend ist der junge Tag erwacht!

Es war mein Herz vom Arzte aufgegeben,
Von Fiebergluth und Todesschmerz gequält;
Da brachtest Du Gesundheit ihm und Leben —
Frohlockend grüßt es abermals die Welt!

Es war mein Herz die düstere Trauerweide,
Sie hatte längst des Glückes Grab umlaubt;
Da spendest Du der Liebe Lust und Freude
Und Cedern gleich erhebt es stolz sein Haupt!

4.

Leih' mir die Glut aus Deines Blickes Flammen,
Wenn einsam ich, — für meines Abends Frost; —
Wenn brechend stürzt mein Luftschloß: Glück zusammen,
Die Windsbraut: Schmerz durch die Ruinen tos't.

Laß Deine Augen mir wie Sternenlichter
Sanft leuchten, wenn die Bahn mit Nacht sich füllt,
Wenn das Geschick, ein blut'ger Lebensrichter,
Mein Herz in's Leichentuch des Scheidens hüllt.

Geh' nicht von mir, wenn Dir verstimmt die Seele,
Daß nicht die Einsamkeit mir schwere Pein,
Daß nicht des Vorwurfs Skorpion mich quäle,
Daß nicht — statt Nachgenuß: Verzweiflung mein!

Gestatte nicht, daß ich verlassen schreite,
Daß ohne Gruß von Dir ich scheiden mag,
Es grüßt den Morgen sanftes Frühgeläute,
Es grüßt die dunkle Nacht der junge Tag!

Gib auf die Reise mir ein liebend Zeichen,
So oft das Schicksal Trennung uns befiehlt,
Und wenn das Leben selber heischt Entweichen,
Gib auf die Reis' ein liebend Zeichen mild!

5.

Bleib Du bei mir, wenn Alles mich verlassen,
Wenn blattlos steht des Lebens Lenzrevier,
Wenn schüttelnd mich des Herbstes Fröste fassen,
Und kalter Nebel streift: Bleib Du bei mir!

Sei mir noch hold, wenn manchen Glückes Schimmer
  Entschwunden ist, wie flüchtig' Abendgold,
Wenn längst zerfiel der Hoffnung Bau in Trümmer,
  Den ich zu kühn gewagt: Sei mir noch hold!

Was Du mir bist, gleicht nicht den losen Schatten,
  Die süß gelockt mich mit Syrenenlist,
Der Morgen ließ die Traumgestalt ermatten,
  Erquickend wies er mir, was Du mir bist!

Verzeihe mir, wenn jemals ich gesprochen
  Ein heftig Wort, von Bitterkeit erfüllt,
Ich war der Sturm, der Blätter nur gebrochen,
  Die Frucht blieb unversehrt, verzeihe mild!

Du sprachst es oft, ich hätte deinetwegen
  Manch Glück geopfert, das die Menge hofft,
Nimm denn das Opfer hin, es sei mein Segen,
  Ich that es deinethalb: Du sprachst es oft!

Verlaß mich nicht, wenn laut die Stürme schallen,
  Wenn sich verdunkelt einst mein Sonnenlicht,
Und wenn die letzten Erdenschollen fallen
  Auf meinen Sarg hinab: Verlaß mich nicht!

6.

Der Tannenbaum
Hört meine leisen Klagen,
Da rühret ihn mein muthlos düst'res Zagen,
Den Tannenbaum.

„Wozu der Schmerz
„Um süße Rosendüfte,
„Um Blumenpracht und laue Lenzeslüfte,
„Wozu der Schmerz?"

„Sieh' meinen Stamm!
„Stolz ragt er, ewiggrünend,
„Des Winters Last mit Alpenjugend sühnend,
„Sieh' meinen Stamm!"

„Ein echter Mann
„Erkräftigt erst im Sturme,
„Er gleichet nicht dem schwachen Blüthenwurme,
„Ein echter Mann!“

„In Eis und Schnee
„Fühlt sich das starke Leben
„Erst recht erwarmt zu frischem, freien Streben
„In Eis und Schnee!“

„Verzage nicht!
„Die Rose ist entblättert,
„Die Tanne grünt, ob auch die Windsbraut wettert,
„Verzage nicht!

# Der Haschitschraucher.

Von

**Carl Dauern.**

Allein in dunkler Saalesecke sitzt
Fast regungslos ein hochbetagter Mann,
Das Haupt auf seine hag're Hand gestützt,
Das Auge starr, wie unter einem Bann.

Die scharfen Züge, welk jetzt und verblüht,
Sie künden früh'rer Schönheit blasses Bild;
Der Mund, um den der Gram die Falte zieht,
Wie lächelte er einst so weich so mild.

O düstres Bild verfehlter Lebensbahn!
Wol leuchtete auch ihm der Hoffnung Stern;
Doch auf dem wüsten Meere trieb sein Kahn
So fern dem Hafen, selbst dem Ufer fern.

Und was das Leben bot, ihm war's zur Qual,
Ein jeder Trunk, er war getrübt, vergällt:
Bis ihn berauscht aus süßem Giftpokal
Mit goldnen Träumen eine Zauberwelt. —

An seiner Lippe hängt das Rohr. Ein Rauch
Gewürzig, duftend kost um seinen Mund;
Er saugt ihn gierig ein mit jedem Hauch
Tief aus der Pfeife, glühend bis zum Grund.

Da wird's vor seinen Blicken plötzlich licht,
Die Schmerzerinn'rung flieht, ihm ist so wol,
Die schwere Kette seines Elends bricht;
Zur Wahrheit wird der Wünsche Traumidol.

Und trübe auch ein dunkleres Atom
Dahin in wogender Erinnrungsflut,
Es wird erfaßt vom goldnen Lichtesstrom
Wird selbst zu Gold im Hauch der Zauberglut. —

Wol fühlt er, daß des Giftes böser Hauch
Verzehrend in der morschen Brust ihm wühlt:
Doch stirbt dahin die Kraft des Leibes auch,
Wenn nur der Geist sich frei von Jammer fühlt.

Für seine Wirklichkeit den besten Tausch
Gestattet ihm Phantome nur das Glück. —
Die Augen schließen sich. Vom süßen Rausch
Ermattet sinkt der Körper schwer zurück.

Da ruft ein Derwisch: „Auf! Du stirbst! Entflieh!"
„„Ich lebe selig, wie ich nie gelebt;
Ich schwelg' in Wonneüberfluß, wie nie!""
Er spricht's, er lächelt und sein Geist entschwebt. —

# Gedichte.

Von
**Albrecht Graf Wickenburg.**

## Sonnwendfeuer.

Rings von allen Bergesspitzen,
Aus der Wälder dunklem Grün
Die Johannisfeuer blitzen,
Daß die Felsenwände glüh'n.
Bursch und Mädel jauchzend springen
Um die helle Flammenpracht
Und die frohen Jodler klingen
Durch die laue Juninacht.

Scheit auf Scheit wird zugetragen,
Dürre Reiser prasseln hell
Bis die Flammen aufwärts schlagen
Rings in Feuergarben grell,
Bis der Qualm, der nebelfeuchte,
Sich in reinen Dunst verzieht
Und die Eule, die verscheuchte,
Tiefer in das Dickicht flieht.

Laßt die Sitte immer währen,
Die uralter Väterbrauch, —
Schon von heidnischen Altären
Stieg der Sonnwendfeuer Rauch!
Alles fällt der Zeit zum Raube,
Alles, nur das Eine nicht:
Eines Volkes reiner Glaube
An den Segenbringer Licht!

## Löwentod.

(Nach dem Französischen des Leconte de Lisle.)

Ein alter Jäger und voll Glutverlangen
Nach freier Luft und schwarzem Büffelblut,
Vom Felsen sah er sonst auf Land und Fluth,
In Freiheit brüllend, wo die Wogen sangen,

Verdammten in der Hölle gleich, — gefangen,
Zum Zeitvertreib für Menschenübermuth,
Im Käfig schritt er dann in stiller Wuth,
Ohnmächtig rüttelnd an den Eisenstangen.

Doch als er sah, daß er sich endlos quäle,
Da macht' er's kurz, — er fraß und trank nicht mehr,
Der Tod entführt die Vagabundenseele.

O Herz, das du in Aufruhr hin und her
Dich ewig drehst und pochst an Kerkerpfähle,
O feiges Herz! was machst du's nicht, wie er?

# Gedichte.

Von

**George von Dyherrn.**

1.

## Herbstnacht.

Der Sturm geht rauh durch den Buchenwald,
Klar glänzt der Himmel, die Nacht ist kalt;
Ich sehe wie Rauch meines Mundes Hauch,
Es ist nicht Sommer nicht Winter auch —
O trübe Zeit
Der Wonne Tage so weit, so weit!

Trostloses Rauschen, wenn Blatt um Blatt
Sinkt nieder so müd' und lebenssatt!
Die blühende Flur ward welk und falb,
Trostloser Tag, der zur Nacht wird halb.
Der Nebel schwer
Woget und wallt, ein gespenstisch Heer.

Wo ist im verödeten Garten der Duft,
Wo ist das Lied in der Abendluft?
Die Blume starb, der Vogel ist fern,
Du bliebst, und wärst geflohen so gern
In die Fremde hinein;
Doch Kette klirrt und du — allein!

Da mahnts dich, daß der sonnige Traum
Der Lust verweht und vom Lebensbaum
Die Blätter oft fallen in einer Nacht,
Kein Lenz sie wieder lebendig macht —
Kein Mai erweckt
Dein Herz, wenn's erst der Winter bedeckt.

2.

## Tang und Algen.

Ists das dunkle Wrak von einem Schiff,
Das gescheitert am Korallenriff?
Ists die Klippe, die dort drüben ragt?
Keine Woge dir die Antwort sagt.
Tang und Algen nur, die, losgerissen,
An das Ufer treiben, mögen's wissen.

Ists das echte Leid, die wahre Lust,
Die hervor aus eines Menschen Brust
Dränget sich in deines Auges Schau?
Wer vermag zu sagen es genau?
O, die Lieder nur, die losgerissen
Aus der Herzens Tiefe, können's wissen!

Trümmer goldner Hoffnung, die entschwand
Bringt des Liedes Hochflut an den Strand.
Liebe, die aufs Neue nimmermüd
Auf des Lebens öder Klippe blüht —
Tang und Algen: so sind meine Lieder,
Flut gebar sie, ihr gab ich sie wieder.

3.

## Ich liebe Dich.

Nicht mit dem Sehnen, das der Seele Glut,
Nicht mit den Thränen, die des Herzens Blut,
Nicht mit unsteter Kraft, die hofft und bangt,
Nicht mit der Leidenschaft, die wild verlangt:

Ich liebe dich mit heilger Zuversicht
So wie die Luft, so wie das Sonnenlicht;
Mit dir neigt sich des Himmels Glück mir zu,
Ich möchte für dich werden so wie du!

# Jowan Jorgowanu und sein Gebiet.

Von

**Adolf Dux.**

In fernen Meeresgestaden, in Thälern des Hochgebirges, an den Moränen funkelnder Gletscher, am Ufer tiefblauer Seen — überall, wo du in der glückseligen Zeit eines Sommerausfluges oder Aufenthaltes Erholung und Genesung suchst — lachen dir Land und Leute in bestechender Fremdartigkeit entgegen, und sie erscheinen dir schon aus dem Grunde in so freundlichem Lichte, weil du fern bist von der Stätte Alles dessen, was dir alltäglich, und was dich, wenn auch nur für kurze Zeit, zur Flucht nötigte, um in der Ferne aufzuathmen. Und nicht allein die Abwechslung, die glückliche Muße, der freiere belebende Athem der Natur — auch mancher kleinere eigenthümliche Zug verleiht den Berührungs- und Zeitpunkten deiner Streifereien, oder dem zeitweiligen Schauplatze deines Badelebens einen besonderen Reiz. Ein Trinkglas mit dem Wahrzeichen oder Namen des Ortes, Nippes aus Muscheln des Meeres gefügt, in welchem du gebadet, oder aus dem Holze der Wälder geschnitzt, die dich umrauscht, und andere Gegenstände mit dem Gepräge lieber Erinnerungen sind daher gesuchte Angedenken. Und die Industrie kommt diesem Begehr so dienstfertig entgegen, daß du in der Hast der Heimreise getrost daran vergessen darfst, die Bade- oder Reise-Souvenirs an Ort und Stelle einzukaufen. Du findest diese Zeugen deines treuen Heimgedenkens nicht allein in der Fremde, sondern auch zu Hause bei bereitwilligen Kaufleuten, welche sie die in reicher Auswal vorlegen. Doch die Industrie vermag das Begehr nach den erwähnten Souvenirs nur insoweit zu befriedigen, als es in ihrem Bereiche gelegen ist. Das Eigenste, was irgend eine abseits gelegene Landschaft und deren Bewohner aufzuweisen haben, bleibt zumeist unbeachtet.

Versuchen wir es trotzdem, das eigenthümlichste Product eines von der gewöhnlichen Heerstraße der Touristen ziemlich abseits gelegenen Völkleins zum Andenken mitzunehmen. Ein Andenken an einen Badeaufenthalt im Herculesbad bei Mehadia! Wir lassen die dicken „türkischen Weichselrohre“, welche dort für Liebhaber des duftigen Krautes der Orientalen in mächtigen Bündeln bereit gehalten werden; ungeblendet gehen wir an dem Gold- und Juwelenschmuck vorüber, der uns im Bazar des zierlichen Curhauses entgegenblinkt, und an den tausend glitzernden Dingen, die dort lockend ausgestellt, aber auch an so vielen anderen Orten zu haben sind. Wir wälen ein Märchen, das sich die rumänische ländliche Bevölkerung der Gegend in einfältiger Sprache erzält. — Zwar gleißt und glitzert es nicht,

wie die anderen mehr oder minder kostbaren Souvenirs. Auch prangt da nicht der Farbenschmelz der Natur, vom Gold der Sonne übergossen; nicht erglänzen darin die großen und kleinen Lichter des Himmels, die purpurnen Gluten des Morgens und des Abends, die Silberstralen des Mondes, die sich in rieselnder Flut zitternd spiegeln; noch taucht die Sprache des Märchens ihren Pinsel in die dämmernden Farben, die über Felsen und Wälder gebreitet liegen. Von all den Künsten der Wortschmiede, die einen winzigen oder zweifelhaften Gedanken in blinkenden, blendenden Reden auftischen, weiß das arme einfältige Märchen nichts; aber in prunkloser Erzälung läßt es all den Reiz ahnen, welchen die herrliche Natur im Vereine mit Sage und Geschichte über die Landschaft an der Czerna und an den Felsenufern der unteren Donau ausgegossen. Und eben diese Landschaft ist das Gebiet des rumänischen Hercules, Jowan Jorgowanu.

Wer die untere Donau befährt, der betritt die Grenzen dieses Gebietes ungefähr an jener Stelle, wo der aus dem Strome hervorragende Felsen „Babakaj" vor der Pforte der „Clissura", der an Katarakten und Wirbeln reichen Donau-Schlucht, gleichsam Wache hält. Eine Strecke vor der Einfahrt in diese Schlucht gewahren wir rechts die romantische Ruine Golubács, die angebliche Brutstätte der sogenannten „Golubácser Fliegen", welche den Pferden und Rindern so gefährlich sind. Dann fesseln den Blick des Reisenden die rechts und links steil aufgethürmten felsigen Ufer, und die an dem gigantischen Werke der Natur heute noch sichtbaren Fußtapfen der Römer, die Spuren des Weges, den der Imperator Trajanus am rechten Ufer der Donau für seine Truppen angelegt. In Orsowa angelangt, haben wir die Wal, entweder sofort nach dem Hercules-Bade abzureisen, oder früher einen und den anderen Ausflug in die Umgebung Orsowas zu machen. Und wer möchte es in solcher Nähe versäumen, das „Eiserne Thor" zu sehen! Die schäumenden Wogen über den Klippen, welche da aus dem Strombette ragen, und die wunderlich geformten Felsen, die unweit von Turn-Severin das erhöhte linke Ufer krönen, und welche der Volksglaube für versteinerte Frauen hält — es sind Bilder, die sich der Erinnerung tief einprägen. — Doch wir haben nicht vor, uns in eine Schilderung der Gegend einzulassen, wir wollen nur die Grenzlinien des Gebietes ziehen, in welchem Jowan Jorgowanu schaltet und waltet, und unternehmen daher, ohne weitere interessante Punkte in der Nähe Orsowas zu berühren, von diesem Orte aus die Fahrt nach dem Hercules-Bad.

Auf einer gut angelegten und ebenso erhaltenen Straße (wir befinden uns im Gebiete der bis vor Kurzem bestandenen „Militär-Grenze") geht es zwischen zwei Hügelreihen vorwärts, die, allmälig näher aneinander rückend, das reizende Czerna-Thal bilden. — Wie anheimelnd auch die Landschaft mit der gut gebauten Straße ist, so fremdartig erscheint die Staffage. In kleinen ländlichen Fuhrwerken, oder zu Fuß, ziehen die Bewohner der Gegend thalauf, thalab. Die bunte „Katrinka" (ein breiter Gürtel mit langen,

dicht aneinander herabhängenden Tressen), ein künstliches Haargeflechte oder ein helles Kopftuch als Coiffure, ein weißes faltenreiches Hemd als Umhüllung der Büste, und schwere Stiefel an den Füßen bilden die Tracht der Frauenspersonen. Ists gerade Sonn- oder Feiertag, so kommt dazu noch eine gestickte Jacke und ein Halsschmuck aus Silber- oder Gold- (oder auch nur vergoldeten) Münzen. Die meisten der Frauengestalten, auch kleine Mädchen nicht ausgenommen, handhaben im Gehen, wie im Fahren, eine primitive Kunkel und spinnen die Fäden zu dem groben Gewebe, aus welchem der größte Theil der dortigen männlichen und weiblichen Garderobe verfertigt wird. Manche der Frauen tragen nebst dem unausbleiblichen Spinnrocken, den sie in der linken halten, einen langen ovalen Korb auf dem Rücken. Es ist die landesübliche Wiege. — Eine Jacke und Beinkleider aus grobem Wollstoffe, Bundschuhe, die aus einem mit Riemen an den Füßen befestigten Stück Schweinsleder bestehen, und eine Schafpelz-Mütze bilden die Tracht der Männer. Die meisten dieser ungeschlacht aussehenden Rumänen können lesen und schreiben, und sind der deutschen Sprache mächtig — Dank den Einrichtungen der bestandenen Militärgrenze.

Ungefähr in der Mitte des Weges von Orsowa nach Hercules-Bad, dort, wo die Czerna und die Bela-Reka vereint ruhig dahin fließen, hält der Wagen vor einem einsam stehenden Wirtshause. Während der kurzen Rast werfen wir einen Blick auf die breiten niederen Felsmassen, die vom rechten Ufer in die hier sacht fließenden Wellen hineinragen, und auf welche man die Reisenden besonders aufmerksam zu machen pflegt. Diese Felsen tragen verschieden geformte Eindrücke, die bei einiger Bereitwilligkeit der Phantasie den Spuren ähnlich sehen, welche Hunde und Pferde mit ihren Füßen im weichen Boden zurücklassen. Und nach einer Volkssage rühren diese Eindrücke von einem Kampfe her, welcher der starke Jorgowanu, zu Pferde und von seinen Jagdhunden begleitet, hier mit einem Drachen bestand. Da befinden wir uns also an einem bedeutsamen Punkte des Gebietes, auf welches sich der Schauplatz der Jorgowanu-Sage erstreckt. — Bald aber tritt uns der Held leibhaftig, das heißt, in künstlicher Nachbildung entgegen.

In dem allmälig sich verengenden Thale, und immer am rechten Ufer der Czerna vorwärts eilend, kommen wir endlich, nachdem wir über eine zierliche, niedliche Brücke gefahren, in die reizendste Partie des Thales. Rauschend und schäumend hüpfen hier die Wellen der Czerna von Klippe zu Klippe. Bald bloß an eine, bald an beide dicht bewaldete Hügelreihen gelehnt, präsentiren sich die eleganten, geräumigen Gebäude des Badeortes. Der obere und ältere Theil desselben besteht aus zwei Häuserreihen, zwischen welchen eine Fontaine mit der darauf befindlichen Erz-Statue des Hercules den Platz beherrscht. — Noch weiter hinauf fortschreitend, gelangen wir zu der ältesten Quelle und Badeanstalt des Ortes, zu der eigentlichen Hercules-Quelle; denn hier war es, wo durch den Imperator Trajanus der erste Grund zu dem Badeorte gelegt, und dieser: „Ad aquas Herculi sacras“ genannt

wurde. In einem grottenartigen Raume sucht man da auch heute noch an der Felswand die Reste einer Reliefgestalt des Halbgottes, und was von diesem alten Kunstwerke fehlt, haben die rumänischen Landleute im Laufe der Zeiten — zu Heilzwecken abgekratzt. Sie glauben nämlich die Wirkung der Quelle zu verstärken, wenn sie das Wasser mit einigen Stäubchen dieses aus der Felswand gehauenen Hercules gemengt, trinken. Kann man sich nun wundern, daß der Heros ihnen ins Blut übergegangen ist? Nur erhielt er bei ihnen den an St. Georg und Hercules zugleich anklingenden Namen: „Jorgowanu". Von da kostete es nur noch einen Schritt, und dem heidnischen Repräsentanten der Kraft wurde der christliche Taufnamen „Jowan" (Johann) beigelegt. So entstand „Jowan Jorgowanu", der Held von Liedern und Sagen, in welchen Reminiscenzen an die Herrschaft der Römer in Dacien, an heidnische und christliche Mythen, mit localen Zügen vereint erscheinen.

Zwar gibt es noch ein Märchen, dessen Held ebenfalls Jorgowanu ist; aber in diesem vermissen wir die meisten der eben erwähnten Eigenschaften. Jorgowanu, so lautet es, wohnte auf einem hohen Berge in der Nähe des gegenwärtigen Badeortes. Dort oben begegnete einmal sein Sohn einen Türkenknaben, dessen Sprache er nicht verstand, und im Zorne darüber, daß er sich nicht verständlich machen konnte, schlug der kleine Muselmann dem Sohne des rumänischen Heros eine Wunde. Vater Jorgowanu hieb hierauf, seinen Knaben rächend, dem jungen Türken den Kopf ab, und wusch mit dessen Blut die Wunde seines Sprößlings. Das übrige Blut des Türken versickerte in den Felsspalten, und kam am Fuße des Berges als Schwefelquelle wieder zum Vorschein.

Dieses Märchen haftet bloß am Boden der Quellen, beschränkt sich auf ein einzelnes Ereigniß, und verrät keine älteren Erinnerungen, als die an die Zeit der Türkenherrschaft. Dagegen gibt es noch ein anderes Märchen, das eine ganze Reihe von Ereignissen in einen ausgedehnten Schauplatz verlegt, und viel ältere Erinnerungen verrät. Kein Rumäne erzält es im ganzen Zusammenhange; es lebt im Volksmunde nur in vereinzelten Sagen-Bestandtheilen und fragmentarischen Liedern, und die in denselben enthaltenen Züge findet der Leser in folgender Erzälung zu einem Ganzen vereinigt.

* * *

„Dort, wo gegenwärtig die Quellen der Hercules-Bäder sprudeln, hauste in alten Zeiten ein Drache, welchem täglich ein Ochs, eine Kuh, Schafe oder Ziegen zum Opfer fielen. In diese Gegend kam eines Tages ein vierzehnjähriger Jüngling, mit Keule und Bogen bewaffnet, und da die Quellen nicht wie heute eingefaßt und durch Canäle geleitet waren, so fand er da einen großen Sumpf, und in diesem saß der Drache und badete. Der Jüngling dachte sich, das Unthier müsse von diesem Wasser so groß und stark sein; er badete daher ebenfalls in dem wunderthätigen Wasser des Sumpfes, und

erlangte dadurch eine außerordentliche Körperstärke. Es war dies Jowan Jorgowanu, der auf diese Art ein mächtiger Held wurde.

Jorgowanu schlug sein Lager in jener Höhle in der Nähe des Hercules-Bades auf, welche unter dem Namen „Räuberhöhle“ bekannt ist. Mit dem Drachen aber lebte er in Frieden, denn er jagte nur wilde Thiere, während jener zum Schrecken der ganzen Gegend nur Hausthiere raubte. Jorgowanu und der Drache gingen somit jeder andere Wege; eines Tages aber war es ihnen beschieden, zu einem blutigen, verhängnißvollen Abenteuer zusammenzutreffen.

Aus einem Dorfe in der Gegend Orsowas gingen am Morgen vor jenem Tage drei Schwestern fort, um Blumen zu suchen und Kränze zu winden. Die eine hieß Garafina, die zweite Maria und der Name der Jüngsten war Anna Girozana. — Nachdem sie lange umhergewandert waren, kamen sie an die Stelle, wo die Czerna und die Bela-Reka zusammenfließen und vereint einen ruhigen glatten Wasserspiegel bilden. Da besahen sich die drei Mädchen in diesem Spiegel und die beiden älteren überzeugten sich, daß die jüngste die schönste sei. Neidisch und boshaft beschlossen sie daher, ihre junge Schwester dem Verderben preiszugeben. Und um dies auszuführen, standen sie am nächsten Morgen vor Anbruch des Tages auf, und ließen im Walde, in welchem sie ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten, die jüngste Schwester allein zurück, ohne sie zu wecken.

Die grausamen Schwestern entfernten sich, gingen immer weiter und weiter, und gelangten endlich an die Stelle des „Eisernen Thores“, wo sich am linken Ufer des Stromes ein Berg erhebt, und als sie eben diesen Berg hinanstiegen, glaubten sie aus weiter Ferne die Stimme des verlassenen Schwesterchens zu vernehmen. Da wurden sie inne, was sie Böses gethan, und zur Strafe für ihre Frevelthat verwandelte Gott sie in Steine. Und heute noch sieht man unweit von Turn-Severin aus dem Berge am Ufer die zwei Felsen ragen, in welche die beiden hartherzigen Schwestern verwandelt wurden.

Als die verlassene jüngste Schwester sich in der Wildniß allein sah, rief sie verzweifelt um Rettung, doch Niemand war da, der ihr helfen konnte. Nur der Kukuk ließ seinen Ruf vernehmen. Sie flehte ihn an: „Lieber Kukuk! lieber Kukuk! Führe mich aus dem Walde, und zeige mir den Weg nach Hause! Wenn ich meine Schwestern wiederfinde, so sollst du mein lieber Freund sein!“ — Der Kukuk antwortete: „Ich weiß nicht, liebes Mädchen, wie ich dich retten könnte; auch brauche ich dich nicht zur Freundin, denn ich habe der Freundinen so viele, als Blumen auf dem Felde sind.“ — Da bat das verlassene Mädchen aufs Neue: „Lieber Kukuk, lieber Kukuk! Führe mich aus dem finsteren Walde! Wenn du mich zu meinen Schwestern bringst, so will ich deine Schwester sein!“ — Der Kukuk antwortete: Ich kann dich nicht retten, und Schwestern habe ich so viele, als im Walde Bäume sind.“ — Da flehte das verirrte Mädchen zum dritten Male: „Lieber Kukuk! lieber Kukuk!

Führe mich aus dem Walde und bringe mich zu meinen Schwestern; zum Lohne dafür will ich dein Weib sein, treu bis in den Tod!“ — Der Kukuk aber antwortete: „Ich bin nichts als ein kleiner armer Vogel, und kann dich nicht zum Weibe nehmen.“

Anna Girozana irrte nun auch weiter allein und hilflos in der Wildniß umher, und bald darauf kam der Drache, umwand ihren schlanken Körper mit seinem Schlangenleibe, und schleppte sie zur rauschenden Czerna. Entsetzt schrie das arme Mädchen nach Hilfe, und ihr Wehgeschrei drang durch die Wälder.

Jowan Jorgowanu ritt an der Czerna, von seinen Jagdhunden begleitet; frohgemut und ohne besonderes Ziel flog er auf seinem flinken Rößlein dahin und schoß zum Spiele nur Pfeile ab — als er plötzlich Wehgeschrei vernahm. Doch die Czerna rauschte stark und er konnte daher nicht unterscheiden, ob es die Stimme eines Mannes oder eines Weibes sei, die zu seinen Ohren drang. Da bat er den Fluß: „Czerna, schöne Czerna, ich gebe dir ein munteres Fischchen, aber höre auf zu rauschen, damit ich unterscheiden könne, wer um Hilfe ruft.“ — Doch die Czerna hörte nicht auf zu rauschen, und Jorgowanu ritt weiter und bat abermals: „Czerna, schöne Czerna, ich gebe dir ein silbernes Fischlein, nur höre auf zu rauschen, damit ich hören könne, wer um Hilfe ruft.“ — Doch die Czerna rauschte und rauschte, und Jorgowanu ritt weiter und bat zum dritten Male: „Czerna, schöne Czerna, ich gebe dir ein golden Fischlein, nur höre auf zu rauschen, damit ich wahrnehme, wer um Hilfe ruft.“ — Da endlich erhörte ihn die Czerna und hörte auf zu rauschen. Es war dies dort, wo die Czerna nicht mehr über Klippen hüpft, sondern sachte dahinfließt und die Bela-Reka in sich aufnimmt.

Jowan Jorgowanu erkannte nun, daß es die Stimme eines zarten Weibes sei, die so flehentlich erscholl; und mutig spornte er sein Roß und eilte nach der Richtung hin, von welcher der Hilferuf kam. — Als der Drache den Helden herannahen sah, floh er ängstlich und ließ sich mit seiner schönen Beute auf die flachen Felsen nieder, welche in die vereinigten Fluten der Czerna und der Bela-Reka hineinragen. — Jorgowanu ereilte dort den Drachen und das Ungethüm begann um Schonung zu flehen.

„Warum verfolgst du mich, Jowan Jorgowanu?“ rief der Drache; „sieh, das Mädchen lebt, ich habe ihr nichts zu Leide gethan und auch dir nicht! Laß mich am Leben, denn ich schwöre dir, daß ich todt dem Lande mehr Schaden bringe, als ich lebend je gethan; wenn du mich tödtest, so werden aus meinem verwesenden Kopfe Fliegen entstehen, die mit giftigem Bisse Pferde und Rinder tödten werden.“

Jorgowanu schrie dagegen: „Verfluchte Schlange, wagst du noch zu sprechen? Ich werde das Land lehren, die bösen Fliegen mittelst Rauch zu vertilgen, und Rosse und Rinder werden am Leben bleiben.“

Hiermit drang Jorgowanu mit seinem Pferde und seinen Hunden auf den Drachen ein, und nach langem Ringen gelang es ihm, das schreckliche

Ungeheuer zu tödten. Der Kampf war aber so mächtig, daß die Spuren von den Hufen des Pferdes, und den Füßen der Hunde, sowie des Drachen, dem felsigen Boden eingedrückt wurden, und daselbst heute noch zu sehen sind.

Nachdem der Drache getödtet war, kam Anna Girozana schüchtern aus der Ecke hervor, in welche sie sich während des Kampfes geflüchtet hatte und sprach in zagendem Tone: „Jowan Jorgowanu, mein edler Retter, führe mich auf den rechten Weg, damit ich in meine Heimat zu meinen Schwestern gehen könne.“

Jorgowanu erstaunte über die Schönheit des Mädchens und rief: „Du bist so schön wie eine Fee, Du mußt mein Weib werden und nur der Tod soll uns von einander trennen.“ Darauf umarmte er sie und bedeckte sie mit Küssen. Doch das Mädchen entwand sich ihm und sagte abwehrend: „Nicht so rasch, mein Lieber, denn es könnte eine Sünde sein und uns reuen, daß Du mich küßtest; Du siehst mir gar zu ähnlich, und deßhalb müssen wir vorher wissen, weß Stammes wir seien. Ich bin die Tochter des Kaisers, der im Westen herrscht, und nun sage Du mir, wer Du bist.“

Da ward Jowan Jorgowanu traurig, und mit Wehmut sprach er: „Ach, ich habe mich schwer versündigt, da ich Dich küßte, denn auch ich bin der Sohn des Kaisers, der im Westen herrscht. Wir sind nun beide von Fluch getroffen; voll bitteren Wehs mußt Du dem gehetzten Hirsch gleich hier im Osten umherirren, ich aber kehre nach Westen zurück, im tiefsten Herzen verwundet.“

Und nun wandte sich Jorgowanu, um das Mädchen zu verlassen; doch bevor er fortging, hieb er den Kopf des Drachen von dem Rumpfe und wollte ihn in Stücke zerhauen. Allein der Kopf rollte fort, die Czerna roth färbend, bis zum Donaustrome, und in diesem hinauf bis zu den Felsenklüften bei Golubacs, und verbarg sich da in einem tiefen Felsspalt, wo er schnell in Verwesung überging. Aber aus dem verwesenden Kopfe des Drachen entstanden Würmer, und aus diesen wurden Fliegen, die jedes Jahr hervorkommen, und weit und breit umherschwärmend Pferde und Rinder tödten.

Anna Girozana stürzte sich verzweifelt in die Czerna, und wurde eine goldene Forelle, die noch heute lebt. Wehe der Welt, wenn diese Forelle gefangen und getödtet würde. Vor einigen Jahren wäre bald das große Unglück geschehen, denn die goldene Forelle befand sich bereits im Netze eines Fischers; doch gelang es ihr noch zur rechten Zeit wieder daraus zu entschlüpfen. Damals schwoll die Czerna so gewaltig an, daß die ganze Gegend überschwemmt wurde.“

* *
*

Das ist das Märchen von Jowan Jorgowanu, das im Czerna-Thale in einzelnen Bruchstücken bald erzält, bald gesungen wird. Wir hörten einige ältere Leute der Gegend ein Bruchstück mit einem eintönigen melancholischen Gesange vortragen, der mit einer eigenthümlichen Musik abwechselte; denn nach jeder Strophe setzte einer von ihnen eine primitive Flöte an den Mund und wiederholte die Melodie der traurigen Erzälung von Anna Girozana,

die im Walde umherirrt und den Kukuk vergebens um Rettung anfleht. — Bald hier, bald dort, bald von einem gebildeten Rumänen, bald von Landleuten erfuhren wir andere Bruchstücke, und allmälig enthüllte sich uns der Zusammenhang des Märchens, in welchem die Phantasie des rumänischen Volkes ihre Fäden spinnt von den Felsen bei Golubacs bis zu den Klippen am Eisernen Thore, und von da über das Thal der Czerna bis hinauf zu der Stelle, wo einst die heilkräftige Flut einen Sumpf in der Wildniß bildete.

# Gedichte.

Von

Ida Freiin von Culoz.

## 1.

## Allerseelen auf dem Meere.

(In Musik gesetzt von Laura Freiin von Kalkhof.)

Es ist ein Fest der Trauer
Rings auf dem Erdenrund;
Es schimmert auf den Gräbern,
Von Kerzen, Blumen bunt.

Auch über arme Gräber,
Die keine Hand bekränzt,
Weht sanft ein Hauch der Liebe —
Und manche Thräne glänzt.

Doch auf dem Oceane
Wo's dumpf wogt hin und her,
Da wird kein Fest begangen
Auf Gräbern, tief im Meer;

Gott selber aber sendet
Den Sternenkranz herab,
Und läßt ihn lieblich glänzen,
Auf jedem Wellengrab.

## 2.

### Auf!

Wenn Du vergessen willst, so reise,
So stürme fort in rascher Fahrt
Aus dem gewohnten Tag-Geleise
In dem sich träg der Schmerz bewahrt.

Laß' um die Stirn' die Winde fächeln,
Sie trocknen Dir den feuchten Blick,
Und Deiner Lipp' entwöhntes Lächeln,
Die Fremde lächelt's Dir zurück.

Auf! bade Dich im Morgenthaue,
Hochathme in der Wälder Duft,
Und froh zu Wolk' und Aether schaue,
Aus Deiner kühn gesprengten Gruft.

Aufhören sollst Du zu belauschen
Die Menschen und ihr enges Leid;
Bei Meeres- und bei Waldesrauschen,
Vergissest Du den Groll der Zeit!

## 3.

### Heimweg.

Längs Waldessaum führt mich mein Weg,
Von Schatten schon umdunkelt;
Doch jenseits, überm Wiesensteg,
Noch Licht und Helle funkelt.

Bin ich den kleinen Steig hinab,
Dann lacht mich an die Sonne;
Schnell werfe ich den Mantel ab,
Und wärme mich voll Wonne.

Doch fröstelnd weht mich an die Luft,
Und weiter eil' ich, weiter;
Es flieht vor mir der goldne Duft,
Der Schatten dehnt sich breiter.

So war mein ganzer Lebenslauf;
Vor mir, die blum'gen Matten,
Mit lieblich warmer Sonne drauf —
Doch wo ich ging, war Schatten!

# Gedichte.

Von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

1.

## Der heilige Gral.

Von goldenen Locken das Haupt umweht,
Auf glänzendem Rappen voll Feuer
Sprengt fröhlich der Junker, die edle Brust
Gehoben von Muth und von Jugendlust,
Zu bestehen das Abenteuer.

Es reitet der Ritter Parzival
Nach der Burg mit funkelnden Zinnen,
Er reitet zu Berge und nieder zu Thal —
Mag's gelten das Leben, den heiligen Gral
Will der Ritter zum Lohne gewinnen.

Auszogen schon Viele, mit hohem Muth
Den kostbaren Schatz zu heben:
Wer's wagen will, darf zurück nicht schau'n,
Und sizt im Genik' ihm Entsezen und Grau'n,
Sonst büßt er den Fürwiz am Leben.

Im Blachfeld zerstreut ist viel weißes Gebein
Von Reitern, die nimmermehr kamen;
Und wie der Junker nun reitet aus,
Gespenstig folgt ihm das wüste Gebraus
Mit Heulen, und ruft ihn beim Namen.

Vermodert die Schenkel, Roß und Mann
Zerfallen zu dürren Gerippen,
So reitet und klappert's dem Ritter nach,
Noch immer wird neues Gesindel wach,
Und schmäht ohne Zunge und Lippen:

Du gekischer Junker mit goldenem Haar'
Willst siegen, wo wir einst erlagen,
Auch unser Schädel trug edles Mark,
Die Faust war zum Kampfe geballt und stark,
Wir lebten in besseren Tagen.

Schau um! wir schlagen mit Lanzen und Schwert,
Wir reiten dich schmählich zu Schanden,
Komm' her! sonst bist du ein feiges Blut,
Mit uns zu kämpfen hast du nicht Muth,
Uns hat noch Keiner bestanden.

Die Sporne klingen, der Bogen schwirrt,
Es zischt um das Haupt ihm mit Sausen —
Und dennoch wendet er nicht den Blik,
Er schaut nur vorwärts — dort ruft das Geschick —
Troz Drohen und Drängen und Grausen.

Und endlich — da hat er die Burg erreicht,
Er hält an der heiligen Stelle,
Ihn grüßen, die er geseh'n im Traum,
In weißen Gewändern mit purpurnem Saum
Zwölf Greise und öffnen die Schwelle.

Begeistert faßt er den heiligen Gral,
Sprengt segnend aus goldener Schale,
Besiegt ist plözlich des Lebens Qual,
Der Zweifel, die Sehnsucht mit einem Mal
Verklärt von himmlischem Strahle.

Und wie er um sich schaut, da reiten herbei
Die Todten, erstanden zum Leben,
Sie jubeln, daß er den Preis gewann,
Gelöst ist für sie auch der böse Bann,
Verloren kein edles Bestreben.

Nicht Jeder kann siegen im schweren Kampf,
Die heiligen Banner fliegen;
Drum vorwärts! und wer im Streite fiel,
Auch der half erringen das hohe Ziel,
Hat sein Theil am endlichen Siegen.

2.

## Die Raben fliegen.

Die Raben fliegen, krächzend aus den Zweigen
Des Eichwalds rauscht empor der schwarze Troß,
Der Mond erlischt, die Nachtigallen schweigen,
Laut heult der Sturm, die wilde Jagd ist los.

Die Raben fliegen, mit Gebraus und Branden
Rollt hoch die See, und peitscht das öde Land,
Hier droht der Schiffbruch, dort verlornes Stranden,
Aus dunkler Fluth ringt hilflos eine Hand.

Die Raben fliegen, dröhnend flieh'n Geschwader,
Dahinter liegen Leichen, stumm und blaß,
Geschlichtet ist im Tode Kampf und Hader,
Vergnügt umkreist die Rabenschaar den Fraß.

Im Kloster läutet's nächtlich fromm zur Mette,
Durch's Gitter starrt ein Nonnenangesicht,
Die Raben und die Wolken fliegen Wette,
Wer weiß, wie manches Herz jezt einsam bricht.

3.

## Veldes.

Der Nachen gleitet im Dunkeln
Geheim auf schwarzer Fluth,
Nur dämmernde Sterne funkeln
Am Himmel in schöner Gluth.

Der Fischer lauschet lange
Zur Felsenzinne vom See,
Bis droben mit leisem Gange
Erscheint die holde Fee;

Bis sie das Antliz wieget
Hinab in blassem Glanz —
Das Wasser ist still und schweiget,
Die Lüfte feiern ganz;

Bis sie die weißen Brüste
Sich badet im Thaue der Nacht,
Wer solche Lilien wüßte,
Er pflükte wol ihre Pracht.

Drauf dreht sie in reinen Händen
Die schimmernde Spindel schnell,
Es fallen von dunklen Wänden
Die Faden silberhell;

Wie lichte Strahlen sinken
Sie auf den Wasserplan,
Sie schwimmen und sie blinken
Und gaukeln um den Kahn.

Des Fischers Neze hangen
Vergessen nebenbei,
Als wär' er selbst gefangen
Im Zaubergespinste der Fei.

# Theodor von Abyssinien.

(13. April 1868.)

Von

**Ludw. Aug. Frankl.**

Bis an den Mond die nackten Felsenzinken,
Gegoßnes Silber scheinen sie und blinken,
So hoch hält flugmüd nur ein Geier Rast.
Ein Menschengeier auch, ein königlicher,
Zu kurzer Ruhe, kaum des Lebens sicher,
Ist mit der Seinen Rest der Felsen Gast.

Es stört die stille Nacht nur Ruf von Posten,
Zum letzten Kampf ist, wenn es tagt in Osten,
Bereit die kleine Schar von Magdala.
Wer von dem Wall zur Ebne späht im Dunkeln,
Kann die Kanonen sehn, Gewehre funkeln,
Denn Englands Macht rückt näher schon und nah.

Gedeckt von einer mächtgen Felskurtine,
Im offnen Zelt aus weißem Musseline
Ruht Abyssiniens König Theodor;
Er bläst, von seinem Purpurpolster Sitze
Aus einem Tschibuk mit der Bernsteinspitze
Die duftigblauen Ringe stumm empor.

Die schmalen Lippen und die breite Stirne,
Sie zeigen, daß in dieses Manns Gehirne
Gedankenhämmer mächtig schwingt der Geist,
Die Augen glühen fast in mildem Lichte,
Ein weißer Blitz im braunen Angesichte
Zuckt auf, wenn er die Zähne lächelnd weist.

Ein satter Geier ruht auf Felsenkissen
So aus, wenn er im Thal ein Lamm zerrissen:
Des eignen Unterganges sich bewußt,
Dreihundert Krieger, die gefangen lagen,
Hat er blutdurstig kalten Muths erschlagen,
Mit eigner Hand durchdolchend Brust um Brust.

Es ruht die Königin an seiner Seite,
Ihr goldner Gürtel, losgelöst befreite
Der stolzen Büste mondenhelle Pracht;
Bissusgewand umfließt die schlanken Glieder,
Ihr schwarzes Har, bis an die Lenden nieder,
Glänzt hell von Perlen, eine Zaubernacht.

Bis an den Gürtel nackt, wie in der Wüste
Die Sphynx gelagert auf die vollen Brüste,
Der Fürstin schwarze Lieblingssklavin kniet:
Die Augen rötlichweiß und kraus die Hare,
Zur Schellentrommel sang dem Königspare
Sie wilden Tons ein blutgetränktes Lied.

Es spricht die Königin mit milden Worten:
„Laß uns entflieh'n durch die geheimen Pforten,
Die Wüste bietet Schutz, befreit von Not.“
„„Bis nun sind Feinde nur vor mir geflohen,
Eh soll mit uns die Stadt in Flammen lohen!
Und wenn ich flieh'n soll, ist es in den Tod.““

Ihm räth das Negerweib mit andrer Stimme:
„Aufbäume Dich wie sonst im Schlachtengrimme,
Auf mit den Deinen noch in dieser Nacht!
Die schlafend in basaltnen Hölen wohnen,
Dir dienstbar kämpfen Nachts nur die Dämonen,
Vertausendfacht durch sie wird Deine Macht.

Mit ihnen hast Du Könige geschlagen,
Bis hundert Dir besiegt zu Füßen lagen,
Vom Strand der Meere bis zu Wüstenei'n.“
Der König hört die Reden an mit Schweigen,
Läßt nur vom Mund die blauen Ringe steigen,
Schlürft wieder Duft des schwarzen Krautes ein.

Er winkt Hatschiesch zu legen auf die Kohlen,
Noch Einmal will er athmend Wonne holen,
Weltlösend süßen Paradieses-Traum.
Ein leiser Schauer geht durch seine Glieder
Und sanft der Königin zum Schoße nieder
Sinkt bald sein müdes Haupt, er athmet kaum. — —

Ein frischer Morgen weht, im purpurfeuchten
Lichtglanze rings die Bergesspitzen leuchten,
Der letzte furchtbar wilde Kampf wird wach:
Verhundertfacht vom Widerhall der Klüfte,
Folgt roten Blitzen nach durch Morgenlüfte
Der donnernden Kanonen wild Gekrach.

Die Waffe, reich besetzt mit Diamanten,
Die Englands Königin von Abgesandten
Einst zum Geschenk dem König bringen hieß,
Er thut sie in den Gürtel fest entschlossen,
Dann heißt er Steine von den Felskolossen
Abschleudern, regnen heißes Oel und Kies.

Schon füllt der Grund sich an mit blut'gen Leichen,
Ein Stürzen, Sterben rings, kein mutlos Weichen,
Sturmleitern setzen Englands Krieger an.
Ob zwischen durch auch die Kanonen wettern,
Wenn hundert sinken, tausend Andre klettern
Die schroffen Felsenwände küh'n hinan.

Das nackte braune Volk der Abyssinen,
Kämpft auf erstieg'nem Walle noch mit ihnen,
Aufpflanzet England seine Flagge schon —
Und immer enger ziehen sich die Flammen
Zum undurchdringbar heißen Ring zusammen,
Um einen tollen Königsskorpion.

„Victoria!" ruft es wild und tausendtönig —
Vom Gürtel reißt die Waffe jetzt der König
Und schießt die kalte Kugel sich durchs Herz.
Die schöne Frau, die Königin der Wildniß,
Die nah ihm steht, ein weißes Götterbildniß,
Ihr Mund will aufschrein und versagt's im Schmerz.

Doch rasch, mit ungeahnter Kraft der Arme,
Rafft sie den Todten auf aus wildem Schwarme,
Zur Kirche trägt sie schleifend ihn mit Hast;
Am Altar bettet sie des Königs Glieder,
Dann sinkt sie selbst als Leiche zu ihm nieder,
Hält den Geliebten noch im Tod umfaßt.

Vom Kampfplatz ist die Schwarze nicht gewichen,
Dem heiß, doch stumm Geliebten nachgeschlichen;
Verworren wild, versenkt das krause Har,
Glut in dem Blick, im Grimm gefletschte Zähne,
Sie kriecht am Boden hin, eine Hyäne,
Zu seiner Leiche vor dem Hochaltar.

„Mit den Dämonen hast Du Bund geschlossen,
Doch in der Nacht nur kommen die Genossen,
Wer hieß am Tag zu schlagen Dich die Schlacht!
Was trautest Du dem bleichen Christengotte,
Doch sollst Du werden nicht dem Feind zum Spotte!"
Dem Todten raunt sie's in die Ohren sacht.

Und einen Funken rasch in die Gewande
Thut sie der Leiche, bläs't sie an zum Brande
Und rafft vom Altar eine Fackel auf;
Sie ras't zum Thurm hinauf mit raschem Schritte,
Die Fackel wirft sie in des Daches Mitte,
Und Flammen zucken nieder und hinauf.

Ein schwarzer Dämon steht sie in den Flammen,
Es sinkt der Kirche prächt'ger Bau zusammen,
Mit Grauen sieht der Feind die grause Pracht.
Bald sprühn aus Trümmern nur mehr einzle Funken,
Es ist ein König und sein Reich versunken,
In ewige Nacht, erloschen Pracht und Macht.

# Frohnleichnam in Barnow.

## Eine Geschichte aus Podolien.

Von

**Carl Emil Franzos.**

> Ihre Lieb' begann mit rothen Rosen,
> Doch mit rothem Blut hat sie geendet;
> Ihre Lieb' begann mit süßem Weine,
> Doch mit bitt'rem Gift hat sie geendet —
> Denn den Wein vergiftete ein Zauber,
> Und ein Fluch fiel welkend auf die Rosen.
>
> Russinisches Volkslied „von der schönen Czariza".

Es ist ein trauriges Land, das Land Podolien; auch der Frühling kommt spät in die große Ebene. Aber weil er ein rechter, fröhlicher Tröster ist, so verklärt und überglänzt er auch vor Allem, was seines Trostes am Meisten bedürftig ist: die öde, braune Haide, welche nun des weißen, glitzernden Wintermantels beraubt ist und wieder vor Gott in ihrer entsetzlichen Leere ausgestreckt liegt — „wie eine Bettlerhand". Er aber löst ihr die Lappen des alten Gewandes von den Schultern und umhüllt sie mit jungem Grün und Haideblumen und erheitert ihre Armut durch bunte Falter und Lerchensang. Schier rührend liegt der Frühling auf der podolischen Haide; es ist, als schmiege sich ein Lächeln der Freude um ein verhärmtes Antlitz.

Und dann macht er sich auf und hält seinen Einzug ins Städtlein. Am Eingange des Ortes, rechts und links der Straße, neigt er seinen Zauberstab gegen die beiden großen streng geschiedenen Stätten der Todten, daß hinter ihm her der Flieder knospt und sich in dichten Blütenzweigen wiegt, so über den kleinen Holzkreuzen, wie über den Grabsteinen mit den krausen hebräischen Zeichen. Dann geht er durch die Straßen und neigt seinen Stab gegen die Fenster und Thüren und sie öffnen sich weit. Und dann gegen die Herzen der Menschen und sie öffnen sich auch und werden fröhlich. Der Frühling ist allgütig — er vergißt auch derer nicht, auf die selbst Gott vergessen zu haben scheint; selbst in die düsteren, engen, sumpfigen Gäßchen der Judenstadt dringt sein Hauch. Und die Armseligen, welche dort wohnen, empfinden und grüßen ihn, so gut sie eben können — in ihrer Art. Freilich! lebendigen Natursinn haben sie nicht; der ist herausgequält worden aus dem Gemüte dieses Volkes. Wer ruhelos über die Erde gehetzt wird, kann nicht sehen, wie schön die Erde ist!

Doch — derlei übt ja der allgütige Frühling auch anderwärts. Was aber Barnow betrifft, so thut er hier noch ein apartes großes Wunder; er trocknet das gewaltige Kothmeer, in welchem sonst — ihres Spiegels nicht

unwert — die schmutzigen Häuser und Menschen von Barnow ihr Bild erschauen können; er macht die Straßen wieder gangbar und sogar der Ringplatz, der durch sechs Monate jedes Jahres das schlichte Städtchen in ein interessantes Klein-Venedig verwandelt. Nur ein Pfützlein in der Mitte bleibt allewig bestehen und das ist gut und weise, wie Alles in der Natur — denn was thäten sonst die Schweine von Barnow?!

Aber dies aparte Wunder übt auch aparte Wirkung; es rührt sogar das harte Herz der hohen Obrigkeit und sie erwidert regelmäßig das eine Wunder durch ein anderes. Alljährlich einmal werden nämlich — meist in den ersten Junitagen, eben nachdem der Frühling mit der Pfütze leidlich fertig geworden — die Straßen von Barnow gekehrt. Aber nicht aus schnöder, weltlicher Neigung zur Reinlichkeit geschieht dies, sondern um des heiligen Glaubens willen und darum werden auch nicht alle Straßen gekehrt, sondern nur diejenigen, durch welche die Frohnleichnams-Prozession zieht. Ihr Weg aber geht regelmäßig von der Pfarrkirche quer über den Ringplatz, dann durch einige Gäßchen der Judenstadt und über die Sered-Brücke zum Altar im Schlosse des alten Starosten, von da zum Kloster der Dominikaner und dann auf kürzestem Wege wieder zur Pfarrkirche, weil da schon gewöhnlich die Mittagssonne glühend niederbrennt.

Was jedoch die Reinigung dieses Straßenzuges anbelangt, so wacht zwar über die gesammte Ausführung eine und dieselbe Amtsperson, der starke Arm der Gerechtigkeit, der k. k. Amtsdiener Herr Janko Czupka, aber selbige bringt zwei verschiedene Methoden hierbei zur Anwendung. Und zwar je nachdem es sich um christliche oder jüdische Gassen handelt.

In ersteren erscheint Herr Janko Dienstags vor Frohnleichnam, am frühen Morgen, in Begleitung einiger mit Besen bewaffneter Damen und Herren, welche eben verschiedener Späße wegen im k. k. Bezirksgerichte freie Kost und Wohnung genießen. Diesen Vagabunden imponirt Janko dreifach: durch seine persönliche Würde, dann durch eine alte, verrostete Vogelflinte, welche er sich vom Meßner ausgeliehen und endlich durch jenen Säbel, mit dem er nach seiner eigenen Erzälung einst als Feldwebel an Stelle Radetzky's die k. k. Armee zum Siege geführt. So lange fern von jeder Kneipe gekehrt wird, harrt er aus, aber in der Nähe eines solchen Orts der Labe schmilzt sein Herz und er hält eine Rede. „Ihr Lumpen", sagt er, „ich habe mit dem Wirthe dort zu reden. Aber durch das Fenster wende ich keinen Blick von Euch und wer davonläuft, wird niedergeschossen, so wahr ich der Herr Janko Czupka bin. Denn diese Flinte hier trifft auf dreitausend Schritte und bei klarem Wetter auf viertausend. Unser guter Kaiser Ferdinand hat sie mir geschenkt, wie ich einst mit ihm bei Wien Bären gejagt habe. Also Ihr Lumpen, wer nicht todtgeschossen werden will, wird weiter kehren." Und damit geht Janko in die Schänke und trinkt dort ruhsam sein Gläschen Schnaps. Aber das ist auch nur so eine Redensart — Janko trinkt immer mehrere große Gläser.

Am Mittwoch aber veranlaßt Janko nach einer ganz anderen Methode die Reinigung der jüdischen Gasse. Da geht er von Haus zu Haus und hält an die kaftanbekleideten, lockengeschmückten Patres familias einfach nur eine Rede. „Dummer Moschke,“ sagt er, „Du wirst die Gasse vor Deinem Hause blank kehren und für jeden Strohhalm, der liegen bleibt, zalst Du einen Gulden Strafe, so wahr ich der Herr Janko Czupka bin. Denn warum? Weil Du so ein verfluchter Jude bist. Und warum kehren? Weil morgen das heilige Frohnleichnamsfest ist. Und dann, dummer Moschke, laß Dir noch raten: weh Euch, wenn Ihr während der Prozession auf der Gasse seid — wir schlagen Euch ein Bischen todt.“

Aber letztere Drohung ist überflüssig. Keinem Juden in Barnow kommt es zu Sinne, vor seine Thür zu treten, während der feierliche Zug vorüberwandelt. Denn tausend Schrecken gehen zu dieser Stunde durch die Seele dieser armen geknechteten Menschen, nicht etwa bloß der Schreck vor dem Todtgeschlagenwerden. Auch diese Menschen wissen ja, daß wir in einer lichteren Zeit leben; heute würde sie der Pöbel höchstens in Krüppeln schlagen! Und das auch nicht ohne Folgen, der k. k. Herr Bezirksrichter würde, obwol er ein Pole ist, die Untersuchung einleiten und nach drei Monaten wahrscheinlich ohne Resultat einstellen. Aber Schrecken aus alter Zeit gehen ihnen durchs Herz, daß es schmerzlich zusammenzuckt. Schatten aus alter Zeit drängen sich vor ihr Auge, während sie so im hellen Scheine der Frühlingssonne ihre Gäßlein blank kehren für die Prozession, daß kein Halm liegen bleibt.

Und über der Arbeit werden diese Schatten wol auch wieder im Worte lebendig und die Leute erzälen einander im dumpfen Flüstertone die Geschichte von dem wilden Starosten und der schönen Jütta. Wenn die Großväter, die Väter dieser Leute dieselbe Geschichte erzälten, dann haben sie wol noch der schönen Jütta geflucht. Aber heute ist der Haß verflogen, nur die Trauer geblieben und sie erzälen die Geschichte dumpf und unbewegt wie ein Geschick, welches kam, weil es kommen mußte. Vielleicht dämmerts dabei sogar in einem Enkel auf, daß auch die Ahnen nicht schuldlos waren an diesem Geschicke. Aber sie haben es schrecklich gebüßt. Und beim Gedenken dieser Schrecken entringt sich vielleicht auch noch den Lippen der Enkel ein Fluch über die Dränger. Denn zertreten kann man den Wurm, aber erzwingen kann man nicht, daß er dafür dankbar ist.

Während sie so in der Judenstadt trauernd zum Feste rüsten, krabbelt in den Christengassen viel heiteres Leben bunt durcheinander. Die Männer stehen behaglich schwatzend umher — schon am Mittwoch arbeitet Niemand mehr, mit Ausnahme der Hausfrauen. In allen Häusern wird geschmort und gebacken, daß es in der ganzen Gasse appetitlich riecht. Denn darin gleicht sich der niedere Bürgersmann in aller Herren Landen, daß ihm nur derjenige Festtag für voll gilt, an dem er sich gründlich den Magen verderben kann. Auch gewaschen wird viel, Nathan Dunkelblau, der Krämer,

verkauft an diesen Tagen so viel Seife, wie sonst in Monaten, und viele weiße, winzige Mädchenkleider werden geplättet. Diejenigen aber, welchen diese Kleidchen gehören, laufen laut jubelnd umher, denn morgen werden sie ja Engel sein, mit himmelblauen Schleifen und das Köpfchen voll Locken. Und in ihr helles Lachen klingt auch immer leise das Rascheln des Papieres, mit dem man ihnen die Löckchen festgedreht hat. An dem Tage sieht man erst, wie viel kleine Mädchen in Barnow sind.

Von den Buben sind wenige zu sehen; die stecken alle bei den Altären, welche eben von den Burschen des Ortes ausgeschmückt werden — im Kloster und in der Pfarrkirche. Sie machen es, so gut sie's just können. Einige Teppiche werden vom Herrn Bezirkshauptmann ausgeliehen, einige Vasen vom Herrn Bezirksrichter und eine ältliche, wolhabende Jungfrau spendet eine Sammlung von Crucifixen. So müssen denn die Blumen den Hauptschmuck liefern und die gibt nur die Haide, und die Blumen der Haide sind arm und duftlos. Von dem Golde und den Rosen, mit denen sie unter glücklicherem Himmel den Heiland schmücken, ist hier nichts zu sehen. Aber wenn er, der größte, gütigste, lichteste Mensch, der je über diese dunkle Erde geschritten, wirklich heute herniederschauen kann, dann freuen ihn sicherlich die armen Blumen der Haide ebensosehr, als anderwärts die Rosen. Oder gar noch mehr.

Ein dritter Altar wird im Schlosse des alten Starosten gebaut. Es ist eigentlich nur ein großes, wüstes, verfallenes Haus, aber die Leute von Barnow schmücken es mit diesem stolzen Namen. Wenn man über die Sered-Brücke geht und dann unter den Linden hin, das träge schleichende Flüßchen entlang — da liegt es vor Einem. Zur Rechten und zur Linken dumpfige, langgestreckte, von der Wucht der Zeit und der Verwahrlosung halb in die Erde gedrückte Remisen, grau die Wände, grau das vermodernde Holzdach, und in der Mitte das Herrenhaus, ein plumper, zweistöckiger Bau, die Fensterhöhlen unheimlich leer und ausgebröckelt, nur an wenigen Stellen noch zwischen den morschen Holzstöcken erblindetes Glas oder schmutziges Papier; auf den Mauern ein gelblich grüner Anstrich und dazwischen das nackte Braunroth der Ziegeln. So steht das wüste Haus einsam im Haidegrund am Fluße, rings blüht keine Blume, rings sproßt kein Baum und das einzige lebendige Grün, das hier gedeiht, stimmt traurig; das Gras, welches zwischen den Steinen des Schloßhofes emporschießt, der braungrüne Schimmel, der sich wie eine Trauerdecke über alles legt, was zu diesem todten, zu diesem verwesenden Hause gehört.

Nur einmal im Jahre kommen Glanz und Leben in die armselige Oede: am Frohnleichnamstage. Sonst kümmern sich die Leute von Barnow nicht um das Haus, nicht um die Bewohner: den alten wahnsinnigen Starosten und seine greise Dienerschaft. Die Schloßleute kommen selten ins Städtchen; noch seltener führt der Weg der Städter am alten Hause vorüber. Und was vollends den Besitzer betrifft, so gibt es viele jüngere Leute in Barnow, die

kaum einmal in der Nähe sein fahles, verwittertes Antlitz gesehen haben, umflattert vom grauen Haar und den stillen Wahnsinn im stumpfen Blick.

Einst, als er noch ein junger Mensch war, kurz nachdem das Unglück sein Herz durchbohrt und sein Hirn versengt, hat er weit und viel umhergerast in der podolischen Landschaft, die schöne Jütta zu suchen und diejenigen grausam zu züchtigen, die sie ihm geraubt. Damals wollten ihn die Gerichte ins Narrenhaus stecken und kamen nur darum davon ab, weil er ja doch nur den Juden gefährlich war und ohnehin bald sterben mußte. Aber die verfaulende Seele wohnte in einem eisenharten Körper; im Wahnsinn reifte der junge Starost Janko von Barecki zum Manne, im Wahnsinn ward er zum Greise und jetzt sitzt er allimmer, wieder ein schwaches, hilfloses Kind, still und lächelnd im Lehnstuhle am Fenster und spielt mit einem kleinen, zerrissenen Frauenschuh und mit einer vergilbten blauen Busenschleife. Oder er schleicht sich ins Nebenzimmer an die Wiege, in welche die Diener auf Rath der Aerzte eine kleine Gliederpuppe gelegt und singt da stundenlang, sachte wiegend, zärtliche Lieder über dem mottenzerfressenen Spielzeug. Aber manchmal wird er fröhlich, ein schelmisches Lächeln zuckt über das verwüstete Greisenantlitz, er versteckt den Schuh hinter den Ofen und duckt sich kichernd in den Lehnstuhl. „Sie kommt bald — ob sie ihn finden wird? . . .“ Aber er harrt vergebens; von dort, wo sie jetzt ist, ist noch Niemand wiedergekommen.

So lebt der alte Starost im wüsten Hause am Fluße, und die Tage kommen und gehen und Tausende junger, glücklicher nützlicher Menschen müssen sterben. Aber auf dieses Haus und seine Bewohner scheint selbst der Tod vergessen zu haben, wie es die Menschen thun. Nur noch einmal im Jahre gedenken sie seiner — da erwacht aber auch das Haus und sein Besitzer. Im großen, ausgebröckelten Thorwege des Schlosses, von dessen dunkler Wölbung der Schutt niederrieselt, bauen die alten, gichtbrüchigen Diener den Altar und einige fromme Handwerker aus Barnow helfen dabei. Hier ist der Schmuck ein anderer als in der Pfarrkirche, hier sieht man keine Blumen, aber Alles, was sich noch an alter, vergilbter Pracht im Hause findet. Zunächst verhüllen sie die Wölbung mit ungeheueren Wolken roter Seide, die freilich heute schon blaßgrün ist und gewaltige Löcher hat. Diese Stoffe hat Herkules von Barecki vor dreihundert Jahren sammt einem kleinen Harem in jenen Buchenwäldern der Moldau, welche heute „die Bukowina“ heißen, einem Pascha abgejagt und als christlicher Ehemann die ganze Beute seinem Weibe heimgebracht. Und dann bedecken sie die feuchten, schmutzigen Wände des Thorweges mit prächtigen Gobelins, auf welchen die Figuren wol nicht ganz deutlich mehr zu erkennen sind. Es ist kaum zu sagen, ob das erfreulich oder betrüblich ist. Denn diese gewirkten Gemälde sind sehr hübsch, aber überaus unanständig — vielleicht hat sie die Maintenon bestellt, als sie noch nicht fromm war, und dann nicht angenommen, weil sie inzwischen fromm geworden. Und so hat sie Herr Agenor von Barecki in

Paris erwerben und mit in die ungebildete podolische Heimat bringen können — als Probe französischer Civilisation. Dafür haben sie denn auch durch manches liebe Jahrzehnt gegolten, und wenn die Landedelleute mit ihren Frauen und Töchtern auf Barnow zu Besuch weilten, so standen sämmtliche Familienglieder halbe Tage lang in stummer Bewunderung vor der französischen Civilisation. Aber heute sehen bloß Fedko der Schuster und Wassilj der Töpfer, die Gobelins an, während sie sie aufnageln und diese rohen Menschen zucken höchstens, wenn sie hier und da noch etwas von den Nymphen und Satyrn gewahren, schweigend die Achseln oder sagen gar: „Pfui Teufel!"... Und dann wird der Thorweg durch eine Holzwand abgeschlossen, zu deren Umhüllung gleichfalls noch die türkische Seide des Herrn Herkules ausreicht und ein Gerüste für den Altar aufgeschlagen und mit Teppichen bedeckt. Auch auf den schlüfrigen Lehmboden legen sie Teppiche. Aber nun beginnt erst die Krone der Arbeit: die Ausschmückung des Altars. Diese Arbeit leitet der Hausverwalter Stefan Wolanski selbst, obwol er ein gebrechlicher, zitteriger Greis ist. Himmel! was läßt der Mann alles herbeischleppen, Jesum Christum zu schmücken! Kleine Rococo-Nippes aus Porzellan, silberne Fruchtschalen und goldene Kettchen, eine alabasterne Nachbildung der Venus von Milo, türkische Roßschweife, Damascener-Klingen und schließlich alle Bilder des Schlosses!

Diese Bilder, heilige wie unheilige, stehen das Jahr über verschlossen in einem Saale des oberen Geschosses. Aber heute geht Herr Stefan mit Fedko und Wassilj hinauf und läßt die Gemälde hinuntertragen. Eine sonderbare Sammlung! Heiligenbilder, rauh und plump gemalt, wie man sie in allen Dorfkirchen des Landes findet, daneben feine graziöse, sehr frivole oder sehr sentimentale Schäferstücke, welche Herr Agenor aus Paris heimgebracht; hübsche Copien nach Rafael, welche der Sohn des Agenor, der hochstrebende Alexander von Barecki, der Großvater des gegenwärtigen Starosten, selbst in Italien gemalt und schließlich Bilder, von denen sich nichts weiter sagen läßt, als daß es eben vertrocknete Farben sind, auf Leinwand aufgetragen. Aber das merkwürdigste dieser Bilder ist just das jüngste — wer es ansieht, den läßt es nicht wieder los und während er darauf hinblicken muß, fühlt er, wie sein Auge feucht wird, nicht vor Weh, nur vielleicht, weil sich leise, leise Alles in seinem Herzen stillt und löst.

Ein merkwürdiges Bild! Ists ein Porträt, oder ein Genrebild oder die heilige Jungfrau mit dem Kinde?! Ein junges Weib in dunklem Gewande blickt auf den Säugling in ihrem Schoße. Das Weib ist unsäglich schön — wenn Rafael sich in das hohe Lied vertieft hätte, er würde vielleicht, berauscht von allen Zaubern des Orients, ein ähnliches Antlitz erträumt haben — aber nicht diese Schönheit macht das Bild herzergreifend, sondern das Lächeln, mit dem sich die junge Mutter über ihr Kind beugt, das gütige, stolze und doch süß verschämte Lächeln! Der dies Bild gemalt, war kein Gottbegnadeter, er hat nur, so gut ers konnte, wiedergegeben, was

er schauen durfte, aber ihm ist gelungen, ein Gefühl voll und ganz zu verkörpern, das sonst der Dichter vergeblich in Worte, der Maler in Farben zu fassen sucht, so unendlich reich und tief ist dieses Gefühl — die Mutterliebe. Und weil dieses Licht in jedes, auch des Rohesten und Aermsten Leben gestralt, darum wird vor diesem Bilde jedes Herz gut und sänftigt sich. Fedko, der Schuster, der bisher unter sehr derben Worten die Schäferstücke auf seinem breiten Rücken hinab befördert, verstummt, als er vor dies Bild tritt und schlägt andächtig das Kreuz und sagt zu dem alten Herrn Stefan: „Was ist das für eine schöne Mutter Gottes!“

„Tölpel!“ höhnt ihn Wassilj, „das ist ja eine verfluchte jüdische Buhlerin!“

„Nein — schweige!“ ruft der alte Stefan und streckt abwehrend seine Hand aus. Dann tritt er vor das Bild und blickt lange darauf hin. Und dann fährt er leiser fort: „Nein! — wol war sie eine Jüdin, die arme Jütta, aber verflucht ist sie nicht. Und wenn alle Juden in der Hölle braten müssen, so ist sie die erste aus diesem verdammten Volke, welche selig geworden ist, denn Gott ist gerecht und sie hat sich den Himmel auf Erden verdient! Denn sie war Allen, welche sie gekannt haben, ein Engel und ein Schutzengel für dieses Haus, mit ihr sind Glück und Segen gekommen und mit ihr gegangen! Und Du selbst bist ein Tölpel, Wassilj, wenn Du sie eine Buhlerin nennst! Was weißt Du, wie dieses Mädchen war! Freilich! — rechtmäßig angetraut war sie unserm Herrn nicht, aber auch das hätte sich noch zu unser Aller Segen gefügt, hätten sie nicht damals diese jüdischen Bestien geraubt und fortgeschleppt — sie und den kleinen Janko, der damals erst drei Monate alt war! . . . O — warum hat es Gott gelitten? Warum mußte so viel Jammer über uns kommen!“

Dem alten Manne versagt die Stimme — er schlägt die Hand vors Antlitz. Auch die beiden Anderen schweigen und blicken zu Boden. Dann tritt der Greis wieder vor das Bild hin und fährt fast flüsternd fort:

„Ich sollte es eigentlich nicht ansehen — mir thut dabei das Herz weh — o so sehr weh! Ich war ja selbst dabei, wie der Lemberger Maler, der Herr Kenda, den letzten Pinselstrich daran gemacht hat und es war an demselben Tage, an dem ich sie zum letzten Male gesehen habe, sie und das liebe Bübchen! Es war an einem Freitag, im Herbste, ein regnerischer Tag. Sie weinte fast, als unser Herr darauf bestand, den Maler zu begleiten und ich weiß noch genau, wie sie sagte: „Janko, bleib', ich weiß nicht, mir ist das Herz so schwer!“ Aber da lacht der Herr Starost und schüttelt den Kopf, daß ihm die braunen Locken nur so ums Gesicht tanzen und ruft fröhlich: „Liebstes Herz, was sind das für kindische Sorgen! Jetzt muß es Dir immer federleicht zu Mute sein, wie einer Lerche, die ins Blaue fliegt, denn jetzt sind wir ja endlich am Ziele! Also — es bleibt dabei! Ich bringe den Herrn Kenda bis Tarnopol; wir fahren die Nacht durch, daß wir morgen früh dort sind, dann bringe ich am Tage die Sachen beim Kreisgerichte in Ordnung

und Sonntag in aller Frühe hast Du mich wieder hier. Und dann ist um 10 Uhr die Ceremonie in der Kirche — der dicke Prior, der Anastasius, kann es ja kaum mehr erwarten, Deine Seele vor der Höllengefahr zu retten und behauptet immer, Du kannst den Katechismus schon besser, als ich — was Dich übrigens nicht stolz machen kann, liebes Herz!“ Und dabei lacht der junge Herr so laut, so lustig — ich hörs noch heute hell im Ohr — und dann sagt er: „Also Sonntag um 10 Uhr heißest Du Jadwiga Holdberg und um 11 Uhr — nur unser Stefan und mein Freund Wladimir Czaykowski werden dabei sein — wirst Du Starostin Barecka und wirst nicht mehr zu erröten brauchen, armes Herz, wenn Dich die Leute in den Kaufbuden in Tarnopol anglotzen.“ Und er küßt ihr die Thränen von den Augen und sagt darauf zu mir: „Stefan“, sagt er, „laß die gedeckte Kalesche auspannen, denn es regnet ja jeden Augenblick, und Du begleitest uns und sag' dem Stas, daß er sich beeilt.“ Der Stas war nämlich der Kutscher und Dein Vatersbruder, Fedko, ein braver Mensch, bis auf den Schnaps — nun, Gottes Friede mit ihm, er ist schon vor zwanzig Jahren am Säuferwahnsinn gestorben. Also — und dann fährt der Wagen vor und die Gnädige steht auf der Treppe und neben ihr die Fouzia mit dem kleinen Janko auf dem Arm und wir nehmen Abschied. Der junge Herr Kenda ist todtenblaß aber dann wird er feuerrot, wie sie ihm die Hand drückt und für das schöne Bild dankt und der junge Mensch zittert ordentlich, wie er erwidert: „Ich habe Ihnen zu danken, denn ein solches Bild werde ich in meinem ganzen armen Leben nicht wieder malen dürfen.“ Und dann küßt der Herr Starost den Kleinen und die Gnädige und das Bübchen beginnt zu weinen und die Gnädige plötzlich auch und sie schluchzt: „Ich werde die böse Ahnung nicht los — fahr nicht zur Stadt — ich bleibe so allein — oder laß doch wenigstens den Stefan da.“ Aber der Herr lacht darüber: „Es bleiben ja zwei Männer im Schlosse, der alte Josef und der Hritzko! Und dann — wer sollte es wagen, Dir etwas zu Leide zu thun? Etwa diese Juden? Glaube mir: dazu ist das Gesindel viel zu feig. Es wundert mich nur, daß sie den Mut gehabt haben, zum Kreisamt zu gehen und eine Eingabe zu überreichen. Das Gericht möge Dich Deiner Mutter wieder zurückgeben, weil Du noch minderjährig bist und weil ich Dich gewaltsam geraubt habe! Ho! Ha! Ha! Aber mein Freund, der Kreissecretär Walczewski, hat ihnen eine gute Antwort gegeben — zerrissen hat er die Eingabe und ihnen die Fetzen vor die Füße geworfen und dazu gerufen: „Kuscht Euch, Ihr jüdischen Hunde, seht ihr denn nicht ein, daß Euch so etwas nur eine Ehre sein muß?!“ Und das haben sie sich gemerkt und kuschen jetzt wirklich. Also! Kopf auf, liebstes Herz, auf Wiedersehen!“ Und er küßt sie und springt in den Wagen, wir rasseln davon . . . . . Und das war das letzte Mal und wir haben sie nie wieder gesehen!“

Wieder verstummt der alte Mann. Aber Wassilj sagt zu Fedko: „Die Juden haben sie nämlich in der Nacht darauf geraubt.“

„Die Hunde!“ stößt der Greis hervor. „Zweiundvierzig Jahre sind es her und ich bin ein alter Mann, aber noch heute könnte ich diese Menschen morden, wenn ich daran denke. — Wir waren den Tag über in Tarnopol gewesen, der Herr beim Kreisamte, und ich hätte Einkäufe machen sollen, aber es war Sabbath und die Juden hielten die Läden gesperrt. So mußte ich bis zum späten Abend warten, wo sie wieder verkaufen durften und es ging schon auf Mitternacht, als wir endlich zur Stadt hinausfuhren. Eine mondhelle Nacht, aber die Wege aufgeweicht vom Herbstregen — wir kamen nur langsam vorwärts und der Stas hörte manches harte Wort vom Herrn. Denn dieser war plötzlich vor Unruhe fast außer sich und da sagen diese klugen Leute, daß es keine Ahnungen gibt . . . . Also, der Stas thut sein Möglichstes und ist auch, wie durch ein Wunder, nicht besoffen, aber kaum sind wir beim Kriower Feldwirtshaus, eine halbe Meile von Tarnopol, da hören wir wütenden Galopp und sahen im Mondlichte einen Reiter heranrasen — das ist der Hritzko auf dem Schimmel des Herrn und er schreit: „Haltet! Haltet!“ Er springt ab und das Pferd bricht zusammen, er hat es zu Schanden geritten. Aber da ist auch schon der Herr mit einem Satze aus dem Wagen und beim Hritzko und faßt ihn wütend bei der Schulter und schüttelt ihn: „Was ist geschehen?“ — „Geraubt,“ stammelt der Knecht, „die Juden . . . fortgeschleppt . . das Kind auch!“ Da läßt ihn der Herr los und greift sich ans Herz, als hätte ihn da ein Schuß getroffen und schreit auf, wie ein verwundetes Thier — ich höre diesen Schrei, wie ich dies erzäle und ich werde ihn hören, bis ich sterbe. Dann taumelt er, ich fange ihn in meinen Armen auf, da kommt der Mond wieder hell hinter einer Wolke hervor und ich kann das Gesicht meines Herrn sehen — hört, Ihr Leute, auch dieses Gesicht werde ich nie vergessen! Dann rafft er sich auf und ich glaube, nun wird sein wildes Gemüt entsetzlich zu rasen beginnen, aber er sagt ganz ruhig, nur heiser: „Komm in den Wagen, Hritzko, und erzäle. Und Du, Stas, in einer Stunde müssen wir auf dem Schlosse sein!“ Und während wir so durch die Nacht hinbrausen, erzält der Knecht, wie er und der alte Josef am Freitag Abends die Hunde losgelassen haben, wie gewöhnlich und dann haben sie alle Thüren verschlossen und sich in der Bedientenstube schlafen gelegt. Aber gegen Mitternacht weckt ihn der alte Josef: „Alle Heiligen! — es sind Diebe im Hause!“ — „Unsinn,“ sagt Hritzko, „der Britan bellt nicht — ich höre nichts, als den Sturm und den Regen!“ Aber in diesem Augenblicke ist die Stube voll von weißgekleideten, vermummten Männern und die Beiden sind ergriffen und gebunden und Knebel in den Mund und die Thür verschlossen — alles im Handumdrehen. Und da liegen sie nun und hören die schweren Tritte die Treppe hinaufeilen. Oben ein kurzes Aufkreischen, die alte Kassia, und wieder ein unterdrückter Schrei, das ist die Fruzia, und dann fängt das Bübchen sehr laut zu weinen an. Davon muß die Gnädige erwacht sein, sie hören, wie sie nach Hilfe ruft und dann furchtbar gellend einige Worte. Aber diese Worte haben sie nicht

verstanden, weil es die jüdische Sprache war. Gleich darauf ist wieder Alles still, auch das Schreien des Säuglings. Und dann kommen die Räuber wieder die Treppe hinab, ihre Tritte tönen noch dumpfer, sie tragen eine Last. Dann schlägt das Hausthor zu und sie hören durch das Heulen des Sturmes das Rollen einiger Wagen. Und damit ist Alles aus — verschollen und verloren!"

„Und nie wieder hat sich eine Spur gefunden?" fragt Fedko.

„Nie! — als hätte sie die Erde verschlungen! Es ist Alles versucht worden, mit Gold und mit Schlägen, aber nichts! — als ob diese Juden nicht von Fleisch und Blut wären, sondern von Stein. Unser Herr hat selbst die Untersuchung geleitet, besser und besonnener als der klügste Beamte. Diese Ruhe war mir fast unheimlich, ich hatte ihn ja seit seiner Kindheit gekannt, ich wußte ja, wie entsetzlich wild er war, und wie er die Jütta wahnsinnig geliebt hatte. Und seht, ihr Leute, sie hat eine solche Liebe auch verdient, nicht bloß wegen ihrer merkwürdigen Schönheit. Denn freilich hatte sie unser Herr, nachdem er sie beim Frohnleichnamsfeste zum ersten Male gesehen, gewaltsam ihren Eltern entrissen und hierher gebracht, aber sie zähmte ihn und liebte ihn allmälig auch, mehr als ihren Glauben und ihr Leben und machte aus einen wilden, tollen Jüngling einen gütigen, festen Mann. Nun versteht ihr vielleicht, was sie ihm war. Aber nun sie ihm verloren war, da weinte er nicht und tobte er nicht — nur Nachts hörte ich ihn oft leise stöhnen und bei Tage forschte und untersuchte er dann wieder kalt und besonnen. Aber alle Mühe blieb vergeblich, obwol sich auch die Gerichte der Sache sehr annahmen, auch die in Ungarn, Rußland und der Moldau. Aber die Herren brachten aus den dortigen Juden so wenig etwas heraus, als der Starost aus den Vorstehern der hiesigen Gemeinde. Durch ein halbes Jahr, bis in den Winter hinein, hielt er sie gefangen — er war ja damals in Barnow selbst Gerichtsherr. Gegen Neujahr aber sagte er mir: „Packe die Koffer, ich mache mich selbst auf die Suche, Du begleitest mich." Vorher aber sprach er noch einmal mit den hiesigen Verhafteten und ich war dabei. Hätte es mir Gott selbst erzält, ich hätte gesagt: „Gott, Du lügst," aber so habe ich es selbst gehört, wie er, unser Herr, Janko von Barecki, die Juden gebeten hat sich seiner zu erbarmen — in Worten, in einem Tone — ich sage Euch, der Teufel hätte sogar Erbarmen fühlen müssen! Aber diese Hunde haben sich nur heuchlerisch gebeugt und gesagt: „Herr, thue mit uns, was Du willst, aber von der Jütta Holdberg wissen wir nichts." Da läßt unser Starost die Hände sinken und sagt dumpf: „Geht — ich halte Euch nicht länger. Möget ihr es nie zu bereuen haben! Aber hört mich an! Ich habe mich bisher bezähmt, und meine arme Vernunft festgehalten. Ich habe Euch bisher nur hungern und prügeln lassen und das geschieht auch dem christlichen Gefangenen, bis er gesteht. Aber ich fühle deutlich, wie mich der Schmerz wahnsinnig macht. Und wenn ich wahnsinnig bin, ihr Juden, dann mag Euch Gott vor meiner Hand schützen, Menschenmacht

vermag es nicht! Und nun — geht! Möget Ihr es nie zu bereuen haben!“ Da beugten sie sich nochmals und gingen hinaus und einer von ihnen, der junge Simon Grün, lächelte heimlich höhnisch — ich allein habs gesehen.“

Immer erregter hat der Greis gesprochen, immer bleicher ist sein Antlitz worden. Und nun reckt er sich empor und seine Augen glühen unheimlich und er ruft:

„Ich allein habs gesehen und ich allein habs gerächt! Denn sie haben es bereut und es hat sich Alles erfüllt, wie es unser Herr gesagt hat! Nachdem wir den Winter und den Frühling hindurch rastlos umhergezogen von Ort zu Ort und nichts gefunden, da kehrten wir heim. Und es kam wieder der Frohnleichnamstag, der zweite seit jenem, wo unser Starost zuerst die Jütta gesehen, da übermannte ihn die Erinnerung und er konnte seinen armen Verstand nicht mehr halten und wurde wahnsinnig. Nach der Prozession bot er auf, was zum Schlosse gehörte: Bauern, Jäger und Knechte und wir brachen ein in die Judenstadt und mordeten und sengten. Ja! — wir thatens, ja! an meinen Händen klebt Blut — ich habe den Simon Grün erschlagen. Aber wenn mich Gott vor seinen Thron fordert, so werde ich ruhig vor ihn hintreten und sagen: „Ich erschlug ihn, aber es war jener Mensch, der meinem Herrn Glück und Verstand raubte und ihn dann, als er sich in Schmerzen vor ihm wand, verhöhnte. . .

Der Greis verstummt und starrt nur noch mit wilden Augen vor sich hin. Dann fährt er auf und streicht sich über die Stirne, als erwache er aus einem Traume. „Die alten Geschichten sind über mich gekommen,“ sagt er dann, „und ich habe wieder einmal davon reden müssen. Kommt — nehmt diese Bilder, wir müssen den Altar fertigen.“

Sie gehen hinunter und schaffen im Thorwege rüstig weiter an ihrem frommen Werke. Ueber ihnen aber, im ersten Stockwerke, kichert und trällert eine dünne, zitterige Greisenstimme unheimlich in den Frühlingstag hinaus. Der arme Wahnsinnige hat sein Fenster geöffnet und athmet freudig die warme, reine Luft ein. Dann aber beugt er sich weit hinaus und ruft hinunter: „Stefan! Stefan!“

„Ja — Herr!“

„Morgen ist ja wieder Frohnleichnam, wie ich sehe. Heissa! — endlich! Vergiß nicht, den Schimmel zu striegeln, ich will im Zuge reiten, so wie damals, damit sie mich gleich erkennt. Und dann nehme ich sie und den Janko vor mich auf den Schimmel, und das Kind lacht über das Pferd und wir reiten im Galopp hierher! Du bestellst inzwischen den Prior und den Wladimir Czaykowski und wir lassen uns trauen — heissah! Daß Du nur nichts vergißt, Stefan!“

„Gewiß nicht, Herr!“ ruft dieser hinauf. Aber dann sagt er leise zu Fedko: „Der Schimmel ist derselbe, den Hritzko todtgeritten, und der Prior ist längst in seinem Fette erstickt und den Czaykowski haben die Russen schon

vor vierzig Jahren bei dem großen Aufruhr aufgehängt. Und wo mögen Jütta und ihr Kind modern?! Mein armer, armer Herr!" . . .

. . . Wenn die Sonne endlich nur noch wie ein glühroter Ball am Rande der Ebene klebt, ist auch Alles für das morgige Fest gerichtet: alle Kuchen gebacken und alle Löckchen eingedreht, alle Straßen gekehrt und alle Altäre aufgeputzt. Und der Großwürdenträger von Barnow, Herr Janko Czupka, durchwandelt alle Gassen, diesmal ohne den historischen Säbel und die Bärenflinte Kaiser Ferdinands des Gütigen, sondern allein mit seiner persönlichen Würde bewaffnet. Aber sein Herz wird milde, während er so dahinwandelt, denn er sieht Alles an und siehe — es ist Alles gut. Dann geht er in die Schänke und auch dort ist Alles gut, und dann geht er schlafen. Und gleich ihm schlummert bald auch die übrige Bewohnerschaft des armen, schmutzigen Städtleins dem morgigen Tage entgegen. Niemand sieht dem Monde zu, wie er sachte emporsteigt und die Pfützen in Silber wandelt und das wüste Haus am Flusse in einen schimmernden Palast.

Nur in einem Hause der Judenstadt wachen zwei Menschen — eine alte Frau und ein junges Mädchen. Dieses Haus gehört dem Jacob Grün; die Greisin ist seine Mutter, das Mädchen seine Tochter. Die schöne Jütta Grün ist plötzlich aufgewacht; sie weiß selbst nicht, warum — weil ihr der Mond zu hell auf die Augen geschienen oder weil sie im Schlafe die klagende Stimme der Großmutter zu hören geglaubt. Sie lauscht auf und nun hört sie deutlich, wie sich die alte Frau ruhelos auf ihrem Lager wälzt und leise schluchzt und klagt. „Babele!" ruft das Mädchen erschreckt und richtet sich empor, „seid Ihr, behüte! krank? Oder scheint Euch der Mond zu hell, soll ich das Fenster verhängen?"

„Nein, Kind", sagt die Greisin, „laß den Mond hereinscheinen. Ich kann nicht schlafen, weil mich mein Herz nicht schlafen läßt — ach! mir blutet mein Herz so sehr! Morgen ist ja die Jahrzeit nach deinem Großvater! O Kind, morgen jährt sich wieder einmal der schwarze Tag, da die Christen wie die Wölfe eingebrochen sind in unser Haus, und sie haben sein liebes Haupt zerschmettert, und ich habe sein Leben nicht zurückhalten können und er ist gestorben — hier auf dieser Diele! O Kind — wie könnt ich schlafen?"

„Babele!" sagt das Mädchen gedrückt, „tröstet Euch! Was nützen unsere Thränen?! Und wäre es nicht Gottes Wille gewesen, es wäre nicht geschehen!"

„Gottes Wille!" seufzt die alte Frau. „Ich glaube an Gott und will nicht mit ihm rechten, daß er es geschehen ließ. Sein Ratschluß ist unerschöpflich. Aber vergessen kann ich nicht, daß die Unthaten nur deßhalb geschehen sind, weil wir gerecht waren, weil wir Gottes heiligen Namen nicht haben kränken lassen wollen! Denn nur deßhalb haben wir die Jütta dem polnischen Herrn genommen, damit Gott nicht beleidigt werde. Und dennoch hat er es geduldet, daß deßhalb der Jammer über uns komme und Mord und Brand! . . . Warum, Gott, warum?"

Die alte Frau richtet sich empor — unheimlich leuchtet ihr todtblasses Antlitz durch die mondbeschienene Stube zu dem Mädchen herüber.

„Nein!“ ruft sie, „vergiß Jütta, was ich jetzt gesagt habe und Du, Gott, vergib mir das thörichte Wort! Ich frage nicht, warum — aber daß Du die Frevel rächst, Gott! hundertmal mehr, als Du es bisher gethan — das fordere ich von Dir! Und so lange es nicht geschieht, rufe ich zu Dir: „Gott, lebst Du?! In Deinem Namen steht ja geschrieben: Aug um Auge; Zahn um Zahn! . . . Höre, Jütta, mein Kind, mein Simon selig hat gesagt: „Die Christen sind gegen uns, wie die Wölfe und Fluch und Schmach über unser Haupt, wenn wir gegen sie wären wie die Lämmer!“ . . . Merke Dir dies Wort, Kind, merke Dirs. Du bist jung und schön, weh Dir, wenn Du einem Christen gefällst, doppelt weh, wenn er Dir gefällt! Es geht gegen Gott und darum kann kein Segen daraus werden, nur Fluch und wieder Fluch! Denk an jene andere Jütta, mein Kind!“

Die alte Frau streicht sich wie besinnend über die Stirne und fährt dann leiser fort:

„Sie hieß Jütta, wie Du und war auch jung und schön — noch viel schöner — so hold ist nie ein Mädchen unter uns gewesen. Aber auch gut war sie und fromm, das einzige Kind der edelsten, reichsten Leute unter uns. Ihr Vater Manasse war unser Vorsteher, ein sehr reicher und wolthätiger Mann; er half den Armen, pflegte die Kranken und als einmal eine große Seuche unter uns wütete, da rettete er Tag und Nacht, bis er selbst siech wurde — und erblindete. Damals war die Jütta achtzehnjährig. Und es begab sich im nächsten Frühjahr, daß die Christen dasselbe Fest feierten, wie morgen, und sie kamen durch unsere Gassen gezogen mit Musik und Fahnen und mit den Bildern ihrer Götzen. Aber wir blickten nicht hinaus, noch minder traten wir vor unsere Thür, weil uns dies bei Todesstrafe verboten war. Aber der blinde Manasse geriet in den Zug, als er von der Betschule heimkehrte — es war nur wenige Schritte von seinem Hause. Da stürzten sich die Christen auf den Greis, schlugen ihn und wollten ihn tödten. Aber Jütta ersah die Gefahr, stürzte hinaus und deckte den Vater mit ihrem Leibe. Freilich — was vermochte sie gegen die Wütenden! Rasch waren die Beiden getrennt, den Greis schleppten die Christen zum Flusse und das Mädchen lachend gegen den Klostergarten. Da — in der höchsten Not kam ein Herr auf einem weißen Pferde angesprengt, der junge Starost. Er sah das Mädchen und befahl, es loszulassen und als Jütta um Rettung für den Vater flehte, willfahrte er lachend: „Meinetwegen — Du bist schön! — ein alter Jude mehr auf der Welt!“ Und Manasse und Jütta durften in ihr Haus zurückkehren — der Zug ging weiter. Sie aber und wir mit ihnen dankten dem Ewigen für die Rettung und es ward beschlossen, daß am nächsten Tage die Vorsteher zum Starosten gehen und sich für die Barmherzigkeit bedanken sollten. Aber dies geschah nicht, denn er war ein Christ und ein Pole und holte sich den Lohn selbst. Am Abend überfiel er mit seinen Jägern und

Knechten das Haus des Manasse und riß die Jütta fort. Vergeblich war ihr und ihres Vaters Flehen. „Blinder Judenhund!“ schrie ihn der Starost an, „ich habe sie ja deßhalb von meinen Knechten bewahrt, weil ich sie für mich selbst haben will. Uebrigens leihe ich sie mir nur aus — in vierzehn Tagen hast Du sie wieder.“ Und er raubte das Mädchen, das vor Schreck und Scham ohnmächtig geworden war.“

„Entsetzlich!“ ruft die Enkelin und greift sich ans Herz.

„Ja — entsetzlich“, wiederholt die Greisin. „Dich packt es heute und nun bedenke, was wir alle in jener Nacht litten. O — es war eine Nacht der Schrecken! Denn wenige Stunden nach dem Raube starb der alte Manasse, sein siecher Körper konnte die beiden furchtbaren Schrecken nicht verwinden. Und seine letzten Worte waren: „Rettet mein armes Kind! Wenn Ihr es nicht um meinetwillen wagen wollt, so thut es um Gottes Willen. Sein heiliger Name wird geschändet, wenn ein jüdisch Kind als Buhlerin im Christenhause sitzt.“ Aber wie dies beginnen? Da sagt mein Simon, den sie zum Vorsteher gewält hatten, weil er klug und gerecht war: „Der Starost hat nicht bloß Gottes, er hat auch des Kaisers Gesetz beleidigt. Wir wollen vors Gericht gehen.“ Da machten sie eine Eingabe nach Tarnopol — aber sie wurden mit Hohn zurückgewiesen. Und dann schrieben sie nach Lemberg, aber von da kam gar keine Antwort. Und endlich nach Wien und von da kam ein Brief zurück, daß ja die Sache nach Tarnopol gehört. Aber inzwischen war mehr als ein Jahr vergangen und die Jütta war noch immer auf dem Schlosse und hatte dem Starosten einen Knaben geboren, der getauft wurde. Aber sie war noch Jüdin. Da kam gegen den Herbst die Nachricht, daß der Starost auch sie gewaltsam taufen lassen wolle. Und darauf versammelte Simon in der Betschule die Männer der Gemeinde und sprach zu ihnen: „Wir dürfen es nicht dulden. Sie ist Manasse's Tochter, aber wäre sie auch die letzte und niedrigste, wir dürfen es um G o t t e s Willen nicht dulden. Unser Recht haben wir nicht erkämpfen können — wolan denn! Gewalt gegen Gewalt! Laßt uns ins Schloß einbrechen und die Jütta befreien. Das Kind geht uns nichts an, aber die Jütta gehört zu uns. Wir wollen sie weit weg bringen, zu den Juden nach Rußland und sie soll unter uns geachtet werden, als wäre ihr Leib unberührt, denn nur dem Zwange ist sie gewichen.“ Die Anderen stimmten ihm bei und es frug sich nur noch um den Tag der Ausführung. Da verriet der Kutscher des Starosten, ein Trunkenbold, daß der Starost an einem Freitage verreisen und am Sonntage darauf wieder kommen und die Jütta taufen lassen wollte. Darauf versammelte Simon wieder die Männer und als Einige einwendeten, es sei ja die Nacht von Freitag auf Sabbath und da dürfe man keine Arbeit thun, da rief er: „Was wir thun wollen, ist Gottes Werk und das dürfen wir an Gottes Tage verrichten.“ Dem zum Zeichen zogen sie auch ihre Sterbekleider an, wie am Tage der Versöhnung. Und sie überfielen in selbiger Nacht das Schloß. Aber als sie zur Jütta kamen, da schrie sie: „Zurück, ich gehöre zu ihm, ich

bin sein Weib!" — „Du lügst", erwiderte Simon, „Du gehörst zu uns! Und wenn Du nun auch selbst Freude daran hast, eines Christen Metze zu sein — wolan, so führen wir Dich fort, damit Gottes heiliger Name nicht länger durch Dich beschimpft werde." Und da erkannte sie, daß kein Entrinnen war, und bat nur noch, daß sie ihr Kind mitnehmen dürfe. Die Anderen meinten: „Das Kind geht uns nichts an!" aber Simon sagte: „Es ist ja doch ihr Fleisch und Blut!" und sie ließen es ihr. Noch in selbiger Nacht ward sie weit, weit fortgebracht, gegen die Grenze hin. Und der Starost hat sie nimmer gefunden, denn wir halten zusammen und es ist kein Verräter unter uns. Vergeblich ließ der Starost meinen Simon und die anderen Vorsteher im Kerker schmachten, er brachte nichts heraus und mußte sie endlich wieder entlassen. Schon glaubten wir die Heimsuchung vorüber — dann kam wieder jenes Fest, der schwarze Tag, und hier haben sie ihn mir erschlagen. Weh, weh mir!"

Und wieder beginnt die alte Frau zu weinen und zu klagen. Erst nach einer langen Weile wagt die Enkelin die leise Frage: „Und was ward aus der Jütta?!"

„Aus Fluch wird Fluch!" erwiderte die Alte dumpf. „Sie brachten sie in ein einsames Dorfwirtshaus in Rußland und da blieb sie den Winter über. Im Frühlinge aber, als der Starost selbst zu suchen begann, führten sie sie weiter ins Land hinein. Ihr Kind starb eines Morgens auf dem Wege, aber sie konnten es ihr nicht entreißen und sie hielt es in ihren Armen. Am Abende aber kamen sie vor Mohilew an und dort ist keine Brücke über den Dniestr, man muß im Kahne übersetzen. Und wie sie nun im blassen Mondlicht hinüberruderten, da spürten sie plötzlich eine Erschütterung des Kahnes. Die Jütta hatte sich erhoben und war, ihr todtes Kind im Arme, in die dunkle Flut gesprungen"...

... Und die Sonne geht auf, die Sonne des Festtages. Herr Janko Czupka erscheint wieder in den Straßen und treibt seine Vagabunden vor sich her, aber diesmal tragen diese Damen und Herren Körbe voll grünem Laub und Blumen und bestreuen damit die Wege, welche die Prozession wandeln soll. Dann dröhnen alle Glocken und der feierliche Zug formirt sich. Voran eine Musik, welche sehr schön spielt, weder ausschließlich Bläser, noch ausschließlich Streicher, sondern hier geht der Violinist neben dem Trompeter — Jeder, wie er kann. Dann die Schulkinder und die weißgekleideten Engelchen, dann die Geistlichkeit mit dem Allerheiligsten und hinter ihnen her der Bezirkshauptmann, der Bezirksrichter und der Vorsteher des Steueramtes. Aber in der Masse des Volkes, die nun vorüberzieht, ist Einer, der so mächtig und würdevoll ist, wie die drei zusammen. Ihr erratet ihn schon!

Und so ziehen sie hin von einem Altare zum anderen und singen laut: „Te deum laudamus!" Aber in einer verdunkelten Stube der Judenstadt sitzt eine alte Frau und knirscht, wenn sie die Töne hört: „Fluch den

Christen!" — und im Schloßhofe steht ein Greis und blickt zu seinem wahnsinnigen Herrn empor, der vor Freuden tanzt, und knirscht: „Fluch den Juden!"

. . . Wir wollen nicht die traurige Frage entscheiden, wer von Beiden dies mit größerem Rechte sagt. Aber ein anderes Wort laßt uns aussprechen am Schlusse dieser seltsamen, traurigen Geschichte. Durch die Jahrhunderte und bis in unsere Tage hinein hat die Lüge fortgeklungen, daß nur der Glaube selig macht, die Liebe aber blind, und es ist nicht zu zälen, wie viel Blut und Thränen um dieser Lüge willen geflossen sind. Laßt uns endlich die Wahrheit begreifen, daß nur die Liebe selig macht, der Glaube aber blind und laßt uns dafür kämpfen allorts, allimmer, mit ganzem Herzen, und mit ganzer Kraft. Und dann werden auf Erden keine Geschichten mehr geschehen, wie die vom wilden Starosten und der schönen Jütta!

# Der Sprosserschlag.

Ballade.

Von

**L. G. Ritter von Leitner.**

Dort unter der alten Linde voll Moos
Liegt quer ein Block von Stein,
Da sitzt in seines Ritters Schooß
Ein Mägdlein im Mondenschein.

„Was kommst Du, Liebster, heute zur Braut,
In Helm und Panzerkleid?"
Mein Kind! solch eine eiserne Haut
Bewahrt vor manchem Leid.

„Was soll das Kreuz, so roth wie Blut,
Auf Deinem Mantel wie Schnee?"
Mein Kind! das trag' ich kampfgemuth
Bald über die grüne See.

Er hebt den Helm aus dem Farenkraut,
Er langt das Schwert vom Ast;
Das Liebchen hält ihn bang und traut
Mit weichen Armen umfaßt.

„Was hüllt Dein Aug' in Thränen sich ein,
Was bebt Dir die Lippe beim Kuß?
Schlägt wieder der Sprosser im Blüthenhain,
Umfang' ich Dich wieder zum Gruß."

Sie schluchzt: Leb' wohl! er ruft: Ade!
Und sprengt davon, was er mag;
Doch lieblich schallt in ihr bitteres Weh'
Ein Triller her aus dem Hag.

Und Monde vergeh'n es entgleitet der Lind'
Ihr duftiger Frühlingsstrauß;
Das Laub vergilbt, und verweht im Wind',
Die Waldsänger wandern aus.

Doch kaum, wie das erste Gräslein sacht
Sein Wintergrabtuch zerreißt,
So schweifet die Maid schon Nacht für Nacht
Umher wie ein Wandelgeist.

Und wird ihr die Wimper auch schwer und heiß,
Sie schleicht durch Wald und Feld,
Und lauscht in die Blüthen, roth und weiß,
Ob noch sich der Sproßer nicht meld'.

Am Weiher nur hohl die Unke rief:
Ich singe gar schön, komm' her!
Die Schwerter sind scharf, die See ist tief,
Nun kommt der Sprosser nicht mehr.

Ich bringe Dich schnell aus Gram und Leid
Zu Freud' und Hochzeitfest.
Gib mir dafür Dein taftenes Kleid
Für meine Jungen zum Nest.

„Oho! Mein Kleid ist all zu zart
Für Deine Scheusale, Tropf!“
Da schlug sie mit einer Gerte hart
Die Unke über den Kopf.

Die huscht' erbost in die dunkle Flut:
„O weh, Du schlimme Frau!
Nun bett' ich Dir ein die ganze Brut,
Die ist wol garstig und grau.“

Da brauste vom grünen Wald hervor
Ein Rößlein in schnellem Trab,
Dann sprang vor dem Garten am Gitterthor
Ein staubiger Troßbub' ab.

Er bracht' ihr ein schneeweiß Briefelein,
Das Siegel war rosenroth;
Ach, hätte sollen pechschwarz sein, —
Der schöne Ritter war todt.

Und irre vom Brieflein zur Seite glitt
Ihr Blick hinab an den Strand;
Zurück in den Wald der Knappe ritt,
Die holde Jungfrau verschwand.

Ein schneeweiß Blatt auf der Welle trug
Der Weiher im Mondenschein,
Und wonnig zum ersten Male schlug
Der Sprosser im Blüthenhain.

# Gedichte.

Von
**Dr. Alfred Friedmann.**

1.

**Eros und Anteros.**

Eros, Aphroditen's Sprößling,
Aller Augen Vollentzücker,
Aller Götter Vollbeglücker,
Wollt' nicht wachsen, nicht gedeihen;
War wie eine Blüth' im Maien —
Doch blieb ewig nur ein Schößling!

Und da weinte Aphrodite . .
Einsam saß sie an dem Meere,
Dem sie strahlend einst entstiegen;
Starrte in die blaue Leere,
Rief: „Oh kleine süße Blüthe,
„Willst Du Dich denn nicht entfalten,
„Voll zur Rose Dich gestalten,
„Und als Mann das Herz besiegen?"
„Immer bleibst Du klein, mein Sprößling,
„Während alles ringsum reifet,
„Wohin auch mein Auge schweifet;
„Du nur bleibst ein kleiner Schößling,
„Klein und zart und leicht zerbrechlich.—
„Themis, hör' mich, Du Gerechte,
„Hör' die Göttin zu Dir flehen,
„Die Dir gern ein Opfer brächte;
„Doch Du würdest, unbestechlich
„Meine Opfer nur verschmähen!
„Sieh, zur Ebbe reift die Fluth auf,
„Höher steigt des Tages Sonne,
„Kleine Flamme wallt zur Gluth auf,
„Alles wächst und schwillt in Wonne.
„Auch die Sichel wird zur Scheibe
„Dort in jenen Sternenräumen,
„Und Du willst, daß Eros bleibe
„Wie ein Sprößling an den Bäumen,
„Der nicht wächst und nicht gedeihet,
„Während sich des Wachsthums freuet,
„Was da lebt, und überschäumen
„Alle frohen Daseinsquellen
„Wie des Meeres Frühlingswellen!"
Da erschien ihr Themis! „Klage
„Nicht, o Göttin, nicht verzage;
„Deinen Schmerz, Du kannst ihn heilen!
„Sieh, Dein Eros, er verzehrt sich
„In sich selbst, allein und einsam!
„„Liebe —"" klagt er, und beschwert sich —
„„Wächst allein nicht, nur gemeinsam!
„„Liebe muß sich geben, theilen,
„„Gebend kann sie herrlich reifen,
„„Und ins All entfesselt schweifen!
„„Auf sich selber angewiesen
„„Sag, wie soll sie sich genießen?
„„Muß sie nicht sich selbst verzehren
„„Und sich selbst das Wachsthum wehren?""

„Also klagt Dein Sohn, verlassen
„Und beginnt, sich selbst zu hassen.
„Gib, willst Du den Wunsch erzielen
„Ihm den liebenden Gespielen

„Anteros, die Gegenliebe,
„Und vereinte, süße Triebe
„Werden wie die Frühlingswellen
„Hoch bis zu den Göttern schwellen."

Aphrodite folgt den Worten,
Gibt der Liebe den Gesellen —
Sieht den Sohn erwachsen, schwellen
In dem Arm der Gegenliebe,
Und dem süßesten der Triebe
Wird zu eng die Welt, die kleine;
Zu des Orkus dunklen Pforten
Dringt er, zu des Hades Wohnsitz,
Zu der Götter Sternenthronsitz,
Füllt mit seinem Strahlenscheine
Seit Aeonen Raum und Zeiten
Bis zum Schluß der Ewigkeiten!

2.

## Ihr.

Sie hat in tiefer Mitternacht
Ihr kleines Fenster aufgemacht,
Da ist durchs Wolkenmeer gekommen
Das Schiff des Monds herangeschwommen.

Sie hat die Erde überschaut,
Da ist der Winterschnee gethaut,
Und auf den kahlen Winterzweigen,
Da regte sich's mit Elfenreigen.

Sie sang ein Lied von süßem Schall,
Im Süden hört's die Nachtigall,
Und als es wieder Tag wollt' werden,
War plötzlich Frühling auf der Erden!

3.

## Der Sternpoet.

(Nach dem Französischen.)

„Willst Du mit den Menschen leben,
Darfst nichts Gutes ihnen geben!"

Einem armen Dichter nagten
Hunger, Armuth nah am Herzen,
Seine Frühlingslieder klagten
Alle von des Winters Schmerzen.
Während in der Abendstunde
Andre sich am Mahl erfreuen,
Eilt er, seine trübe Kunde
Im Gesange zu erneuen.

Fremd dem weltlichen Genuße,
Sitzt, mit seiner Freundin Trauer
Er am stillen, fernen Fluße,
Eingehüllt in nächt'ge Schauer.
Sein Gesang von Ruhm und Liebe
Scheint die Erlen zu erschüttern;
Kennt der Fluß die Macht der Triebe?
Sieh — die dunklen Wellen zittern!

Er vertraut das Leid den Sternen,
Doch es scheint ihm Hohn ihr Flimmern,
Ha, was soll in jenen Fernen
Plötzlich dieses wilde Schimmern?
Walten sie nicht die Gesetze
Die von mächt'ger Hand gegeben,
Daß sie Keiner je verletze?
Sagt! Was soll das fremde Leben?
Aus der Wölbung hoch und mächtig
Fällt ein silberheller Regen!
Ist's kein Trugbild, mitternächtig,
Dieses feurige Bewegen?
Nein! sie fallen wirklich nieder
Groß wie Thaler, weiß wie Flocken,
Und er beugt zum Fluß sich wieder,
Wo ihn die Gebilde locken.
„Dieses Wunder muß sich klären,
„Wahrlich, Sternen-Thaler sind es! —
„Welch' ein geisterhaft Gebähren!
„Wie die wilde Lava rinnt es!"
Und er taucht mit gier'gen Händen
In die glanzerfüllten Fluthen,
Wo ihn tausend Flammen blenden,
Die im Wogenschooße ruhten.
Er ergreift sie, staunt und tastet,
Füllt die alten, schäb'gen Schöße;
Morgen wird es, eh er rastet,
Mißgeschick, fahr hin, und Blöße!
Mit der reichen Götterspende
Eilt er Menschen zu bezahlen:
Seines Frackes langes Ende
Scheint von Himmelslicht zu strahlen.
Zu dem Bäcker selig eilt er,
Dem er schuldet die Ernährung;
Abgespeist wird unverweilt er:
„Monde sind bei uns nicht Währung."
Weiter fliegt er zu dem Schneider,
Dem er seit drei Jahren schuldig:
„Gibt für Katzengold man Kleider?"
Meister Meck sprichts ungeduldig.
Unter rauchumhüllten Gästen
Läßt er seine Thaler glänzen.
„Schnell, Herr Wirth ein Glas vom Besten!"
„Zalt man mit Kometenschwänzen?"
Auch den Krämer will nichts rühren —
„Deine Zahlung nähm' ich gerne,
„Doch ich würde bald falliren,
„Nähm' statt Thalern ich nur Sterne!"
Die Gelehrten, wicht'ger Miene,
Wußten viel darob zu schreien —
Einer sagte gar, es schiene,
Daß — sie falsch gemünzet seien!
Tag's drauf starb der arme Dichter,
Unter Würmern frei geboren —
Doch der Sterne milde Lichter
Gingen nicht umsonst verloren!
Ich, ich bin dem Zug begegnet,
Der zu Grab den Sänger brachte,
Und ich hab ihn still gesegnet,
Während mancher heimlich lachte!
„Heil Dir, armer Oftverkannter,
„Der im Tode nun beglückt bist!"
„Wüßt' ich", sagt ein Anverwandter,
„Ob im Tod er noch verrückt ist!?"
Schlaf, Poet erhabnen Strebens!
Laß sie Dich nur Bettler schelten;
Kanntest nicht den Lauf des Lebens,
Denn Du zahltest uns — mit Welten!
Wenn einst Todtengräber knieen
Vor den Brettern, die Dich halten —
Werden sie geblendet fliehen,
Wenn Dein Licht dringt aus den Spalten.

* * *

Alle Sterne schmelzt zusammen,
Dein Genie wird heller strahlen,
Und es werden Himmelsflammen
Deine Erdenleiden zahlen!

4.

## Kritik.

Hat still ein göttlich Denken sich entzündet
In Deiner Seele, hast Du's lang gehütet,
War's von den Knospen Deines Seins umblüthet,
War Dir's ein Meer, drin Strömung Ruhe findet,

Hat ihm Dein Geist ein frei Asyl gegründet,
Ist es, von Zweifel, Unmacht, Sturm umwüthet,
Herangereift und hat Dein Mühn vergütet,
Indem des Werdens Kreise sich geründet —

Nun — was mit Deiner Kraft Du lang gekräftigt,
Was Schlaf und Wachen, Herz und Geist beschäftigt
Stellst in den Glanz Du hellen Tageslichts.

Dein Fleisch und Blut ist's, Dein geheimstes Weben,
Du hast der Welt Dein ganzes Selbst gegeben —
Da kommt ein Knab — und sagt: „Es ist ein Nichts!"

# Gedichte.

Von

**Josefine Freiin von Knorr.**

1.

## Japan.

In des Ozeanes Ferne
Nur von Träumen überbrückt,
Unerreichbar wie die Sterne
Schienest du der Welt entrückt,

Eine Mythe, eine Sage
Klang dein Nahme unserm Ohr
Und ein Räthsel, eine Frage
Uns verriegelt war dein Thor.

Aber plötzlich wie der Morgen
Bist du sonnig aufgewacht
Und enthüllst was du verborgen,
Deine ganze Farbenpracht!

Trittst lebendig in die Mitte,
Vor das Staunen einer Welt,
Mit der Lieblichkeit der Sitte,
Mit dem Anstand, der gefällt.

Willst uns deine Gaben bringen,
Kunstreich, eigen, wunderbar;
Lassest deine Sprache klingen,
Machst uns deine Lettern klar.

Deine Männer, deine Frauen
Steigen aus an unserm Strand
Und wir können dir nun schauen
Tief in's Auge, Zauberland!

Von des Friedens Hauch beschworen
Löset herrlich sich dein Bann
Und im Aufgang auserkoren
Schreitest siegreich du voran!

Nach Jahrtausend langem Schweigen
Hat ein Zuruf dich durchtönt:
Sei gegrüßt im Völkerreigen
Mit der Fremde ausgesöhnt!

2.

## Die Goldfunken Japan's.

Land der Sonne, voll des Goldes,
Mit der Gaben Zaubertand
Etwas Liebes, etwas Holdes,
Streut uns immer deine Hand!

Magst du malen oder zimmern,
Niemahls fehlt die schöne Zier,
Die dir eig'nen Funken schimmern
Auf dem Holz und dem Papier.

Aus dem Grau der Stoffe dringen
Fäden, die in Gold getaucht;
Wie der Staub auf Falterschwingen
Glänzet, was du angehaucht.

So durch meines Lebens Dunkel
Fliegt in hellen Punkten auch,
Ein Geflimmer und Gefunkel,
Wie es gibt dein holder Brauch.

Lichte Stunden zieh'n und brechen
Durch der Jahre trüben Flug,
Wie auf deines Lakes Flächen
Gold auf Schwarz, ein Lerchenzug!

Auf der Seele matte Trauer,
Auf mein zitterndes Gemüth,
Fiel ein gold'ner Funkenschauer,
Der mich räthselhaft durchglüht!

3.

### Den Fremdlingen aus Japan.

Ich sah Euch nicht in Eurem Lande,
Beim feuerfarb'nen Kirschenbaum;
An Eurer Ströme schatt'gem Strande,
In Eurer Göttertempel Raum!
Nicht unter zartgeformten Dächern,
In Eurem festtäglichen Staat,
Mit Euren Schwertern, Euren Fächern
Und Eurem blumigen Brokat.

Ich sah Euch nicht das Theeblatt brauen
Nach Eurer Väter heil'gem Brauch,
Ich durfte nicht unwölkt Euch schauen
Von Eurer Opferungen Rauch;
Noch sah ich Euch herumgetragen,
Von Eurer Diener schnellem Fuß,
In Euren Sänften, Euren Wagen,
Mit Eurer Huldigungen Gruß!

Dort mögt Ihr sein von uns verschieden,
Hier sah ich nur worin wir gleich
Und daß wir Menschen sind hienieden
In Japan wie in Oesterreich.
Daß über der Entfremdung Schranken
Verwandte Züge heimisch weh'n
Und daß Gefühle und Gedanken,
Sich ohne Sprache auch versteh'n.

# Der Mensch und seine Nahrung.*

Von

**E. v. Kudriaffsky.**

Solche Düfte sind mein Leben
Die verscheuchen all mein Leid,
Blühen auf dem Berg die Reben
Blüht im Thale das Getreid.

Donnern werden bald die Tennen
Bald die Mühlen rauschend gehn,
Und wenn die sich müde rennen
Werden sich die Keltern drehn.

Gute Wirthin vieler Zecher,
So gefällt mir's flink und frisch,
Kommst Du mit dem Wein im Becher,
Liegt das Brod schon auf dem Tisch.

Es ist wohl ein kühnes Unternehmen auch in diesen Zweig der Pflanzenwelt einzugreifen, und ich muß mich weit mehr wie bei allem anderen Besprochenen, auf einzelne Hauptpunkte beschränken, auf jene Pflanzen, die uns nahe liegen, denen wir beim täglichen Gebrauche begegnen. Wie in Gebräuchen und Sitten der Völker, in ihrer Kleidung, ihren Schönheits- und Sittlichkeits-Anschauungen uns die ärgsten Gegensätze entgegentreten, so ist es auch mit der Nahrung. Das Brod des Schweden und Lappen, das Gelüste des Eskimo nach Thran, ja andere ästhetisch unaussprechbare Nahrungsmittel wilder Völker, würden uns einen Schauer erregen, während sich die Betreffenden ganz wohl dabei befinden und wachsen und gedeihen. „Die Speise, die dem Einen so würzig schmeckt als Süßholz, wird dem Andern so bitter wie Coloquinten vorkommen", ja selbst im gebildeten Europa erscheinen uns Zubereitungen, wie z. B. die polnische Zunge, oder die beliebte sächsische Wasser- oder Bierkaltschale — horribile dictu — als etwas Gaumenfeindliches, Barbarisches.

Ich beginne mit Wein und Brod, der leiblichen, der ewigen Nahrung in dem Symbole des Abendmales, übergegangen in unsern Cult. Ein Mythos liegt darin, dem wir auch im Heidenthume begegnen. Aus dem Blute der Titanen sind die Trauben erwachsen, der Waizen stammt von der indischen Getreidegöttin S i t a, der griechischen Demeter. Der Wein gilt für die männliche, das Brod für die weibliche Gottesfrucht, j e n e r für das Blut, d i e s e r für das Fleisch der Erde. Ueberdies nennt sich Christus den wahren Weinstock, seine Anhänger Schößlinge oder Reben, und die an ihn glauben, Neophyten, d. i. junge Pflänzlinge, ihre Bildungsanstalten, Seminarien von Samen, Säen. Christus selbst ist aber Waizen und Sämann zugleich. Anders verhält es sich mit Muhamed, der seinen Anhängern den Genuß des Weines streng verboten hat. Derlei Verbote beruhten zumeist auf climatischen und

---

* Diese Skizze ist einem Cyklus von Vorträgen über die Pflanzenwelt entnommen, welche ich im Frühjahre 1873 im Wiener Frauen-Erwerbvereine gehalten, und zwar mit besonderem Hinblicke auf die Beziehungen der Pflanzen zum Menschen, und ihre sagenhafte, poetische und culturgeschichtliche Bedeutung. Anmerk. d. V.

gesundheitlichen Rücksichten. Anderseits gibt es Länder, wo wieder der Genuß des Weines von der Natur geboten ist, und die Billigkeit ihn auch den untern Classen zugänglich macht. Deßhalb fand ich es passender ihn unter die Nahrungspflanzen, nicht in den Obstgarten einzureihen, weil er, wenn auch vereinzelt in Gärten oder an Häusern gezogen, dennoch, gemäß seiner Cultur, zum Landbaue gehört, Weinberge sich in der Art an die Feldwirthschaft anlehnen. „Der Wein erfreut des Menschen Herz", so möge er denn an der Spitze der Nahrungsmittel stehen, und wir wollen ihn wie die anderen Pflanzen in seiner culturgeschichtlichen, sagenhaften und poetischen, auch unheilbringenden Eigenschaft näher beleuchten.

## I.

Motto: Wer Wein sich wünscht, bloß im Gemeinsam
Der ist ein Freund der Fröhlichkeit,
Jedoch wer Wein will immer einsam,
Der trachtet, traun! nach Trunkenheit.

## Der Wein.

Die ersten Nachrichten der Weincultur schöpfen wir aus der Bibel, denn Vater Noah soll den ersten Weinstock gepflanzt, die ersten Trauben geerntet, aber auch die ersten bösen Folgen des berauschenden Traubensaftes an sich erfahren haben. Im südlichen und gemäßigten Asien wurde er im grauen Alterthume cultivirt, Kaiser Probus brachte ihn nach Deutschland und die Phokäer, denen die Stadt Marseille gehörte, führten ihn im südlichen Frankreich ein. Weniger bekannt dürfte wohl die persische Sage von der Entstehung des Weines sein. Als Dschemschid, Beherrscher von Persien, das ganze Jahr lang Trauben genießen wollte, ließ er den Saft auspressen und ihn täglich vor sein Angesicht bringen. Da wurde der Saft bitter und der König befahl das Gefäß zu verschließen. Nun geschah es, daß seine Lieblings-Sclavin an entsetzlichem Kopfschmerz erkrankte und zu sterben beschloß. Sie wählte das angeblich bittere Getränk, welches ihr Geliebter als Gift erklärt hatte. Der Trank aber that die entgegengesetzte Wirkung und machte sie bei Wiederholung der Dosis genesen. Als ein anderer persischer König Gustasp, aus Firdusi's Shah-Name genügend bekannt, zum ersten Male Wein getrunken, erblickte er seinen Platz im Paradiese und der Rebstock wurde von ihm den von guten Genien behüteten Gewächsen beigesellt.

Bei der Verbreitung der Weincultur kommt es außer der Bodenbeschaffenheit weit weniger auf die mittlere Temperatur eines Ortes, als auf die größere Sonnenwärme und die Dauer des Sommers an. Ein lockerer, mehr sandiger als lehmiger Boden sagt dem Weinstocke am besten zu. Das südliche Europa ist sein eigentliches Vaterland, doch ist seine Cultur eine sehr verbreitete. Wir finden ihn im nördlichen China, auf Sumatra, Java, den Hochebenen von Persien, Ostindien, Abyssinien, Unteregypten, in der Barbarei, Westafrika und am Cap. Nur im letzteren Lande wird er zu Wein

gekeltert, in den anderen als Tafelobst gezogen. Eine besondere Gattung ist der Weinstock, welcher die kleinen uns bekannten Korinthen liefert. Er wird auf der Insel Zante in kleinen Feldern angebaut, die mit Hecken von Myrthen und Rosmarin eingezäunt, von schönen Landhäusern umgeben sind. Man zählt wohl tausend solcher Korinthengärtchen, welche jährlich 13—15 Millionen Pfund Früchte liefern. Die vier bis fünf Fuß hoch gezogenen Stöcke zeichnen sich durch außerordentliche Fruchtbarkeit aus, manche Traube hält 500 Beeren. Tausende von Winzern und Winzerinnen sind während 6—9 Tagen von dem frühesten Morgen bis zur späten Nacht mit der Ernte beschäftigt. Dann werden die Trauben zum Trocknen ausgebreitet. Aus den Beeren eines ostindischen Weinstocks (vitis indica), distillirt man in Cochinchina Weingeist. Bekanntlich ist den Türken durch den Koran der Genuß des Weines untersagt, sie finden jedoch ein Mittel dieses Verbot zu umgehen, sie lassen nämlich den ausgekelterten Saft bis zum Syrup einkochen und verdünnen ihn zu jedesmaligem Gebrauche mit Wasser. Das so erzeugte kühlende Getränk ist der so oft genannte Scherbet, von dem es jedoch Abarten gibt, indem man andere Fruchtgattungen dazu verwendet. Möglich daß er in loco besser mundet, ich habe sowohl diesen, als eingemachte Rosenblätter sehr langweilig im Geschmacke gefunden, und kann von türkischen Leckerbissen nur dem Rahat-locumi beistimmen. Bei uns als Dessertdelicatesse dürften wohl die bekannten Malagatrauben vor allen anderen den Vorzug haben. —

Wir wollen nun auf den Weinstock als solchen im wilden Zustande einen Blick werfen. Dieser, der sehr verbreitet ist, liefert nur in Afrika und Neapel gute Früchte, die zur Weinbereitung verwendet werden, bei uns sind sie sauer und unbrauchbar. Im Wiener Becken kommt die Rebe häufig vor, und zeigt im Wuchse nicht selten Anklänge an die tropischen Lianen. Besonders geschieht dies in jenen Fällen, wo sie anfänglich im Gebüsche sich erhebend, durch Ausholzen oder Eingehen einen freien Stand erhält. Ihre finger- bis armdicken Stämme spannen sich dann 30—40 Fuß zwischen der Erde und den Kronen aus, bald lose, bald straff, bald leicht bewegt vom Winde. Verwachsungen mit anderen Hölzern und der Rebe kommen häufig vor, namentlich mit Weißdorn, Feldulmen, Birn- und Apfelbäumen. Es ist eine bekannte Sache, daß man auf die Gräber Liebender zweierlei Pflanzen setzte, die ihre Aeste oder Ranken ineinander schlangen. Eine davon war gewöhnlich der Wein. Sinkt oder verdorrt die Stütze, an welche er sich rankt, so bleibt das seltsam aussehende Geflechte halb in der Luft hängend stehen.

Unter den sogenannten historischen Weinstöcken die sich durch Alter und Ausdehnung besonders auszeichnen, will ich nur jenen in Hamptoncourt nennen, welcher ein eigenes Haus besitzt, über 100 Jahre alt ist und einen Raum von 2200 Quadratfuß einnimmt.

Ueber den Anbau des Weines findet man schon bei alten Schriftstellern ausführliche Anweisungen. Virgil behandelt diese Cultur eines breiteren in seiner Georgika; auch er räth sanft abfallende Flächen und:

„Wo dem Südwind offen das Land ist
Und Farrenkräuter erzeugt, verhaßt dem gebogenen Pfluge;
Dort wird kräftige Reben dereinst von reichlichem Weine
Strömend in Fülle dir bringen der Grund; da strotzt er von Trauben
Tragend den Trank, den opfernd in Schalen von Golde wir spenden.“

Und ein anderes Mal sagt er:

„Laß Weinpflanzungen nicht zur sinkenden Sonne sich wenden,
Nicht mit der Rebe die Hasel gemischt, nicht oberste Theile
Nimm von den Ruthen und brich nicht ab vom Wipfel die Schoße.
So sehr liebet der Boden das Reis.“

Noch ähnliche Vorschläge, die sich ganz gut auf die Jetztzeit anwenden lassen, ertheilte uns der Sänger der Aeneide, er zählt uns auch beim Namen eine ganze Menge trefflicher Trauben von Lesbos, Argitis, Rhätien auf, wo aber die Falerner stets die Oberhand erhalten.

„Wie viele der Namen,
Wer mags zählen! auch ist nicht nöthig, in Zahl sie zu fassen.“

Es erinnert dies unwillkürlich an die berühmte Weinkarte im Augsburger Hotel „Zu den Mohren“, auf welcher Weine aller Art, spanische, portugiesische und sogar der Capwein aufgezählt sind. Ich erinnere mich nur an ein Glas elenden Malaga's, den ich getrunken, wie überhaupt das Hotel ganz herabgekommen ist.

Der Weinbau gehört in das Gebiet der engeren Landwirthschaft und wir wollen jetzt ein wenig die Geschichte des Weinstockes und des Rebensaftes selbst betrachten. Wir finden dessen schon bei Homer erwähnt und der Schild des Achill zeigt uns das Bild einer Weinlese, wie es der Dichter schildert:

„Darauf auch ein Rebengefilde, von schwellendem Wein belastet
Bildet er schön aus Gold; doch schwärzlich glänzten die Trauben;
Und es standen die Pfähle, gereiht aus lauterem Silber.
Rings dann zog er den Graben von dunkeler Bläue des Stahles
Sammt dem Gehege von Zinn. Ein Pfad nur führte zum Rebhain
Für die Träger zu gehn, in der Zeit der fröhlichen Lese.
Jünglinge nun aufjauchzend vor Lust, und rosige Jungfrau'n
Trugen die süße Frucht in zierlich geflochtenen Körben.“

Unter bösen Auspicien, erzählt uns die griechische Sage, wurde Wein erschaffen und Wein gebaut. Aus den Gliedern des zerstückten Dionysius ließ Minerva den Weinstock entstehen, und Icarus, der erste Weinbauer in Attica, wurde von seinen Landsleuten getödtet, weil sie sich mit Most berauscht hatten. Herodot und Theophrast sprechen von dem Weinbaue der Egypter. Wir haben deutliche Anzeichen, daß der Wein schon zur Zeit des Pyramidenbaues bei ihnen bekannt war, denn es finden sich zahlreiche Darstellungen der Opfergaben von Trauben und Wein, von Rebengeländen und dem Auspressen des Weines auf den alten Denkmälern, und Ueberreste von Trauben in den Katakomben. Die Traube hieß elel, der Wein erp oder arp, und es wird nach den Gegenden unter- und oberegyptischer, weißer und rother unterschieden. Die

Weinconsumtion muß in Egypten bedeutend gewesen sein, da die Priester täglich ihr bestimmtes Maß erhielten, bei den Gastmälern wurde damit nicht gespart, und die Opfergaben erheischten eine große Menge. Herodot schildert die Wallfahrt zum Bubastisfeste, an dem jährlich, die Kinder ungerechnet, 700.000 Menschen theilnahmen. „Und wenn sie in Bubastis anlangen," setzt er hinzu, „feiern sie das Fest mit großen Opferungen und es geht mehr Rebenwein bei diesem Feste auf, als im ganzen übrigen Jahre zusammen."

In Rom verbot das Gesetz beiden Geschlechtern das Weintrinken vor dem fünfundzwanzigsten Jahre. So wie uns Virgil eine Reihe edler Trauben nennt, so erfahren wir auch, daß Plinius fünfzig Gattungen Weine kannte. Die Griechen betrieben das Weintrinken bei den Festgelagen in einer feierlichen Weise, und wie wir von den Libationen der Alten wissen, die einige Tropfen auf das Estrich schütteten, so begegnen wir hier einer Art Toast; denn der erste Becher galt selbstverständlich dem Gott des Weines, Bacchus, der zweite dem Zeus, der dritte der Gesundheit und der vierte dem Herrn der Nacht, dem Spender der Träume — dem Mercur.

Wollen wir einen Blick auf die neue Welt Amerika, früher Vineland genannt, welches die Isländer längst vor Columbus kannten, werfen, so scheint er dort verwildert gewesen zu sein, da eben die Isländer im Jahre 1000 hinschifften, um sich Wein zu holen, woher der damalige Name seine volle Berechtigung erhielt. Trotzdem ist die Cultur der Rebe dort nicht bedeutend. Bezüglich der Angelsachsen wissen wir, daß ihr Hauptgetränk Ale und Meth war, doch wurde zu dieser Zeit auch schon der Weinbau in England betrieben, und zwar hauptsächlich von den Mönchen. Wein und Oel waren ziemlich kostspielige Einfuhrartikel, und wenn man den Studenten frug, warum er keinen Wein trinke, so erwiderte er, es fehle ihm an Geld, ihn zu kaufen, Wein sei auch nicht das Getränk für Kinder oder Narren, sondern für ältere und weise Männer.

Wenden wir uns nach Deutschland, so erfahren wir, daß die Deutschen den Wein durch die Römer kennen lernten, und es scheint, als habe sich in früherer Zeit die Cultur mehr nach dem Norden ausgebreitet. In der Mark Brandenburg fand der erste Weinbau im Jahre 1173 statt. Im XV. und XVI. Jahrhunderte gab es noch Weinberge bei Königsberg. Oderberg und Wiesenthal mußten dem Gymnasium zu Joachimsthal jährlich zwanzig Tonnen weißen und zwanzig Tonnen rothen Wein eigener Fechsung liefern und der Weinbau hörte dort erst seit dem Jahre 1740 auf. Nach Pommern wurde der Weinstock bei Verbreitung des Christenthums durch Bischof Otto von Bamberg gebracht. Am herrlichsten aber gedeiht er am Rhein, „am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben," die mannigfaltigsten Arten und jede in ihrer Art ausgezeichnet, echtes, deutsches, stärkendes Getränk. Da ist der Hochheimer, den die Engländer Hock oder Oc nennen und eine kleine Charakteristik einiger Rheinweine geben:

Good Hock keeps off the Doctor,
Rhine wine good, Neckar pleasant
Moselle innocent, Francfort bad,

welche ein Deutscher in folgende Verse gebracht:

Der Wein vom Rhein ist immer gut,
Der Moselwein nicht schaden thut,
Der Nekarwein ist auch noch recht,
Frankfurter Wein ist immer schlecht.

Und der alte Fischart singt recht gemüthlich:

Dort unten an dem Rheine, da ist ein Berg bekannt,
Der trägt ein guten Wein, Rüdesheimer genannt,
Der hat ein geistlich Art an sich, macht äußerlich und innerlich.

Ich möchte sagen, der Rheinwein hat eine Art von solidem Anstrich, während der Bordeaux, der Champagner mehr feurig, aufmunternd, berauschend wirken, trotzdem aber doch Brander in der Scene in Auerbachs Keller sagt:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.“

Die ganze Szene ist, die Beschwörungsformel Mephistos mit inbegriffen, von drastischer Wirkung; die Macht der Berauschung übt ihr Werk sofort, und der Böse hat eine arge Schwäche des Menschen unbarmherzig aufgedeckt. — Spanien bringt uns süße Weine, den magenstärkenden Malaga, es ist ja

das schöne Land des Weins und der Gesänge.

Verderblich war der Malvasier dem armen Clarence, Bruder Richard des Drittten. Er wurde im Tower in einem Faße des edlen Getränkes ertränkt. — Er fleht den Mörder um einen Becher Weines an. „Ihr sollt bald Wein genug haben“ ist dessen rohe Antwort.

Allein nicht immer kann sich der Wein eines so guten und glänzenden Rufes erfreuen. Im Gegentheile: es gibt Weine, die sich durch ihre Säure sozusagen berüchtigt gemacht haben. So der Grüneberger, von dem indeß Cotta sagt: er sei besser als sein Ruf, denn man führt die guten Gattungen unter fremden Namen aus und behält die schlechten im Orte selbst; dann der schlesische, der selbst dem Teufel zu sauer war, wie wir aus einem humoristischen Liede wissen, und schließlich der aus Lindau, am Bodensee. Die Lindauer hatten sich das Anathem zugezogen, weil sie Christum und Petrum die Gastfreundschaft weigerten, die ihnen ein armer Taglöhner außer der Stadt gewährte. Darauf fühlten sie Reue, baten die beiden Gäste zu sich, und Christus schenkte ihnen als Entgelt die Rebe, ob welcher Großmuth Petrus baß erstaunte. Doch der Herr erwiderte: „Sie werden sich an dem Wein nicht übertrinken,“ und so wurde der Lindauer der Dritte im Bunde der verrufenen Säuerlinge. Neckam, ein Schriftsteller aus dem XII. Jahrhundert, hat uns eine ergötzliche Aufzählung der nöthigen Eigenschaften des Weines

zurückgelassen. „Guter Wein,“ so beginnt er seine Epistel, „soll so klar wie Büßerthränen sein, damit man den Boden des Glases sehen könne, die Farbe grünlich wie ein Büffelhorn; getrunken muß er gleich dem Donner ungestüm hinabfließen, süß wie eine Mandel schmecken, wie ein Kaninchen kriechen, wie ein Rehbock springen; er soll stark wie der Bau eines Cistercienser Klosters, glänzend wie ein Funke, geschmeidig gleich der Logik sein, die in der Pariser Hochschule gelehrt wird, zuletzt sich zarter als Seide, kälter als Kristall erweisen.“ Man muß eingestehen, daß diese Vergleiche zu kühn gewählt erschienen, wären sie nicht absichtlich im komischen Sinne verstanden.

Die Sage hat bei dem Weinstocke ein weites Feld zur Ausbeute gefunden. Sehr sinnig ist eine jüdische Tradition, wonach einst alle Bäume ihre Eigenschaften rühmten, der Weinstock aber bescheiden seine Ranken nach abwärts senkte. Da trat der Mensch hinzu und band sie auf, wogegen ihm der Weinstock aus Dankbarkeit die schönen Früchte brachte. Man läßt dagegen wieder, aus Anerkennung dieser Gabe, bei der Weinlese an manchen Orten einen Rebstock unberührt stehen. So wie man dem Weinstocke die Sympathie für die Ulme zuschreibt, so unterbreitet man ihm auch Antipathien und zwar gegen den Rettig, Kohl und Epheu, die er zu fliehen scheint, was seinen natürlichen Grund in dem Unterschiede des Bodens hat, auf welchem sie gedeihen. Eine seltsame Ceremonie wird beobachtet, wenn der Südwind zu sehr einen Weinberg bestreicht, denn es heißt, dies mache die Trauben saftlos. Zwei grüngekleidete Männer sollen einen Hahn zerreißen und jeder mit seiner Hälfte rechts und links den Berg umgehen und ihn da, wo sie sich wieder treffen, eingraben. Das Opfern eines Hahnes kommt übrigens öfters vor, und hängt dies mit mythologischen Bedeutungen zusammen. In Baiern hält man die Kinder vom Traubennaschen ab, indem man ihnen erzählt, daß der Mann im Monde zur Strafe für sein Traubenstehlen ein Rebenbündel tragen müsse. Bei anderen hat er gestohlenes Holz, bei anderen einen Dornbusch; die Juden nennen ihn Kain, bei den Chinesen sitzt ein Kaninchen im Mond, welches in einem Mörser Reis stoßt, und eine schöne Frau steht daneben, im Sommernachtstraum führt er einen Hund bei sich und sagt: dieser Hund ist mein Hund, dieser Dornbusch mein Dornbusch, und bei seinem Scheine sollen sich Pyramus und Thisbe an Ninny's Grab treffen.

Manche Heilige sind auch Patrone des Weinstockes geworden, so der heilige Urban, der sich, um den Verfolgern zu entgehen, in einen Weingarten versteckte und aus Dankbarkeit den Hagel vom Weinberge abhält. Auch der heilige Felix ließ auf einem Dornbusche eine Traube wachsen, um den heiligen Maximus zu erfrischen, der heilige Hilarius pflückte mit seinem Schüler Trauben, die immer wieder nachwuchsen.

Von manchen Burgruinen geht die Sage, daß sich in ihren vermauerten Kellern uralter Wein befinde, und es sei jener der beste, der nur in der eigenen Haut, im dicht verhärteten Weinsteine ruhe, nachdem die Dauben abgefault sind. Manche Weinkeller haben wirklich eine eigens schöne Wölbung

und weite Ausdehnung, und nebstbei historische Bedeutung, so vor Allen Auerbach's Keller in Leipzig, eine Kneipe, die jeder Fremde sehen muß, wo es von Fausterinnerungen wimmelt, und in der zweiten Kellerabtheilung Scenen aus Faust in Fresken auf den Wänden angebracht sind. Aber noch weiter dehnt sich der weite Raum. Auf eines der Bilder paßt ein alter Vers, der sich in einer Reihe Kellersagen befindet:

Bei Auerbach im Keller, da hängt ein Konterfei,
Das weist noch heut zu Tage des Zauberers Reiterei,
Ich sah's mit eigenen Augen, als ich mit Moslerglut
Mich dort erwärmt und dachte wie Faust: der Trank ist gut.

Dort hat Mephisto seine Beschwörungsformel gesprochen:

Trauben trägt der Weinstock
Hörner der Ziegenbock,
Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben
Ein tiefer Blick in die Natur,
Hier ist ein Wunder, glaubet nur.

Dann ist unter dem Breslauer Rathhause der berühmte Schweidnitzer Keller, wo man aus Igeln trank und noch jetzt manche Erinnerungen an vergangene Tage aufbewahrt werden. Auch Wien hatte in der alten guten Zeit manchen düsteren, schmutzigen Kellerraum aufzuweisen, wo die echte Wiener Gemüthlichkeit in ihren Vertretern aus vielen Ständen tagte. Berühmt sind manche große Fässer, die man wie einen Hügel besteigt, so das zu Kloster=neuburg, am Königstein bei Dresden und endlich das bekannte weltberühmte Heidelberger Faß. Von dem Königstein ist uns leider jetzt nur noch die Inschrift an einer Holzsäule erhalten, die mit einem Bachuskopfe geziert ist. Zum Schlusse wird dem Besucher dringend empfohlen: „Trinke zu Ehren sowohl des Vaters als des Vaterlandes, als auch des königlichen Hauses, als auch des Königsteiner Commandanten Freiherrn von Kyau, und wenn Du nach Würden des Fasses, als aller Fässer wahren Königs kannst, auf das Wohlsein der ganzen Welt. Lebe wohl. 1725.“ Dieses Faß, welches 3709 Eimer faßte, soll das Heidelberger noch übertroffen haben. Das letztere steht in dem großen Kellerraume des wunderbaren Heidelberger Schlosses, es führt eine Treppe von beiden Seiten auf den oben angebrachten Tanzboden. Es ist in der Reihe der berühmten Fässer das dritte, seit 100 Jahren hier auf=gestellt, und faßt 300.000 Flaschen. Gleichsam als treuer Wächter steht daneben die Holzfigur des Perkeo, Hofnarr des Kurfürsten Carl Philipp, von dem Scheffel im Gaudeamus so witzig singt. Perkeo legt nämlich sein Glaubensbekenntniß ab:

„Die Wahrheit liegt im Weine, beim Weinschlurf sonder End'
Erklär ich alter Narre fortan mich permanent.“
Perkeo stieg zum Keller, er kam nicht mehr herfür,
Und sog bei fünfzehn Jahren am rhein'schen Malvasier.
Wars drunten auch stichdunkel, ihm strahlte inn'res Licht,
Und wankten auch die Beine, er trank und murrte nicht.

Recht feierlich und heiter zugleich wurden in früherer Zeit die Winzerfeste gefeiert, und in Tübingen war es ein alter Gebrauch, am Friedrichstage, 5. März, paarweise auszuziehen und an einer Stange ein Bretzel, eine Flasche und einen Häring befestigt, zu tragen, während zwei Knaben ein Seil hin und herzogen, welches den oft vorkommenden Kampf zwischen Sommer und Winter bedeuten sollte. Die Ordner des Zuges waren als Narren gekleidet, den Schluß machte eine große Mahlzeit. Vor dreihundert Jahren fand das letzte dieser Feste statt.

Bezüglich der Wirkung des Weines, seiner verderblichen und heilenden Kraft gibt es mancherlei Anschauung bei den Alten. Mnesitheus aus Athen hält die Weingelage zuweilen für dienlich, trotzdem man in Griechenland die Trunkenheit hart bestrafte, und das Weinverbot namentlich für Frauen sehr streng aufrecht hielt. Er schrieb auch ein Lobgedicht auf das mäßige Weintrinken. Hippokrates bezeichnet den Wein als wirkliches Nahrungsmittel, als sättigend und sagt von den süßen Weinen, daß sie die Geisteskräfte nicht so angreifen, als die weißen, die geistreichen. Im alten Hellas trank man den Wein pur, oder mit Süß- oder Meerwasser gemischt. Letzterer hieß dann Seewein. Ueberdies gab es noch Meerzwiebelwein, Wachholderwein, Cederwein, Wermuthwein und Ysopwein, je nach der Beimischung. An und für sich schließt die Pflanze manche Heilkräfte in sich, die in alter Zeit auch angewendet wurden. Man zerrieb die Blätter, mischte sie mit Waizenmehl und legte sie als Compressen gegen das Kopfweh auf. Im Uebermaße genoßen, greifen die Trauben den Kopf an, sind aber Magen- und Lungenschwachen zuträglich, und man schickt heutzutage noch öfters Kranke in südliche Gegenden, um die Traubencur zu gebrauchen. Der alte Botaniker Parkinson meint: die starken Weine seien schädlich, die mittleren am zuträglichsten, namentlich wenn wir sie wässern; wenn nicht, setzt er naiv hinzu, der Händler das Geschäft bereits übernommen hat. Daß die Wundercur beim Weinstocke auch nicht ausbleibt, ist selbstverständlich, denn die Asche der Blätter, mit Oel verrieben, heilt Scorpionstich und tollen Hundsbiß.

Sowie es Mittel gibt, den Appetit, den ein längeres Diner abgestumpft, durch eigenthümliche Stimulante zu reizen, sowie man mitten in der Malzeit Ponche à la glace zu dem Zwecke servirt, und die Römer sich noch viel stärkerer, unästhetischer Mittel bedienten, so gab es deren auch, um der zu raschen Betäubung durch den Genuß vorzubeugen. Die Römer setzten sich wohlriechende Kränze auf das Haupt, namentlich Rosen sollten die Wirkung des Weines paralisiren. Allein das beste Mittel ist und bleibt doch mäßiger Genuß, sonst gelten die Worte des Katers Hiddigeigei in Scheffel's Trompeter von Säckingen:

O die Menschen thun uns Unrecht,
Und den Dank such' ich vergebens,
Sie verkennen ganz die feinern,
Seiten uns'res Katzenlebens.

Und wenn einer schwer betrunken
Niederfällt in seiner Kammer,
Und ihn Morgens Kopfweh quälet,
Nennt er's einen Katzenjammer.

Katzenjammer, o Injurie!
Wir miauen zart im Stillen,
Nur die Menschen hör' ich oftmals
Grau'nhaft durch die Straßen brüllen.

Ja, sie thun uns bitter Unrecht,
Und was weiß ihr rohes Herze
Von dem wahren, tiefen, schweren,
Ungeheuren Katzenschmerze?

Derselbe Autor schildert uns mit unnachahmlichem Humor die Heldenthaten des Rodensteiners auf diesem Gebiete, und in einem anderen Liede heißt es:

Im schwarzen Walfisch zu Ascalon
Da trank ein Mann drei Tag,
Bis daß er steif wie ein Besenstiel
Am Marmortische lag.

---

Es ist unmöglich, bei einer Skizze über den Wein eine Sitte mit Stillschweigen zu übergehen, die sich von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage, wenn auch in verschiedenen Modificationen erhalten hat. Ich meine das Gesundheittrinken im engeren Kreise und das Ausbringen der Toaste bei festlichen Gelegenheiten. Die Sitte läßt sich bis auf die Zeit der Angelsachsen zurückführen, wo der Ursprung des Namens waes-heil drinc-heil zu suchen ist, welches Wort sich dann in ein noch von älteren Schriftstellern benütztes Wort wassail verwandelt hat. Der König Hingistus hatte den König Vortiger zu einem Abendessen geladen, und als dieses vorbei, trat des Hingistus Tochter Rowena mit einem goldenen Becher in den Speisesaal, füllte ihn mit Wein näherte sich mit einer tiefen Verbeugung dem Gaste und sprach: Waes hael blaford Cyning, „Euer Wohl, großer König," dieser wollte ihr auch in ihrer eigenen Sprache danken, und als ihm sein Begleiter die Worte soufflirte, sagte er: Drink hael: „ich trinke Deine Gesundheit."

Dieser Vorgang wird von mehreren Balladendichtern des XIV. und XV. Jahrhunderts erwähnt, so in den Gesängen von „König Eduard und dem Schäfer" oder „der König und der Eremit." Das Gesundheittrinken zum Besten abwesender Personen kam später auf, und wurde am Continent bis zum Uebermaße getrieben. Gewöhnlich war der Gegenstand dieser Ovation die Geliebte des Mannes, der die Gesundheit ausbrachte und in Frankreich pflegte dieser so viele Becher zu trinken, als Buchstaben in ihrem Namen waren. In Ronsard's „Bacchanalien" trinkt der galante Ritter neun Mal zu Ehren seiner Geliebten Cassandre:

Neuf fois au nom de Caſſandre
Je vois prendre
Neuf fois du vin du flacon;
Affin de neuf fois la boire
En memoire,
Des neuf lettres de ſon nom.

Ein anderer trinkt dagegen sechsmal:

Six fois je m'en vas boire au beau nom de Cloris,
Cloris, le ſeul deſir de ma chaſte penſée.

Im XVII. Jahrhundert wurde das Gesundheittrinken mit einer gewissen Feierlichkeit betrieben. Es galt einer Person vor allen Anwesenden Bescheid zu leisten; Jemand in der Versammlung erhob sich, entblößte sein Haupt, nahm das Glas zur Hand und indem er sein Gesicht in engste Falten zog, bat er um Gehör und nannte gewöhnlich eine hervorragende Persönlichkeit. Der ihm Bescheid that, muß sich ebenfalls barhaupt erheben, seine Finger küßen und eine einwilligende Verbeugung machen. Hat der Erste seinen Becher bis auf den Grund geleert, so wirft er ihn in die Höhe und fängt ihn dann auf; der Partner thut deßgleichen. Nun folgen die übrigen Gäste, die Nagelprobe wird vollzogen, für jeden vom Nagel abfließenden Tropfen muß aber ein neuer Becher geleert werden. Diese Probe wurde lateinisirt super nagulum genannt.

In den Mémoires d'Angleterre aus dem Jahre 1698 wird das Gesundheittrinken, wie es der Autor in Frankreich ausüben sah, in heiterer Weise beschrieben. Leute aus höheren Ständen sind fast ganz davon abgekommen, doch ist es in der Mittelclasse umsomehr verbreitet und man würde es als Mangel guter Lebensart ansehen, wenn ein Mittagessen ohne diese Ceremonie vorüberginge. Wurde bei unseren Voreltern einem Anwesenden der Toast angeboten, so mußte er in der eben angenommenen Stellung wie versteinert bleiben, was sehr drollig erschien, wenn er z. B. eben einen Bissen zum Munde führte, oder ein Stück aus einer Schüssel herauslangte. Sodann mußte er ein inclinabo machen, auf die Gefahr hin, seine Perrücke in der Bratensauce zu baden. Der Anbieter des Toastes beobachtete indeß meist die Vorsicht, vor seinem Antrage sein Opfer starr anzusehen, damit dieses noch Muße hatte, seinen Bißen zu verschlucken oder eine sonstige unbequeme Stellung aufzugeben. Unser alter Chronist und Lexiograph Zedler sagt von der Sitte des Gesundheittrinkens:

„Es ist eine uralte, bei vielen, auch denen gescheidesten Völkern hergebrachte Gewohnheit bei einem Trunk, einer Person Gesundheit und Wohlfahrt zu wünschen, so aber auch zu allen Zeiten schwerem Mißbrauche unterworfen gewesen. Und weil unter denen Menschen viel Unheil aus dem Vollsaufen zu entstehen pfleget, das Gesundheittrinken aber hiezu den größten Anlaß gibt, so ist es nicht Unrecht, wenn christliche Obrigkeit hierunter ein Ziel setzt."

Ein gewisser John Gerce hat eine eigene Schrift über das Gesundheittrinken verfaßt und Conrad Potinius sagt:

„Das Gesundheittrinken auf Hochzeiten sei nicht nur verwerflich, sondern auch gar abgöttisch, wo es mit einem entblößten Haupte geschehe."

Dagegen widmet der bekannte Schriftsteller Graf Oxenstierna dem Wein ein kurzes Capitel in seinem Essays, wo er Lob und Tadel des Rebensaftes in seiner eigenen drastischen Weise ausspricht. Hören wir ihn selbst: „Es ist sicher, daß der Saft der Reben ein wirksames Mittel gegen die üble Laune ist, und die Traube die herrlichste Frucht auf Erden ist. Wenn der Mensch sich derselben mäßig und zur gehörigen Zeit bedient, braucht er keine

andere Medizin, denn in dieser Pflanze ruhen die wunderbarsten Kräfte. Genießt man diesen Saft mit Maß, dann macht er das Herz heiter, den Geist lebendig, stärkt den Körper, läßt den Kummer vergessen, eifert zum Singen und Tanzen und zur Liebe an, und verleiht uns Kraft und Stärke. Man müßte des guten Geschmackes ganz entbehren, wenn man keine Freude daran finden könnte. Es läßt sich mit Bacchus herrlich plaudern, wenn das Gespräch nicht zu lange währt. Dann ist er voll guter Witze, Aufrichtigkeit, Zärtlichkeit, Gesang und allem was Freude bereitet, ja dieser liebenswürdige Gott der Heiden verdient die Verehrung jedes Menschen von gutem Geschmacke. Wenn er aber ausartet, dann muß man ihn flugs auf seinen Esel setzen und nach der Schweiz schicken; dann ist er brutal, wild, ein zweibeiniges Thier, oder besser gesagt ohne Beine und ohne Kopf; aus seinem Munde dampfen unfläthige und gottesläfterige Worte, er zankt mit der ganzen Welt, stöhnt statt zu seufzen, gibt Faustschläge statt Liebkosungen, seine Blicke sind wüthend, seine Mittheilungen langweilig und platt. Die Betrachtung aller dieser Nachtheile läßt auch Mahomeds Verbot begreifen, wenn ich auch anderseits in die dem Weine gebrachten Lobgesänge aus vollem Herzen einstimme."

Der Poesie wurde auf das Schlagwort „Wein" ein weites Feld eingeräumt, und der alte Spruch „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang" hat die vielen Varianten von Trinkliedern und Trinksprüchen im Gefolge. Beim Gesundheittrinken, welches die Engländer zu Shakespeare's Zeit, der sich einige Male über die Trinklust der Dänen und Engländer ausspricht, kniend thaten, wurden Reden gehalten, Sprüche und Verse improvisirt. Was die poetischen Beziehungen betrifft, so können hier nur wenige hervorgehoben werden; es ist auch eine kleine Literatur für sich. Offenbar als Mitglied des Mäßigkeitsvereines spricht ein solcher Poet sein Publicum folgendermaßen an:

Wilt du vor dich von Hoheitsglanz
Erzwingen eitle Gaben,
Muost du bei in dein Herzensmitt
Für keiner Ueberzeugung nit,
So gar kein Vorlieb haben.

Wilt du bewarn dir guot dein leib
red vil von heldenthaten,
Doch muostu dich, tuot seyn ein krig,
auch for den fan, die fürn zum sig,
kluogerweis entraten.

Wiltu seyn stets dein Lebelang
ein ganz gesunder Praßer,
sing oftermal vil liedlein fein
Von guoten bir und sueßen wein
Trink darzu Brunnenwasser.

Ein altenglisches Gedicht bringt eine Liste der Londoner Weinhäuser, wie anderwärts auch die Wirthshäuser mit ihren Zeichen und Namen aufgezählt und die verschiedenen Stände immer dorthin gewiesen werden, wo das Abzeichen ihrer Beschäftigung entspricht, die Fleischer zum Ochsenkopf, die Priester zu der Mitra u. s. w.

Und schließlich möge noch eines reizenden Gedichtes erwähnt werden, welches in poetisch sinniger Weise eine Art Stoffwechsel im Weine schildert.

Wechselwirkung.

Aus den Trauben in die Tonne
Aus der Tonne in das Faß —
Aus dem Fasse dann — o Wonne!
In die Flasche und ins Glas.
Aus dem Glase in die Kehle
In den Magen durch den Schlund;
Durch die Adern in die Seele
Und als Wort dann in den Mund.

Aus dem Worte — etwas später
Formt sich ein begeistert Lied,
Das durch Wolken in den Aether
Mit dem Menschenjubel zieht.
Und im nächsten Frühjahr' wieder
Senken sich die Lieder fein
Auf die frischen Reben nieder —
Und sie werden — wieder — Wein.

II.

Motto. Du sollst im Schweiße Deines Angesichtes Dein Brod essen. Genesis.

## Das Getreide.

Unter den Nahrungspflanzen ist dieses Capitel aus mannigfachen Gründen das reichhaltigste. Einmal, weil damit eine kurze Uebersicht des Ackerbaues überhaupt verbunden ist, und weil die Bedeutungen und Sagen nicht nur das Getreide als solches betreffen, sondern sich auch noch auf das Stroh und das Brod ausdehnen. Ehe ich nun auf die einzelnen Getreidearten übergehe, wobei ich auch nur die wichtigsten, dem Menschen am nächsten stehenden, berühren kann, will ich in gedrängter Kürze die Hauptpunkte in der Genesis des Ackerbaues hervorheben, indem ich wiederholt die Bemerkung ausspreche, daß meine Pflanzenskizzen ja überhaupt mehr eine Anregung, ein Hindeuten auf die reiche Literatur in diesem Gebiete, als eine eingehende Belehrung in sich schließen.

Spuren von Getreidebau kommen schon bei Herodot und Homer vor, und doch läßt sich das Vaterland des Getreides nicht mit Sicherheit nachweisen, indeß kann mit einiger Wahrscheinlichkeit Asien als dasselbe bezeichnet werden. Was die Verbreitung des Getreidesamens betrifft, so kann darin den Vögeln eine eingreifende Rolle zugeschrieben werden. Dieser Umstand erklärt auch im Allgemeinen das Erscheinen einer Pflanze dort, wo man sie früher nicht wahrgenommen. Den Römern folgte zum Exempel der Waizen auf ihren Kriegen und Eroberungszügen nach, und wir sehen oft eine Pflanze hie und da in Massen auftreten, eine ziemliche Strecke überspringen und dann neuerdings eine ansehnliche Stelle bedecken. Von den alten Völkern trieben die Phönizier am wenigsten Ackerbau und bezogen meist ihr Getreide von den Juden, welche Waizen, Gerste und eine Dinkelart bauten. In den Büchern Mosi finden sich viele Stellen über den Getreidebau, auch kannten sie den Pflug und ein Joch Ochsen. Ihre Ernte begann zu Ostern und endete zu Pfingsten. Während derselben gab es Festlichkeiten und mancherlei Ceremonien. Ueber das Ausdreschen findet sich auch eine Stelle im Jesaiah: „Siehe ich habe Dich zum scharfen neuen Dreschwagen gemacht, der Zacken hat, daß Du sollst Berge zerdreschen und zermalmen, und die Hügel wie Spreu machen.“ Aus allen Stellen der Bibel geht indeß hervor, daß der

Getreidebau bei den Juden, zur Zeit wenigstens als die heiligen Bücher geschrieben wurden, eine alte, längstbekannte Sache war. Die Karthager, obgleich ein Handelsvolk, beschäftigten sich doch viel mit Ackerbau und beobachteten die Politik, ihn besonders bei denen von ihnen besiegten Völkern einzuführen, um diese an einen bestimmten Wohnsitz zu fesseln. — In Afrika zeichnete sich das Volk der Macrobier, gegen welches Kambyses einen Kriegszug unternahm, zwar durch ziemliche Cultur, Städtebau und Metallreichthum aus, war aber merkwürdiger Weise dem Ackerbaue ganz abhold. Anders steht es um die Nabatäer, ein Volksstamm im steinigen Arabien, der in seiner Namensform „Nabajot" bereits in der Genesis unter den Abkömmlingen Ismaels angeführt, und später Nabal genannt wird. „Und dies sind die Namen ihrer Kinder, mit welchen sie in ihren Geschlechtern genannt wurden: Der erstgeborne Sohn Ismaels war Nabajoth, die anderen Cedar, Adbeel und Mabsan." Pompejus bekriegte und unterjochte sie. Sie waren im Ackerbaue ausgezeichnet, obgleich die von einem Araber übersetzten, angeblich von Nabatäern verfaßten Werke über Ackerbaukunde theilweise gefälscht sein sollen. Meyer gibt in seiner Geschichte der Botanik eine Liste Pflanzen der nabatäischen Landwirthschaft an. — Bedeutend stehen seit grauen Zeiten die Egypter darin vor unseren Augen. Ihnen hat Osiris und Isis das Getreide geschenkt und auch den Ackerbau eingeführt. Da Egypten früher ein Weideland war und erst durch die Cultur zum Ackerlande wurde, findet sich auch keine seiner Culturpflanzen wild vor. Die Egypter bauten vorzugsweise Waizen und Reis, und aus ihren Hieroglyphen und Wandgemälden läßt sich Vieles über den Ackerbau nachweisen. Unter den Opfergaben kommen häufig Brode vor, wie ja auch die sogenannten Schaubrode zu den Merkmalen des jüdischen Ritus gehörten. Zwei Egypter, Cekrops und Danaus, führten in Griechenland manche nützliche Pflanze ein, und der Getreidebau mag wohl durch sie dort Wurzel gefaßt haben. Zu Homers Zeiten kannten die Griechen bereits den Waizen, auch rühmt Homer die Gegend um Athen ihrer guten Gerste wegen; doch war ihnen Roggen und Hafer fremd. Wie hoch bei den Persern der Getreidebau in Ehren gehalten, und wie er bei fast allen alten Völkern in das Bereich des göttlichen Schutzes gezogen wurde, zeigt das Zend-Avesta, das der Bibel entsprechende heilige Buch der Gebern und Perser, denn es heißt darin in vernünftig praktischer Weise: „Es sei so gut wie zehntausend Gebete hersagen, wenn man guten Samen säet." Den Königen wird geboten, nur Landesproducte zu brauchen, der Getreidehandel nach außen wurde als Verbrechen erklärt, und die Vermehrung der Steuern war verboten. Wahrlich es scheint als sei hier die richtige Vorstellung des goldenen Zeitalters zu suchen!

Wie sehr auch die Wilden Nordamerikas den Nutzen des Ackerbaues zu schätzen wußten, hören wir in einer Anrede eines Häuptlings an seinen Stamm, die uns der Franzose Crevecour in seinen Reisebeschreibungen mittheilt: „Seht Ihr nicht," sagte er, „daß die Weißen von Körnern, wir aber

vom Fleische leben? Daß das Fleisch oft mehr als dreißig Monden braucht, um heranzuwachsen und oft selten ist? Und daß jedes dieser wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, sie ihnen mehr als hundertfältig zurückgibt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine zum fortlaufen, wir aber nur zwei haben, um es zu verfolgen? Daß aber die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen? Daß der Winter, für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will, bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter abgestorben sind und die Ahornbäume des Thales aufhören Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern sich diese Jäger nicht entschließen zu säen."

Klar und abgerundet liegt das Agriculturwesen der Römer vor uns. Das Land war zur Cultur wie geschaffen, und aus Syrien, Klein-Asien und Griechenland kostbare Zier- und treffliche Nutzpflanzen eingeführt. Romulus setzte die ersten Priester der Fluren ein, Numa brachte den Göttern zuerst die Früchte des Feldes als Opfer dar, und wenn Ersterer Befehl gab, daß neben der Kriegskunst auch jeder römische Krieger den Ackerbau treiben sollte, strafte Numa alle diejenigen, welche saumselige Landwirthe waren. Im entgegengesetzten Falle gab man Belohnungen und so war die Aehrenkrone das älteste und erste Ehrenzeichen der Römer. Unter ihnen sind ausgezeichnete Schriftsteller über den Landbau bekannt, M. Priscus Portius Cato, 200 Jahre vor Christi, Terentius Varro 116 vor Christi und endlich P. Virgilius Maro, dessen Georgica in vier Büchern des Nützlichen, Rationellen viel enthält, und wir darin eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Verfahren der späteren Epochen wahrnehmen. Plinius und Columella sind nicht zu übersehen. — Ich erlaube mir hier eine kleine Digression in ein anderes Land und einen Sprung von beiläufig 1500 Jahren, um eines Mannes zu erwähnen, der von Wenigen gekannt, doch in der Landwirthschaft eine bemerkenswerthe Stellung einnimmt.

Unter der Regierung Heinrich des VIII. von England lebte dort ein gewisser Thomas Tusser, geboren 1523, gestorben 1580. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich, war Chorknabe in Eton, Musiker, später Landwirth und Pächter. Seine Zeitgenossen meinen, er sei in Nichts bedeutend gewesen, habe aber gute Rathschläge ertheilt. Er brachte sie alle in Verse und nannte sie „die hundert guten Anleitungen zur Landwirthschaft." Unter seinen häuslichen Wirthschaftsregeln gibt er die Stunden des Aufstehens und Niederlegens der Mägde an, empfiehlt der Hausfrau, ihre eigenen Lichter zu ziehen. Auch räth er, trotz der Anwesenheit der Hauskatze, Mausefallen aufzustellen, und das Rattengift vorsichtig zu streuen, um nicht die Kinder damit zu vergiften. In der Widmung des Buches an Lord Paget berührt er auch sein, nun ganz verlassenes Musikstudium, und seine Wendung zur Landwirthschaft: er „singe nun ein ander Lied!" Landwirthschaft und Hauswirthschaft müssen sich so

nahe stehen, wie Blutsverwandte, der Mann muß die letztere, die Frau die erstere, und umgekehrt verstehen. Er theilt seine Rathschläge auch auf die zwölf Monate ein, wo er mit einer Ermahnung, Gott zu danken, endet, und dem, der seinen Rath annimmt, den besten Erfolg wünscht. Es ist zu bedauern, daß sich der einfache naive Ton seines Lehrgedichtes nicht in der Uebersetzung geben läßt. Mir ist nur eines, über den Hopfen, deutsch vorgekommen. Tusser sagt, daß zu seiner Zeit der Landmann, der im eingezäunten Lande baute, besser vorwärts kam, als der im offenen Lande; obgleich der Letztere wegen seiner Ernte gepriesen wurde, aß er doch Brod von Bohnenmehl, der andere Waizenbrod und trank gutes Bier dazu. Trotz Mißwachs fütterte der erste seine Pferde und Schafe mit Korn, der andere mit Stroh und Heu, der eine verhungerte fast im Winter, der zweite befand sich im Wohlstande. Tusser hat einen landwirthschaftlichen Kalender in seinem Reimwerke entworfen, der uns von der jeweiligen Monatsarbeit in Kenntniß setzt. Zu Michaeli wurde Roggen geführt und Waizen eingeegt, die Vogelscheuchen und Schlingen wohl aufgestellt; das Obst wurde mit Lachen und Singen geerntet, Honig wurde gesammelt, die Schweine zur Mast eingesperrt; die Hausfrau pflanzte Erdbeeren und Stachelbeeren, und das Reisig holten die Kinder aus dem Walde. Im October gings an die Waizensaat und jede räuberische eingebrachte Krähe wurde mit einem Penny bezahlt, die Schweine, die an den Masern starben, pöckelte man ein und schickte sie nach Flandern; der Pächter mußte ein scharfes Auge auf die Drescher haben, daß sie kein Saatkorn in ihren ledernen Feldflaschen heimtrügen. Im November ging es an das Schweineschlachten, das Aussäen der Erbsen und Bohnen, das Düngen der Gärten, das Dreschen der Gerste. Der December brachte wohl mehr Ruhe, da ging der Landmann hinaus, um das Holz zum Julblock zu behauen, und er schärfte sein Werkzeug, den Pferden wurde zur Ader gelassen, Fische eingesalzen, Bienen mit Honig und Rosmarin gefüttert. Dann kam das schöne Decemberfest, wo der Tisch sich unter der Last der Speisen bog und die Arbeit für kurze Zeit unterbrochen wurde. Im Jänner begann die Sorge neuerdings, Feuerung mußte eingebracht werden, und wenn der Schnee noch auf dem Lande lag, fütterte man die Schafe mit Mistel und Epheu, und schützte sie vor Füchsen und Hunden; Kälber fielen unter dem Beile des Schlächters, der Hopfengarten mußte sorgfältig gejätet werden. Im Februar war die passende Zeit für den Schwan, sein Nest zu bauen, man pflanzte Weiden und stellte dem Maulwurfe Fallen auf. Der Gartenanbau fiel in den März, sowie das Zerstören der Raubvögelnester. Im April erhielt der Hopfen seine Stützen, die Bäume wurden geplündert, der Dornbusch lieferte den Flegel, die Saalweide den Rechen, die Ulme und Esche Karren und Pflug. In der Milchwirthschaft kamen wichtige Zeiten, der Käs wurde der Gegenstand genauer Beachtung, war er fleckig, haarig oder zäh, dann fiel wohl die Peitsche auf die Schultern der Milchmagd. Im Mai hörte das Melken der Schafe auf, Flachs und Hanf wurden gesäet, das Korn gejätet, die Bienen schwärmten,

man trieb die Kälber auf die Waide. Der heiße Juni brachte die Schafschur, das Mähen und das Ende des Pflügens. Die Magazine wurden zur Ernte vorgerichtet, im Juli das Mähen vollendet, Hanf und Flachs geschnitten und das Korn in die Mühle geschickt. Zwischen den zwei Marientagen des August wurde Saffran beschnitten und Senfsamen geerntet; die Schnitter wurden mit Handschuhen versehen, Waizen und Gerste eingeführt, Kohlen und Brennholz mußten eingeheimst und der Vorrath an Salzfischen für die Fastenzeit gemacht werden; zu Bartholomäus verkaufte der Pächter Butter und Käse, und kam er heim, dann ging es an die Hopfenlese. Der Landmann aus der Zeit Elisabeths brauchte keine Zeitung, keine landwirthschaftliche Zeitschrift, keine rationellen Studien; er arbeitete nach vererbten Sprichwörtern, die wir noch heutzutage in unseren Kalendern unter dem Titel „Bauernregeln" kennen, und wenn sie auch bei dem studirten Gutsbesitzer längst in Mißcredit gekommen, ihre Bedeutung für den schlichten Landmann nicht verloren haben. Da fehlte es nicht an Lostagen und sehr genauen meteorologischen Beobachtungen, besonders bezüglich des Windes, worauf sich manche alte Sprüchwörter beziehen, z. B.: „Der Ostwind, das ist ein schlimmer Wind, der Niemand etwas Gutes zubläst." Der Südwind brachte Regen und war den Fischern günstig. Juli-Regen war mehr werth, als eine ganze Ochsenladung; so war auch jeder Festtag stets eine Epoche von Bedeutung für den Landmann und es ist nicht zu leugnen, daß in dieser durch Generationen vererbten Kenntniß eine unwiderstehliche, wenn auch seltsame und rohe Poesie, ein unbestrittener Reiz liegt.

In der Zeit zwischen dem XIII. und XIV. Jahrhundert war auch in Deutschland eine Dichtungsform unter dem Namen der Priamela bekannt, worunter sich manche sogenannte Haushaltungsregeln befanden. Ich hebe hier die folgende heraus:

Sew Korn Egydi, habern, gersten, Benedicti
Und Flachs Urbani, ruben, wicken, Kiliani,
mais Gregori, Linsen Jacobi minoris,
sew zwibeln Ambrosii, all felt gronen Tiburtii,
sew kraut Urbani und grab ruben sancti Galii,
mach Wurst Martini, kauf keß vincula Petri,
Drag Sperwer Sixty, ra Wachtel Bartholomey,
kauf holtz Johannis, wiltu es haben Michaelis,
klaib Stuben Sixti wiltu warm han Natalis Christi,
Is ganz Martini, trinck wein per circulum anni.

Unter den Getreidearten, welche die alten Deutschen cultivirten, mag der Hafer obenan gestanden sein. Plinius erzählt, daß man sich in Deutschland fast ausschließlich von Hafer nähre und er ein wahres Uebel für den Getreidebau sei. Gleichzeitig baute man die Gerste und es scheint, man habe den Waizen früher als den Roggen gekannt, denn in den alten Grabhügeln des thüringischen und sächsischen Landes findet man nur Waizen, niemals Roggenkörner.

Der Ackerschutz wurde bei den alten Deutschen streng gehalten, und schon die ersten Gesetze der Salier sprechen 15 Schilling Strafgeld für einen gestohlenen Pflug an. Nach dem longobardischen Gesetze mußte der Dieb ihn achtfach ersetzen. Wer durch die Saat sich einen unerlaubten Weg bahnte, zahlte deßgleichen 15 Schillinge. Streng wurde die Schädigung oder Verrückung der Marksteine bestraft; nach dem burgundischen Gesetz verlor der Freie die Hand, der Knecht das Leben.

Die Sagen und der Aberglauben, welche sich an das Getreide und das Stroh ketten, beziehen sich meist auf gewisse Beschwörungsformeln, um den Feldsegen zu erflehen, und dieses fruchtbar zu machen. In Longfellow's Hiawatha, welches reizende Epos voll schöner, sinniger Naturbilder, die Bearbeitung eines alten nordamerikanischen Sagenkreises ist, geht Minnehaha, die Frau des Propheten Hiawatha, in tiefer Nacht, in ihr langes Haar als Mantel gehüllt, um die Felder, damit dem bösen Treiben der Raben und Dohlen das Handwerk gelegt werde. Der Hauptrabe, den Hiawatha endlich fängt und bei seinem Wigwam in Fesseln legt, wird von einem Feinde des Propheten wieder losgelassen und verzehrt seine Hühner. — In Oberbaiern gingen die Bauern am Ostersonntage auf die Felder und steckten an die Ecken geweihte Weidenzweige, an deren Spitze eine halbe auch geweihte Eierschale saß. Das Ei galt nämlich als Symbol der Zukunft und der Fruchtbarkeit. Auch war es üblich, daß in der Altmark die Brautleute Getreidekörner in die Schuhe legten, um der Fruchtbarkeit der Felder Vorschub zu thun. Auch war eine gewiße Weihe dreier Aehren beim Beginne der Ernte üblich, die an das Hausthor genagelt, in den Weihwasserkessel geworfen, auf den Kirchhof getragen wurden; diese galten den Vögeln, der Kirche und den Unterirdischen. Durchaus durfte am Sonntage nicht geschnitten werden, und als eine Edelfrau in Pommern dies einst erzwingen wollte, und ihre Knechte sich weigerten, ergriff sie selbst die Sichel, erstarrte aber sofort. Allerdings war dies ein streng christliches Gesetz, die heidnischen Römer wußten nichts davon, sonst würde Virgil nicht manche Feldarbeit als gestattet empfehlen:

„Einige Arbeit vergönnt ja, den Festtag selbst zu betreiben
Sitt und Gesetz; nie wehrt uns Götterverehrung die Bäche
Abzuleiten in Rinnen, die Saat mit Gehege zu säumen;
Anzuzünden die Dornen und Schlingen zu legen den Vögeln,
Und in den heilsamen Fluß zu tauchen die blöckende Herde.“ —

Landbau I, Gesang.

Was unseren Altvordern als Herthafest bekannt war, wo den geschmückten Erntewagen ebenso geputzte und mit Blumen gezierte Schnitter und Schnitterinnen umgaben, ja sogar Sicheln, Fässer und Peitschenstiele mit Blumenkränzen umwunden waren, wiederholt sich theilweise bei unseren Erntefesten im Kleinen, und wie man damals dem Herrn der Aecker den aus Aehren gewundenen, mit Wintergrün und Dreifaltigkeitsblumen durchflochtenen Erntekranz überreichte, so übergibt man noch jetzt den Aehren- Hopfen- oder

Weinlaubkranz. Sehr schön sind diese Feste auf der großen Wiese bei Cannstadt, wo die Triumphpforten im Jahre 1871, als auch das landwirthschaftliche Jubiläum gefeiert wurde, aus Tannenreisig, Garben, Mais, Aepfeln, Zwiebeln in wahrhaft architectonisch künstlerischer Weise errichtet waren, der Umzug der Getreide-, Hopfen-, Gemüse- und Obstwagen, mit den entsprechenden Begleitern einen ungemein malerischen Anblick gewährte.

Die Aehre galt als das Symbol Adams, weil er nach der Verstoßung aus dem Paradiese den Acker bauen mußte. Sie war überhaupt das Sinnbild der Ernte, deßhalb trägt auch das Sternbild der Jungfrau, in welches der Sommer zur Erntezeit eintritt, eine Aehre in der Hand, und ebenso hat die heilige Walpurgis zum Zeichen des beginnenden Pflanzenwuchses, drei Aehren in der Hand. Eine Sage erzählt uns, die Aehre sei einst an dem ganzen Halme bis zur Erde gesessen, doch wollte Gott die Leute, die so böse wurden, strafen, und streifte die Aehren ab. Auf Fürbitte der Jungfrau Maria ließ er wenigstens die Spitzen stehen. Die Genügsamkeit unter dem Bilde der Aehre findet in einem Denkspruche eines indischen Dichters, sinnigen Ausdruck. Er sagt: „Ich habe eine Aehre in jeder Ernte und ein Vergnügen in jeder Ecke gefunden. Und in etwas überschwenglich bilderreicher Weise läßt sich ein Anderer, Gauwaci, vernehmen:

„Wer auf das Feld meines Herzens das Korn der Trennung von dem geliebten Gegenstande säet, wird dort nie die Rose der Hoffnung erblühen sehen.

Selbst das Mehl hat eine sinnig poetische Anspielung in Rückert's Weisheit des Bramanen gefunden:

„Das Mehl zu sichten braucht man Siebe, groß und kleiner,<br>
Durch je mehr Sieb' es geht, je feiner ist's und reiner.<br>
Das ist das gröbste, das im ersten Sieb sich fing,<br>
Und das Vorzüglichste, was durch das feinste ging.<br>
Auch Perlen sichtet man in mehr als einem Sieb,<br>
Doch ist die beste, die im ersten hangen blieb.<br>
Je schlechter nur, je mehr durch Siebe sie gegangen,<br>
Bleiben die schlechtesten, zuletzt im feinsten hangen.<br>
Wenn du die Perle bist, sei lieber groß als klein,<br>
Doch wenn Du Mehl bist, kannst du fein genug nicht sein!" —

So wie Christus mit fünf Broden 4000 Menschen speiste, so wird auch vom heiligen Richard ein ähnliches Wunder erzählt. Bei der Krönung Kaiser Ferdinand III. wurde ihm ein vergoldetes und ein versilbertes Brod vorgetragen und bei den Russen ist Brod und Salz eine Ehrengabe, die man dem Gaste bietet, dem Freunde sendet, wenn er eine neue Wohnung bezieht, dem Besieger als Zeichen der Unterwürfigkeit, kniend, überreicht, wie wir es auf Matjeko's Bild: „Bethlen Gabor" sehen. Die Achtung vor dem Brode ist dem Volke selbstverständlich eingewurzelt, vertritt es doch in der Symbolik den Leib Christi! Man soll Reste und Krummen verbrennen, und oft sieht man an Mauervorsprüngen oder Fenstersteinen Brodstückchen liegen, die eine pietätvolle Hand vom Boden aufgehoben; und vor dem Anschneiden des Brodes pflegen fromme Leute ein Kreuz darüber zu machen.

Auch in der Elfenwelt hat das Brod seine Bedeutung. Die uns bekannten Holzweibeln bitten die Menschen oft um Brod, und wenn es ihnen diese gutwillig backen und geben, nehmen sie die Krummen heraus, und füllen statt dessen Laub hinein, welches die Menschen oft achtlos von sich werfen, wenn sie es behalten, aber stets dessen Verwandlung in Gold erleben. Eine besondere Abneigung zeigen die Holzweibeln gegen Kümmel, und sagen immer:

Kümmelbrod, unser Tod.

Ziehen sie dann fort, so rufen sie noch zurück:

Eßt ihr euer Kümmelbrod,
Tragt auch eure schlimme Noth.

Andersen hat in einem ganz reizenden Märchen, betitelt: „Das Kind das aufs Brod tritt," die Mißachtung gegen das Brod in wahrhaft erschütternder Weise mit allen ihren Strafen und Folgen geschildert; das versöhnende Ende jedoch, die Sühne, ist mit gar poetischem Schwunge behandelt.

Von gewaltigem Eindrucke und als warnendes Beispiel für Menschen, welche der entsetzlichen Gewohnheit des Verschiebens huldigen, ist ein altes Volslied, welches Uhland in seiner Sammlung der hoch- und mitteldeutschen Gedichte gibt. Es heißt:

### Das hungernde Kind.

Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gib mir Brod sonst stirb' ich.
Warte nur mein liebes Kind,
Morgen wollen wir säen.

Als es nun gesäet war,
Sprach das Kind noch immerdar:
Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gib mir Brod sonst stirb' ich.
Warte nur mein liebes Kind,
Morgen werden wir schneiden.

Als es nun geschnitten war,
Sprach das Kind noch immerdar:
Mutter, o Mutter, es hungert mich,
Gib mir Brod sonst stirb' ich.
Warte nur mein liebes Kind,
Morgen werden wir dreschen.

Als es nun gedroschen war,
Sprach das Kind noch immerdar:
Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gib mir Brod sonst stirb' ich.
Warte nur mein liebes Kind,
Morgen wollen wir malen.

Als es nun gemalen war,
Sprach das Kind noch immerdar:
Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gib mir Brod sonst stirb' ich.
Warte nur mein liebes Kind,
Morgen wollen wir backen.

Als es nun gebacken war,
Lag das Kind auf der Todtenbahr.

Wollen wir dem Stroh auch noch einige Beachtung schenken, so finden wir manchen seltsamen Gebrauch damit verbunden. Wurde ein Vatermörder verbrannt, so mußte er seinen Körper vorher mit kurzen Strohhalmen bestecken. Wenn im Mittelalter in Frankreich die Vasallen dem Lehensherrn den Gehorsam kündigten, so geschah dies mittelst eines geknickten Strohhalms. Zur Zeit der Fronde trugen alle Anhänger des Prinzen einen Strauß von Stroh und selbst Mademoiselle de Monpensier befestigte an ihren Fächer einen Strohstrauß, um ihre Gesinnung auszudrücken. Wenn man dieses Symbol mit

dem Ausdrucke Strohmann, der eigentlich ein Nichts bedeutet, beim Whist-spiel ein Vacuum ist, in Verbindung bringen wollte, so käme das Abzeichen als ominös heraus. Das Tragen eines Strohkranzes war bei Mädchen keineswegs ein Ehrenzeichen, obgleich auch Friedrich der Große bei der Vermählung seines Bruders, dessen junger Gattin feierlich und mit etwas derb stilisirter Rede einen Strohkranz überreichen ließ, den sie nicht lange auf dem Haupte behielt, sondern ihn bald ihrem Gemahl übertrug.

Ebenso wie gute und wohlwollende Gottheiten über den Feldfrüchten walten, ebenso gibt es auch finstere Mächte, nicht nur in Gestalt des Hagelschlages, oder der Vögel, Insecten und sonstigem Gethier, welches gegen die Früchte zu Felde zieht, nein, auch böse Dämonen treiben ihren Spuck hie und da. Da ist denn vor Allem der tückische Billwitz, mager, im langen Rocke mit kleinen Hütchen. Er kommt ganz leise in der Nacht, bindet sich an den rechten Fuß eine Sichel und schreitet, also mähend in dem Felde, kreuz und quer dahin, daß der Landmann mit Schrecken am anderen Morgen die Zerstörung wahrnimmt. Selbstverständlich gibt es mannigfache Mittel ihn zu bannen oder abzuhalten, auch mittelst eines Spiegels, den ein Bauer möglichst versteckt hält, und wo es dem Billwitz ans Leben geht, wenn er sich darin erblickt. Wir haben es also hier mit einer Art Basilisk zu thun, und in alter Zeit pflegte man die Bären so zu fangen, wie Shakespeare im Julius Cäsar erwähnt. Man hat dem Ursprunge der Sage nachgeforscht, und was den Namen des bösen Gastes betrifft, ihn aus dem althochdeutschen Balowetz Bosheit und dem cimbrischen bele-Gift hergeleitet. Die verheerenden Wege dürfte aber das äsende Wild auf dem Gewissen haben, da man den Billwitzschnitt nur auf solchen Feldern wahrgenommen, die sich in der Nähe der Wälder befinden. Sein Widerspiel ist der Oswald, eine schützende Gewalt, der man Dankesopfer brachte und die nicht schwer mit Odin zu identifiziren ist, da man dem Gotte zu Ehren Büschel auf den Aeckern stehen ließ, für seine Pferde, wie es hieß. —

Der andere Vornehmste der Götter, Thor oder Donar, hatte die Garbe als Abzeichen, wie es in den Nibelungen von Jordan heißt:

„Der and're war Donar, der Dysenverderber,
Er hielt in der Hand den furchtbaren Hammer,
Der die Felsen zermalmt und die Riesen ermordet.
Doch unter dem Arme, von vollen Aehren
Eine goldene Garbe; neben dem Gotte
Waren zu sehen, Sicheln und Sensen,
Rechen und Flegel, Karst und Pflugschar.

# Gedichte.

Von

**Marie von Najmájer.**

1.

## Seelieder.

### I.

Aus Wassern stiegen die Lande
Einst jungfräulich empor;
Es keimte am feuchten Strande
Der erste Blumenflor.

Auf Wassern kam einst gezogen
Der große Todestag,
Da unter entfesselten Wogen
Die Welt begraben lag.

Zu Wassern zieht's, zu den Wellen
Im Stillen das Menschenkind;
Es schaut sie schwinden und schwellen
Weiß kaum, worüber es sinnt.

Was ist sein Empfinden und Wähnen?
Ein neuer Werdedrang?
Ein tiefgeheimes Sehnen
Nach stillem Untergang?

### II.

Wie fern ein Ruderschlag
Am stillen Wasserspiegel
Viel tausend Wellenhügel
An's Ufer treiben mag,

Wie alle Fluth gelind
Die Regung mitempfindet,
Und weiter sie verkündet —
So du auch, Menschenkind.

So fluthet durch dein Sein
Des ganzen All's Bewegung;
Und du, in stolzer Regung,
Du wähnst, du sei'st allein!

### III.

Wohin? wohin? zu eng der Raum
Den wild empörten Gewalten!
Aus Schlünden hebt sich der weiße Schaum
Gleich drohenden Geistergestalten.

Sie jagen dahin, wie ein Fieberwahn
In bitterem Leid entstanden,
Auf grausig zerklüfteter Wasserbahn
Zum Land, wo sie stöhnend branden.

Wie drängt sie, wie stürmt sie himmelwärts,
Die Fluth mit Titanengeberden!
Es weichen die Schranken: ist der Schmerz
Die höchste Gewalt auf Erden?

2.

## Scirocco.

Die Erde ruht im Nebelgewand
Erstarrt in herbstlichem Schauer,
Da kommt ein Hauch aus südlichem Land,
Und weckt sie aus dumpfer Trauer.

Den Schleier, der längst ihr Antlitz deckt
Vermag er, kosend zu heben,
Auf ihren erblaßten Zügen weckt
Sein Kuß das fliehende Leben.

Sein glühender Athem lös't den Thau,
Er lös't die erstarrten Thränen,
Es heben die letzten Blumen der Au
Ihr Haupt in süßem Sehnen.

Die Nebel zerrinnen, in Abendgluth
Erröthen der Erde Wangen,
Sie schaut zum Himmel in frohem Muth,
Von schmeichelnden Lüften umfangen.

Mit leisem Gruß versäuselt der Wind,
Sie schließt die Augenlider
Zu lieblichem Traum; die Nacht verrinnt,
Da schüttelt ihr Frost die Glieder. . . .

Wie naht der Morgen so grau und kalt!
Zerrissene Nebel steigen
Empor im stummen, entlaubten Wald,
Die Lüfte schauern und schweigen.

Die Erde hat nicht Thränen mehr,
Es nahm sie der Wind von den Auen;
Nun starrt sie trockenen Auges umher,
Den eigenen Tod zu schauen.

Vorbei! es waren zum letztenmal
Aufflackernde Lebensflammen,
Und Hoffen und Sehnen und Freudenstrahl —
Sie stürzen in nichts zusammen!

# Frische und vergilbte Blätter.

Von

**W. Constant.**

1.

Der Mondstral überflutet milde
Das Marmorbild, das ruhig steht,
Ob es umtost der Sturm, der wilde,
Ob Zefyrs Lächeln es umweht.

An Dich und Dein gleichmüthig Wesen
Gemahnt mich jenes Bild von Stein; —
Willst Du vom Froste nicht genesen?
Nicht sonnenwarm und heiter sein?

Willst Du nicht tauchen in den Lethe
Vergang'ner Tage Jammersal? —
Noch winken duftge Rosenbeete,
Noch lacht der Sonne goldner Stral.

2.

Dort über'm dunklen Wald, du Silberwölkchen,
Den Föhren stolz ein kühles Schattendach,
Ein Lämmlein, das verirrt von seinem Völkchen,
Blickst einsam du den fernen Wolken nach.

Sie ziehn dahin, dich haben sie vergessen,
Da stehst du nun allein im Weltenraum,
Und träumst in süßer Ruhe selbstvergessen
Den schönen bald entfloh'nen Frühlingstraum.

Dann kommen morgen and're Wolkenschaaren
Die nehmen dich in ihre Mitte auf;
So, stolzer Mensch, gleicht nach verträumten Jahren
Dem Wölkchen auch dein eigner Lebenslauf.

3.

Unheimlich schwanken die Gräser,
Es wirbelt der Staub empor,
Und hinter den Bergen drüben
Kommt Wolk' an Wolke hervor.

So zittern erst leise Sorgen
Durch's menschliche Gemüth,
Bis alle Kraft des Lebens
Im Schwalm des Weh's verglüht.

4.

Ruhe thront auf Berg und Matten,
Halb im Abendsonnenstral,
Halb im dunklen Waldesschatten,
Liegt das reizend grüne Thal;

Plötzlich trittst Du, in den Händen
Eine Rose, vor mich hin,
S' war als ob die Schatten schwänden,
Voll die Sonne wieder schien.

5.

Es ist so süß zu dichten,
Und wehmuthsvoll doch wieder:
Oft in bewegter Stimmung
Schreib' ich die kleinen Lieder.

Sie haben doch zuweilen
In schwer bewegten Tagen,
An's Leben mich gefesselt,
Das Leid mir fortgetragen.

6.

Sie war so schön, ich weiß es nicht,
Womit sollt' ich dieß Weib vergleichen? —
Ihr seraphgleiches Angesicht
Trug aller Hoheit hohe Zeichen.

O, dacht' ich, dieser Götterleib
Kann nur ein Herz ein reines tragen;
O, dieses edle schöne Weib,
Sein Mund kann nur das Reinste sagen!

Wie hatt' ich mich getäuscht! Sie sprach
Hart, lieblos, kalt, und tiefe Wunden
Ein jedes ihrer Worte stach —
Ich sag' es nicht, was ich empfunden.

Verstört mit zagendem Gemüth
War in den Garten ich geschlichen:
Da sah auf einer Lilienblüth'
Ich eine schwarze Spinne kriechen.

Die Spinne auf der Blume sehn —
Ich stand verdutzt vor diesem Bilde:
Ich aber lernte gleich verstehn
Dieß falsche Herz, dieß Antlitz milde!

7.

Was ist das Leben?
Ein toller Traum;
Was ist die Freude?
Flocken und Schaum.

Was ist die Liebe?
Ein Stral von Glück:
Zu schnell' nur taucht er
In Nacht zurück.

# Graf Alexander Fredro.

Von

**Heinrich Blumenstock.**

Mit Unrecht beklagen sich die meisten slavischen Volksstämme, daß ihre Literatur von den Deutschen viel zu wenig gewürdigt werde. Die gebildete Welt nicht slavischer Zunge, betreibt selten das Studium slavischer Sprachen, und ist somit angewiesen auf die Uebersetzungen der slavischen Geistesproducte, die entweder gar nicht vorhanden sind oder größtentheils von unberufener Seite besorgt zu werden pflegen. Nur oberflächliche Geister werden über eine ihnen unbekannte fremde Literatur ein wegwerfendes Urtheil fällen, oder sich über die Unkenntniß einer derartigen Literatur wundern, soferne dieser Unwissenheit linguistische Hindernisse zu Grunde liegen. Solche Werke gleichen dem verschleierten Sais-Bilde, welches — wenn es einmal seiner Hülle entkleidet wird — in der Regel vielleicht mehr überrascht und verblüfft, als es dessen innerer Wert verdient. Der wahrhaft Gebildete, der sich über den kleinlichen und erbärmlichen Nationalitäten-Hader erhaben fühlt und den Leistungen und Bestrebungen aller Nationen Gerechtigkeit willfahren läßt, begrüßt freudigst die ihm bisher verborgen gebliebene neue Welt und wird dankerfüllt eher Lob spenden, als in Tadel ausbrechen. Diese Erscheinung ist psychologisch leicht begreiflich. Das Unerwartete, Unbekannte, Unverhoffte fesselt immer in höherem Grade das menschliche Gemüt. Keiner der slavischen Dichter, dessen bedeutende Schöpfungen den Deutschen in gediegener Uebersetzung vorgeführt wurde, kann sich über die Aufnahme, die ihm zu Theil wurde, beklagen. Die Deutschen haben das Recht, den Slaven zuzurufen: „Eröffnet uns Euere Welt und lasset uns urtheilen über Euere Werke." Ein kleines polnisches einactiges Lustspiel hat sich auf der Bühne im Wiener „Stadttheater" zu behaupten vermocht, und gerade seiner fremden Herkunft verdankt es nicht zum geringsten Theile die Gunst des Publicums. Wir meinen die Humoreske „die einzige Tochter" vom Grafen Alexander Fredro dem Jüngeren. Hiebei traf es sich, daß selbst Kritiker von Beruf den Verfasser „der einzigen Tochter" mit dem Vater desselben, dem eigentlichen Schöpfer des polnischen Salon-Lustspieles, verwechselten, ein Irrthum, der nach den vorausgeschickten Bemerkungen umsoweniger überrascht, als beide Dichter nämlich Alexander Fredro Vater und Alexander Fredro Sohn denselben Namen führen und einen, wenn auch vorerst noch ganz ungleichen Ehrenplatz in der polnischen dramatischen Literatur einnehmen.

Als wir der Aufführung der „einzigen Tochter“ in Wien beiwohnten und des Beifalles — dessen sich das Stück erfreute — Zeugen waren, mußten wir es lebhaft bedauern, daß sich noch Niemand der verdienstlichen Aufgabe unterzogen hat, die deutsche Bühne mit den vorzüglichsten Dramen Fredro Vaters zu bereichern. Welche Bewunderung würden dieselben bei jenem so überaus wolwollend gestimmten Publicum erregen, wenn es schon an der „einzigen Tochter“ von Fredro dem Jüngeren so großen Gefallen findet. Diese Erwägung war zumeist bestimmend für die Wahl unserer jetzigen Betrachtung über Fredro den Aelteren und dessen Werke.

Es ist kein leichtes Unternehmen, die Charakteristik eines Dichters, der das Alter des Psalmisten längst überschritten und noch unter den Lebenden weilt, sowie ein Bild seiner überaus zalreichen Lustspiele in kurzgedrängten Zügen zu entwerfen, namentlich da Fredro zu jenen ausgezeichneten Meistern zält, über deren Stellung und Bedeutung die Kritiker der eigenen Nation, für die er gewirkt hat, noch keineswegs einig geworden sind. Mit richtigem Instincte erkennt das polnische Volk in Fredro den besten, wenn nicht den einzigen hochbegabten dramatischen Schriftsteller, der aus dem Leben des Volkes schöpft und zum Verständnisse des Volkes in der klarsten Weise spricht. Und doch hat Fredro seine Gestalten nicht etwa den unteren Volksschichten oder gar dem Bauernstande entlehnt, er hat sie vielmehr in den feineren Gesellschaftskreisen, im Salon gesucht. Aber die Gestalten Fredro's sind wahr, sie sind jedes nebelhaften Flors entkleidet, allgemein zugänglich und schmeicheln dem Auffassungsvermögen des Volkes, welches daher in der Beurtheilung ihres Lieblings-Lustspieldichters nur ein Urtheil hat. Es wird kein Pole in Verlegenheit geraten, wenn er um den besten dramatischen Schriftsteller in der polnischen Literatur befragt wird, er wird und kann keinen anderen Namen nennen, als den Alexander Fredro's des Aelteren. Selbstverständlich müssen die Lustspiele Fredro's herhalten, wenn es in irgend einem Theile Polens gilt, eine Festvorstellung im Theater in Scene zu setzen, um einen hohen Gast würdig zu empfangen, und ihm einen gewinnenden Einblick in das polnische Drama zu verschaffen. Als der Kaiser von Oesterreich im Jahre 1868 Galizien besuchen sollte, waren in Krakau und Lemberg Stücke von Fredro zur Aufführung bestimmt. Die große Menge, die allgemeine öffentliche Meinung, welche nach dem Gesammteindrucke schließt, ist eben nie im Zweifel in ihrem Urtheile über Fredro. Anders verhält es sich mit der polnischen Kritik. Diese legt einen anderen Maßstab an die Werke Fredro's. Diese zergliedert die Verse und humoristischen Wendungen des Dichters, an denen sich das Theater-Publicum seit einem Menschenalter ergötzt, und findet mitunter, daß die oft als flüssig und leicht gerühmten Verse wässerig, daß der Humor oft ganz ungerechtfertigt und die Situationen gezwungen sind, daß einzelne seiner Stücke manchmal in Carricatur ausarten. Auch wir können dem Dichter diese Vorwürfe zum Theile nicht ersparen, aber wir fragen, ob es nicht zu allen Zeiten eine Eigenthümlichkeit des Genies gewesen, der

normalen Schranken zu spotten? Wer wird es wagen die Verdienste Molières, des Fredro'schen Vorbildes zu schmälern, obschon fast jedes seiner Lustspiele unwahrscheinliche, ja sogar unschöne und an die Carricatur hart streifende Situationen enthält? Der Dichter hat weder die Pflicht noch die Möglichkeit, immer den Anforderungen der kalt ausgeklügelten Regeln der Convenance zu entsprechen; das Gute und Schöne, das er liefert, fordert unseren Dank heraus; wenn wir seine Gaben genießen, müssen wir an diejenigen Stücke, die uns minder anregen, vergessen und begegnen wir diesen, so müssen wir uns schnell an die Vorzüge des Dichters erinnern. Was Fredro's Kritiker zumeist getadelt haben, ist übrigens in unseren Augen sein größtes Verdienst, so daß es doppelt bedauert werden muß, daß er sich von der Gehässigkeit der Tadler abschrecken und seine Lyra verstummen ließ, nachdem er in wenigen Jahren so Großes geleistet hat. Fredro betrat mit seinen Lustspielen die polnische Bühne, als es dem polnischen Dichterfürsten Adam Mickiewicz kaum gelungen war, den harten Strauß um die romantische Poesie zu ihren Gunsten auszufechten. Das Extreme und Excentrische liegt im Charakter des Polen; der erst so arg befehdete Romantismus verdrängte rasch aus allen Kreisen die classischen Werke, sowie alle daran geknüpften Erinnerungen. Mickiewicz verherrlichte damals die romantische Poesie, indem er unter allgemeinem Jubel sang:

„Das Volk wird todte Wahrheit nie verstehen:
„Du siehst die Welt im Staub, im Stern die Kerze;
„Willst Wunder du voll Lebenswahrheit sehen,
„Hab' nur ein Herz und blick hinein in's Herze!"

In diese Blütezeit der polnischen Poesie, in diese Epoche der Alleinherrschaft Mickiewicz's fällt die erste Aufführung Fredro'scher Lustspiele. Sie verriethen einen gesunden, kernigen Humor, sie athmeten eine solche frische Lebensluft, sie lagen so abseits von der Straße der nationalen Leiden und Klagen, daß die Kritiker über diesen Frohsinn stutzig wurden und dem Dichter seine Alltagsruhe nicht verzeihen konnten. Und es läßt sich kaum läugnen, daß die Werke Fredro's in jener sturmbewegten Periode einen bis nunzu unerklärlichen Anachronismus bildeten. Während Alles, was in Polen zu jener Zeit schrieb, dachte und handelte, lediglich von der nationalen Idee beseelt und bestrebt war, die nationale Unabhängigkeit geistig wieder zu erringen, während in jenen Sphären nur für den idealen Schwung der großen Epiker und Lyriker Raum zu sein schien, wandelte der damals siebenundzwanzigjährige und eben aus den napoleonischen Kriegen heimgekehrte Alexander Fredro ganz andere Wege. In außerordentlichen Momenten pflegt man Ruhe und Alltagsstimmung weder zu begreifen, noch zu vertragen. Die mächtig packenden und von der höchsten poetischen Leidenschaft getragenen Gebilde Mickiewicz's, sein „Farys," sein „Wallenrod," seine „Todtenfeier" (Dziady), seine „Grazyna" und vor Allem sein unerreichbares Epos „Herr Thaddäus" machten den Werken Fredro's allzu gewaltige Concurrenz,

und die damaligen Kritiker waren viel zu sehr der Tagesströmung unterthan, als daß sie erwogen hätten, daß die Zeit der Würdigung dieser hervorragenden Lustspiele erst kommen müsse. Und in der That vermehrt sich mit jedem Tage die Zahl der Verehrer Fredro's, und wenn noch hie und da ein Nachzügler seine Stimme gegen den Dichter erhebt, so erkennt man in ihr ein Echo vergangener Zeiten. Fredro erlebte die Genugthuung, daß die ganze Nation ihn im Jahre 1868 zu seinem dreiundsiebzigsten Geburtstage und fünfzigjährigen Dichter-Jubiläum durch eine Medaille ehrte und auszeichnete. Fredro, den ein bedeutender polnischer Schriftsteller mit Recht den Schöpfer des polnischen Lustspieles nennt, Fredro — dem die Polen eine Reihe von nationalen Typen-Figuren zu verdanken haben, wie sie von Generation zu Generation sich wenigstens auf der Bühne fortpflanzen, mußte sich den Vorwurf gefallen lassen, er habe die nationalen Pfade verlassen und dem Kosmopolitismus gehuldigt. Daß Fredro neben jenen Typen einige Charaktere gezeichnet, ja ganze Lustspiele geschrieben hat, welche auf jeder europäischen Bühne ohne Unterschied der Nationalität und Sprache Verständniß und Gefallen finden müssen, weil sie sich nicht innerhalb des nationalen Rahmens bewegen, dies kann in den Augen der Deutschen dem polnischen Dichter gewiß nicht zum Vorwurfe gereichen. Ebensowenig verdient er dafür getadelt zu werden, daß er in solchen Lustspielen den französischen Mustern folgte und das polnische Salonleben in einer Weise schilderte, die an die besten französischen Comödien lebhaft mahnt. Ist doch der polnische Salon nur auf dem Boden importirter französischer Sitten und Gebräuche gediehen und Fredro hat uns keine Photographien, sondern Original-Gemälde geliefert.

Bei Beurtheilung eines polnischen Lustspieldichters, dessen Werke nicht ausschließlich das nationale Gepräge an sich tragen, ist es nicht gleichgiltig, insbesondere jene Schöpfungen zu würdigen, welche sich durch ihren kosmopolitischen, gemeinverständlichen Charakter auszeichnen.

Jedes seiner Lustspiele, welche dieser Gattung angehören, ist reich an Charakteren, an dramatischen Situationen, an Kenntniß des Menschen und seiner Handlungen, sowie ihrer Triebfedern. Wir begegnen in der fünf Bände starken Ausgabe der Fredro'schen Lustspiele einer prachtvollen Collection von Personen, wie sie im Leben so häufig wiederkehren, Personen, denen der Dichter ihr ganzes Wesen, nicht bloß eine hervorstechende Seite oder Eigenschaft abgelauscht hat.

Wir beginnen gleich mit dem „Geldhab," einem der bekannteren Lustspiele unseres Dichters. „Geldhab" ist vor fünfzig Jahren geschrieben worden, aber nichtsdestoweniger hat er noch immer einen ganz modernen Anstrich, ja er bildet sogar eine recht drastische Illustration der jetzigen Zustände. Liest man den „Geldhab," so glaubt man sich in den Salon eines der Börsen-Matadore versetzt, welche, reich an Geld und unverdienten Ehren, zur Erhöhung ihres Glanzes Vertreter des wirklichen Adels, sowie der Kunst und Wissenschaft um sich versammeln. Der Parvenu Geldhab,

welcher es wol verstanden hat sich zu bereichern, nicht aber sich die nötige Bildung oder den nötigen Tact anzueignen, will durchaus seine schlecht erzogene und höchst exaltirte Tochter an einen Fürsten verheiraten, der eine Mitgift sucht, um seine Schulden zu bezalen, und der dem Geldhab sofort den Rücken wendet, als der plötzliche Tod einer alten reichen Tante ihn von seinen Gläubigern befreit. Dieser „Geldhab" ist ein rechter Typus eines jener Plutokraten, die jedes Gebrechen ihres Charakters, jede Wunde, die sie schlagen, mit Hilfe des Geldes heilen wollen. Die schlechte Gesellschaft findet im „Geldhab" ihren Repräsentanten im Träger des Stückes, einem Manne, der mit seinem Gelde prahlt, seine Wolthaten an die große Glocke hängt, der seine Tochter auf Kosten seiner selbst anpreist, der sich eben anschickt, einen gefälschten Adelsbrief anzukaufen; ferner in dem Fürsten, der den „Geldhab" an Gemeinheit noch überbietet, da er die Ehe als ein Geschäft betreibt, sich der Mesalliance, die er eingeht, vollkommen bewußt ist, da er seine zukünftige Gattin und seinen zukünftigen Schwiegervater verspottet, der jedoch beschließt, seinen Credit mit dem Gelde der Tochter „Geldhabs" zu beleben, sowie ihre Abkunft mit seiner Hoheit zu bedecken; sodann in Flora, der Tochter „Geldhabs," die naiv genug ist, auf den Fürsten zu zählen und die Macht des Geldes mit der Macht ihrer vermeintlichen Vorzüge zu verwechseln, — ein vorlautes Geschöpf, welches bereits im Geiste als Fürstin paradirt und die Huldigungen des Adels empfängt. Das gesunde Element der Gesellschaft bilden im Lustspiele ein alter Major, der dem „Geldhab" mit soldatischer Geradheit den Spiegel seiner Fehler und Illusionen vorhält und ihm das Ende prophezeit, ferner ein etwas sentimental angehauchter Verehrer der Flora, dem sie bereits versprochen war, und der sich für zu gut hielt, um der Flora als Reserve zu dienen.

Ein ganz drolliges Stück sind die „Damen und Hußaren," ein dreiactiges Lustspiel, welches in viele Sprachen übertragen und in London bereits aufgeführt wurde. Drei Hußaren-Officiere, ein Major, ein Rittmeister und ein Lieutenant, ein durch seine Einsilbigkeit und kurz angebundenes Wesen auffallender Militär-Seelsorger, werden von einer sonderbaren Damengesellschaft überrumpelt. Trotz aller Vorsätze — den Liebesnetzen der zwei etwas ältlichen Frauen zu entgehen — verstricken sich der Major und der Rittmeister, lassen sich jedoch durch die Warnungen eines alten ergebenen Dieners von ihrer tollen Idee abbringen, so daß nur der Lieutenant in den Händen einer der jüngeren Damen als Geißel zurückbleibt, während die Anderen mit heiler Haut davonkommen und die Rückkehr des Verstandes festlich begehen. Dieses Lustspiel, welches auf der polnischen Bühne großer Beliebtheit sich erfreut, grenzt in einigen Scenen allerdings an die Carricatur, welche umsomehr hervortritt, wenn der Schauspieler es an einer äußerst verständigen und von jeder Charge freien Auffassung fehlen läßt. Eine der komischesten Lustspiel-Situationen bietet der Schrecken und die peinliche Verlegenheit der Officiere, namentlich des Seelsorgers, über die

Ankunft der sieben Damen, deren Einzug in der That des Derbdrolligen zu viel bietet. Die Officiere versuchen die Flucht zu ergreifen, sie wollen heimlich das Haus verlassen, um der Begegnung auszuweichen, werden jedoch von ihnen eingeholt und zum Verbleiben gezwungen.

Ein Kabinetsstückchen sondergleichen ist unseres Erachtens ein von den Polen ziemlich vernachlässigtes Lustspiel in einem Acte unter dem Titel: „Närgelei und Widerspruchsgeist.“ Man braucht dieses Bruderpaar Peter und Johann nur einmal von tüchtigen Schauspielern dargestellt zu sehen, und man vergißt sein Lebelang gewiß nicht diese beiden so sehr gelungenen Gestalten. In Jedem von ihnen ist der Geist des Widerspruches verkörpert, nie können sie eines Sinnes sein, aus Trotz, Närgelei und Opposition tritt der Eine den Gedanken, Empfindungen und Entschlüssen des Anderen entgegen. Unglücklicherweise hängt von ihrer Uebereinstimmung und Zustimmung das Schicksal ihrer Mündel und Nichte Sofie ab, die den Lubomir heiraten soll, jedoch die Einwilligung der Vormünder keineswegs erlangen kann. Die Unmöglichkeit des Consenses der beiden Vormünder ist hier das einzige Ehehinderniß. Die List Lubomirs, der dadurch die Zustimmung Beider zur Heirat zu erlangen sucht, daß er Jedem von ihnen beweisen will, der Andere sei gegen die Heirat, scheitert, da die Vormünder den verräterischen Plan entdecken. Lubomir erreicht jedoch schließlich dennoch seinen Zweck und der Knoten des Lustspieles findet eine psychologisch fein pointirte Lösung. Lubomir erregt nämlich durch eine drastische Schilderung ihres gegenseitigen Haders in so hohem Grade ihren Aerger, daß der eine Bruder Peter seine Zustimmung zur Heirat in der festen Ueberzeugung gibt, gerade dadurch die Ehe zu vereiteln und den Bewerber für seinen Uebermut zu züchtigen; aus Trotz gegen diese Auffassung Peters und um seinen Bruder recht zu ärgern, willigt auch Johann wider Erwarten in die Ehe.

Eine kleine Comödie der Irrungen ist das Lustspiel: „Mann und Frau“, welches an die Sardou'schen Arbeiten erinnert, aber ohne Ehebruch, sondern mit bloßen Liebeständeleien abläuft. Das Stück macht mehr den Eindruck eines Maskenscherzes, wie er in der sogenannten guten Gesellschaft einheimisch zu sein scheint. Es sind im Grunde genommen unverdorbene Gestalten, mit denen uns Fredro in diesem Lustspiele bekannt macht, Personen die aus Langeweile für einen Augenblick den Weg der Pflicht verlassen, um sofort ihren Irrthum einzusehen, in den sie nur verfallen konnten, weil sie ihre Pflichten nicht allzu rigoros auffassen. Graf Waclaw, seine Frau Elvira, sein Freund Alfred, sowie die Kammerzofe Justine werden vom Dichter in die heitersten Wechselbeziehungen zueinander gebracht. Der Graf vernachlässigt seine Frau; diese, liebesbedürftig, findet Gefallen an den schönen Phrasen Alfreds. Letzterer, sowie der Graf selbst werfen ihr Auge auf die Kokette Justine, welche Beiden Liebe schwört und gleichzeitig die Vertraute der Gräfin spielt. Die Gräfin entdeckt die Treulosigkeit des Grafen, Alfreds und Justinens, der Graf die Alfreds und der Gräfin. Alles endet mit der

Aussöhnung des Ehepaares und der Entfernung Justinens, des eigentlichen Störenfrieds. Von durchgreifender Komik sind die Scenen, in welchen Alfred und der Graf ihrem Unmute darüber Ausdruck geben, daß sie in ihren Liebeständeleien mit Justine gestört wurden.

Wir übergehen nun einige minder bedeutende Lustspiele und wollen uns zunächst, bevor wir die eigentlich nationalen Schöpfungen Fredro's besprechen, mit den beiden Lieblingsstücken der Verehrer des Dichters beschäftigen, mit der „Leibrente“ und den „Mädchengelübden.“ In der „Leibrente“ verräth vor Allem Fredro — zum Unterschiede von vielen seiner nationalen Collegen — schon darin Geschmack, daß er uns einmal das Bild eines Wucherers nicht jüdischer Confession vorführt, um den Träger der Hauptrolle nicht in der Hand eines nach Effect haschenden Schauspielers zu einem Zerrbilde mißbrauchen zu lassen. So manche polnische, größtentheils wenig begabte Bühnendichter, erzielen mit outrirten jüdischen Gestalten ihre stärksten Knalleffecte bei dem Sonntags-Publicum der Gallerie. Eine einzige uns bekannte Ausnahme nach dieser Richtung bildet das Drama „Die Juden“ von Korzeniowski, auf den Shakespeare's Kaufmann von Venedig nicht ohne Einfluß geblieben ist und der den Juden — neben ihren bekannten Fehlern und Unarten — auch die Lichtseiten abzugewinnen versteht. Fredro speculirte nicht auf das Lachen der Gallerie, er wollte sein Stück retten und nahm keinen Anstoß an der Confession seines Wucherers Latka, einer Figur, an der die ersten polnischen Schauspieler ihr Talent zu erproben pflegen. Uns sind nur drei Schauspieler bekannt, welche die vollendeten Typen Fredro's erhaben aufgefaßt und dargestellt haben, zwei von ihnen sind nicht mehr unter den Lebenden, die großen in Lemberg verstorbenen Mimen Nowakowski und Smochowski, der Dritte wirkt noch derzeit in Warschau, es ist der ausgezeichnete Komiker und Darsteller charakteristischer Rollen Zolkowski. In die Fußtapfen des Letzteren tritt in den jüngsten Jahren der gleichfalls in Warschau wirkende sehr talentvolle Schauspieler Vincenz Razacki. Der Wucherer Latka hat dem Leon Birbancki, einem leichtlebigen, jungen Patrone, die Leibrente abgekauft, und bewacht aus diesem Grunde das Leben Leons mit einer nahezu mütterlichen, zwerchfellerschütternden Sorgsamkeit und Aengstlichkeit, ohne daß Leon es ahnt, wem er diese ihm unbegreifliche Sorgfalt und Liebesbeweise zu verdanken hat. Leon glaubt an eine geheim wirkende Vorsehung oder an einen Schutzengel in begehrenswerter Gestalt einer schönen Jungfrau. Aber Leon wandelt ein leichtsinniges Leben und beginnt zu kränkeln, wodurch der auf seinen Vortheil bedachte Latka sich veranlaßt sieht, die Leibrente an einen Genossen der wucherischen Zunft zu verschachern. Der Handel zwischen den beiden Wucherern, die einander übertrumpfen wollen, ist köstlich und mit Humor geschildert. Der bereits dem Abschlusse nahe Handel geht jedoch in die Brüche, als der Wucherer Twardosz aus dem Munde des Arztes vernimmt, Leon sei bedenklich krank, trage sich mit dem Plane, eine Luftschifffahrt zu unternehmen, auch habe er ein Duell

auszufechten. Latka sieht seine Leibrente schwinden, er vereitelt daher die halsbrecherischen Pläne Leons. Schließlich erfährt Leon den Namen seines „Schutzengels“ sowie die Motive seiner Handlung, und fingirt bei der ersten Zusammenkunft mit Latka einen Selbstmords-Plan. Die Verzweiflung Latka's, als er dieses tolle Vorhaben vernimmt, ist so aufrichtig und groß, so wahr und miltleiderregend, daß diese Scene einigermaßen an den vierten Act im Shylock, an die berühmte Gerichtsscene erinnert, wenn ihr auch selbstverständlich jener nachhaltige dramatische Effect mangelt. Um den Leon mit dem Leben zu versöhnen, verkauft er ihm auf Ehrenwort die Leibrente zurück, und beschleunigt die Verbindung Leons mit dem Gegenstande seiner Liebe, um ihm nur jeden Selbstmordgedanken zu vertreiben.

Das letzte jener Lustspiele Fredro's, denen wir den kosmopolitischen, allgemein verständlichen und zugänglichen Charakter vindicirt haben, ist zugleich die Perle unter seinen Dichtungen. „Mädchen-Gelübde“ heißt der Titel dieses Lustspieles, welches von allen polnischen Bühnen mit Recht zu Elite-Vorstellungen benützt wird. Die einzelnen handelnden Personen sind so feststehende Typen, daß der Schauspieler, der die Neigungen und Anschauungen des Publicums kennt, sich kaum zu entschließen vermag, eine individuelle Zeichnung zu versuchen. Jede Scene, jeder Monolog und Dialog dieses Lustspieles ist so tief eingeprägt im Sinne und Gedächtnisse der Menge, daß man eine andere Auffassung und Darstellung einfach nicht verträgt. Der echte polnische Humor hat in diesem Lustspiele einen seiner schönsten Trumpfe ausgespielt. Das Stück ist 42 Jahre alt. Im Jahre 1840 wurde es in schlechter französischer Uebersetzung und Bearbeitung im Gymnase in Paris unter dem Titel: „Bocquet père et fils, ou le chemin le plus long, par M. M. Laurencien, Marc-Michel et E. Labiche“ gegeben, ohne daß die Bearbeiter des eigentlichen Verfassers erwähnt hätten, worüber sich im Grunde genommen Fredro nicht beklagen kann, weil das Stück arg verstümmelt wurde. Auch das deutsche einactige Lustspiel: „Er schreibt an sich selbst“ ist nichts anderes als eine Reproduction eines Actes aus den „Mädchengelübden.“ Fredro erhebt in der Vorrede entschieden Protest gegen diese Methode. Versuchen wir es in kurzen Worten den Inhalt des Lustspieles zu skizziren. Aniela und Clara, zwei Schwestern, die Eine die verkörperte Naivetät und Gutmütigkeit, die Andere feurig und lebhaft, geistreich und witzig, leisten ein Gelübde, die Männer zu hassen und nie zu heiraten. Um Clara bewirbt sich Albin, ein weinerlicher Geselle, der nicht durch männliches Auftreten, sondern durch Thränen und Seufzer das feurige Mädchen zu gewinnen wähnt, während sein erfahrenerer Freund Gustav, ein etwas leichtlebiger, aber guter und im Grunde unverdorbener, sehr vernünftig und großstädtisch erzogener Jüngling von seinem Onkel-Protector Radost, einem Manne von seltener Geradheit und Bonhommie, förmlich commandirt wird, die Aniela zu lieben und zu heiraten. Gustav, anfangs gleichgiltig gegen die schöne Aniela, zieht immer ernstere Seiten auf, als er sich verstoßen sieht. Seiner List, seinem

sprudelnden Witze, seiner Geistesgegenwart, seinem poetischen Gemüte gelingt es, nicht nur das Herz Aniela's zu gewinnen, indem er ihr seine Liebe zu einer anderen Aniela in feurigen Farben schildert, ihr einen fingirten Liebesbrief dictirt und auf diese Weise in ihr die Sehnsucht erweckt, ähnlich geliebt zu werden, sondern es gelingt ihm auch, die Clara dem Albin zuzuführen, indem er der Clara beibringt, daß Albin in Aniela verliebt, sie selbst aber (Clara) dem alten Onkel Radost versprochen sei. Somit ist der nicht schwere Beweis hergestellt, daß die besten Mädchen selbst durch ein geleistetes feierliches Gelübde sich vom Ehestande nicht abhalten lassen. Einzelne Scenen des Lustspieles verdienten wörtlich an dieser Stelle übersetzt zu werden, sofern es uns an Raum nicht gebrechen würde. So die Scene, in welcher Gustav als Ehecandidat im Familienkreise der Aniela während der Conversation in seinem Fauteuil einschläft, von allen Anwesenden verlassen und von seinem Onkel Radost und der „Thränen-Fontaine", dem Albin, in dieser Position betroffen wird. Albin sagt seufzend: „Nicht in der Nacht schlafe ich so gut;" Gustav erwachend: „Es kam unversehen!" Radost: „Zum Teufel, Du hättest vielleicht aller Welt gute Nacht wünschen sollen?" Eine ebenso drastische Scene ist der Moment, als Gustav allzu hitzig wird und eine Liebeserklärung mit einem Kniefalle vor der Aniela unterstützt, während die hell auflachende, mit Hohn ihn überhäufende Clara in der Thür erscheint und an Gustav die Frage richtet: „Was soll dies? Waren es Dankes-Hymnen? Oder ist es Buße für allzu kühne Hoffnungen?" Der arme Albin, den Gustav mit einer Fontaine vergleicht, erfährt ein noch herberes Urtheil aus dem Munde Clara's: „Sprich — so spricht er; schweig — so schweigt er; geh — so geht er; steh — so steht er; um des Himmels willen — trotzen soll er!" Und doch besitzt Albin den einzigen Fehler, daß er seine Liebe nicht zu beherrschen, seine Werbungen nicht den Regeln weiblicher Strategie anzupassen versteht. Unvergleichlich schön, ja von allerliebster Gemütlichkeit ist die Scene, in welcher Gustav der Aniela den falschen Brief dictirt, sie Liebe lehrt und das Liebesbekenntniß erpreßt. Gustav schildert den Herzensmagnetismus*: „Der Magnetismus sei jene gewaltige Kraft, die von Körper zu Körper den Lebensquell befördert. Besitze ich die keimende Kraft, mit meinem eigenen Feuer fremde Adern zu beleben, weßhalb sollte ich nicht vermögen, mit Hilfe eines starken Willens und mächtig schlagender Pulse meine Empfindungen zu übertragen auf eine junge, schöne Seele, die in ihrer Entfaltung den frisch gefallenen Schneeflocken gleicht! Errungene Liebe wird als Glück gepriesen, mir scheint Lieben weit größere Lust. Das Schicksal einiger Wesen ist Dein eigen Schicksal, Du fühlst, denkst und lebst nur im Echo theurer Seelen, Dein Leben wird Dir wertvoll im Dienste Anderer, ihnen gehört jeder Schlag Deines Herzens; die kleinste Hütte ist Dir Deine Welt; dort ist das Lebensziel, dort des Lebens Lohn, und vollendest Du den müden Lauf Deines Lebens, dann kannst

---

* Wir bedauern, daß uns keine Uebersetzung in Versen zur Verfügung steht.

Du die Hoffnung noch ins Jenseits verpflanzen, — dies das Bild wahren Glückes und seiner schönsten Seiten." — Fesselnd in ihrem Zorne ist die wilde Clara, als sie erfährt, daß der alte Onkel Radost sie als sein Weib heimführen wolle. „Ich werde ihm Alles zu Trotz machen" — sagt sie — „Er rechts, ich links; er hier, ich dort; er schläft, ich plaudere; er spricht, ich gähne; ich klage, wenn er heiter; ich singe, wenn er traurig ist; ich stoße ihn, wenn er schreibt und schlage Lärm, wenn er liest; der Mann rechts, ich links, Zahn um Zahn und — Basta! Und wenn er an Gicht leidet, so will ich ihm auf den Fuß treten."

Den Uebergang von den bisher besprochenen Lustspielen zu jenen Stücken, die ein entschieden national-polnisches Gepräge besitzen, erleichtert uns das einactige Drama „Die Menschenfeinde und der Dichter." Dasselbe erscheint als ein Versuch, an die poetischen Meisterwerke der romantischen Schule anzuknüpfen, ein Versuch, der unseres Erachtens als mißlungen anzusehen ist, wenigstens in seiner dramatischen Form, obschon die polnische Jugend dem Stücke große Sympathien entgegenbringt und die Dialoge zwischen dem begeisterten Dichter Edwin und den Misantropen Czesilaw und Astolf sehr gern citirt. Es ist dies jedenfalls das einzige Stück Fredro's, dem auch der rein poetische Wert nicht abzusprechen ist und dessen Verse einen höheren Schwung verraten, was von den Versen in den anderen Lustspielen nicht leicht gesagt werden kann. Die Poesie tritt in dem erwähnten Drama als Vermittlerin auf zwischen den Lebenselementen. Den einen Misantropen, der nicht liebt, nicht achtet, sondern haßt, versöhnt der Dichter mit dem Leben durch eine glänzende Schilderung der schönen Seiten des Lebens und der Kunst und Kraft, den Widerwärtigkeiten zu trotzen. In dem menschenscheuen Astolf steckt jedoch das Uebel zu tief, er flieht den Dichter und nimmt sich das Leben, weil er schon den Gedanken an die Möglichkeit des Glückes nicht erträgt. Astolf sagt: „Nimm die Bosheit der Hyäne, das Gift der Viper, vereinige es mit der Falschheit, Rachsucht, mit dem Alles ergründenden Geiste, und füge die Grausamkeit hinzu — so wird Dir kund des Menschen Seele." Astolf kennt keine Gewissensbisse im Leben, sie stellen sich nur im Drama und auf der Bühne ein, denn es gebe im Leben zu viele feiste und muntere Verbrecher, die sammt ihrem Gewissen ganz ruhig schlafen. Wer sein Glück auf eine Frau baut, gleicht Demjenigen, der einen Epheuzweig an einem Abgrunde ergreift, er stürzt und stirbt, aber der Epheu bleibt Epheu!

In der „Ausländerei" schildert uns Fredro jene Epoche des polnischen Salonlebens, in welcher fremde, insbesondere französische Sitten und Einflüsse am nachhaltigsten zur Geltung gelangten, so daß die französische oder englische Sprache die polnische aus dem Salon nahezu verdrängte und Jeder für einen Barbaren angesehen wurde, der des französischen Idioms nicht mächtig war, sowie anderseits dem französisch sprechenden Polen seine sonstigen geistigen Mängel gern nachgesehen wurden, eine Unsitte, die noch theilweise gegenwärtig in der sogenannten besseren polnischen

Gesellschaft, namentlich in Warschau, vorherrscht, allerdings mit dem löblichen Unterschiede, daß die französische Sprache dem minder Gebildeten keinen Freipaß mehr ertheilt. Der Held des vorerwähnten Lustspieles, Radost, obschon durch und durch Pole, ist in Folge seiner zalreicheichen Reisen von einer gründlichen Verachtung gegen die einheimischen Sitten und Gebräuche befallen, im Gegensatze zu seiner Familie und zu seinem Diener, die sich hartnäckig gegen die ihnen aufoctroyirte französische Livrée sträuben. Seine Tochter Sofie, ein vorzügliches Geschöpf, soll nur einem vielgereisten Manne angetraut werden. Es treten zwei Freier auf, Astolf und Zdislaw. Ersterer spielt, ohne eine einzige Reise unternommen zu haben, den Vielgereisten, während Letzterer, trotz seiner vielen Reisen und Reiseabenteuer, sich in der Rolle eines unerfahrenen, dem heimatlichen Herde ergebenen Mannes behauptet. Er gewinnt naturgemäß ganz leicht die Zuneigung der Haustochter und erhält auch ihre Hand, als Radost die Täuschung erfährt. Der Bewunderer und Förderer der „Ausländerei" wird somit empfindlich gestraft und gewitzigt, da es beiden Freiern nicht schwer fiel, den vielgereisten Mann so gründlich zu täuschen. Köstlich ist die Scene, als Radost sich plötzlich überzeugt, daß Astolf Rom schildert, ohne es gesehen zu haben. Der wirklich vielgereiste Zdislaw ertheilt dem Radost eine gründliche Lehre, indem er eine eingeflochtene Fabel vom Kraniche vorträgt, der von den Fremden nur die Fehler, nicht die Vorzüge lernt und nachahmt. Wie Wenige versteht es Fredro, mit ähnlichen Fabeln und Sprüchen zu operiren und feine Lustspiele zu illustriren. Fredro der Jüngere hat diese Kunst von seinem Vater geerbt oder erlernt. Nachdem Zdislaw den Vortrag der schönen Fabel vom Kraniche geendet, bemerkt er höhnisch: „Fürwahr — wir haben keinen Mangel an Kranichen!" Radost geräth in Zorn und will den Säbel ziehen, kommt jedoch in peinliche Verlegenheit, denn in der Aufwallung des Blutes hat er an seine moderne Kleidung vergessen, die den Säbel nicht verträgt.

„Herr Jovialski" ist der Held eines Lustspieles, dessen Titel auch den deutschen Lesern sofort den Inhalt verräth. Der Rahmen, in den das ganze Lustspiel eingezwängt ist, besteht aus einer äußerst glücklichen und humoristischen Aneinanderreihung sehr gewälter Fabeln, Erzälungen, Sprüche und Sprichwörter, die „Herr Jovialski," ein Mann der verkörperten Jovialität, ein jung gebliebener Greis, zur Belustigung, zeitweise auch zum Aerger der Umgebung vorträgt. In der Gesellschaft dieses ewig lustigen, für jeden Scherz empfänglichen Herrn Jovialski konnte der tollste aller Streiche gedeihen. Janusz, ein unglücklicher Anbeter der Enkelin Jovialski's, Helene, eines excentrischen Mädchens, faßt den für ihn in seinen Consequenzen fatalen Gedanken, einen schlafenden Reisenden in die Wohnung des Jovialski zu schaffen, um ihn als Sultan erwachen zu lassen. Die Kleider werden gewechselt und in türkische Trachten umgewandelt, die einzelnen Rollen und Würden vertheilt, um den Erwachenden als Majestät in schuldiger Ehrfurcht zu begrüßen. Der Reisende, Ludmir, ein poetischer Sonderling, benützt schlau

diesen Streich, um Alle zu terrorisiren, immer mit Helenen allein zu bleiben und sich in ihr Herz einzuschleichen. Niemand in der Gesellschaft vermochte bisher den schwärmerischen Phrasen Helenens Stand zu halten, Ludmir überbietet sie in diesem bis zur Unklarheit, ja bis zum Unsinne steigenden Pathos, so daß seine Unterredung mit Helenen als eine mustergiltige Copie eines gesprochenen poetischen Unsinnes, eines Conglomerates überschwenglicher, dem Ungebildeten imponirender Phrasen angesehen werden kann und als abschreckendes Beispiel zu dienen geeignet ist für alle jene Frauen und Mädchen, die Bildung zu verraten wähnen, wenn sie den alltäglichsten Gesprächen eine falsche, lächerliche Weihe verleihen. Niemand im Hause des Herrn Jovialski verstand es, dem gewandten Fabulisten die Stange zu halten, Ludmir ist der Erste, der jede seiner Fabeln und Sprüche schlagfertig parirt durch Anwendung und Erzälung ähnlicher Fabeln und Sprüche, so daß Herr Jovialski in höchster Verzückung ausruft: „Das muß ein großer Mann sein!" Unter solchen Umständen hat Ludmir mit Helenen ein leichtes Spiel und Janusz büßt seinen Scherz durch den Verlust Helenens. Der Erfolg des Stückes auf der Bühne hängt fast ausschließlich von dem treffenden Vortrage der vielen, mit unvergleichlichem Geschicke eingeflochtenen Fabeln und Sprüche, mit denen Herr Jovialski sich über jede Verlegenheit hinweghilft. Das Stück hat insoferne eine ganz nationale Färbung, als die Fabeln und Erzälungen einen größtentheils nationalen Charakter tragen. Die Uebersetzung des Lustspieles in eine fremde Sprache würde daher nach dieser Richtung große Schwierigkeiten bieten. Nichtsdestoweniger hat sich Sectionsrath Baron Päumann (Hanns Max) dieser mühevollen, wenn auch sehr lohnenden Aufgabe unterzogen. Seine deutsche Uebersetzung soll bereits fertig sein.

Zum besseren Verständnisse des nächsten Lustspieles: „Rettet! Rettet! Ist der Teufel los?" oder die „Republick zu Babin" (Altweiberdorf) sei hier folgende historische Notiz angeführt. Babin (Altweiberdorf) ist ein Dorf im Lublin'schen, in Russisch Polen, dessen Besitzer Pszonka zur Verbesserung der Sitten, eine satyrische Republik (Altweiberrepublik, Siemandelbruderschaft) im Jahre 1560 errichtete. Mit Hinsicht auf bekannte Fehler einzelner Persönlichkeiten wurden die Rollen der Art vertheilt, daß der größte Lügner als Gesandter, der größte Renommist als Feldherr und der größte Plauderer als Staatskanzler fungirte. Seit der Zeit ist die Altweiberrepublik zu Babin in Polen sprichwörtlich geworden, so daß man ein schlechtes öffentliches oder Haus-Regime allgemein mit diesem Kraftnamen bezeichnet. Von augenscheinlich erlogenen, falschen Nachrichten sagt man: „Er dürfte dies in Babin vernommen haben." Diese historische Republik zu Babin bildet die Grundidee des in Rede stehenden Lustspieles. Das Verzeichniß der im Stücke handelnden Personen wirft das beste Streiflicht auf den Inhalt.

Ursula: Bürgermeister; Tobias — ihr Mann. Barbara: Stadtschreiber; Caspar — ihr Mann. Agathe: Ratschreiber und Wachtmeister; Blasius — ihr Mann.

Diese drei Frauen, Ursula, Barbara und Agathe haben sich der Regierung bemächtigt und ihren Männern die häuslichen Sorgen überlassen. Ein fingirter Ueberfall der Tartaren verscheucht den Weiber-Spuck und verschafft den Männern wiederum das Regiment. „Was die Männer bis nun waren, das sind jetzt die Weiber“ klagt einer der unglücklichen zu Weibern degradirter Männer, — „die Frauen regieren, die Graubärte gehorchen; die Frauen in Röcken, die Männer in Unterröcken — der Teufel ist los! die Welt ist von Oberst zu Unterst gekehrt. Der Bürgermeister wartet der Kinder, das Weib des Amtes. Jeder ist gezwungen, den Unterrock anzuziehen, ansonsten er als öffentlicher Ruhestörer und Verräter der Ortsobrigkeit ins Gefängniß wandern muß.“ Während Ursula auf die Jagd geht und Gerichtstag hält, besorgt Tobias die Einkäufe, Caspar sitzt am Spinnrade, Blasius strickt, wiegt das Kind und singt. Gar sonderbar hört sich die Klage der drei von den „Tartaren“ schließlich erlösten Märtyrer an:

Tobias: „Mich wird dieser Strumpf noch einmal umbringen; die Nadeln brechen, die Maschen gehen auf, und wenn ich zur Ferse komme, so gehts schon gar nicht vorwärts.“

Caspar: „Und gar meine Wäsche! Bald zu gelb, bald zu blau!“

Blasius: „In der Küche gehts mir wie in der Hölle!“

Tobias: „Und diese Kinderplage! In der Nacht jeden Augenblick aufspringen, die Kinder herumtragen, einsingen und einwiegen.“

Noch sei zur Charakteristik des Stückes erwähnt, daß in dieser Weiberrepublik, der denkwürdige Salomonische Spruch gefällt wurde, es sei zwar der Schmied schuldig, da es aber im Orte nur einen Schmied, hingegen zwei Schlosser gebe, so sei einer der Letzteren in Haft zu nehmen und zu behalten.

Wir haben die erste Kategorie der Fredro'schen Lustspiele mit dem besten derselben, mit den „Mädchengelübden“ abgeschlossen, wir lassen auch hier zum Schlusse das beste Stück unter den nationalen Lustspielen folgen, nämlich: „Die Rache um die Grenzmauer.“ Landmundschenk Raptusiewicz (Heißsporn) befindet sich in unaufhörlichem Conflicte mit dem Regenten Milczek (der Schweiger). Es sind dies zwei altpolnische Typen, die jetzt nur noch in der Ueberlieferung sich erhalten haben, der über alles Recht sich hinwegsetzende Adelsstolz und Ungestüm des Landmundschenks, und der mit allen Salben geriebene, mit allen modernen advocatischen Kniffen ausgestattete Regent oder Kanzleidirector, ein Prachtexemplar eines altpolnischen Pallestranten, mit welchem Namen man verächtlich einen rechthaberischen, rechtsverdrehenden Anwalt zu bezeichnen pflegte. Raptusiewicz ist hitzig und jähzornig und läßt sich von seinem aufwallenden Temperamente zu ungesetzlichen Handlungen fortreißen; der große Schweiger und Silbenstecher Milczek verfügt über das kälteste Blut, überlegt jedes Wort, und heuchelt stets ein unterwürfiges Wesen, er schließt Frieden und erklärt Krieg mit gleichmäßiger Ruhe, immer seinen Lieblingsspruch auf den Lippen:

„Es sei, wie der Himmel gebeut,
Sein Wille uns sei stets geweiht!“

Er bringt den Raptusiewicz in Verzweiflung, in Wut — er aber ist ihm stets überlegen. Der Landmundschenk fleht schließlich zum Allmächtigen: „Vor Pest, Feuer, Wasser und vor einem Menschen, der sich Allen und Allem tief beugt, bewahre uns stets o gütiger Herr!" Der Streit tobt zwischen den Beiden um eine Grenzmauer. Milczek pocht auf sein gutes Recht, ist des Erfolges sicher und provocirt daher einen Proceß. Bei dem Baue der Mauer kommt es zu einem Zusammenstoße, der Landmundschenk vertreibt die Arbeiter, der Regent eifert sie an, sie mögen auf dem Platze ausharren und sich schlagen lassen, er verspricht sich einen recht schönen Proceßfall vor Gericht und hofft den heißblütigen Nachbar recht tüchtig zu beuteln. Das Verhör, welches Milczek mit den Maurern vornimmt, um sich die Klage gegen den Raptusiewicz zurecht legen zu können, bildet eine der beliebtesten Scenen in den Fredro'schen Lustspielen, sie darf aber in der That als ein Muster perfecter Komik und sprudelnden Humors angesehen werden. Milczek beweist den harmlosen Maurern, — die anfangs bestreiten, als ob sie geschlagen worden wären, — von welchem Werthe ähnliche Auftritte, wie der Grenzmauer-Streit, in den jetzigen schlechten Zeiten werden können, jeder Hieb sei Gold wert, jeder Schlag als Wunde aufzufassen, um den Landmundschenk gehörig zu prellen; mit seltener Haarspalterei erklärt er den verblüfften Handwerkern die Theorie ihrer Rechtsansprüche für die angeblichen Schläge und Wunden und bringt die des Schreibens Unkundigen dazu, das Zeichen des Kreuzes unter die von ihm stylisirte Klage zu setzen. „Somit" schreibt er, „geschlagen, verwundet, daher des Brodes verlustig, mit Mutter, Weib und vier Kindern!"

Erster Maurer: „Ich bin nicht verheiratet."

Zweiter Maurer: „Ich habe keine Kinder."

Milczek: „Wie? Habt Ihr keine? Thut nichts, Ihr bekommt sie noch, Ihr seid so jung!"

Die Maurer: „Freilich, freilich!"

Milczek: „Die Sache ist sohin erledigt. Jetzt wollet noch bezeugen, daß der alte Czesnik auf mein Leben gefahndet, daß er vom Wahnwitze fortgerissen, auf mich geschossen hat."

Die Maurer: „Wir sahen nichts, wir hörten nichts."

Milzcek: Genug, genug. Ich finde überall meine Zeugen, an Zeugen fehlt es nicht in dieser Welt."

Von gleicher Wirksamkeit ist eine andere Scene, in welcher Milzcek in seinem Hause mit dem Abgesandten des Landmundschenks, dem Renommisten Papkin, einem Maulhelden ersten Ranges, der seiner ganzen Anlage nach einen Anachronismus zu den beiden Hauptfiguren des Stückes bildet. Personen gegenüber, die es vertragen oder dulden, spielt Papkin den unerschrockenen, unüberwundenen Ritter und benimmt sich äußerst übermütig, während er sich in den elendsten Kriecher verwandelt, sobald er seinen Mann findet. Die dem Milczek eigene scheinbare devote Haltung ermutigt den Papkin zu allen exorbitanten Forderungen, die Jener mit den Worten: „Nemo sapiens — nisi

patiens“ vorerst erfüllt, jedoch nach und nach dem Papkin den Herrn und Meister in einer Weise zeigt, daß er in die demütigste Haltung verfällt. Die Unterredung endet fruchtlos, Papkin wird von der Stiege etwas unsanft hinunterexpedirt, Milzcek begleitet diese unzarte Operation mit seinem Spruche:

„Es sei, wie der Himmel gebeut,
Sein Wille uns sei stets geweiht.“

Von wahrhaft dramatischen Effecte ist das unerwartete Erscheinen des Milczek in dem Hause des Raptusiewicz. Er kommt, um die Herausgabe seines, von dem Landmundschenk als Geißel gefangen gehaltenen Sohnes Waclaw zu fordern. Der Sohn des Milczek Waclaw benützt diese Gefangenschaft zur Befestigung des Liebesbandes, welches ihn an die Clara, die Tochter des Landmundschenks fesselte. Man muß diese Scene gut gespielt sehen, um sich einen Begriff zu verschaffen, wie sehr die ganze Lustspiel-Atmosphäre mit einem Zauberschlage einen tragischen Anstrich gewinnt und die Spannung ihren Gipfelpunkt erreicht. Die Scenerie ist folgende: Milczek wartet im Zimmer des Landmundschenks, dieser erscheint nichts ahnend, plötzlich erblickt er den Milczek, ihre Blicke kreuzen sich rasch, der Landmundschenk greift zum Degen, deßgleichen Milczek, es tritt eine Pause der Ueberlegung ein, der Landmundschenk scheint mit sich zu ringen, der Diener eilt hinaus, ein Unglück ahnend. Der Landmundschenk unterbricht zuerst das Schweigen, indem er mit vibrirender Stimme die Worte vor sich hinflüstert:

„Meiner Ahnen großer Gott, bringe mich nicht in Versuchung! Er hat meine Schwelle betreten, kein Haar sei ihm gekrümmt!“ Er legt den Säbel auf den Tisch, Milczek ist seinen Bewegungen gefolgt und legt nun seine Mütze auf den Griff des Säbels. Diesmal citirt er *nicht* seinen Lieblingsspruch. Die Aussöhnung zwischen den beiden feindlichen Edelleuten und Nachbarn vermitteln die Kinder Waclaw und Clara, deren gegenseitige Liebe der Feindschaft der Eltern ein Ende macht.

Wenn wir noch zum Schlusse dieser kaum erschöpfenden und dennoch so lang gewordenen Arbeit einige Worte beifügen, so geschieht es, um gewiß begründeten Vorwürfen zu begegnen. Es lag die Versuchung nahe, sich mehr in allgemeinen Bemerkungen über den Dramatiker Fredro zu ergehen, vielleicht seinen Lebenslauf etwas näher zu besprechen und sich auf einzelne seiner Stücke zu beschränken, diese aber einer gründlichen Erörterung, Zergliederung und umfassenden Kritik zu unterziehen. Für den Schreiber dieser Zeilen wäre diese Methode gewiß auch erwünscht gewesen, es wäre dadurch die unausbleibliche Zersplitterung in Folge der Darstellung und Besprechung der meisten Lustspiele vermieden worden. Vorzüglicher Zweck dieser Arbeit war jedoch das Bestreben, die deutschen Leser, die vielleicht heute das erste Mal dem Namen Fredro begegnen, in die Werkstätte dieses hervorragenden polnischen Dramaturgen einzuführen und mit dem Ideenkreise seiner Werke vertraut zu machen. Ist *dieser* Zweck erreicht, dann gereut es uns nicht, unseren Beitrag den „Dioskuren“ zur Verfügung gestellt zu haben

# Antonio Raffaello Mengs.

(1728—1779.)

Von

**Auguste von Littrow-Bischoff.**

„Willkommen Meister hier auf deutschem Boden!
Die Welt ist arm, die Kunst nur macht sie reich;
Es wechseln wie der Mond Geschmack und Moden,
Doch wahre Kunst bleibt stets sich selber gleich,

Und durch Jahrtausende trägt sie die Trümmer
Des Menschenwerks dahin im Siegeszug.“
So spricht der Kunstfreund, der in Pracht und Schimmer
Einst Sachsens Kurhut, Polens Krone trug.

„Und hat Italien Euch Uns auch entrissen
Und sich der Sohn der Fremde zugewandt,
Deß Vater einst getreu der Kunst beflissen
In Unsres Hofes Dienst als Maler stand;

So hoffen Wir, er wird sich zu Uns wenden
Wenn Wir ihm bieten reicher Ehren Sold,
Den als Mäcen Wir nicht verächtlich spenden,
Gedankenlos, nur in gemünztem Gold —

Nein! mit Verständniß spenden Wir dasselbe.
Auf daß sich keine Sorge Euch gesellt
Sei an dem Uferrand der schönen Elbe
Ein köstlich Haus zu Diensten Euch gestellt.

Dort mögt Ihr fürstlich leben, nichts vermissen,
Und Gold und Gut sei reichlich Euch beschert.
Die Welt soll sehn, Europa soll es wissen
Wie Sachsens August Kunst und Künstler ehrt.

Ihr aber werdet glorreich Mein Jahrhundert
Verherrlichen durch Euren Farbenstift,
Durch eine Schöpfung, die die Welt bewundert,
Die Alles was sie hochhielt übertrifft.

Es sollen der kathol'schen Kirche Hallen
Von einem Werke strahlen eigner Art
Darin Ihr zeigt Marias Erdenwallen
Bis zum Triumphe ihrer Himmelfahrt.

Die Kinderzeit, da Lust und Schmerz sich paren,
Der holde Liebreiz, der die Jungfrau schmückt,
Und alles, was ein Mutterherz erfahren,
Sei dort im reichsten Bilde ausgedrückt."

Antonio staunt. In farbenreichen Gruppen
Belebt sich ihm der Grund des weiten Raums,
Gleich Schmetterlingen sieht er sich entpuppen
Die Lichtgestalten seines Künstlertraums.

An den Predellen ziehen kleine Engel
Auf zartem Blau zur Wölbung sanft empor;
Im Deckenraum, umweht vom Palmenstengel,
Schwingt sich ein lichtumflossner Geisterchor,

Und Scenenreih'n der heiligen Familie
Umschließen als ein Fries den Bilderkranz:
Hoch in der Apsis, mit der weißen Lilie
Schwebt die Madonna in verklärtem Glanz.

Indem er spricht, erglänzen seine Augen
Vom Schöpferdrange, der sein Herz ergreift,
Und wohl will solche Gluth dem König taugen,
Der weiter noch in ernster Absicht schweift.

Mit Würde hebt er an, da Mengs vollendet:
„Ihr seid ein Geist von seltner hoher Macht,
Dem große Gaben die Natur gespendet,
Der seinem Streben Opfer auch gebracht.

Der Künstler kämpft mit feindlichen Geschicken
Nicht wie ein Gaukler bloß zu eignem Ruhm,
Es ehren andachtsvoll wir Katholiken
Die heil'gen Bilder schon als Heiligthum.

Die Künstler sind uns Seher und Propheten
Die feste Formen den Visionen leihn —
Ihr müßt zu unsrer Kirche übertreten
Und selbst ein Sohn des wahren Glaubens sein."

„Herr“ ruft Antonio rasch und ohne Zaudern,
  „Nicht um die Krone Eurer Monarchie!
Was Ihr begehrt, erfüllt mein Herz mit Schaudern
  Vom Glauben meiner Väter laß ich nie.

Kein Königsmantel kann die Schmach bedecken
  Und übergolden einer Seele Schmutz,
Die sich durch niedern Treubruch mag beflecken
  Aus Ehrbegier und feilem Eigennutz.“

So spricht er; doch in seinem Innern hämmert
  Des Pulses Schlag in zornerregter Pein;
Und die Gestalten, die in ihm gedämmert,
  Sie wollen an das Licht geboren sein.

Und Raum und Dasein will er für sie werben,
  Fort nach der Werkstatt, nach dem Tiberstrom,
Fort von den Menschen, den fanatisch herben
  Die kirchlicher und römischer als Rom!

Und hastig gehts; es wird trotz Drang und Eile
  Im schönen Wien manch' goldner Tag verträumt.
Der Kaiser läßt durch eine gnädge Zeile
  Zur Hofburg Mengs entbieten ungesäumt.

„Bleibt bei Uns“, sagt er gütig, „edler Meister
  In Oestreichs Landen, wo so froh man lebt;
Es regen hier und rühren sich die Geister
  Und Wissenschaft und Kunst wird angestrebt.

Als großem Künstler wie als ernstem Denker
  Bringt Euch die Welt der höchsten Achtung Zoll,
D'rum säh'n Wir gern Euch als des Schiffes Lenker
  Die Strömung weisend, der man folgen soll.

Wir denken nicht die Künste zu beschützen
  Um müß'gen Stunden Reize nur zu leihn;
Des Volkes Aufschwung suchen Wir zu stützen
  Und Ihr sollt hilfreich bei dem Werke sein.

Wohl werdet Ihr nicht ohne Gegner walten,
  Der Fremde wird als Neu'rer nicht geliebt,
Drum als Minister artis sollt Ihr schalten,
  Der Rechenschaft nur Uns, dem Kaiser gibt.“

Antonio steht von solcher Gunst betroffen,
Und still und dankbar preist er sein Geschick;
Ein neues Thor des Lebens steht ihm offen
Und Freude strahlt sein seelenvoller Blick.

Des Könnens Kraft nicht einsam zu vergeuden,
Um sich zu sammeln einer Schule Kreis,
Das waren seine Künstler-Vaterfreuden,
Die er erstrebt als höchsten Lebenspreis.

Schon will er danken, da gebeut der Kaiser:
„Ihr seid ein Künstler und Ihr kennt die Welt,
Und wäre aufgeklärter sie und weiser,
Wär' minder rauh wohl Unser Pfad bestellt:

Allein der Geist in Unsres Reiches Lande
Ist eingepfercht in kirchlichem Gesperr,
Wir selber können lösen nicht die Bande,
Wir selber sind Gebieter nicht und Herr.

Soll Glaubenshaß Euch störend nicht umlauern,
Und unterwühlen Eures Werkes Grund,
Müßt Ihr — fürwahr ich sag' es mit Bedauern,
Eintreten in der röm'schen Kirche Bund.“

„Herr“, ruft Antonio heftig und verwegen,
„In Wort und That fehlt hier die Harmonie,
Nichts kann zum Treubruch jemals mich bewegen,
Vom Glauben meiner Väter laß ich nie.

Habt Ihr doch selbst der röm'schen Kirche Trachten
Als schädlich Euch bezeichnet und erkannt,
Den Ueberläufer müßtet Ihr verachten,
Ich leb und sterbe als ein Protestant!“

Er pilgert weiter, hastig, gleich dem Müden
Der in der Ferne seine Heimat sieht,
Fort nach Italien, nach dem schönen Süden
Wohin es immerdar den Deutschen zieht.

Was Hofes Gunst! was Schule — eitle Bürde,
Die wahren Ruhm dem Künstler nie verleiht!
Dort eilt er hin, wo er mit edler Würde
Der Kunst kann leben ohne Widerstreit.

Dort gibt es keinen, der sich frech erdreistet
 Zu ködern ihn, zu stören seine Bahn;
Es schmückt, was ruhmvoll seine Kunst geleistet,
 Als stolzes Deckenbild den Vatican.

Und eines Abends in der Sonne Flimmern,
 Da sich die Tiefe schon in Dämmrung wiegt,
Sieht freudig er die sieben Hügel schimmern,
 An welche sich die ew'ge Weltstadt schmiegt.

In goldnem Glanz, in duftiger Verklärung
 Zeigt strahlend sich Sankt Peters Riesendom,
Antonio fühlt als eines Glücks Gewährung
 Die neue Einkehr in das alte Rom.

Und allsogleich läßt ihn der Papst bescheiden
 Zum Lateran und spricht mit Güt' und Huld:
„Wär' ich nicht Papst, ich könnte Mengs beneiden,
 Doch wär' ich Mengs, so hätt' ich nicht Geduld —

Ich könnte nicht auf leicht gefügten Brettern
 Die Wege gehn zu Reichthum und Genuß,
Nicht mühsam nach des Glückes Höhe klettern,
 Die das Genie im Sprung erreichen muß.

Ich könnte nicht, wär ich ein großer Maler,
 Abhängig leben ohne sichres Ziel,
Den Weltlichen für karg bemess'ne Thaler
 Hingeben meine Kunst zum Possenspiel.

Es sinkt die Welt im Schlamme des Cynismus,
 Die Orgie verdrängt das Abendmal,
Die Kirche nur bekämpft den Realismus
 Und fördert in der Kunst das Ideal.

Drum soll der Künstler auch im Kirchenstaate
 Zunächst an ihres Thrones Stufen stehn.
Ich mache Dich Antonio zum Abate
 Und hoffe noch im Purpur Dich zu sehn.

Und wenn ich sterbe, sei die goldne Bahre
 Von Deiner Künstlerhand mir schön umkränzt,
Und aufwärts magst Du blicken zur Tiare,
 Die hoffnungsreich dem Cardinale glänzt."

Antonio schweigt; kein Ausdruck von Erstaunen,
  Kein Wort des Dankes seinem Mund entschlüpft,
Er kennt das Glück, das in verschmitzten Launen
  All' seine Gunst an Ein Bedingen knüpft.

Und ruhig sprach er, während seinen Zügen
  Empörter Stolz erhöhten Ausdruck lieh:
„Ich kann, o Herr, nicht Eurem Wunsch genügen,
  Vom Glauben meiner Väter laß ich nie."

Doch da er geht, ruft Benedict entrüstet
  Ihm zürnend nach: „Du unreif grünes Holz!
Hingeben wirst Du, wenn es Dich gelüstet
  Um schlechtern Preis noch Deinen Glaubensstolz."

Antonio aber eilt mit raschen Schritten
  Der Werkstatt zu, dort hebt sich ihm die Brust,
Dort ist er Herr und Meister unbestritten,
  Bedingungslos, in hoher Schaffungslust.

Dort spricht er spottend hohler Gunst und Ehren
  Des Kaisers, Königs und des Papstes Hohn;
Der schnöden Welt will er den Rücken kehren,
  Und Großes schaffen wie Urbinos Sohn.

Die edle Kraft soll nicht im Kampf erlahmen,
  Den um ihn her der Kirche Streit erregt,
Ward ihm doch Sanzios und Correggios Namen
  Prophetisch in der Wiege beigelegt.

Was jene Meister groß und herrlich machte,
  Und ihren Werken ew'gen Werth verlieh,
War nicht der Glaube, der in ihnen wachte,
  War nicht der Zauberschein der Hierarchie —

Die Schönheit wars, die ird'sche streng verpönte,
  Die Raphael zum Heil'genbild erhob,
Sie mit der Kirche Strahlenkrone krönte
  Und beider Glanz zu einer Flamme wob.

Denn Schönheit ist nicht heidnisch, nicht katholisch,
  Entfernt von jedes Dogmas schmaler Spur
Ist sie allmächtig nur weil sie symbolisch,
  Vollendet zeigt die Werke der Natur.

Antonio auch will Streitendes versöhnen,
Beweisen, daß von Kirche, von Partei,
Die Kunst, als die Verkünderin des Schönen,
Entfernt von allen Glaubensnormen sei;

Daß in den hohen edlen Idealen
Der Geister Einigung schon längst vollbracht,
Und ein Madonnenbild drängts ihn zu malen,
Das ihn unsterblich vor der Nachwelt macht.

Schon zeigt die Leinwand den gewölbten Bogen
In dessen Blau die himmlisch Hohe thront,
Schon sind die Linien der Gestalt gezogen,
In deren Formen höchste Anmuth wohnt;

Schon neigt sie sich mit wonniger Geberde
Zum Erdensohn hernieder, der bewegt,
Als schönste Gabe dieser armen Erde,
Ihr duft'ge Blumen fromm zu Füßen legt.

Schön ist das Bild; nur die verklärten Züge,
Aus deren Wesen sanfte Hoheit spricht,
Erscheinen immer mehr dem Meister Lüge,
Entsprechen seinem innern Vorbild nicht.

Der Ausdruck, der natürlich unschuldsvolle,
Den er so fest in seiner Seele hielt,
Erscheint ihm künstlich wie die Tugendrolle,
Die auf der Bühne die Tragödin spielt.

Und da er einst, um neuen Muth zu schöpfen,
In seines Nachbars nahe Werkstatt eilt,
Und auf des Freundes streng gemalten Köpfen
Sein prüfendes, geschärftes Auge weilt,

Weiß plötzlich er was seinem Bilde fehle,
Das schon so viel der Wandlungen erfuhr,
Der Ausdruck mangelt der lebend'gen Seele,
Das echte Vorbild gibt nur die Natur.

Er aber kann kein solches sich verschaffen,
Nicht Wirklichkeit zeugt der Gedanken Keim.
Er fühlt den Muth, die Arbeitslust erschlaffen
Und trüben Sinn's kehrt er zur Werkstatt heim.

Dort greift er nicht nach Farbenbret und Pinsel,
Es treibt ihn fort in Gottes freie Luft,
Nach dem Testaccio, nach der Tiberinsel,
Wo immer hin des Zufalls Laune ruft,

Wo immer hin in losem Zeitvertreibe
Das Volk sich drängt, fehlt auch Antonio nicht;
Neugierig forscht sein Aug nach jedem Weibe
Und allen blickt er dreist in's Angesicht.

Er sucht und späht nach jedem schönen Kinde,
Das in der Menge sich bemerklich macht,
Ob er ein holdes Angesicht nicht finde,
Der Schönheit ähnlich, die er sich erdacht.

So naht er einst in später Abendstunde,
Da Licht und Schatten in einander fließt,
Dem Säulengang der mächtigen Rotunde,
Die sich im Halbkreis um Sankt Peter schließt.

Er merkt es kaum, daß laut die Glocken dröhnen,
Daß rings umher Bewegung und Gedräng,
Daß süße Klänge Frühlingsluft durchtönen,
Und Ostern naht in festlichem Gepräng.

Doch als er tritt in die geweihten Hallen,
Wo alle Künste wirken im Verein,
Der Orgel Töne ihm entgegen wallen,
Und Lichterglanz mit farbenprächt'gem Schein,

Da fühlt er mächtig seine Pulse schlagen,
Da faßt es ihn mit siegender Gewalt.
An ihm vorbei in Schüchternheit und Zagen
Eilt eine zarte weibliche Gestalt.

Mit scheuen Schritten, murmelnden Gebeten,
Wie sie in frommer Zucht das Mägdlein lernt,
Und mit der Mutter sieht er schnell sie treten
Ins Seitenschiff, vom Volksgedräng entfernt.

Er folgt ihr nach; wo prangend der Colonna
Hochragend Marmordenkmal sich erhebt,
Dort kniet sie hin, das Abbild der Madonna,
Die ihm im Geiste selig vorgeschwebt.

Bald hebt sie sich zu schallendem Hosianna,
  Bald kniet sie mit der Mutter tief geneigt,
So wie Maria mit der frommen Anna
  In schönem Bunde sich den Gläub'gen zeigt.

Wie oft sie betend an ihr Herz geschlagen,
  Dem Wunder folgend, das allhier geschah,
Wie lang sie blieb? wer wüßte es zu sagen
  Wer, der sie mit verzücktem Blicke sah!

Antonio hat kein Aug von ihr gewendet,
  Nur sie gesehn, nur sie allein gedacht,
Doch endlich ist der Gottesdienst beendet,
  Der lange währte bis zu tiefer Nacht.

Nun steht sie auf — o freudiges Entzücken,
  Sie geht einher gleichwie im Flügelkleid,
Als käme sie die Menschheit zu entrücken
  Dem schweren Banne der Alltäglichkeit.

Ein Kind des Volks und von geringem Stande,
  Gleicht einer Königin doch die Gestalt!
Im blauen Mantel, rothem Wollgewande,
  Das faltenreich, doch schlicht hernieder wallt.

Durchsicht'ge Wölkchen kleiner Locken schlingen
  Sich um die weiße Stirne leicht und frei,
Frei ist ihr Haupt von Tand, ihr Ohr von Ringen,
  Und ihr Gewand von eitler Künstelei

Und all' dem Flitterschmucke röm'scher Frauen.
  Es wogt und wallt das reiche, dunkle Haar,
Und unter hoch gewölbten Augenbrauen
  Erglänzt ein feurig mildes Augenpaar.

Mit Tausenden, die jubelnd „heilig" rufen,
  Und fest sich klammernd an der Mutter Hand,
Betritt sie jetzt des Ausgangs breite Stufen,
  Die nieder führen zu dem weißen Sand.

Antonio bebt; schwer kann er sich besinnen
  Was hier geschah, was um ihn her geschieht
Nur Eins ist klar, sie darf ihm nicht entrinnen
  In Volksgewühle, das von dannen zieht.

Kein Gut der Erde kann sie ihm ersetzen,
Wenn im Gedräng sie seinem Blick entrann.
„Mög' Euch Signora nicht mein Wort verletzen“
Spricht hastig er des Mädchens Mutter an,

„Und laßt dieß Kind, erblüht in Eurer Pflege,
Mir zur Madonna Haupt die Züge leihn,
Und gern entschädgen will ich für die Wege,
Für Zeitverlust und für der Werkstatt Pein.“

Das Mädchen sieht ihn an mit Kindesblicken,
In Engelsunschuld steht sie vor ihm da,
Mit süßem Lächeln und mit sanftem Nicken
Mit ihren stummen Lippen sagt sie „ja“.

Die Mutter drauf: „Was sprecht Ihr von Bezahlen?
Ich sehe wohl, woher der Irrthum rührt;
Doch keiner soll und wird dieß Mädchen malen,
Als der als Braut sie zum Altare führt.“

„Die alte Donna stach wohl die Tarantel“
Denkt bei sich selbst der Künstler aufgebracht,
Und hüllt sich fester in den dunklen Mantel
Und folgt den Frauen durch die Mondennacht.

„Haha, haha, wie köstlich sind die Weiber!
Schützt sie vor Amors Pfeil der Jahre Schild,
So dienen sie Gott Hymen noch als Treiber
Und jagen in die Netze ihm das Wild.“

So geht er hin und läßt sich nicht verdrießen
Den langen Weg, den vor ihm her sie gehn,
Sieht hinter ihnen sich ein Pförtchen schließen
Und nah demselben eine Steinbank stehn.

Er streckt sich hin, und bald hat weich und milde
In sanftem Schlummer ihn ein Traum umstrickt,
Das Mädchen sieht er, das aus seinem Bilde
In herrlichster Vollendung niederblickt.

Da wacht er auf, befreit von jedem Bangen,
Auf seinen Lippen wohnt Gesang und Reim,
Ein freudig Hoffen hat sein Herz empfangen
Und frohen Muths kehrt er gen Morgen heim.

Doch jeden Tag, wie wenn sichs selbst verstünde,
Führt ihn der Weg, wohin sein Wunsch ihn drängt:
Er will sie sehn! er hat die besten Gründe,
Da seines Werks Gelingen daran hängt.

Allein vergeblich harrt er, nur die Mutter
Kommt an das Fenster, nimmt der Tauben wahr,
Streut ihnen Brot und goldnes Weizenfutter
Und tränkt die Blumen für den Hausaltar.

Und auf die Straße blickt sie wohl verstohlen,
Ob wiederum vorbei der Maler zieht,
Den sie so rauh und stolz hinweg befohlen,
Den sie so oft vor ihrem Hause sieht.

So geht es lang, doch endlich muß es enden,
Die Sehnsucht weicht dem Aerger, dem Verdruß;
Antonio will sein großes Werk vollenden
Und fest und männlich reifet der Entschluß.

Der hat allein den goldnen Preis gewonnen,
Der siegreich nur dem Genius gebührt,
Der was er rasch in heißer Gluth begonnen
Mit kaltem Blute stolz zu Ende führt.

Antonio ringt, doch fühlt er sich verloren,
So oft sein Pinsel jenes Haupt umrahmt,
Für welches er ein Ideal erkoren,
An dessen Schöpfung seine Kraft erlahmt.

Der Unlust Qual verfolgt ihn scharf und bitter;
Bald blendet ihn des Vorhangs helles Tuch,
Bald glänzt das Licht an der Balkone Gitter
Und was er macht bleibt Stückwerk, bleibt Versuch.

Hier, wo er sonst geschwelgt in stolzem Schaffen,
Herrscht statt der Arbeit nun die Träumerei,
Den dunklen Abgrund sieht er vor sich klaffen
Und ihn zu meiden fühlt er sich nicht frei. —

Wär's möglich denn? er der mit festem Sinne
Nie gen Vernunft zu sünd'gen sich erlaubt,
Er läge in den Banden einer Minne,
An deren Möglichkeit er nie geglaubt!

Er, der an edlen, reichen, schönen Mädchen,
An holden Frauen kalt vorüber ging,
Er wände sich an einem Liebesfädchen,
An dem er sich gleich wie ein Knabe fing!

Er sollte sich im Fluge seines Strebens
In Banden schlagen, die man ewig trägt! —
Es kann, es darf nicht sein! allein vergebens
Kämpft die Vernunft, wo Liebe Flammen schlägt;

Vergeblich stachelt er sich auf zum Grimme
Und geißelt sich und sie mit Hohn und Witz,
Unwiderstehlich ruft die inn're Stimme
Nur nach des Mädchens Anblick und Besitz.

Und ob er knirschend mit dem Fuße stampfe,
Ob sinnend er auf ödem Lager liegt —
Er leidet tief im schweren Seelenkampfe,
In welchem niemals doch der Sieger siegt.

Bis eines Tags die Kräfte ihn verlassen,
Mit denen er um seine Freiheit ringt,
Da eilt er hin nach den bekannten Gassen,
Durch welche man zum Haus der Witwe dringt —

Es öffnen sich vor ihm die kleinen Pforten,
An denen er so oft schon rathlos stand,
Verstörten Blicks, in abgerissnen Worten
Wirbt er um Margarita Guazzis Hant.

Die Mutter kommt dem Freier gern entgegen,
Für alle Dinge weiß sie guten Rath,
Und wohl gefiels ihr, daß den Priestersegen
Der Maler sich in schnellster Zeit erbat.

Des Aufgebotes Ordnung schnell zu schlichten,
Eilt sie zum Beicht'ger, dem sie sich vertraut,
Der Nachbarschaft muß vorher sie berichten,
Daß Margarita eines Künstlers Braut.

Und alle Freunde sieht man sich versammeln,
Jedweder hat ein freudig Wort bereit,
Den Glückwunsch schnell der schönen Braut zu stammeln,
Die ihn empfängt in stiller Seligkeit.

Denn seit dem Abend vor den Ostertagen —
  Als ahnte sie verborgne Leidenschaft —
Ließ sie die Mutter keinen Gang mehr wagen,
  Und hielt sie streng in ihres Hauses Haft.

Das Mädchen aber sah demungeachtet
  Den theuren Fremden oft vorübergehn,
Und sehnsuchtsvoller hat er nicht geschmachtet,
  Als sie nach frohbeglücktem Wiedersehn.

Doch da sie kaum den Nachbarn sich entrangen,
  Und sich gestanden ihrer Liebe Glück,
Kehrt unvermuthet mit erhitzten Wangen
  Die Mutter weinend, hast'gen Schritts zurück.

„Hinweg mit Euch“, ruft sie, „von diesen Thüren,
  Der Maler kann nicht meine Tochter frein,
Denn sollte er sie zum Altare führen,
  So müßt' er selbst ein Sohn der Kirche sein.

Der Pfarrer frug, als ich mich ihm entdeckte,
  Nach seinem Wohnort, Stande, Namen, Haus —
Gerechter Gott! ein schnöder Ketzer streckte
  Nach meinem Kinde seine Krallen aus —

Hingeben sollte sie die reinen Züge
  Sich zur Verdammniß, mir zu ew'gem Fluch,
Daß als Madonna — frevelhafte Lüge —
  Er hin sie pinsle auf sein Leinwandtuch!“

Was weiter ward in rauhem Ton gesprochen
  Vernahm Antonio wie aus Fernen nur,
Denn Margarita sank von Schmerz gebrochen
  Ohnmächtig nieder auf des Hauses Flur,

Das Angesicht bedeckt von Marmorblässe,
  Die Stirne feucht von kaltem Todesschweiß.
Es eilt der Oheim und bestellt die Messe,
  Und um sie her schließt sich der Freunde Kreis. —

Doch regt sich bald das Leben in den Gliedern,
  Ein tiefer Seufzer hebt des Busens Bau,
Und aus den fest geschlossnen Augenlidern
  Dringt einer Thräne lösend milder Thau.

Sie streicht hinweg das Haar, das lang und wirrend
Ihr Haupt und Stirn umschlingt mit schwerer Wucht,
Indeß ihr Aug' umher im Kreise irrend
Antonios Blick mit banger Liebe sucht.

Und ihre Hände streckt sie ihm entgegen
Und sieht ihn an so sinnig wunderbar,
Als flehe stumm sie ihn um Gruß und Segen,
Bevor er scheide — ach auf immerdar!

Doch wie er naht sich bleich bis in die Lippe
Und Blick an Blick und Aug' an Auge hängt,
Bedroht mit Faust und Messer ihn die Sippe,
Und tobend wird er nach der Thür gedrängt.

Die Mutter aber weiß sich schnell zu fassen:
„Vollendet Unmensch", ruft sie, „den Verrath
Und eilet nun das Mädchen zu verlassen,
Das sterben wird, eh noch der Winter naht.

Doch elend, elend wird es mit Euch enden,
Der Ihr uns täuschtet gleich von Anbeginn,
Maria wird der Strafe Werk vollenden,
Die Jungfrau ist der Unschuld Rächerin!

O daß sie jetzt sich unser all' erbarme!
Unselger Mann, gehorchet dem Geschick,
Die heil'ge Kirche öffnet Euch die Arme,
Sinkt an ihr Herz und seid ein Katholik!"

Und wie der Sturzbach nach des Thales Sohle
Mit herrischer Naturkraft niederschießt,
Als sei'n Margitas Arme die Symbole
Der Kirche, die sich freudig ihm erschließt,

So stürzt Antonio übermannt, bezwungen
Sich in des Mädchens Arm; an seiner Brust
Hält er sie sprachlos lange fest umschlungen
In brennender, in sel'ger Liebeslust.

Wohl dem geretteten verirrten Schafe!
Die Jungfrau hat der Gläub'gen Schmerz gestillt,
Und alle Nachbarn beten laut das Ave,
Und Kerzen schimmern am Madonnenbild.

Am Hochaltar des Domes von Sankt Peter
 Vor der Apostelfürsten gold'nem Grab,
Und vor des röm'schen Kaiserreichs Vertreter
 Schwor Mengs den Glauben seiner Väter ab.

Und bald darauf ward still in der Kapelle
 Ein liebend Paar in aller Form getraut;
Ein Menschenschwarm umdrängt die heil'ge Schwelle
 Und staunendes Entzücken folgt der Braut.

Hoch auf dem Chor an des Gewölbes Rippen
 Steht mit dem Inquisitor Benedikt,
Ein höhnisch Lächeln schwebt auf seinen Lippen,
 Da er hernieder auf Antonio blickt.

„Armsel'ger Thor, Du täuschtest Dich nicht wenig,
 Da Du der Glaubenstreu' Dich stolz gebläht,
Denn Gut und Ehr' bot Kaiser Dir und König
 Und ich die Macht, die kindisch Du verschmäht.

Was Unsre Gunst zu hohem Preis gesteigert
 Das war Dir feil in jämmerlichem Tausch,
Was Du dem König, Kaiser, Papst geweigert,
 Das warfst Du hin für einen Sinnenrausch."

Der Kaiser aber, da er diese Kunde
 Durch des Ambassadeurs Bericht empfing,
Sah ernst umher in seines Staatsraths Runde
 Und flüstert dem vertrauten Kämmerling:

Nun wissen Wir was jüngst beim Fest der Orden
 Der Cardinal still lächelnd Uns verschwieg:
Antonio Mengs ist Katholik geworden,
 Die Kirche Roms zählt einen neuen Sieg.

Hat er nicht ihren Mächten widerstanden,
 Der so voll Freimuth Uns entgegen trat,
So werden wir aus diesen Geistesbanden
 Auch nicht befreien können Unsern Staat.

Und Josephs Stimme wurde leis und leiser,
 Ans Fenster trat er, sah die Wolken zieh'n,
Gedankenvoll hernieder blickt der Kaiser
 Auf das Getümmel, auf sein frohes Wien.

Doch als von dieser glorreichen Bekehrung
  Die wicht'ge Kunde auch nach Sachsen kam,
Der König diese neue Glaubensmehrung
  Aus seiner Liebsten schönem Mund vernahm —

Bei leckrem Mal und frohem Becherwallen,
  Erhob er sich in Lust und Fröhlichkeit:
„Der Liebe“, rief er freudig, „sei vor Allen
  Dieß schäumende, dieß volle Glas geweiht!

Wenn alle Kränze, die der Ruhm geflochten,
  Nicht dieses stolzen Mannes Herz erweicht,
So hat, was Ehr' und Reichthum nicht vermochten,
  Im Siegeslauf die Liebe doch erreicht.

Und so solls sein; ihr bleibe unbenommen
  Das Recht des Herzens gegen die Vernunft;
Wär' nicht die Menschheit lange schon verkommen
  Im strengen Bann des Standes und der Zunft,

Im engen Kreise klügelnder Gesetze,
  Wenn sie ihr Machtwort nicht erschallen ließ
Und aus der Satzungen verworr'nem Netze
  Zurück zur Wahrheit, zur Natur uns wies?

Laßt Thoren schmäh'n, der Liebe Joch verhöhnen,
  Wir bieten froh ihr unsern Nacken dar —
Laßt Hörner schallen und Posaunen tönen —
  Die Liebe hoch — und Heil dem jungen Paar!“

# Aphorismen zur Philosophie und Naturwissenschaft.

Von
**Julius Kaan.**

## Realismus und Idealismus im Lichte der Entwicklungstheorie.

Von Descartes bis Hartmann durchzieht die Geschichte der Philosophie der Zweifel an der Realität der Erscheinungswelt gegenüber der aufdringlichen Gewißheit des sogenannten gesunden Menschenverstandes (Materialismus), jenen Zweifel der im absoluten Idealismus Fichte's seinen Kulminationspunkt erreichte.

Descartes, das Denkbewußtsein zum Ausgangspunkte seiner philosophischen Forschungen nehmend, folgert die Uebereinstimmung des Idealen mit dem Realen aus der Existenz Gottes, „welcher uns nicht täuschen wollen kann." Locke unterscheidet zwischen primären und secundären Eigenschaften der Dinge, wovon ihm erstere als objectiv (real), letztere als subjectiv (ideal) galten. Leibnitz, dem Gedankengange Descartes folgend, sucht die Vermittlung des Realen und Idealen in der prästabilisirten Harmonie. Berkley, Hume, Fichte gelangen zum absoluten Zweifel am Realen. Kant erschließt durch die Kritik der Denkgesetze das „Ding an sich" als realen Urgrund der idealen Vorstellung. Dasselbe Ding an sich heißt bei Hegel „das Absolutorium", bei Schoppenhauer „der Wille", bei Hartmann endlich „das Unbewußte." Es bleibt aber immer noch die unbeweisbare, daher mit Recht angezweifelte Uebereinstimmung der vom Subject vorgestellten, mit der wirklichen Welt unerklärt, die uralte Kluft zwischen dem Idealen und Realen ohne Brücke.

Befolgen wir einmal die mathematische Methode, welche das Unbekannte, das 2c. nicht als „Ding an sich" im kantischen Sinne, sondern im matematischen Sinne, als bekannt voraussetzt und durch die analoge Behandlung wie mit bekannten Größen, dessen Wert ermittelt, d. h. es kennen lernt. Setzen wir die Welt als real, gehen also vom Object aus und folgern nach den Gesetzen der Entwicklungstheorie die Entstehung, eigentlich die fortschreitende Umbildung (Entwicklung) der Naturwesen bis zum Menschen, so wird es nach dem Gesetze der Anpassung einleuchtend, daß, sobald es zur Bildung eines denkenden Wesens gekommen war, sich notwendig solche Denkformen entwickeln mußten, welche zur möglichst richtigen Auffassung der Außenwelt tauglich waren, ebenso notwendig, als sich durch allmälige Umbildung im Laufe

sehr langer Zeiträume, die zweckmäßige Form der Bienenzellen den matematischen Gesetzen des Raumes oder die Einrichtung des Auges als optisches Instrument, den physikalischen Gesetzen der Lichtwellen *angepaßt* hat. Zeit, Raum und Causalität sind zwar bei dem einzelnen Individuum a priori gegebene Denkformen des Intellects zur Auffassung der Außenwelt, wie dies Kant unwiderleglich nachgewiesen hat. Sie sind aber zugleich bei der Gattung „Mensch" a posteriori Erzeugnisse der realen Welt, daher diese Denkformen *notwendig* mit den Naturgesetzen übereinstimmen müssen und die durch sie erlangte Vorstellung ist *notwendig* ein getreuer Spiegel der Außenwelt. *Da die Denkgesetze eben Naturprodukte sind, so können sie nie über die Natur hinausführen, womit die von Kant auf philosophischem Wege bewiesene Unmöglichkeit jeder Metaphysik, naturhistorisch nachgewiesen ist.*

Nach Schoppenhauer gibt es ohne Auge kein Licht, ja wol, aber nach Darwin's Entwicklungstheorie gibt es auch ohne Licht kein Auge. Weil es Wellenschwingungen des Aethers gibt, so hat sich ein Organ gebildet, welches geeignet ist, diese Bewegung in sich aufzunehmen und zur Auffassung der Erscheinungswelt aus der Entfernung zu benützen, das heißt Lichteindrücke zu erhalten, sowie die Betastungsorgane entstanden sind, weil etwas zu Betastendes, nämlich die ausgedehnte Körperwelt vorhanden ist. Der Intellect aber ist nichts anderes als der innere Sinn, vermöge welchem die Sinneseindrücke durch die der realen Welt entsprechenden und nach der Entwicklungstheorie *notwendig* entsprechenden Denkformen der Zeit, des Raumes und der Causalität zu Vorstellungen werden, welche dieser realen Welt adäquat sind, wodurch die von Leibnitz prästabilisirte Harmonie zwischen Welt und Vorstellung sich als *notwendige Folge des Entwicklungsprocesses heraus stellt* und also auch bei der so oft versuchten Vermittlung des Realen und Idealen — wie bei den meisten Irrthümern der im Schwunge gewesenen Naturphilosophie — das voreilige Hineintragen des Zweckbegriffes die richtige Erklärung verhindert hat.

# Gedichte.

Von

**Hans Max.**

## 1.

## Meine Bibel.

War einst ein frommer Knabe,
D'rum in die Bibel habe
Ich oft und lang geschaut,
Mich d'ran gar wol erbaut.
„Nur einen Gott sollst lieben!"
Mit großer Schrift geschrieben
Stand in dem Bibelbuch, —
Und mancher gute Spruch.

Zum Manne nun erblühet
Mein Herz noch frömmig glühet;
Doch ist dein Aug, das blaue
Die Bibel d'rein ich schaue.
„Nur Eine sollst du lieben!"
Mit Flammenschrift geschrieben
Steht in dem Bibelbuch
Der Liebe höchster Spruch.

## 2.

## Das Glöckchen.

Ich hör' ein Glöcklein läuten
Gar bange durch die Luft.
„Ei, Glöcklein, kannst du deuten,
Wen deine Klage ruft? —"

„„Ein Jüngling ist verschieden
Im heißen Liebesdrang,
Man bettet ihn zum Frieden,
Drum töne ich so bang."" —

„O schwing' mit aller Stärke
Dein klangerfülltes Erz,
Auf daß mein Lieb es merke,
Hier blute auch ein Herz!"

„Und rührt sie nicht dieß Klagen,
Dann kling' nur leise fort,
Wenn sie mich prunklos tragen
Hinaus zum stillen Ort! —"

## 3.

## Vorwurf.

O wüßt' ich, ob in weiter weiter Ferne
Den Mond, der still am Himmel thront,
Und jene räthselhaften Sterne
Ein liebevolles Herz bewohnt!

O wüßt' ich, ob im tiefen tiefen Grunde
Das Meer ein liebevolles Herz verschließt —
Die schönste Perle, deren Kunde
Noch nie heraufgedrungen ist! —

Wer aber wird den Mond, die Sterne fragen,
Wer forschen in dem Ocean,
Wenn Herzen, die uns nahe schlagen,
Das Auge nicht durchschauen kann! —

4.

## Du sprichst mit mir.

Du sprichst mit mir, wenn ich auch ferne bin
Im Tagsgetriebe und in stillen Nächten;
Dein Sinn und Herz kann nimmer sich entziehn, —
Du folgest willig den geheimen Mächten.

Dem Maler gleich, der rasch mit kühnem Strich
Ein theures Bild belebt in stiller Zelle,
Beschwört mein Geist zu jeder Stunde dich;
Darfst du auch nicht, so mußt du doch zur Stelle.

Dein Auge glüht, ich schau in tiefen See:
Du streckst das weiße Händchen mir entgegen;
Es bebt mein treues Herz in Lust und Weh;
Dein Rosenmund beginnt sich jetzt zu regen,

Und über seiner Perlen lichten Kreis
Schwingt sich melodisch süß der Klang der Worte,
Im Anfang zwar nur schüchtern und nur leis',
Doch endlich drängt das Herz sich durch die Pforte;

Zum Herzen fliegt es, dem es längst vertraut,
Und dem Gedanken eint sich der Gedanke, —
Solch' sel'ger Einklang eine Welt uns baut
Erhaben über Zeit und — Schranke! —

5.

## Einst und Jetzt.*

Lag einst ein weißes Blatt vor mir —
In meiner Jugend Tagen,
Da war's gewiß zur Dichtung nur —
Zur heitern aufgeschlagen.

Da sang und klang es im Gemüt
Mit wundervollem Spiele,
Und nieder schrieb ich Lied um Lied
Mit meinem flücht'gen Kiele. —

Auch jetzt liegt manch' ein weißes Blatt
Vor mir hier aufgeschlagen;
Ich halt' die Feder in der Hand,
Wie einst in schön'ren Tagen;

Doch gilts nicht mehr dem heitern Lied —
Dem harmlosen Dichten,
Es gilt dem trock'nen Exhibit —
Des Amtes strengen Pflichten;

* Aus den Liedern eines Beamten.

Dem halbbrüchigen Referat,
Den feingestilten Noten;
Was ich so schön gedrechselt hatt',
Mein Chef wirft's zu den Todten;

In den Papierkorb schleudert er's,
Und zieht die Stirn in Falten,
Ich aber schreibe einen Vers
Im Sinn Horaz' des Alten:

„O glücklich der, so fern dem Amt,
Vermag sein Feld zu ackern,
Und den das Schicksal nicht verdammt
Sich im Bureau zu rackern!“ —

6.

## Was wir lieben.

Als wir jüngst, weidlich zechend den edlen Saft vom Rhein,
Am runden Tische saßen im fröhlichen Verein:
Zu oberst du, die Rose, und ich an deiner Seit',
Die Andern je nach ihrem Belieben bunt gereiht,
Und wir manch' Lied gesungen, manch' „Hoch“ schon ausgebracht
Schon bunterlei geplaudert, geschäckert und gelacht,
Da rückt den Stuhl ich näher zu deiner rechten Hand,
Mir war's, als ob mich zöge zu dir ein mächtig Band,
Als müßte ich berühren den Saum von deinem Kleid,
Als wärst du trotz der Nähe mir immer noch zu weit;
Da schenktest ungesehen du mit der kleinen Hand
Mein Gläschen und das deine ganz voll bis an den Rand;
Und wie das Glas sich füllte mit edlem Feuerwein,
Stieg rasch empor in's Antlitz auch dir ein glüh'nder Schein;
Aus deinen Augen zuckt' es und schlug in's Herz mir ein:
Wir griffen nach den Gläsern und stießen an so leis,
Daß niemand es bemerkte und hörte in dem Kreis;
Kein Trinkspruch kam aus deinem und kam aus meinem Mund,
Doch fühlten wir es beide tief in des Herzens Grund,
Was wir uns zugetrunken in jener sel'gen Stund.

# Schiller und Henriette von Arnim.

Von

**Hermann Meynert.**

Ein eigener Unstern hat über Schiller's Briefwechsel mit Frauen gewaltet. Die Chatouille, welche seine Briefe an Louise Vischer, die mutmaßliche „Laura", enthielt, ist verloren gegangen; Charlotte von Kalb hat in einem Momente des Unmutes seine Briefe den Flammen übergeben und aus einer anderen Ursache hat, wie wir sehen werden, auch Henriette von Arnim die Briefe Schiller's der Vernichtung geweiht. Fast möchte man den Verlust der letzteren am meisten beklagen, denn Schiller's Verhältniß zu dieser Dame ist gerade am wenigsten aufgeklärt und hat doch vielleicht den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck in der Seele des großen Dichters zurückgelassen.

Eine wichtige Rolle in jenem kleinen Drama spielte die Dichterin und Schauspielerin Sofie Albrecht. Sowol sie als Schiller ließen anfangs sich wechselseitig so begeistert über einander vernehmen, daß man hätte glauben können, ihr Verhältniß werde über das der Freundschaft und des Vertrauens hinausgehen.

Als Schiller 1784 Sofien — sie stand damals in ihrem siebenundzwanzigsten Lebensjahre — in Frankfurt kennen lernte, versprach er sich „göttliche Tage" in ihrer näheren Gesellschaft. Mit einer gewissen Aengstlichkeit, als könnte das Theater mit seinen Wechseln und Verkleidungen ihm dieses „schöne und einzige Herz" entfremden, kämpfte er gegen ihren Entschluß, Schauspielerin zu werden; ja in einem seiner Briefe aus jener Zeit findet sich die vielsagende Stelle: „ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt."

Was Sofien anlangt, so schildert sie in einem ihrer Gedichte aus früheren Jahren „an Friedrich Schiller" die Wirkung, welche dieser eben aufleuchtende Genius auf ihr poetisches Gemüt hervorgebracht hat.

Trotz Schiller's Abmahnen hatte die Albrecht unterdessen, was ihren Biographen unbekannt geblieben zu sein scheint, sich von dem Italiener Pasquale Bondini, dem Principale der sogenannten privilegirten deutschen Gesellschaft zu Leipzig, engagiren lassen, wo sie am 5. April 1785 als „Lanassa" debutirte. So nämlich hieß der Titel und die Hauptrolle eines damals beliebten Stückes, welches Plümicke nach einem französischen Schauspiele: „La veuve de Malabar" bearbeitet und das nachmals Eduard Gehe seinem Operntexte „Jessonda" zu Grunde gelegt hat.

Im folgenden Jahre finden wir sie als Mitglied der Bondini'schen Gesellschaft in Dresden, wo sie sich zum Lieblinge des Publicums aufschwang.

„Madame Albrecht,“ — so heißt es in einer gleichzeitigen Recension — „ist die Göttin unserer Bühne. Ihre richtige, treffliche Declamation, ihr zärtlich süßer Ton macht sie besonders im Schmachtenden, Verlassenen, Leidenden einzig in ihrer Art. Da ist sie wahrer Abdruck der Natur. Schade, daß ihr die Natur, besonders in hohen tragischen Rollen, nicht eine Viertelelle mehr Länge gab und daß sie oft ihren Anzug vernachlässigt. Agnes Bernauerin, Louise in „Cabale und Liebe,“ Friederike in den „Jägern,“ das sind ihre Triumphrollen. Ueberhaupt unschuldige, naive, liebende Mädchen oder Unglückliche. Doch spielt sie fast alle Rollen mit wahrem Studium der Natur, wenn ihr nicht etwa ihr düsterer Spleen einen Streich spielt.“

Diese Zeilen sind nicht ohne Bedeutung; wir erfahren daraus, daß Sofie Albrecht durch ihr vorzügliches Spiel beitrug, einige der ersten Stücke Schiller's, namentlich „Cabale und Liebe“, in Dresden einzubürgern, zugleich aber läßt der Hinweis auf Sofiens unbedeutende Gestalt, auf ihren vernachlässigten Anzug und ihren „düsteren Spleen“ uns die Gründe ahnen, welche Schiller's aufkeimende Neigung an ihrer weiteren Entwicklung hinderten. Daß Sofie dann, als Schiller in Dresden wieder mit ihr zusammentraf, nicht der Gegenstand, sondern bloß die Vertraute seiner Liebe wurde, war für ein so leicht zu entzündendes Herz, wie das ihrige, allerdings eine feuergefährliche Aufgabe.

In Sofiens Gesellschaft sah Schiller, wie man weiß, auf einem Maskenballe zu Dresden 1786 zum ersten Male das Fräulein Henriette von Arnim. Vielleicht gelingt es uns, den Tag dieser denkwürdigen Begegnung festzustellen, welchen Schiller nicht aufgezeichnet, aber schwerlich vergessen hat. Eine gedruckte Dresdner Local-Notiz aus jenem Jahre sagt: „Am 17. (Jänner) war die erste sehr magere Redoute, indem kaum dreißig bis vierzig Masken zugegen waren. Und so verliert dieses sonst so zärtlich geliebte Schoßkind Venedigs, das ehedem bis zur Raserei getrieben ward, seine Achtung.“

Wirklich scheint diese Maskerade ihres spärlichen Besuches wegen die einzige des ganzen Carnevals geblieben zu sein, denn wir finden nirgends eine zweite erwähnt, und so wäre denn der 17. Jänner 1786 als der Tag anzunehmen, welcher den heftigen Brand in die Seele Schiller's warf. Der Schauplatz des Maskenballes ist zwar nicht angegeben; wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir ihn im Hotel de Pologne in der damaligen Schloßgasse suchen.

Ein wirkliches Porträt der reizenden jungen Dame findet sich nicht vor; wir müssen uns daher mit dem Bilde begnügen, welches Schiller selbst in seinem „Geisterseher“ von ihr entwirft. Freilich hat seine Phantasie ihren Pinsel in ätherische Farben getaucht; versetzt er doch von Haus aus die ihm überirdische Erscheinung aus dem Geschwirre eines Maskenballes in das ruhig-feierliche Licht einer Capelle. Der Umriß ihrer Gestalt gemahnt den entzückten Dichter als „die schönste Linie in der Natur;“ ihr langes licht-

blondes Haar ist in zwei breite Flechten geschlungen, in ihrem Blicke waltet „Ruhe, unaussprechliche Ruhe.“

So überrascht, so gewaltsam überfallen sieht sich Schiller von dieser neuen Empfindung, daß er für dieselbe vergebens nach einem Namen sucht, denn die Benennung „Liebe“ will ihm bei weitem nicht dafür ausreichen. „Muß es denn notwendig ein Name sein, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tausend schwache Seelen mißbrauchen! Welcher Andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein solches Wesen war noch nicht vorhanden, wie kann der Name früher da sein als die Empfindung? Es ist ein neues einziges Gefühl, neu entstanden aus diesem neuen einzigen Wesen und für dieses Wesen nur möglich!“ —

Im Hause der Albrecht wurde die auf dem Maskenballe entsponnene Bekanntschaft fortgesetzt; bei ihr pflegten Schiller und Henriette von Arnim einander zu treffen.

Nur höchst dürftige Nachrichten haben sich über diese verhängnißvolle Liebe Schiller's erhalten und auch sie sind bloß tropfenweise geflossen. Je hoffnungsloser das Verhältniß schon kurz nach seinem Beginne sich gestaltet haben mag, desto tiefer verschloß es der liebeskranke Dichter gleich anfangs in seiner Brust; später, zumal nach seiner Verheiratung, wurde er aus begreiflichen Ursachen wahrscheinlich noch schweigsamer in Bezug auf diese ihm schmerzlich-heilige Erinnerung.

Und wie er vor der Welt schwieg, verfiel das schöne Geheimniß in seinem Innern zuletzt der poetischen Willkür und entfremdete sich mehr und mehr der Wirklichkeit. Je nach Zeit und Stimmung nahm die Erscheinung Henriettens vor seinem geistigen Auge neue Formen an. Sie, die er anfangs zur Griechin verwandelt hatte, wandelte er kurz darauf, gleichsam sich verbessernd, wieder zur Deutschen um, und späterhin ist mit ziemlicher Deutlichkeit wahrzunehmen, daß er einzelne Züge Henriettens auf andere Frauengestalten überträgt, sie diesen, selbst auf die Gefahr der Entähnlichung hin, aufnötigt. Das Alles aber trägt dazu bei, die Person und die Sache unter so vielen Schleiern und Verlarvungen dem Erkennen zu entziehen; die Maskerade, auf welcher das interessante Rätsel seinen Anfang nahm, dehnt sich auch auf die Nachwelt aus.

Sofie Albrecht, die einzige, welche uns Klarheit geben könnte, zeigt sich in diesem Punkte ebenfalls sehr zurückhaltend, obwol sie den Vorgang um vierundfünfzig Jahre überlebte und daher kaum mehr nötig gehabt hätte, eine so strenge Discretion zu beobachten. Vielleicht glaubte sie sich dennoch verpflichtet, das Stillschweigen Schiller's fortzusetzen; vielleicht auch erfüllte sie der unerquickliche Ausgang eines Liebesverhältnisses, zu dessen Entstehen sie die Hand geboten, mit einem Widerwillen, der sie von Mittheilungen abhielt. In ihrem Tagebuche, welches der Herausgeber einer Anthologie aus ihren Gedichten benutzt haben soll, scheinen sogar die Namen absichtlich

verändert worden zu sein, denn Henriette, überhaupt nur ganz beiläufig von ihr erwähnt, wird dort „Julie“ genannt.

Ein Umstand jedoch, welchen, so viel uns bekannt, Schiller's Biographen bisher nicht ins Auge gefaßt haben, geht aus Sofiens Tagebuch hervor: sie selbst war es nämlich, die, nachdem sie das Verhältniß zwischen Schiller und Henrietten als unhaltbar erkannt hatte, den Bruch herbeiführte und so ihre eigene Schöpfung mit Bewußtsein zerstörte. Der Biograph der Albrecht sagt ausdrücklich, daß sie, „die einzige, vielwarnende Vertraute, Schiller's Freunde veranlaßte, ihn von Dresden zu entfernen“.

Die Schuld des notgedrungenen Bruches wird übereinstimmend der Mutter Henriettens beigemessen, welche Schiller mutmaßlich unter jener „ältlichen Dame“ versteht, die als Begleiterin der Griechin den Entzückten störend überrascht und für einen Augenblick aus seinen Himmeln herabzieht. Auch eine nach Ueberzeugung vorzugsweise glaubwürdige Quelle, auf die wir weiterhin zurückkommen werden, spricht von einem „Intriguenspiele“ der Mutter Henriettens.

Wir stehen jener Zeit und jenen Verhältnissen zu fern, um über die Stichhaltigkeit der vorgebrachten Anklagen entscheiden zu können; jedenfalls aber wird es nötig sein, die Stellung, welche Schiller während seines Aufenthaltes in Dresden einnahm, die Gesichtspunkte, aus welchen er dort beurtheilt wurde, unbefangen zu prüfen.

Als im Sommer 1784 die Bellomo'sche Theatergesellschaft auf dem Linke'schen Bade in Dresden Vorstellungen gab, kamen zum ersten Male Schiller's „Räuber“ dort zur Aufführung. Die Traditionen des prachtliebenden polnischen Königshofes waren bis dahin in Dresden noch sehr lebendig; man hatte sich an Prunk-Opern und glänzende Festspiele, in welchen fürstliche Vermälungen oder andere Begegnungen irdischer Größen gefeiert wurden, gewöhnt und das Theater erschien den Leuten beinahe nur als ein Paradeplatz für ähnliche Anlässe. Die Opera buffa und das französische Schauspiel blieben so ziemlich auf die Hofkreise beschränkt. Schüchtern schlichen sich etwas später auch deutsche Schau- und Singspiele ein, begreiflicherweise in sehr vorsichtiger und bescheidener Gestalt. Erst etwa ein Jahrzehnt vor Schiller's Ankunft versuchte man es, freilich nur unter sorgfältiger Auswal, mit Lessing, Goethe und Klopstock; „Minna von Barnhelm“ ließ man gelten; „Clavigo“ nahm man als ein schon gewagteres Experiment noch hin.

Nun aber plötzlich die „Räuber“ mit ihrer jugendlich-verwegenen Weltanschauung. Wie erschraken die manierlichen Dresdner über die Invasion einer Verbrecherrotte, deren Anführer für seine polizeiwidrigen Thaten gar poetisch bestechende Beweise, schmeichelnde Motive auffand, so daß die bestürzten Moralisten kaum mehr wußten, wo die Tugend aufhörte und das Laster anfing!

Als im Juli 1785 die Schlager'sche Gesellschaft ihre Vorstellungen in Dresden mit den „Räubern“ schloß, schrieb ein dortiger Kritiker: „Herr Schiller sucht das Grausende, will das menschliche Herz nicht erweichen, sondern erschüttern, und wält also mit Fleiß moralische Ungeheuer, denn

was ist ein tugendhafter Straßenräuber, ein frommer Mordbrenner anders? Unser ganzes Herz empört sich bei dem Gedanken, daß so ein Mensch Gottes Gerichte halten will."

Wenig glimpflicher klingt eine gleichzeitige Recension über „Kabale und Liebe"; man nennt es „ein sehr irreguläres, übertriebenes Stück"; von dem Verfasser wird gesagt: „er ist ein gebornes Genie, aber auch wild und regellos."

Im Frühjahre darauf gelangte auch „Fiesco" zur Aufführung. Diesen hatte die Censur weidlich zugestutzt. Schiller, damals in Dresden anwesend, beklagte sich gegen einen Bekannten: „man hat mir sieben Scenen verstümmelt und den Ausgang eigenmächtig abgeändert." Das so appretirte Stück fand zwar mehr Gnade, als die „Räuber" und „Kabale und Liebe", aber man wollte darin einen zu großen Einfluß Shakespeare's wahrnehmen, mit welchem man bisher ebenfalls noch nicht ins Reine hatte kommen können.

Der ganze Zorn des erschreckten Zeitalters sprach sich jedoch in einem Buche: „Literarische Reisen" aus, welches im nämlichen Jahre zu Leipzig erschien und in ganz Deutschland eine kurze, aber gewaltige Sensation machte. „Schiller's Charaktere" — so eiferte der empörte Tourist — „sind Ungeheuer, sein Athemzug ist Sturmwind, sein Wort Donner, sein Zürnen Fluch, sein Wüten ist das Wüten des Behemoth, seine Liebe ist Raserei, sein Haß Blutdurst. Einen Mittelweg kennt er nicht; seine Personen sind entweder Teufel oder Engel, und ihre Handlungen finden keinen Tummelplatz in der wirklichen Welt. Es sind dramatisirte Mordgeschichten, keine Schauspiele."

Diese fanatische Verurtheilung machte in Dresden einen um so tieferen Eindruck, als sie von Leipzig ausging, einer Stadt, deren akademische Jugend sich rasch für Schiller begeistert hatte. Nebenbei sei bemerkt, daß der große Dichter sich gerade in Leipzig einen seltsamen Zwang gefallen lassen mußte. Das dortige Publicum nährte, vielleicht durch die Bequemlichkeit der Schauspieler verführt, eine tiefe Abneigung vor rhythmischen Dramen; man fand daher für gut, den „Don Carlos" in Prosa aufzulösen, die Verse durch Einschaltungen zu vernichten. Freilich stand dieser Vorgang nicht vereinzelt da; die Scheu vor Versen ging überhaupt so weit, daß Albrecht, der geschiedene Gatte Sofiens, auf den Einfall geriet, Goethe's „Mitschuldige" unter dem Titel: „Alle strafbar" in Prosa umzuschmelzen.

Allmälig hatte man sich in Dresden gewöhnt, in Schiller immer nur den Dichter der „Räuber" zu erblicken, und da man ihm diese nicht verzeihen konnte, so fuhr man fort, ihn und Alles, was an ihn erinnerte, sich aus dem Herzen zu reißen. Shakespeare und Goethe mußten, als Sünder ähnlicher Gattung, dieses Schicksal theilen.

Solchergestalt war man zu Ende der Achtzigerjahre in Elbe-Athen glücklich dahin gelangt, Goethe und Schiller als überwundenen Standpunkt anzusehen; man fühlte sich froh und beruhigt, diese poetischen Landfriedensbrecher endlich los zu sein, und in einer ästhetischen Abhandlung des Dresdner

„Magazins" aus dem Jahre 1790 wird im vollen Ernste der Satz ausgesprochen: „Goethe und Schiller haben uns nur eine Zeitlang irregeführt; die ewige Wahrheit der Natur wird ihren Platz zeitig genug wieder einnehmen und wir werden so unnatürlich übertriebene Scenen zu den Cannibalen verweisen."

Merkwürdigerweise herrschten solche Ansichten nicht in Dresden allein. Auch in Wien z. B. wurde zu derselben Zeit Schiller ganz auf ähnliche Art zu den Todten geworfen. Pezzl, der Verehrer und Biograph Josefs II., sonst nicht ohne Geist und Gedankenschärfe, erwähnt doch in seinem Capitel über das Wiener National-Theater* mit Befriedigung, daß „die Meisterstücke im Monströsen, die der Herren Klinger, Lenz, Schiller rc. wie billig verbannt sind."

Mit dieser einen Abschweifung fertig, müssen wir uns eine zweite erlauben.

Vor dreißig bis vierzig Jahren sahen die Bewohner Dresdens beinahe tagtäglich eine einfache offene Kutsche durch die Pirna'sche Vorstadt in den „großen Garten" fahren. Im Vorüberrollen hatte es fast den Anschein, als ob auf dem Sitze des Wagens bloß ein Menschenkopf liege; bei genauerem Hinblicken nahm man jedoch wahr, daß dem Kopfe auch der übrige Körper nicht fehlte. Es war der Dichter des „Ulrich von Hutten", der arme Ernst von Brunnow, der in der Kutsche saß, immer kränkelnd und arg verwachsen, so daß man von dem Sitzenden eben nicht viel mehr als den Kopf sah. Aber in dem kranken Leibe wohnte ein gesunder Geist, schlug ein warmes, biederes Herz.

Ein begeisterter Verehrer Schiller's, unterließ er nicht, jeden Fremden, der ihn besuchte, in das nahe Dörfchen Loschwitz zu führen und ihm hier das Weinberghäuschen zu zeigen, in welchem Schiller seinen „Don Carlos" vollendet und mit seinen Freunden Körner, Huber, Frau Körner, Dora Stock u. A. privatim aufgeführt hatte.

Als nun im September 1841 jenes Weinberghäuschen feierlich als „Carlos-Pavillon" eingeweiht wurde, hielt Brunnow die Festrede, welche der Erinnerung an Schiller's Aufenthalt in diesem Raume gewidmet war, und gab dann in einem kleinen Dresdner Blättchen eine kurze Beschreibung dieser Schillerfeier. In jenem längst verwehten und vergessenen Blättchen, das uns zufällig aufbewahrt blieb, findet sich folgende Stelle:

„Wichtig für die poetische Ausbildung des Dramatikers war auch Schiller's Umgang mit mehreren Mitgliedern der damaligen Dresdner Theaterwelt. Am meisten wurde von ihm die geistreiche und liebenswürdige Schauspielerin Sofie Albrecht ausgezeichnet. Sie war auch die Vertraute Schiller's in seinem Liebesverhältnisse zu Fräulein v. A . . . ., einer der ersten damaligen Schönheiten der Hauptstadt. Die Mutter des Fräuleins fühlte sich durch diese Eroberung des gefeierten jungen Dichters geschmeichelt; doch war Alles bei ihr nur auf den erhöhten Glanz der Tochter, keineswegs aber auf das dauernde Lebensglück der beiden Liebenden abgesehen. Die Tochter hatte Schiller's Neigung anfangs wirklich mit Gegenliebe erwidert; als sich

* „Skizze von Wien" (1789), Seite 241.

aber begüterte aristokratische Bewerber fanden, mußte sich das Mädchen in das Intriguenspiel der Mutter willig fügen, und der arglose Dichter wurde plötzlich durch bittere Enttäuschung aus seinem geträumten Paradiese geschleudert. Fräulein A . . . hat jedoch, wie Referent aus sicherer Quelle weiß, Schiller nie vergessen, sein Bild und seine Briefe treu bewahrt. Erst im höheren Alter hat sie letztere verbrannt, fürchtend, daß sie nach ihrem Tode zur Publicität gelangen und sie und die Mutter compromittiren dürften. Ein unersetzlicher Verlust für Schiller's Seelengemälde!"

Auch diese Nachricht ist dürftig genug, aber gleichwol für uns von hohem Werte, denn sie schließt einige Momente in sich, die in den anderen, noch dürftigeren Mittheilungen, welche über jenes Verhältniß bekannt geworden sind, nicht zur Sprache kommen. Vor allen Dingen müssen wir daher die Aechtheit der Nachricht festzustellen suchen.

Brunnow hat, wie er sagt, seine Mittheilung aus „sicherer Quelle" geschöpft. Vielleicht ist es uns gelungen, diese Quelle, über welche er sich nicht aussprechen wollte, zu entdecken. Wiederum ein Zufall führt uns ein Exemplar des „Dresdner Adreßbuches" aus demselben Jahre, in welchem die Einweihung des Carlos-Pavillons stattgefunden hat, in die Hand, und da lesen wir unter den alphabetisch aufgeführten Einwohnern: „Kunheim, Gräfin v., Rittergutsbesitzerin, Schößergasse 12."

Dresden ahnte damals nicht, daß es in der Gräfin von Kunheim das einstige Fräulein von Arnim beherbergte; hingegen ist kein Zweifel, daß Ernst von Brunnow sie und ihre Herkunft kannte, ihr Vertrauen genoß. Die Zurückhaltung, welche er sich in seiner Mittheilung auferlegte und die ihn sogar den Namen Arnim nicht ausschreiben, sondern bloß mit Punkten andeuten ließ, macht es uns zur Gewißheit, daß die „sichere Quelle", auf welche er sich beruft, die Gräfin selbst ist.

Es erklärt sich das sehr einfach. Der werte Platz, das alte Körner'sche Weinberghäuschen, in welchem Henriette vierundfünfzig Jahre früher glückliche Stunden an Schiller's Seite verlebt hatte, trat durch die Gedächtnißfeier, die eben dort abgehalten wurde, wieder in den Vordergrund der örtlichen Tagesereignisse. Welche Empfindungen mögen in solchem Augenblicke das Gemüt der Matrone bestürmt, mag es nicht zur eigenen inneren Beruhigung sie unwiderstehlich gedrängt haben, das so lange und starr zurückgehaltene Bekenntniß ihres Irrthums, ihrer Reue wenigstens vor einem edlen Manne abzulegen, der ihre Gefühle zu ehren verstand, es ihr ermöglichte, sich mit sich selbst auszusöhnen. Wußte doch Ernst von Brunnow die Grenzen der Discretion so richtig zu stellen, daß seine kurze Notiz, wir wollen nicht sagen zu einer Rechtfertigung, doch zu einer Entschuldigung Henriettens wird.

Daß aber die Gräfin Kunheim noch in späten Jahren endlich einmal in das Herz der einstigen Henriette von Arnim blicken ließ, gewährt eine erhebende Beruhigung. Der Schein des Drückenden, Verletzenden, welches sich für Schiller an jenes Verhältniß knüpfen wollte, fällt nach diesem Geständ-

nisse Henriettens weg, denn wir wissen nunmehr, daß Schiller's Neigung „Gegenliebe" gefunden hat, seiner edlen, stolzen Flamme das Feuer des geliebten Herzens begegnet ist. Und als dann gleichwol fremdes störendes Eingreifen zu einem unerquicklichen Ausgange zu führen drohte, da fand Schiller, durch Freundestrost aufgerichtet, den Mut der Entsagung und zartsinnig suchte sein Schweigen vor der Welt Vergessen über ein Erlebniß zu breiten, welches er selbst wol niemals vergessen lernte. Doch auch ihn hat Henriettens Herz „nie vergessen."

Die Biographen Schiller's wissen nur zu erzälen, daß das Fräulein von Arnim den „Grafen" Erhard Alexander von Kunheim geheiratet habe. Wäre das wörtlich zu nehmen, dann hätte Henriette nach dem Bruche mit Schiller wenigstens noch eilf Jahre mit ihrer Verheiratung gewartet, denn jener Erhard Alexander von Kunheim wurde erst am 5. Jänner 1798 in den Grafenstand erhoben.* Daß die Gräfin, wie in einer neueren Lebensbeschreibung Schiller's erwähnt wird, sich zuletzt in „beschränkten Verhältnissen" befunden habe, möchten wir bezweifeln; das Haus, welches sie in Dresden bewohnte, gehörte zu jener Zeit dem Oberhofmarschall von Reitzenstein und war nach herrschaftlicher Weise nur auf wolhabende Bewohner eingerichtet.

Seit 1815 Witwe, beschloß Henriette ihr Leben in Dresden am 12. Jänner 1847, einundsechzig Jahre nach dem verhängnißvollen Maskenballe, zweiundvierzig Jahre nach dem Heimgange des gefeierten Jugendgeliebten, sieben Jahre nach dem Tode der ihr vielleicht ganz entfremdeten Jugendfreundin Sofie Albrecht. Hochbetagt und vereinsamt folgte sie jenen nach, die ihr in ihrer Blütezeit theuer gewesen.

Sollen wir schließlich noch an Henriettens Mutter erinnern? Einstimmig wird sie von den Zeitgenossen angeklagt, das schöne Verhältniß zerstört zu haben. Auch die Bekenntnisse der Tochter lauten für sie nicht freisprechend. Indeß unbefangen betrachtet, erscheint ihr Benehmen wol mehr im Lichte einer übertriebenen, jedoch kaum ganz ungerechtfertigten Vorsicht. Wir haben gesehen, wie das Vorurtheil der Zeit gerade damals am heftigsten gegen Schiller andrängte, wie die Opposition der eifernden Stimmführer ihn zu erdrücken drohte, ihn im kühnsten Aufringen seines geistigen Lebens zu den Todten werfen zu können glaubte.

War es ein Wunder, wenn Frau von Arnim unter solchen Umständen der Zukunft Schiller's mißtraute und in der Kurzsichtigkeit der mütterlichen Sorge nach näheren, materiellen Bürgschaften für das Glück ihrer Tochter suchte? Hat sie gefehlt, dann lag die Vergeltung eben im Gelingen. Die Vornehmheit und den Reichthum hatte die zu kluge Mutter für ihre Tochter erobert, aber den Bund mit dem Unsterblichen hatte sie verscherzt und so für den Antheil dauernden Ruhmes vergängliche Werte eingetauscht.

---

* „Adels-Lexikon der preußischen Monarchie" von Ledebur, 1. Band, Seite 490.

# Ungarische Poesien.

Uebersetzt von Verschiedenen.

I.

## Gedichte.

Von

**Coloman Tóth.**

(Uebersetzt von Hugo Klein.)

1.

### Es pfeift der Wind. . . .

Es pfeift der Wind, es zieht der Herbst in's Land,
Die Vöglein zieh'n an einen schönern Strand . . .
Auch ich möcht' fliegen über Berg und Thal,
Möcht flieh'n die Liebe und der Liebe Qual.

Es spielt der Wind mit Blättern welk und todt,
Am Himmel glänzt ein traurig' Abendroth;
Zwischen Wolken hüllt's in bleichen Schein;
So traurig ist's wie in dem Herzen mein.

Ein süßes, kleines Mädchen frägt mich gleich:
Warum mir weh um's Herz, die Wange bleich?
Ach, meines Elends Grund ist ja allein,
Daß dieses Kind nicht weiß, was meine Pein.

2.

### Ich träumte nicht. . . .

Ich träumte einst in einem Traum,
Daß Du mich, Kind, betrogen;
Du lagst in einem ros'gen Sarg,
Umspült von Blumenwogen —
Dein süßes Haupt, madonnengleich,
Das schmückt' ein blüh'nder Myrthenzweig,
Glück lachte aus Deinen Zügen —
Ich war verzweifelt, krank und bleich . . .

Doch war vielleicht dies gar kein Traum
Denn er ist nicht entschwunden;
Ich sah' den blüh'nden Myrthenzweig
Zum Kranze Dir gebunden . . .
Ein Brautkranz ist's; der Blüthen Pracht
Mir wonnevoll entgegenlacht
Und für mich bist Du gestorben,
Für mich liegst Du in Grabesnacht!

3.

## Das volle Glas.

Sie biethen mir das volle Glas,
Weiß nicht, was es enthalten mag,
Doch sei darinnen, was da will,
Ich trage muthig jeden Schlag.

Wenn's auch nur Kummer biethen kann,
Ich will es leeren bis zum Grund,
Hab' mich gewöhnt an Weh und Leid,
Zu guter Stund, zu schlechter Stund.

Wenn es von Liebe überschäumt —
Ich will es leeren bis zum Grund;
Manch' falscher Kuß ward schon gedrückt
Auf meinen glüh'nden Mund.

Nur Liebe zu dem Vaterland
Kredenzt mir nicht; ein And'rer leer'
In diesem Fall das Glas; mein Herz
Faßt davon keinen Tropfen mehr.

4.

## Wenn aus meinen stillen Thränen . . . .

Wenn aus meinen stillen Thränen,
Manchmal Perlen auch entstünden,
Würd' dies Kind auf seinem Wege
Immerdar nur Perlen finden.

Wenn von Tausend meiner Seufzer,
Einer nur zum Veilchen würde,
Könnt' ein Bett von Veilchen tragen,
Ihres Leibes süße Bürde.

Wenn zur Sonn' würd' meine Liebe —
Niemals wollt' ich untergehen!
Möcht' mit ew'gen Flammengluthen
Ueber ihrem Haupte stehen!

II.

# Lieder.

Von

**Alexander Kisfaludy.**

(Uebersetzt von Hugo Klein.)

1.

Wieder hört' ich ihrer Stimme
  Süßen, holden Silberklang;
Philomelens sanfte Klage
  Niemals so zu Herzen drang.

Die Natur selbst schien zu lauschen —
  Stille herrschte rings umher;
Leiser rollt' der Strom die Wellen,
  Und es rauscht' das Laub nicht mehr;

Jeder Vogelsang verstummte,
  Selbst des Zephir's luft'ges Kleid
Rauschte nicht im Windeswogen . . .
  Und es lächelte das Leid.

2.

In der Theuren schönen Augen
  Amor hat sein trautes Nest;
Wie die Augen mich bezaubert,
  Sich allhier nicht sagen läßt.

Wo das Wort mit Flammenlettern,
  Das verkörpert ihre Gluth,
Wo die Sprache, die es nennet,
  Was in ihren Tiefen ruht?

Ich bewundre nur den Schöpfer,
  Die Natur, die sie entbot; —
Seh' ich sie, vergeß ich selig,
  Was sie bergen: meinen Tod.

3.

Wie das Reh, das schon ereilet,
  Von des Jäger's Mordgewehr,
Flieht — doch trägt bereits die Wunde,
  Die es tödtet, tief und schwer:

Also fliehe ich die Augen,
  Mit der Wunde in der Brust;
Fliehe sie, die mein Verderben,
  Fliehe sie, voll Lebenslust.

Doch je weiter ich auch eile,
  Desto glüh'nder brennt das Gift,
'S ist der Tod, in den ich eile,
  Der aus ihrem Aug' mich trifft.

III.

## Gondelfahrt.

Von

**Erdélyi.**

(Uebersetzt von Hugo Klein.)

Wer fährt in holder Sommernacht
Auf stiller Wasserbahn,
Dem lacht aus dunkler Fluthen Grund
Ein zweiter Himmel an.
Und zwischen Himmeln schwebt er hin,
Im bleichen Mondesstrahl,
Und unter ihm, und ober ihm
Erglänzt der Sterne Schaar.

Ich gleite hin auf stiller Fluth
In meinem kleinen Kahn,
Das bleiche Mondlicht zitternd ruht
Auf glatter Wasserbahn.
Die Liebe ist mein freier Strom,
Den Himmel zeigt er mir,
Die Hoffnung ist mein Steuerrad,
Es leitet mich zu Dir.

Komm', Kind, in meinen Kahn, er führt
Uns zu des Glückes Strand,
Ein Eiland ist's, ein Paradies,
Der Freude frohes Land;
O sieh! Wie's schillert, wie es glänzt
Unter dem Wellenschaum,
Komm', Mädchen, komm', o träumen wir
Einmal den schönen Traum.

IV.

## Die Romanze vom Bienchen.

Von

**Johann Arany.**

(Uebersetzt von Ludwig Dóczy.)

Pfingstrosen jung
An Bräutchens Fenster hangen.
Ein wenig sind
Die Knospen aufgegangen.
Da kommt die Braut,
Blauäugig schön und munter,
Zum Kranz fügt sie
Die herrlichsten darunter.

Ein Bienchen bangt,
Und wimmert aus dem Moose:
Du holde Braut,
Verschone meine Rose!
Die Eine da
Hab' ich für mich erkoren,
Sie mir verlobt,
Seitdem sie ward geboren.

Du närrisch Thier!
Das Mägdlein spricht verwundert—
Such anderwärts,
Findst Rosen mehr, als hundert.
Komm morgen her,
Da werden frische hangen;
Die schönste just
Darfst du dir nicht verlangen.

Das Bienlein drauf:
Gott laß dir deinen Frieden!
Sei dir ein Lieb'
So treu, wie Gold, beschieden.
Wie klein mein Wunsch,
Kannst du mich doch beglücken:
Mein Liebchen nur
Sollst du mir nicht zerpflücken.

Und just will ich —
Sagt's Mädchen — die mir pflücken,
Just soll mich die
Auf meiner Hochzeit schmücken.
Und fehlt mir die,
Ist mir die Freud zerissen,
Sie schmückt den Kranz,
Ich kann die Ros' nicht missen.

Sie langt darnach,
Und wie sie's Wort gesprochen,
So hat sie schon
Die Rose abgebrochen.

Das Bienchen kommt
Auf ihre Hand zu schweben,
Der Knospe noch
Den Abschiedskuß zu geben.

Husch, Mörder, fort,
Und laß mich ungestochen!
Ich laß sie dir,
Sie sei für dich gebrochen!
Du schöne Braut,
Was nutzt sie mir zerrissen?
Du müßest sie
In deinem Kranze missen.

Du müßtest sie
In deinem Kranze missen —
Das Bienchen hat's
Wohl bitter sagen müssen.
So klein es war,
Es fühlt' in seinem Herzen
Um seine Blum'
So große, große Schmerzen.

Und an der Braut
Hat's gleich die Qual gerochen,
Ihr unter's Aug'
Den Stachel eingestochen.
Dann flog's beiseit
Mit seinem Schmerz, dem herben,
In einem Strauch
Von Rosmarin zu sterben.

Die Braut wehklagt;
Zu spät, es ist geschehen.
Zur Kirche kann
Sie mit dem Aug' nicht gehen.
Zwei Wochen darf
Sie gar nicht auf die Gassen;
Derweil hat sie
Ihr Bräutigam verlassen.

## V.

# Frau Cicelle.

Von

**Johann Arany.**

(Uebersetzt von Moriz Kolbenheyer.)

„Sprich, was solls, mein theurer Gatte?"
„„In die Schlacht solls gehen.
Bei Galambócz steht der Türke,
Soll nicht müßig stehen.""
„Harre, harre, theurer Gatte!
Mäßige Dein Eilen,
Laß im Putzgemach mich einen
Augenblick erst weilen."

„„Wie, mein Liebchen, wie, mein Püppchen,
Willst auch Du Dich schlagen?
Arm und Busen, weich und schneeig,
Soll den Panzer tragen?
Siehe, wie vom großen Schwerte
Zittert Deine Rechte;
Nicht für zarte Frauen passen
Blutige Gefechte.""

„Für mich Ungargattin paßt es,
Daß im blutgen Streite
Lebend ich und sterbend bleibe
Immer Dir zur Seite.
Schwer ist dieses Schwert, doch schwerer,
Liebster, Dich zu missen;
Härter drückt es, als der Panzer,
Dich mir fern zu wissen."

Birgt der Haube Gold und Perlen
Mit des Helmes Schmucke,
Preßt die Schulter, zart wie Seide,
Unter Panzers Drucke.
An dem Gürtel sieht des Schwertes
Demantknauf man winken,
An den kleinen rothen Stiefeln
Silbersporen blinken.

Süßes Zuckerbrod empfängt ihr
Gaul, der pfeilgeschwinde;
Im Gewande, grün, wie Meerflut,
Tändeln lose Winde.
Staubeswolken wirbeln aufwärts
Rechts und links am Wege;
Schimmern sieht man, schallen hört man
Weit des Hufes Schläge. —

„Gott zum Gruß, mein holdes Mühmchen!
Seid Ihr auch gekommen?
Habt zur Schlacht der schönen Augen
Pfeile mitgenommen?"
„„Herr, mein König, König Sigmund,
Mode nicht mehr ist es,
Pfeile schießen, wie in Eurer
Jugend, Herr, Ihr wißt es."" —

Auf Galambócz an der Donau
Hat der Sturm begonnen;
Viel zu Land wird, viel zu Wasser
Kriegeslist gesponnen.
Rozgonyi kämpft mit der Gattin
Stets an erster Stelle,
Tapfer Er und Sie, Szentgyörgys
Holdes Kind, Cicelle.

Zur Morava führt der Türke
Heere frisch auf Heere.
„Auf, ihr Mannen, tapfres Schiffs-
volk!
Jetzt vereint zur Wehre!“
Es besteigt das Weib, das kühne,
Hurtig die Galeere;
Ihrem wehenden Gewande
Folgen Ritterspeere.

Osmans Ohr erschreckt der Donner
Aus Kanonenschlünden.
Brandraketen Feuerkränze
Auf den Schiffen zünden.
Wasser! Wasser! brüllt der Heide,
Doch wie laut er brülle,
Loht der Brand, ob auch die Donau
Wasser hat in Fülle.

Selbst dem Murad will der Spaß nicht
Sonderlich gefallen;
Rückt im Sturm heran mit seinen
Türkenhaufen allen:
Hunderttausend auserwählte
Streiter, Janitscharen,
Beg und Pascha und dergleichen,
Spahi und Tartaren.

Mußtest Du denn, König Sigmund,
Flugs darob erschrecken
Und vor ihnen in ein Mausloch
Schmählich Dich verstecken?

Auch der Wolf entweicht bisweilen,
Doch er fletscht die Zähne;
Diebesgleich verlässest fliehend
Du des Volkes Kähne.

Auf die Nachhut schlägt der Spahi
Los mit Blitzesschnelle;
Viele würgt der Dolch und mehr noch
Faßt die Donauwelle.
Nicht im Sattel hoch, zu Fuße
Muß der König laufen,
Mit dem Schwert Rozgonyi theuer
Ihm den Weg erkaufen.

„Ach, ist Keiner, der zum Ufer
Die Galeere leite?
Keiner, der dem Ungarkönig
Suchen hilft das Weite?“
„„Ich, ein schwaches Weib! mein Fahr-
zeug
Naht im Abendschatten.
Komm an Bord, Herr König! Bringe
Mir nur mit den Gatten.““ —

Bald in Lászlóvár geborgen
Ruhten die Magyaren.
Rings im Land hat man die Kunde
Von der Schlacht erfahren.
Nicht ein Wörtlein sprach von König
Sigmunds Ritterthume;
Aber alle Welt ertönte
Von Cicelles Ruhme.

## VI.

## Bizim.

Von

**Josef Zalár.**

(Uebersetzt von Ludwig Aigner.)

Im Goldorangen- und Citronenhaine
Da stand ein stolzes Schloß aus alter Zeit ...
Mit seinen Cardinälen im Vereine
Besteigt den Thron des Papstes Heiligkeit.

Heut' ist der Tag des großen Sängerkrieges,
Der Platz ist ein geweihtes Stückchen Lands;
Wem scheinet wohl der Sonnenstrahl des Sieges?
Wem wird gereicht des Ruhmes Lorbeerkranz?

Dort in des weiten Kreises Mitten sitzet
Die ruhmbegierge kühne Sängerschaar;
Darunter Zizim, deß Geschmeide blitzet . . .
Er blicket sinnend und versunken gar.

Sein Antlitz, oh, wie gramvoll! Doch es flammet
Sein Auge, dessen Thränen ausgebrannt;
Was grämt ihn? . . . Er ist heimathlos, verdammet,
Geächtet und verstoßen und verbannt!

Sie halten Harfe, Leier, Laut' in Händen . . .
Zum Kampfbeginne da ein Zeichen winkt,
Und jeder eilt sein Lied hinauszusenden,
Im Wahn, daß er den Lorbeerkranz erringt.

Gar mancher Sang ertönte da voll Weihe,
Bald heiter und bald wehmuthsvoll und bang;
Nun kam an Zizim endlich auch die Reihe . . .
Das Lied des morgenländschen Sängers klang:

— „Das Meer erbraust, die Meeresbrandung brüllet,
Die Wogen thürmen sich, der Sturmwind weht;
Ganz Stambul ist in Trauer eingehüllet
Am Sarg des großen Sultans Mahometh.

Viel hundert Derwische im Staube stöhnen,
Die Winde tragen ihre Klagen fort;
Die edelsten von Osmans edlen Söhnen
Mit Trauermienen nahen sie dem Ort."

— „Ist, feiges Volk, dein Gram denn unbegrenzet?
Dem Grab den Todten länger nicht entzieht!
In alter Pracht der Halbmond ja noch glänzet,
Denn ich bin da . . . . mein Nam' ist Bajazid!

Wo wird der grüne Mantel des Propheten
Und wo der heilge Turban denn bewacht?
Ich bin nun euer Herr in Glück und Nöthen —
Begrüßet eures neuen Sultans Macht!"

— „O weinet, weint! Wie eure Thränen rinnen,
So möge segnen euch Allah dafür!
Ach Vater! Sultan! ach du ziehst von hinnen
Und läßt dein armes Kind so einsam hier!

Nun keine Sonne mehr am Himmel scheinet,
Nun ist kein Held mehr auf dem Erdenrund;
Vor Gram vergeh' ich — weint mit mir, o weinet!
Es bricht mein Herz!" . . . so klaget Dschemi's Mund.

Und all' die Pascha's, Bege in der Runde,
All' ihre Augen netzen Thränen, schwer;
Ganz Stambul weint, wehklagt bei dieser Kunde,
Es tost der Sturm, es seufzt und stöhnt das Meer.

„Hoch soll der neue Sultan Dschemi leben!
Von seinen Lippen spricht ja der Prophet!"
Nicht klagend mehr ist nun der Fluthen Beben,
Und auch der wilde Sturmwind nicht mehr weht.

Der Jubelruf tönt fort von Ort zu Orte,
Doch Bajazid verächtlich, höhnisch lacht;
Sein leichtes Schiffchen liegt im sichern Porte . . .
Er flieht dahin und rudert fort mit Macht.

„O fliehe nicht, o kehre um, o kehre!
Mein halbes Reich sei, Bruder, Dir vertraut!"
„„Ich kehre wieder, doch mit einem Heere,
Wie nimmer eines noch die Welt geschaut!""

Es naht der stolze Leu den Heimathküsten,
Mit Tigern und Hyänen im Gefolg;
Es schwingt und schärft mit blutigem Gelüsten
Die Waffen schon sein gierig Kriegervolk.

Es hört der Waffen Lärmen im Seraile
Zuerst des neuen Sultans Schwesterlein,
Und aufgeschreckt aus süßem Traum, in Eile
Dringt sie in Dschemi's Schlafgemach hinein.

„Hörst Du das Meer und hörest Du sein Brausen?
Dort nahet Bajazid mit seiner Schaar!
Er bringet blutge Rache, Schreck und Grausen!" —
Sie rief es und verstummt für immerdar.

Mit schreckerfüllten, kummervollen Zügen,
Kam mancher treue Bote nun geeilt.
„Besteig' Dein schnellstes Roß, o laß uns fliegen,
Es ruft Dein Heer, o komme unverweilt!"

Da stehen Spah'n genug und Janitscharen —
Er überschaut sein Heer, es schwillt sein Muth;
Wild kämpfen nun die beiden Brüder=Schaaren,
In Strömen fließt das theure Brüderblut.

„Ach weinest Vater Du in Deinem Grabe?
Zu spät! Aufs Haupt geschlagen ist mein Heer!
Gott schlägt mich, dem ich treu gedient stets habe —
Nun irret Dschemi heimathlos umher!"

„Du, Fremder! selbst bist Dschemi Du, gestehe!
Was gilt er Dir, den ich Dir reich', der Kranz?
So schrecklich, riesengroß ist ja Dein Wehe,
Daß solches wohl verhüllt kein Lorbeer ganz!

Ich sehe klar in Deiner Trauer=Weise
Die Sterne eines Glanzes, der verweht;
Sei mir gegrüßt o Jüngling, der im Kreise
Von Sänger=Helden stolz, als Fürst dasteht!

Sieh her auf Ihn am Kreuz zu meinen Handen
Deß Krone Dorn, deß Stirn' vom Blute roth;
Er ist der heiligste in allen Landen,
Er ist der Märtyrer der Welt, ihr Gott!

Blick' auf! im Himmel siehest Du ihn thronen;
Er war es der Dich führte her von fern,
Er, dem zu Füßen Sonne ruh'n und Kronen —
Vor Deinem Geist ging auf sein heilger Stern.

Des Himmels Schlüssel halt' ich hier in Handen,
Dem Himmel Wache sein, ist mein Beruf;
Und alle Fürsten, Völker aller Landen,
Sie folgen diesem Schlüssel, meinem Ruf.

Hier ist das Kreuz... o Dschemi, laß Dich rühren!
Du Helden-König, Er der Held des Streits;
Hunyady wird Dich hin nach Stambul führen,
Und Glück und Sieg bedeutet dieses Kreuz."

„„Allah ist groß, sein ist die Macht auf Erden,
Und ewig währet des Propheten Wort;
Allah ist mild — trotz Nöthen und Beschwerden,
Vertraut mein Herz auf ihn nur immerfort!""

## VII.

## Die Dorfschänke.

Von

**Alexander Petöfy.**

(Uebersetzt von Ladislaus Neugebauer.)

Lehnt die Schenk' am Dorfesende,
Dehnt sich bis ans Flußgelände,
Könnt' im Fluß sich auch besehen,
Würd die Sonn' zur Neig' nicht gehen.

Sonne hat sich tief geneiget,
Und die Welt ringsum schon schweiget,
Festgebunden an der Kette
Ruht in Finsterniß die Plätte.

In der Schenke ist es reger,
Spielt drinn auf der Zymbalschläger,
Schrill der Bursche Jauchzerschwirren,
Daß die Scheiben nur so klirren.

„He, Frau Wirthin, goldne, kleine,
Her von Eurem besten Weine!
Wie mein Urahn alt — voll Feuer,
Wie mein junges Liebchen sei er!"

„Streich' Zigeuner, streich' die Saite,
Lust hab' ich zu tanzen heute,
Bis ich keinen Heller zähle,
Und vertanzt mir hab' die Seele!"

Draußen pocht es an die Scheiben:
„Laßt das wilde Lärmen bleiben,
Meine Herrschaft ging zu Bette,
Wünschet, daß sie Ruhe hätte."

„Teufel Eu'rer Herrschaft — sehet,
Daß Ihr fort zur Hölle gehet! —
Streich Zigeuner, drum nur eben,
Müßt' mein Hemd ich Dir auch geben."

Draußen pocht's an's Fenster leise:
„Ach, vergnügt Euch still'rer Weise,
Gottes Segen Euch geleite,
Krank liegt's Mütterchen mir heute."

Kein's zu sprechen mehr begehret,
Jedes stumm sein Glas rasch leeret,
Und Musik schweigt auf ein Zeichen,
Heimwärts still die Bursche schleichen.

# Die Großmutter.

Von

M. E.

Zum zehnten Male an diesem Vormittage wurde gepocht an der Thür des Laboratoriums in welchem der Assistent der pathologischen Anatomie arbeitete.

Ungeduldig über die neue Störung rief er dem eintretenden Diener zu: „Was wollen Sie denn wieder? habe ich Ihnen nicht befohlen mich in Ruhe zu lassen?“

„Freilich,“ bestätigte der Diener gleichmütig, „aber es ist ein altes Weib draußen mit dem Sie sprechen werden.“

„Ich werde? — So?“ fragte der Doctor, „und warum?“

„Weil sie anders nicht wegzubringen ist“ fuhr der Diener fort, „weil sie sich einmal nicht abweisen läßt.“

„Versuchen Sie's doch, seien Sie so gut. Hören Sie?“

Die letzten Worte, mit Strenge gesprochen, thaten ihre Wirkung. Der Diener, obwol achselzuckend, schickte sich an das Zimmer zu verlassen, als die Thür von außen plötzlich geöffnet wurde.

Auf der Schwelle stand ein hochgewachsenes Weib, deren kräftige Gestalt das Alter und die Arbeit nur wenig gebeugt hatten.

„Was untersteht Sie sich?“ herrschte der Diener sie an, und versuchte sie zu verhindern vorwärts zu dringen. Doch sie, ohne die Schmähungen zu erwidern, in welche er nun ausbrach, ja scheinbar ohne dieselben zu hören, schob ihn mit einer einzigen Bewegung ihres Armes zur Seite, und ging rasch auf den Doctor zu, der dem zudringlichen Besuche mit einem zornigen Ausrufe entgegen trat.

Die Frau blieb stehen und faltete die harten Hände. Ihr Blick richtete sich mit dem Ausdrucke so folternder Seelenqual und so inbrünstigem Flehens auf ihn, daß er es nicht über sich gewann, seine Drohung, sie hinausschaffen zu lassen, falls sie nicht augenblicklich ginge, zu wiederholen. Das Mitleid, in welches seine Entrüstung sich verwandelt hatte, wurde durch den halb bittenden, halb gebieterischen Ton nicht vermindert, in dem die Alte ausrief:

„In dieses Haus werden die Leichen der Verunglückten gebracht, nicht wahr?“

Der Doctor bejahte es.

„So lassen Sie mich hinführen, wo die Todten liegen, gleich Herr! — gleich!“ sagte sie mit keuchendem Athem.

Es war schwer ihr begreiflich zu machen, dies sei unmöglich, sie müsse bis zur Einlaßzeit warten.

Dieses Wort brachte sie außer sich.

„Warten?“ schrie sie mit schneidender Verzweiflung — „ich kann nicht mehr warten — ich warte seit zwei Tagen . . . Seit zwei Tagen ist er nicht nach Hause gekommen!“

„Wer?“ fragte der Assistent, „von wem sprechen Sie?“

„Von wem, — mein Gott! — von meinem Lucas — von meinem Enkel. — Er dient bei einem Flößer an der Donau, — seine Leute wissen nichts von ihm. Er ist vielleicht ertrunken, Herr!“

Sie beugte sich vor, ihre Augen ruhten forschend auf dem Gesichte des Doctors und ihre Finger legten sich wie Eisenklammern um seinen Arm.

Ihr Jammer erschütterte den jungen Mann, so gewöhnt er auch an den Anblick menschlicher Leiden war, und so entschlossen, ihnen mit Gleichmut entgegen zu treten.

„Gehen Sie hinab,“ sprach er zum Diener „und sobald die Herren fertig sind, melden Sie mir's.“

Der Diener entfernte sich, die Frau wollte ihm nachstürzen, mit Mühe gelang es dem Doctor, sie davon abzuhalten. Er wies ihr einen Stuhl, und mit kurzem Dankeswort ließ sie sich darauf nieder.

Er indeß wollte sich wieder seinem Mikroskope zuwenden, allein über das Instrument hinweg wanderte sein Blick, mächtig angezogen, immer wieder zu seinem traurigen Gast hinüber.

Das Weib hielt die Arme über der Brust verschränkt und regte sich nicht. Unverwandt und trotzig starrte sie die Thür an und horchte mit leidenschaftlicher Spannung nach dem Gange hin.

Sie saß da ein Bild des Schmerzes, der Armut und der Not. Nicht jener Not jedoch, die sich dem Elend unterwirft, nein, derjenigen, die mutig mit ihm kämpft, die ihm immer ins Auge blickt und es immer besiegt, die nicht durch das Mitleid mit sich selbst entnervt, nicht von der Sorge um die Zukunft niedergebeugt wird.

Wie es war, so wird es sein, es gibt keinen Wechsel, nur der Tod kann ihn bringen, und den ruft sie nicht herbei. Der thätigen Kraft, der ringenden Stärke graut vor seiner ewigen, ohnmächtigen Ruhe.

Eine peinliche halbe Stunde verging. Der Doctor unterbrach endlich das Schweigen. Er fragte nach der Beschäftigung der Greisin, nach ihren Verhältnissen, er wollte wissen, ob der Enkel, den sie gekommen war, hier zu suchen, ihr einziger sei.

Sie sah ihn verwundert an.

„Hab ichs denn nicht schon gesagt? — Mein einziger! Ich habe Niemanden als ihn. Mein Mann, gottlob, ist todt. — Von den Kindern —“ setzte sie dumpf, und wie zu sich selbst redend hinzu — „hoff ich, daß sies sind.“

„Wie?“ rief der Doctor. „Sie hoffen es? —“

„Alle sind ihm nachgeraten, die Söhne Trunkenbolde, die Töchter

nichtsnutzig. Natürlich. Der Vater war beides. Mit ihm hielten es die Kinder, nicht mit der Mutter, die Fleiß verlangte und Ehrbarkeit. So ging eines nach dem Andern. Die Jüngste ließ mir noch zuvor das Kind. Im Anfange hab ich ihr deßhalb geflucht, dann sie dafür gesegnet. Der Junge wurde, was ich mir nicht hätte träumen lassen — brav; und ich habe meine Freude an ihm gehabt."

Sie hatte ohne Bitterkeit und ohne Wehmut gesprochen, so ruhig als erzäle sie eine fremde Geschichte. Doch war etwas in ihrem Tone, das tiefer ergriff, als die Klage ergreifen kann. Es war etwas von stiller Größe darin, und den jungen, stolzen Gelehrten, dessen kurze Laufbahn schon so mancher Triumph bezeichnete, überkams wie Ehrfurcht vor dem alten, armen, unwissenden Weibe.

Der Diener erschien und machte dem Assistenten eine kurze Meldung.

Die Greisin schnellte von ihrem Sitze empor.

„Darf ich nun gehen?" fragte sie rasch und hastig und warf einen erwartungsvollen Blick auf den Diener, der sich anschickte, ihr den Weg zu weisen.

Allein schon hatte der Doctor sich erhoben. „Ich werde Sie führen," sagte er.

Sie stiegen einige Treppen hinab und standen vor einem gewölbten Gemache, aus dem ihnen ein eigenthümlicher, naßkalter Hauch entgegendrang.

Vor Aufregung zitternd drängte sich das Weib voran.

In dem weitläufigen Raume lagen theils bedeckt, theils unbedeckt die Leichen der in den letzten 24 Stunden Verunglückten. Ohne ein Zeichen von Grauen oder Scheu ging die Frau von einer zur anderen und blickte theilnahmslos in ihre starren Gesichter. Manchmal murmelte sie ein Gebet, machte dem und jenem das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne.

Plötzlich hielt sie inne in ihrer trostlosen Wanderung.

Sie hatte in einer Ecke des Saales den Körper eines etwa vierzehnjährigen Knaben entdeckt, auf den stürzte sie mit herzzerreißendem Aufschrei zu, und vor ihm auf ihre Knie nieder.

So blieb sie mit gerungenen, an den Mund gepreßten Händen, wie versteinert.

Sie berührte die Leiche nicht, keine Thräne quoll aus ihren weitgeöffneten Augen, kein Laut drang aus ihrer Kehle. Dem Doctor schauderte vor der Gewalt dieses Schmerzes, dem die Wolthat der Aeußerung versagt war.

Er näherte sich der Greisin, erfaßte sie beim Arme und versuchte sie aufzurichten.

Bei seiner Berührung zuckte sie zusammen, erhob und wandte sich.

Wie gejagt eilte sie nach dem Ausgange hin. Dort aber blieb sie stehen und kehrte wieder zu dem entseelten Kinde zurück. Noch einmal betrachtete sie es stumm und lange. Endlich entschloß sie sich zu scheiden und ihr Begleiter athmete auf.

Da sah er, daß sich ihr Blick von dem Lager des Knaben weg, und auf einige Gegenstände die über demselben an der Wand hingen, gerichtet hatte.

Es waren die Kleider die man dem Ertrunkenen ausgezogen.

„Den guten Rock,“ sagte die Alte, „den ich ihm erst machen ließ, den geben Sie mir mit. Der Junge braucht ihn nicht mehr und ich kann ihn verkaufen.“

Der Doctor sah sie an. Die warme Theilnahme die ihn eben erfüllt hatte, wich einer eisigen Empfindung des Widerwillens.

„O die Armut“, dachte er, „die bittere häßliche Not!“

Ohne ein Wort zu sagen, nahm er den Rock des Knaben und reichte ihn der Großmutter.

Diese streckte beide Hände darnach aus, empfing ihn mit leisem, aufschluchzendem Wimmern, und drückte ihn an ihre Brust.

Sie bedeckte das Kleid des Enkels mit Küssen, sie sprach zu ihm, sie drückte ihr Gesicht in seine Falten.

Ihr Schmerz hatte Worte gefunden und Thränen, sie weinte.

# Gedichte.

Von

**Heinrich Stadelmann.**

## Aus dem Englischen nach Felicia Hemans.

(What hideſt thou in thy treaſure caves and cells.)

### 1.

Geheimnißvolles, dumpferbrauſend Meer,
Sag an, was birgt dein tiefer, dunkler Grund?
Von Perlen ſchimmert ein unzählig Heer,
Von Muſcheln, wie der Regenbogen bunt.
Behalte deinen Reichtum, düſtre Flut!
Wir wollen nicht ſolch Gut.

Doch mehr, mehr birgſt du noch! Welch Glanz und Glaſt
Den Grund entlang von ſeltner Schätze Pracht!
Von glüh'ndem Gold, ſo vieler Schiffe Laſt,
Von Edelſteinen, blitzend durch die Nacht!
Stürm' über deine Beute, wildes Meer,
Wir fordern ſie nicht mehr.

Doch mehr, mehr birgſt du noch! Die Woge brauſt
Hin über Städte einer fernen Welt;
Sand deckt die Schlöſſer, drin die Luſt gehauſt,
Seegras die Pfeiler, von der Flut gefällt.
Treib immer, Ocean, dein höhnend Spiel!
Dein ſei, was dir verfiel!

Doch mehr, noch mehr birgt dein kryſtall'ner Schooß!
Manch braves Herz, manch hohes deckt es zu.
Sie hören nicht der Brandung wild Getos,
Kein Schlachtendonner ſtöret ihre Ruh';
Behalte Gold und Edelſtein, o Meer!
Nur ſ i e, nur ſie gib her!

Nur sie gib her, um die wir lang gewacht,
Für die den Platz am Herd bewahrt so lang,
Für die wir heiß gefleht in stiller Nacht,
Die wir beseufzt mitten im Festgesang!
Schling' Städte, Inseln — schlinge sie hinein!
Doch sie, sie sind nicht dein!

Manch liebend Weib im frischen Myrtenkränz
Hast du entrafft, manch kühnes Heldenhaupt,
Manch süßes Kind im ersten Morgenglanz; —
Doch ist nicht dein, was schnöde du geraubt.
Einst tönet eine Stimme hoch und hehr:
„Gib deine Todten, Meer!"

2.

## Fort und fort.

(One by one the fands are flowing.)

Fort und fort die Körner rinnen,
Fort und fort Minuten fliehn;
Alles kommt und geht von hinnen —
Laß es treiben, laß es ziehn!

Fort und fort erscheinen Pflichten —
Warte jeder treu und gern!
Eitler Zukunftsträume Dichten
Flieh' und von der Stunde lern'!

Fort und fort — o Himmelssegen!
Freude hat dir Gott beschert:
Nimm sie heitern Blicks entgegen!
Laß sie, wenn sie ab sich kehrt!

Fort und fort bedroh'n dich Leiden:
Halt', o halte muthig Stand!
Diese nahn, doch jene scheiden,
Schatten, flieh'nd hin übers Land.

Nicht, wie lang des Lebens Sorgen,
Schau, wie kurz der Kummer sei!
Ueber dir wird jeden Morgen
Gottes Vatergüte neu.

Manche einsam trübe Stunde
Mußt du dulden und bestehn,
Doch aus jeder Herzenswunde
Sprießt ein Kranz dir golden schön.

Zaudre nicht in banger Reue,
Zage nicht in Kampf und Schmerz!
Uebe deine Pflicht in Treue!
Blicke fröhlich himmelwärts!

Goldne Ringe an der Kette
Zeit die Stunden sind, das merk! —
Daß kein Ring gelöst sich hätte,
Eh' gethan dein Erdenwerk!

3.

## Erinnerung.

(Nach Byron.)

(Tis done! — I ſaw it in my dreams.)

Es iſt vorbei! — Ich ſah's im Traum:
Verwelkt iſt mir der Hoffnung Baum,
Der Stern des Glückes ſchimmert trüb.
Des Winters Hauch hat mich bereiſ't,
Hat mir die Blüthen abgeſtreift;
Dahin ſind Hoffnung, Licht und Lieb'!
Weh, daß mir die Erinn'rung blieb!

4.

## Der einzige Schilling.

Schweifend früh am Morgen
Durch den Frühlingswald
Sang ich Gram und Sorgen
Mir vom Herzen bald.
Ueber mir die Sonne,
Rings der Pfad erhellt,
Und die Luft voll Wonne
Und ſo ſchön die Welt!

Schilling in der Taſche
War mein einzig Gut,
Doch mein Blut, das raſche,
Wallt' in Jugendglut;
Roſige Zauberträume
Webten mir ums Herz,
Lachende Blüthenräume
Schaut' ich allerwärts.

„Spotte, Glück, nur meiner!
Sprach ich frohgeſinnt;
Nicht bedarf ich deiner,
Glücklich wie ein Kind.
Ob dein Gold erſetze,
Mir Geſundheit? ſag!
Ob ein Lord je Schätze
Wie ich haben mag?

Flinke Hand zu ſchaffen,
Herz von Liebe warm,
Hoffnung, die erſchlaffen
Nimmer läßt den Arm:
Dieß iſt meine Habe;
Thöricht wär' mein Sinn,
Gäb' um Goldesgabe
Solchen Schatz ich hin.

Biſt du mein auch nimmer,
Schilling, — bleibts doch Mai,
Und ich finde immer
Einen andern neu.
Biſt du mir gewogen,
Glück, ſo komm! Wo nicht —
Froh zum Himmelsbogen
Blickt mein Angeſicht.“

So in Lebens Morgen
Sang ich, weil ich ging,
Achtete die Sorgen,
Die Gefahr gering.
Und ob Geld und Gut mir
Nie Fortuna bot:
Nimmer fehlte Mut mir,
Nie mein täglich Brot.

# Gedichte.

Von

**Ludwig Foglar.**

## 1.

### Häusliches Stillleben.

Zum Morgengruß ich Dich umfasse
Mit Andachternst, geliebte Frau!
Zum Opfer nun! die Frühstücktasse
Erblinkt, es qualmt der Mokka, schau!
„Geduld, das geht nicht so geschwind,
Denn nebenan schreit unser Kind!“

Zuletzt, troz manchen Hindernissen,
Nahm Jedes seine Azung ein,
Indessen ging die Uhr beflissen,
Es mag wol Zeit zum Abschied sein:
Der Akt vollzieht sich gar geschwind,
Denn nebenan schreit unser Kind.

Der Trennung folgt das Wiedersehen
Gewürzt durch ein frugales Mahl,
Doch zwischen Lipp' und Becher gehen
Die Störungen so manches Mal,
Denn immer zur unrechten Zeit,
Das Kind im Nebenzimmer schreit.

Welch' ein behagliches Verdauen!
Siesta in der Dämmerung!
Der Lehnstul einlädt voll Vertrauen
Und Träume bringen ihn in Schwung.
Du aber, Mensch, vertrau' nicht blind,
Denn nebenan schreit unser Kind.

Nun denn! Die Musen sind im Hause:
Gesang, Musik, auf zum Clavier!
Wie's klingt! — Ach, — plötzlich eine Pause —
Im schönsten Anlauf stocken wir,
Die Harmonie zerstiebt wie Wind,
Denn nebenan schreit unser Kind.

Wolan! Die Poesie soll gelten,
Hier ist mein neuestes Gedicht!
Magst Du es, Frau, nachträglich schelten,
Jedoch im Lesen stör' mich nicht.
Sie horcht voll Huld, wie Frauen sind —
Doch — nebenan schreit unser Kind.

Das lieb' ich mir: zum Abendbrote
Ein Plauderstündchen, trauten Gast —
Dabei der Scherz, der Flügelbote,
Der fort uns nimmt des Tages Last —
Doch ob dazu ich Ruhe find'?
Denn nebenan schreit unser Kind.

O heil'ger Plato! laß beschwören
Uns Deine ewige Moral:
Der Mensch soll nicht auf Wünsche hören,
Soll nippen nur vom Lustpokal!
Das geb' ich Dir zum Angebind',
Du liebes, eben schreiend' Kind!

2.

## Was ein Kind freut.

In's Rauchgebilde greift das Kind,
Zerstört das Flücht'ge vor der Zeit
Und will es fassen doch geschwind
Und zürnet dann und weint und schreit,
Wenn ihm Nichts bleibet in der Hand
Von dem geliebten Schattentand.

Ich mach' es anders kaum, als Du,
Stellt sich ein Wahngebild nur dar.
Erreichbar scheint's, ich greife zu,
Zu halten mein' ich's und — es war.
Wie oft getäuscht, uns Beide doch
Erfreut dies Spiel — Dich schon, mich noch.

# Erinnerungen aus dem vorletzten Lebensjahre

des

# Ungarn-Königs Mathias Corvinus.

## Venetianische Geschichtsstudien.

Von

**J. Mircse.**

Auch der sterbende Löwe ist der König der Thiere. Bereits zu Beginn des Jahres 1489, somit in seinem 46. Lebensalter, befand sich König Mathias Corvinus dermaßen von Gicht, Augenschwäche, katarrhalischen Störungen, heftigen Fieberanfällen und von den schmerzhaften Nachwehen jener Wunden, welche er sich vor dem Feinde zugezogen, behaftet daß für sein Leben die äußersten Besorgnisse bei allen Jenen, welche mit ihm im näheren Verkehre standen, wachgerufen war. Nichtsdestoweniger hing er an der Regierungsleitung seiner Reiche und Länder mit solch unbeugsamer Festigkeit, daß ohne sein persönliches Zuthun und seine ausdrücklichen Befehle weder ein Mitglied seines Hauses, noch der jeweilige Hofkanzler es gewagt hätte, in die Staatsgeschäfte resolvirend einzugreifen. War der König durch Krankheitsanfälle verhindert, sich an den Staatsgeschäften zu betheiligen und in Folge dessen mit den ausländischen Missionen persönlich zu verkehren, so konnten diese zwar ihr Anliegen vor seiner Gemalin, der Königin Beatrix von Arragonien oder dem Hofkanzler und sonstigen hohen Würdenträgern des Reiches vortragen, allein für die competenten und allein maßgebenden Beschlüsse und Entscheidungen mußte die Gesundheitsbesserung und somit die Zugänglichkeit des Königs selbst Wochen hindurch abgewartet werden. Doch selbst in diesen Fällen hatte, mit Ausnahme seiner beliebtesten Freunde und Getreuen, Niemand einen vertraulicheren Verkehr mit ihm, und den Zutritt zu seiner Person genehmigte er von den an seinem Hofe accreditirten Botschaftern und Nunzien bloß ausnahmsweise, und überhaupt nur Demjenigen, mit welchem er besonders wichtige Staatsangelegenheiten zu ordnen und zu besprechen Willens war. Die feierlichen Audienzen, welche er in der unbegränzten Liebe und Anhänglichkeit zu seinem Volke und Vaterlande bei Gelegenheit der größeren Staats- und Kirchenfeste in seinem Residenzschlosse zu Ofen zur Austheilung von Geschenken, Gnadengaben, Anhörung von Klagen und Entgegennahme von Petitionen zu ertheilen pflegte, unterblieben häufig und selbst der feierliche Empfang, sowie die ceremonielle Vernehmung der fremden diplomatischen Missionen, wobei der König unter Assistenz der

Räte und hohen Würdenträger der ungarischen Krone mit einer Glanzentfaltung zu erscheinen pflegte, wie sie in jenen Zeiten an keinem anderen Hofe imposanter zu schauen war, beschränkte sich allmälig auf den einfachen Cabinetsempfang.

Mit einem Worte: der ganze Staatsorganismus empfand den geänderten Gesundheitszustand des Königs; bloß der König selbst vergaß in seinem unerlöschlichen Thatendurste die umsichgreifende Aufreibung seines eigenen Körpers. Er fuhr fort, wie früher die wichtigeren Weisungen und Befehle an die höheren Autoritäten seiner Kronen selbst zu entwerfen, sowie deren diplomatischen Verkehr ausschließlich und mit solcher Sorgfalt zu leiten, daß sämmtliche Briefe und Documente, welche er an seine Agenten, Internuntien, Botschafter oder an die ausländischen Mächte und Souveräne gelangen ließ, selbst nach deren Reinschrift, beziehungsweise Ausfertigung, seine Hofkanzlei nicht früher verlassen durften, bevor die betreffenden Actenstücke seiner abermaligen Prüfung und Correctur unterbreitet waren. Auch überwachte er bei diesen Schlußrevisionen und überhaupt in Fällen, wo es sich um seine eigenhändige Unterschrift handelte, mit solcher Strenge die stilistische und ortografische Correctheit seiner Secretäre, daß er selbst den undeutlichen Entwurf der Buchstaben auszubessern und das Versehen des unbedeutendsten Beistriches höchsteigenhändig nachzusetzen nicht für überflüssig hielt.

Es war dies weder zwecklose Ueberanstrengung seiner Kräfte noch ein Drang nach unbegrenzter Herrschsucht. Der König hatte bereits im Verlaufe von dreißig Jahren das sociale und politische Schicksal seines Vaterlandes fast ausschließlich nach seinen eigenen Anschauungen gelenkt; er kannte die Menschen und Verhältnisse im In- und Auslande, wie kaum Jemand unter seinen Zeitgenossen, und war überdies nicht nur seiner Ueberlegenheit über Alle, die ihm umgaben und mit denen er in seinen Staatsgeschäften zu verkehren hatte, in hohem Grade sich bewußt, sondern auch durch zalreiche bittere Erfahrungen geschult. So wandelte er eines Weges, auf dem er die Rückkehr des Vertrauens zu seinen Mitmenschen nimmermehr erhoffen konnte. Er würdigte zwar und belohnte die seinen Kronen geleisteten Dienste auf die freigiebigste Weise, allein seine Huld und Gnade erstreckte sich nie weiter, als es die positiven Zwecke seiner Berechnungen zukömmlich erscheinen ließen. Der unbedingte Gehorsam, den er von Allen und Jeden gleichförmig, selbst durch seine Bewegungen und Winke, forderte, war der Maßstab für die Haltung vor seinem Throne, und keiner seiner Vasallen, Fürsten oder Würdenträger stand so hoch oder mächtig in seinem Ansehen, daß er ihn nicht für etwaige Unbequemlichkeit oder die sich ergebenden Staatsrücksichten plötzlich und unerbittlich erniedrigt hätte. — Ja, wer überhaupt nach seinem leicht reizbaren Gefühle und seiner äußerst mißtrauischen Auffassung aufhörte, in seinen Händen das verläßliche Werkzeug seiner Staatszwecke zu sein, der wurde aus seinem Dienste sofort beseitigt.

Nichts konnte den König so tief verletzen, als die Doppelzüngigkeit. Sein Wort oder mündliches Versprechen gab er äußerst selten, aber dies galt über alle schriftlichen Zusicherungen, die er machte, und selbst die an seinem Hofe wirkenden ausländischen Diplomaten veranschlagten die mündlichen Zusicherungen des Königs über jede andere Garantie. Eingenommen, wie er war, für Offenheit und Gerechtigkeitsliebe, fehlte ihm weder die Gewandtheit der Rede, noch die Kunst überlegter Selbstbeherrschung, um seine Intentionen im politischen Verkehre, wo er es für nötig fand, undurchdringlich zu machen. Er durchsah mit scharfem Geschäftsgeiste gewöhnlich auf den ersten Blick die Geschäfte, welche ihm vorkamen, und durch seine erprobte Menschenkenntniß war von ihm Jedermann, der mit ihm zu verkehren hatte, nach seinem wahren Werte abgemessen. In der ersten Begegnung war sein Auftreten gewöhnlich heiteren Anstriches und vertraueneinflößend; bloß Diejenigen, welche von ihm etwas mit seinen politischen Grundsätzen oder Privatauffassungen Unverträgliches forderten, ließ er seinen königlichen Stolz und seine entschlossenste Autorität mit aller Entschiedenheit fühlen. Bei solchen Gelegenheiten wußte er durch Blick und Bewegung eine solche, bis zum Hohn sich steigernde Geringschätzung zu manifestiren, daß, ehe er mit seinen schonungslosen und in den bittersten Sarcasmus gehüllten Antworten den Betreffenden abzufertigen begann, derselbe bereits vor Verlegenheit außer Fassung war.

Mit Hinblick auf diese kurze Charakteristik, welche wir über König Mathias Corvinus aus den im königlichen Staatsarchive zu Venedig erliegenden Originaldepeschen jener apostolischen Legate entlehnen, die vom Jahre 1470 bis 1490 am ungarischen Hofe verkehrten [1]), wird es wol für

---

[1]) Diese Originaldepeschen der apostolischen Legate sind mit einer Reihe von Briefen, welche die verschiedenen Souveräne und Fürsten Europas in der zweiten Hälfte des XX. Jahrhunderts an die jeweiligen Päpste gerichtet hatten, aus dem Geheimarchive des heiligen Stuhles abhanden gekommen, und zwar höchst wahrscheinlich im Jahre 1527, bei Gelegenheit der Plünderung Roms durch die von Georg Frundsberg angeführten deutschen und schweizerischen Truppen. Auch läßt es sich vermuten, daß diese Acten in die Secreta der venetianischen Republik im Wege der in Rom residirenden venetianischen Agenten gelangt sind, welche dieselben durch Kauf von den Plünderern an sich lösten. Ueberhaupt spricht für diese Auffassung der Bericht des in Rom residirenden venetianischen Botschafters Casparo Contadini ddo. 6. Juli 1529, sub Classis it VII, Codex 1043, lettere 189. Biblioteca Marciana, worin dieser Botschafter selbst nach der angedeuteten Plünderung mit 18 Monaten an den Dogen folgendermaßen schreibt: Mi sono venute alle mani alcune bolle de Papa Lion le qual mi ha parto al proposito de V. Sermita et de sui Gentilhomini et subditi, et furon prese al sacco de Roma, le ho recuperate per uno scudo et mezo, et cosi le mando a V. Celsitudine ecc. Die in Rede stehenden Actenstücke und Documente befinden sich gegenwärtig theils im k. Staatsarchive, theils in der Marcusbibliothek aufbewahrt. Jener Theil derselben, welcher sich im k. Staatsarchive vorfindet, führt die Serie Bolle ed Atti della Curia Romana und ist sub Busta 21 bis 25 registrirt, wogegen der andere Theil derselben in der Marcusbibliothek in fünf Bände getheilt, sub Classis X., lat. Codex 174 bis 178 erliegt. Die wissenschaftliche Akademie zu München gab über diese Documente,

die Geschichtskunde nicht uninteressant erscheinen, selbst einige Aufklärungen darüber zu erhalten, welche Gesinnungen und Anschauungen dieser Monarch an der Neige seines Lebens und gegen Ende seiner dreißigjährigen Regierung gegenüber dem heiligen Stuhle festgehalten hat. Diesbezüglich liefert uns den klarsten Beweis die Depesche, welche von Wien aus der Bischof von Ortano, Namens Angelo Pechinollio, am 30. Jänner 1489, in seiner Eigenschaft als Legat des heiligen Stuhles, an den Papst Innocenz VIII. gerichtet hat[2]).

Diese Depesche enthält unter Anderen einen vollständigen Bericht über jene feierliche Audienz, welche König Mathias dem Schreiber derselben im Staatspalaste zu Wien, behufs Abfertigung dieses Legaten, in Gegenwart seiner Kronräte und Reichswürdenträger ertheilte.

Die Mission des Bischofs von Ortano bezog sich hauptsächlich auf die folgenden drei Punkte:

1. Die Befreiung des Erzbischofs von Kalocsa und ehemaligen ungarischen Staatskanzlers Peter Vardai, welchen der König des Staatsverrathes beschuldigte, und seit Jahren in einem unterirdischen Kerker im Graner Schlosse auf das strengste bewachen ließ.

2. Die Annahme eines Kreuzzuges gegen die Türken im Bunde mit den christlichen Mächten und unter Verwertung jener Vortheile, welche zu diesem Unternehmen der im Besitze des Papstes befindliche türkische Prinz Zizim darbot, und

3. das Aufgeben jenes Schutzes, welchen König Mathias der Stadt Ancona im Jahre 1488 verliehen hatte[3]).

---

insoferne dieselben die historische Vergangenheit Deutschlands betreffen, in den Regesta Documentorum Germaniae Historiam Illustrantium, bearbeitet von Josef Valentinelli, im Jahre 1864 den ersten Ueberblick, und um ein Jahr später Rawdon Brown in seinem „Archivio di Venezia" sub pag. 181. Die Depeschen der päpstlichen Legate, welche ich für die Charakteristik des Königs verwertete, sind jene, welche in Classis X., lat. Codex 174, Nr. 84, 85, 86. Codex 175, Nr. 83, 83ᵇ, 85, 88, 89, 90. Codex 177, Nr. 12, 113. Codex 178, Nr. 2, 35, 38, 119 in der Marcusbibliothek erliegen, in Verbindung mit dem im Staatsarchive befindlichen Documente Nr. 14, Bolle ed Atti della Curia Romana, Busta 23.

[2]) Diese Depesche erliegt in der Marcusbibliothek sub Classis X., lat. Codex 134, Nr. 89.

[3]) Marcusbibliothek Classis IX, Codex 42, pag. 45 bis 54. Innocentii Papae VIII. Instructiones Angelo Pechinollio Episcopo Hortano ac Oratori apostolico ad Regem Hungariae destinato.

Zur Klarstellung des Punktes 3 sei uns hier gestattet eine kurze historische Darlegung des fraglichen Streitpunktes einzuschalten: Ferdinand von Arragonien, König beider Sizilien, beabsichtigte seinen Thron von der Oberherrschaft der Päpste unabhängig zu stellen, und zog hiedurch die Ungunst der Letzteren dermaßen auf sich, daß der heilige Stuhl schließlich zu Zeiten des Papstes Innocenz VIII., gestützt auf König Carl VIII. von Frankreich und auf die neapolitanischen Barone, welche der König Ferdinand gleichfalls durch die eigenmächtigen Eingriffe in deren Rechte und Privilegien gegen sich empört hatte,

Angesichts dieser Wünsche und Zumutungen des heiligen Stuhles, erhielt der Legat gleich in seinem ersten Verkehre mit dem Könige so bestimmte Zurückweisungen (vor Allem betreffs der Freilassung des Erzbischofes, beziehungsweise Anerkennung der Jurisdiction des heiligen Stuhles

---

den arragonischen Thron in Neapel zu stürzen und die anjonische Dynastie in der Person des Renat, Herzogs von Lorena zur Herrschaft zu erheben bemüht war.

In diesen Gefahren suchte nun König Ferdinand sein Heil bei seinem Schwiegersohne, dem Könige Mathias von Ungarn, der in Anbetracht seiner Verwandtschaft zum arragonischen Hause, dann haßerfüllt, wie er gegen Innocenz VIII. wegen den Täuschungen war, welche er von diesem Papste in den Fragen der böhmischen und römischen Krone erfuhr, und überdies erbittert über die staatsgefährliche Freundschaft, welche zwischen Innocenz VIII. und Venedig gegen Ungarn vorherrschte, keinen Augenblick anstand, die arragonische Dynastie in seinen Schutz zu nehmen und in dieser Richtung den Feinden seines königlichen Schwiegervaters drohend gegenüber zu treten. In Verbindung mit dieser Staatspolitik geriet im Jahre 1487 die Stadt Ancona in die Schutzbefohlenschaft der ungarischen Krone. Der heilige Stuhl war durch die Zerwürfnisse und Kämpfe, welche zwischen Innocenz VIII. und den meisten Fürsten und Municipien Italiens heraufbeschworen waren, außer Stande, die adriatischen Küsten in den Marken gegen die rastlosen Angriffsversuche der Türken mit Erfolg zu vertheidigen und überhaupt die Stadt Ancona befand sich zu dieser Zeit dermaßen einer türkischen Invasion ausgesetzt, dann in ihrer Schiffahrt und sonstigen Handelsinteressen so empfindlich durch die Türken und Venetianer beeinträchtigt, daß dieselbe in der Verzweiflung an ihrer Selbsterhaltung den Schutz dort zu suchen bemüssigt war, wo sie ihn eben am zweckmäßigsten und sichersten zu finden erhoffte. Die Anconitaner nahmen ihre Zuflucht in dieser äußersten Bedrängniß zum Könige Mathias und erbaten von ihm dadurch die im Frühjahre 1487 nach Ungarn abgefertigte Botschaft des Francisco Cinzio und Stefano Benincata die Schutzverleihung der ungarischen Krone für Ancona. Der König willigte ein, und schickte noch im Herbste desselben Jahres durch die specielle Botschaft des Nikolaus, Bischof von Waitzen, die Banner, Wappen und Siegel des ungarischen Königreiches, nebst einer Reihe von Privilegien, worunter auch jenes, das die Stadt Ancona berechtigte, den Ritterstand und jeden Grad des Adels bis zum Grafenstande zu verleihen. Hierüber Näheres in der Storia Anconitana di Augustino Peruggi Vol. II, pag. 376, 380 und 382, sowie des anconitanischen Diariums Pietra della paragona betittelt, wo es bezüglich des Jahres 1487 verzeichnet ist: La lega tra Ancona e Matia Re di Ungheria avessela renduta sospettata in Roma. Crebbero i sospetti per novi favori ad essa compartita da quel valoroso e saggio Monarca. Cio furono che in questo 1487 inviolè regio Ambasciatore il Reverendissimo Nicolo Vacicuse a presentarla d'un Regio Stendardo, e recarle amplissimo privilegio di crear Conti e Cavalieri e Nobili con altre prerogative in attestato della sua regia Munificenza e del suo affetto. Grata ella al munifico Re della amplissima Diploma munito di aureo sigillo, del donato Stendardo e della concessione che i Naviganti Anconitani potessero sulle loro navi spiegare la ungarica bandiera, rendette i dovuti ringraziamenti. E quello Stendardo con solenne pompa tra gli applausi del festante popolo fu esposto dalle finestre del Palazzo Signoriale ecc. Antonii Bonfinij Rerum Ungaricarum Decades in Decadis IV lib. VIII, pag. 667 erwähnt über diese Schutzherrschaft das Folgende: Hoc etiam anno (1487) foedus cum Anconensibus rex percussit, sigillum et signa regalia misit, qua terra marique gestaret, quicunque illa laderent, pro hostibus a Mathia ducerentur. Initam cum Pannone societatem, Innocentius Pontifex maximus egerrime tulit, et ad rescindendum foedus Anconem vi urbem adegit. Veneti quibus cum pontifice ictum foedus erat, ita criminibus Anconenses onerarunt in Pannonis invidiam, ut nunquam quieverint donec signa

über diesen Prälaten), daß derselbe diese Frage weiterhin zu berühren, in Anbetracht seiner wichtigeren Missionspunkte nicht für ratsam hielt, und dieselbe gänzlich fallen ließ. Der Legat bestand seinen Instructionen gemäß bloß auf dem zweiten und dritten Punkt seiner Mission mit entschiedener Beharrlich-

---

regis cives sedandae iracundiae gratia Romam ad Innocentium miserint. Es waren allerdings seitens des heiligen Stuhles die fraglichen Beziehungen der Commune von Ancona zu Ungarn, und die ohne vorhergegangene Einwilligung des Papstes erfolgte Schutzverleihung des Königs Mathias als ein gefahrvolles Zeichen der Empörung und der fremden Intervention betrachtet, allein diese Befürchtungen und Anschauungen des heiligen Stuhles wurden sowol von den Anconitanern als auch dem Könige vom Standpunkte der äußersten Notwehr und der Humanität entschieden bestritten. Hierüber verleiht uns der Inhalt eines Briefes, dessen Original in der italienischen Sprache geschrieben in der Marcusbibliothek zu Venedig, Classis X, Cat. Codex 177, Nro. 52 erliegt, und welcher von der Commune Ancona an den Papst Innocenz VIII. am 17. April 1488 gerade betreffs Rechtfertigung der mit Ungarn eingegangenen Verbindungen gerichtet war, die folgenden Aufklärungen: „Wir vernehmen den Inhalt des von den Großmeister von Rodi an Euere Heiligkeit gerichteten Briefes, worin dieser die großen Kriegsvorbereitungen der Türken schildert, mit tiefem Schmerze und betrübtem Herzen, und obwol wir gleichfalls von dem Statthalter Euerer Heiligkeit aufgefordert wurden, Angesichts dieser Gefahren behutsam zu sein und die zu unserer Selbstvertheidigung nötigen Maßregeln zu ergreifen, so erscheinen uns die diesfälligen Warnungen und Anmutungen überhaupt jetzt in diesen verhängnißvollen Augenblicken als ein leerer Trost, wodurch unsere bereits unerträglichen Verlegenheiten bloß vermehrt werden, indem wir füglich mittellos und folglich außer Stande sind, so großen Gefahren entgegenzustemmen. Von Seite des Kontinentes sind unsere Stadtmauern so hinfällig geworden, daß dieselben mit dem Einsturze drohen, und obwol wir unausgesetzt an deren Wiederherstellung arbeiten, so können wir dies Angesichts unserer Geldnot nimmermehr rechtzeitig erschwingen. Von der Seeseite sind wir gleichfalls dermaßen ohnmächtig, daß uns die Ausrüstung des kleinsten Fahrzeuges in die tiefste Verlegenheit setzt, weil uns auch hiezu das nötige Geld und Vermögen ermangelt. Den geringfügigen Handel, den wir besaßen, haben wir gleichfalls eingebüßt, und überdies eine Zal von Schiffen nebst deren Ladungen verloren. Nichtsdestoweniger hat Euere Heiligkeit, als wir dessen Unterstützung erbeten hatten, unseren Hilferuf in diesen traurigen Gefahren unerhört gelassen, und sollte uns Euere Heiligkeit selbst jetzt wenigstens soviel Unterstützung verleihen, daß wir von den Camerallasten auf einige Zeit befreit werden würden, so könnten wir hiedurch neuen Mut und Kraft zu unserer Selbstvertheidigung gewinnen. Wir bitten mithin in aller Demut abermals Euere Heiligkeit, mögen uns dieselbe in Gnaden von den angedeuteten Lasten befreien, und ihren Schatzmeister anzubefehlen, daß er uns wenigstens vor der Hand für die diesfälligen Zalungen, Angesichts des Elendes und der Gefahr, in welcher wir schweben, nicht weiter beläſtige. Auch sind wir bereit, die fraglichen Gelder für die Vertheidigung dieser Stadt zu Lande und zur See zu verwenden und überdies alles Mögliche aufzubieten, wodurch diese Commune für Euere Heiligkeit beschützt werden kann.

Gleichzeitig sind wir bemüssigt vor Euerer Heiligkeit die bitterste Klage gegen jene gewissenlosen Zeugen und falschen Berichterstatter zu erheben, die uns vor Euerer Heiligkeit in Ungnade zu bringen bemüht sind. Wir vernehmen es aus den Briefen unseres verehrten und geliebten Mitbürgers Bartholomeo de Ser. Thomaso, daß irgend welche Beneider unserer Wolfahrt oder sogar Mißgesinnte unserer Vaterstadt, uns wegen jenen Geschenken, welche wir vom Könige von Ungarn erhalten haben, mit dem gewissenlosen Gerüchte zu verläumden suchen, daß wir als Rebellen die Fahne des ungarischen Königs erhoben haben und mit ihm in Bündnisse getreten sind, wogegen all dies sich anders verhält

keit, bis endlich der König ungehalten über dessen vielseitige Sollicitationen denselben mit der Ankündigung der bereits angedeuteten feierlichen Audienz ganz unvermutet überraschte. Die Einladung zur Audienz bezeichnete den Legaten die Form derselben mit keinem Worte; er war ohne weitere Anden-

Bereits lange Zeit vor der Erhebung Euerer Heiligkeit auf dem heiligen Stuhle und überhaupt seitdem dieser König Segna in seine Macht bekam, was an uns so nahe liegt, haben wir mit ihm die engste Freundschaft für das Heil unserer maritimen Interessen genährt, und insbesondere dieses freundliche Einvernehmen auch deßhalb zu wahren gesucht, damit wir von seinem königlichen Wolwollen irgend einen Schutz und irgend welche Begünstigungen für unsere Schiffahrt erhalten mögen. Nun Angesichts unserer diesfälligen Haltung und nachdem der König bei uns gleichfalls auf wolwollendes Entgegenkommen traf, beschenkte er uns mit seiner Fahne, seinem Wappen, und verlieh unserer Regierung seine königliche Gewalt, damit wir unter seinem königlichen Siegel Ritter, Grafen und Adelige zu ernennen befähigt sein sollen. Auch hat sich der König in aller Menschenfreundlichkeit unserer erinnert, und uns in seinem Friedensschlusse mit den Türken einbegriffen. Wir haben mithin, da wir fortwährend in Furcht und Gefahr vor den Türken und mit unseren Seeangelegenheiten leben, diese Wolthaten des Königs hochgeschätzt und uns billigermaßen hiefür in Feste und Fröhlichkeiten ergehen lassen. Mit einem Worte es geschah Alles das, was wir obigermaßen für die hierortige Erhaltung und Beschützung des heiligen Stuhles und zwar in einer Weise, daß uns dafür kein wie immer gearteter Vorwurf oder Tadel treffen kann, überhaupt was unsere Treue und Ergebenheit zu Euerer Heiligkeit anbelangt. Im Gegentheile wir haben Euere Heiligkeit immer hoch verehrt und mit tiefster Ergebenheit ihre Rechte zu schützen getrachtet, und sind fest überzeugt, daß Euere Heiligkeit mit dem weisen Sprichworte des Casiodorus: at malorum omnium petatur extremum inde tormenta suscipere, unde auxilium provenire sperabatur über uns zu richten nicht unterlassen wird. Auch werden wir seiner Zeit nicht ermangeln, über diese sämmtlichen Vorgänge Euerer Heiligkeit unsere Aufklärungen zu bieten, und zwar in der Anhoffung, daß uns Euere Heiligkeit gnädigst erhören und mit den evangelischen Worten zu empfangen nicht unterlassen wird: Fidelis servus et prudens quem constituit Drunnus. Diese Aufklärungen der Anconitaner blieben unberücksichtigt, und dringender als je forderte von selben der Papst die Auflösung der mit Ungarn eingegangenen Verbindungen, aber Alles vergeblich, bis schließlich der Papst über die Erfolglosigkeit der diesfälligen Unterhandlungen ungehalten, anderseits für die strengste Procedur gegen die Anconitaner durch die venetianische Republik aufgestachelt, über die Stadt Ancona im Monate August 1488 durch den päpstlichen Commissär Marco de Monrealto die Excommunication verhängen ließ. Storia della Città di Ancona di Giuliano Saracini, Vol. I, pag. 70. Nun begann der offene Bruch zwischen dem Papste und den Anconitanern, welch Letztere in ihrem Vertrauen in dem Könige Mathias mutig und voll Zuversicht den drohenden Kampf mit dem heiligen Stuhle aufnahmen. Die päpstlichen Heere, welche zur Unterwerfung Anconas ausgeschickt waren, konnten die kraftvolle Gegenwehr der Stadt nicht überwältigen, und überdies war dieses Unternehmen mit der höchsten politischen Gefahr verflochten, indem man es in Rom vollständig einsah, daß, insolange Ancona unter der Flagge der ungarischen Krone und dessem Schutze vertheidigt, der König Mathias die Niederwerfung seiner Schutzbefohlenen und die Verletzung seiner königlichen Autorität keineswegs ruhig erdulden würde. Es mußte mithin von Seite des Papstes für die eventuelle Auslieferung der Stadt Ancona an den Willen des Königs von Ungarn appellirt werden, und dies geschah auch durch die Person des apostolischen Legaten Angelo Pechinollio. Allein selbst diese Schritte des heiligen Stuhles blieben vergeblich, denn für den König war die in Ancona, durch das dortselbst aufgerichtete Schutzverhältniß, creirte Position, Angesichts seiner lange gehegten Pläne und

tungen vor dem Könige geladen, und erst als er in den Audienzsaal geführt wurde, bemerkte er, daß er einer mit den feierlichsten Apparaten vorbereiteten Audienz zugezogen worden war. Der König saß auf seinem Thronsessel von seinem glänzenden, vollzälig versammelten Hofstaate umgeben, begegnete dem

---

Entschlüsse zu solcher Wichtigkeit gelangt, daß er dieselbe, unbekümmert um alle Einreden des päpstlichen Stuhles unbedingt aufrecht erhalten mußte. Das Hauptaugenmerk des Königs war schon längst auf die Losreißung Dalmatiens von der venetianischen Herrschaft und Rückeroberung dieser Landstriche für die ungarische Krone gerichtet; diesen Endzweck wollte er um jeden Preis erreichen. Das Anerbieten der, von den Türken bedrohten und von ihrem Landesherrn dem Papste preisgegebenen Anconitaner war dem Könige somit ein über alle Maßen willkommenes Ereigniß gewesen, um seine Zwecke der Erreichung zuzuführen. Durch Etablirung der Schutzherrschaft der Stefanskrone in Ancona war auf beiden Seiten der Adria die Gewalt in die Hände des Königs gelegt, und Venedig in seinen maritimen Verbindungen mit seinen Colonien und Mittelmeere bedroht und behindert; zu gleicher Zeit hatte der König damit den lange ersehnten Wunsch erreicht, auf italienischem Boden selbst festen Fuß zu fassen, und auch dieserseits Venedig in gefahrdrohender Weise lahm zu legen; endlich konnte durch diesen Besitz auch eine ausgiebige Pression auf den heiligen Stuhl bezüglich der übrigen vitalen Fragen geübt werden, welche zwischen Letzterem und dem Könige pendent waren.

Unter so gestalteten Verhältnissen begannen die Verhandlungen des päpstlichen Legaten zur Neige des Jahres 1488 und im Verlaufe des Monats Jänner 1489 und zwar in der Burg zu Wien, wo sich damals der König Mathias aufhielt. Zum Beginne derselben schien Letzterer sehr geneigt, den heiligen Stuhl beruhigen zu wollen. Der König lehnte jeden Verdacht entschieden von sich ab, durch die Annahme des Schutzverhältnisses von Ancona die Souveränitätsrechte des Papstes verletzen oder auch nur entfernt dem heiligen Stuhle irgend eine Beeinträchtigung zufügen zu wollen; er hatte nur eines befürchten und um jeden Preis hintanhalten zu müssen geglaubt, nämlich, daß die Anconitaner, getrieben durch ihre verzweiflungsvolle Lage, etwa mit den Venetianern oder gar mit den Türken, den Erbfeinden des Christenthums und des heiligen Stuhles selbst, zu ihrer Rettung sich verbinden möchten. Auch versprach der König eine specielle Botschaft, betreffend der Aufklärungen in dieser hochwichtigen Angelegenheit an den päpstlichen Stuhl entsenden zu wollen; dagegen aber erklärte er in Hinblick auf die so überaus kritische politische Situation an dem einmal factisch bestehenden Verhältnisse zu Ancona nichts mehr ändern, oder gar an eine Auslieferung dieser Stadt vor der Hand denken zu können.

Der Legat, welcher die Lage und Stimmungen am königlichen Hoflager ebenso wenig wie den persönlichen Charakter des Königs genau zu kennen schien, und überdies äußerst besorgt für den günstigen Erfolg seiner Mission, suchte nunmehr durch den ihm zugänglich gewordenen Einfluß der Königin und des damals fungirenden Kanzlers des Bischofs von Raab in indirecter Weise auf den König einzuwirken. Bei Besprechung dieser Angelegenheit mit dem Legaten erklärt die Königin gleichfalls, daß das Vorgehen des Königs in Ancona bloß als eine Abwehr gegen die feindlichen Umtriebe der Venetianer gedeutet werden dürfe, und er nicht im Entferntesten damit feindliche Absichten gegen den heiligen Stuhl im Schilde trage; deßhalb hoffe sie auf günstige directe Austragung dieser Angelegenheit zwischen Seiner Majestät und dem Legaten. Erfüllt von den treuesten und hingebendsten Gesinnungen für den heiligen Stuhl wolle sie übrigens bereitwilligst ihren ganzen Einfluß beim Könige in dem gewünschten Sinne anwenden.

Unmittelbar nach der Audienz des Legaten bei der Königin waren am königlichen Hoflager aus Italien die allarmirendsten Nachrichten eingetroffen. Der Papst hatte nämlich unter anderen, unbeachtet die vom Könige kundgegebenen friedlichen Dispositionen und ohne die vom Könige zugesicherte Botschaft abzuwarten, die über Ancona bereits ver-

Legaten bei seinem Eintritte bloß mit einem finsteren Blicke, und ließ den Abgesandten des heiligen Stuhles während der ganzen Audienz vor seinem Throne stehen. Mit unverhüllten Zeichen des Unmutes erhob der König das Wort, und fertigte die Wünsche und Forderungen des heiligen Stuhles mit der hier wörtlich folgenden feierlichen Anrede ab, worin sämmtliche Erlebnisse und Beziehungen dieses mächtigen Herrschers zum päpstlichen Stuhle für die Nachwelt überliefert sind.

Die Anrede lautet:

„Wie einstens mein seliger Vater, so habe auch ich seit meiner frühesten Jugend begonnen, für die Vertheidigung der Christenheit und des heiligen Stuhles mit allem Eifer das Schwert zu führen und habe bereits in den diesfälligen Kriegen abgesehen von den unermeßlichen Schätzen, so manche theuere Freunde, so manche lieben Verwandten, ja selbst meinen eigenen Oheim verloren [4]).

---

hängt gewesenen Kirchenstrafen verschärft und dieselben auch auf die dieser Stadt anhänglichen Ortschaften ausgedehnt.

Der König, durch diese Nachrichten aufgebracht, beauftragte sofort seinen Kanzler, den Bischof von Raab, sich zu dem Legaten zu begeben, um demselben seine königliche Entrüstung über diese Vorfälle in Ancona auf die drohendste Weise kundzugeben. Der Legat bemühte sich auf dieses hin in glänzender Rede den Standpunkt des heiligen Stuhles aufrecht zu erhalten, und bestürmte den Bischof, mit voller Autorität eines persönlichen Repräsentanten des Papstes die durch die Anconitaner-Affaire schwer bedrohten Interessen des heiligen Stuhles zu schirmen und Alles aufzubieten, um eine dem Letzteren günstige Lösung herbeizuführen. Der Kanzler beugte sich vollständig vor den Argumentationen des Legaten, und zwar in einer Weise, daß Letzterer es sich anmaßte, in seinem Berichte an den heiligen Stuhl über die augenscheinliche Einfalt dieses Prälaten das Folgende releviren zu müssen: Dominus Taurientis prout eſt modeſti ingenij facile venit in ſententiam meam. Allein ungeachtet seines unbedingten Eingehens in die Anschauungen des Legaten betonte er offenherzig, daß in dieser Hinsicht von dem Könige nichts Ersprießliches zu erwarten sein werde.

Ich glaube — dies waren seine Worte — daß mein königlicher Herr sich nie zu etwas herbeilassen werde, worin man einen Bruch seines gegebenen Wortes erblicken könnte, denn er pflegt nie seine gefaßten Entschlüsse abzuändern, oder seine gegebenen Zusicherungen zurückzunehmen. Trotz dieser sich täglich mehr aufhäufenden Schwierigkeiten gab der Legat, namentlich im Hinblicke auf das ihm ertheilte Versprechen der Königin seine Hoffnung auf ein günstiges Endresultat durchaus nicht auf, und von dem Wunsche erfüllt, diese Angelegenheit ehemöglichst zum Abschlusse zu bringen, drängte er den König zu einem definitiven Entschlusse. Auf das beharrliche Drängen desselben erfolgte nun die ganz unvermutete Berufung des Legaten zu der feierlichen Audienz. (Alles dies fast wörtlich aus den an den heiligen Stuhl gerichteten Depeschen der päpstlichen Legate Bartholomäus Morano vom Jahre 1483 und 1484 in Verbindung mit den Depeschen des Angelo Pechinollio vom Jahre 1488 und 1489. Marcusbibliothek Claſſis X, lat. Codex 174 und 175.)

[4]) Michael Szilagyi, durch dessen Einfluß und Unterstützung das Haus Hunyadi auf den Königsthron Ungarns gelangte. Er wurde im Jahre 1460 in der Nähe von Peterwardein aus einem Hinterhalte von den Türken überfallen, gefangen genommen und auf die gräßlichste Weise durch Absägung seiner Glieder und andere gräßliche Verstümmlungen ermordet. Ueber diesen Vorfall befindet sich im k. Staatsarchive zu Mailand in der Serie der türkischen Berichtsammlung Nr. 21 eine Depesche vor.

Mein Körper ist gleichfalls mit mehreren Wunden bedeckt, und bloß ich weiß es, welche Schmerzen mir diese körperlichen Verletzungen jetzt in meinen gebrechlicheren Tagen verursachen.

Uebrigens ist es der Welt hinreichend bekannt, was ich für die Christenheit that, und welche Kämpfe ich für sie bestand.

Hätte ich unterlassen, mit solcher Standhaftigkeit den Vordrang so mächtiger Feinde, wie die Türken, zu bekämpfen, so wären heute noch Bosnien und manche andere Länder den verruchten Händen dieses Feindes nicht entrissen.

Auch versichere ich Sie, Herr Legat, daß es selbst um Italien, und überhaupt um den heiligen Stuhl längst geschehen wäre, wenn sich die Ungarn in der angedeuteten Richtung nicht mit solcher Selbstaufopferung und Tapferkeit vertheidigt hätten, als sie es thaten.

Hiezu kommt, daß ich zu jeder Zeit auf die einfache Aufforderung des heiligen Stuhles oder ihrer Legate zu allen Kriegsunternehmungen mich bereit fand, und daß ich nie ohne Vorwissen oder Zustimmung desselben heiligen Stuhles weder Frieden noch andere Uebereinkünfte mit den Türken einging.

Selbst zur Zeit, wo die Häresie in Böhmen einen gefährlichen Aufschwung nahm, war ich es, der König von Ungarn, der auf den einfachsten Wink und Wunsch des heiligen Stuhles mit den Böhmen ganz allein den Kampf aufnahm. Ja, ich erklärte denselben den Krieg zu einer Zeit, wo früher der Kaiser, dann mehrere Andere von Seiner Heiligkeit dem seligen Papste Paulus aufgefordert waren, gegen diese Häretiker ins Feld zu rücken, und unter allen diesen sich Niemand fand, der sich dieser Mühe zu unterziehen gewagt hätte.

Ich habe selbst in diesen Kriegen weder einen Frieden, noch einen Waffenstillstand, noch aber sonstige Uebereinkünfte ohne Willen und ohne Zustimmung des heiligen Stuhles abgeschlossen oder angestrebt.

Es ist freilich wahr, daß ich zum Könige von Böhmen creirt wurde und daß mir Seine Heiligkeit das feierliche Versprechen gab, außer mir Niemanden anderen auf dem Throne Böhmens zu erheben, oder, falls erhoben, zu bestätigen. Aber wie dieses Versprechen gehalten wurde, sollen Sie alsbald vernehmen.

Hier erwähne ich bloß, daß jene Kriege, jene Mühewaltungen, jene Gefahren und Kosten, welche ich für Böhmen ertrug, dann der Verlust der edlen und erlauchten Männer meines ungarischen Königreiches, welche ich in diesen böhmischen Feldzügen an Todten und Gefallenen erlitt, dermaßen bedeutend waren, daß kaum zehn Böhmenlande dies aufzuwiegen im Stande sind.

Es folgte der Einfall der Türken in Italien.

Diese eroberten Oltranto [5]) und besetzten es mit einem äußerst starken Heere.

---

[5]) Oltranto, einstens eine wol befestigte Stadt in der pugliesischen Provinz des Königreiches Neapel, war im Monate Juli 1480 von einer mächtigen Flotte des Sultans Mahomet II. überfallen, und trotz seiner heldenmütigen Vertheidigung am 21. August desselben Jahres von den Türken erobert. Dieses Ereigniß erfüllte die Christenheit und überhaupt ganz Italien mit dem tiefsten Schmerze und Schrecken, allein durch die aufgebotenen Vermittlungen des heiligen Stuhles erhielt König Ferdinand von Neapel von

Ich entzog meine Hilfe auch bei dieser Gelegenheit dem heiligen Stuhle nicht. Auf einen einfachen Brief Seiner Heiligkeit des Papstes Sixtus sandte ich ohne allen Verzug einige von meinen Heerführern an der Spitze meiner gewältesten Truppen zur Rückeroberung Oltrantos nach Italien und ließ dieselben nicht eher zurückkehren, als bis die Ruhe Italiens gesichert war. Auch habe ich die sämmtlichen Kosten dieses Unternehmens aus meinem eigenen Gelde bezalt.

Wäre aber Oltranto den Feindeshänden nicht entrissen, und überdies der Tod des Großtürken nicht erfolgt, so hätte es nicht bloß Italien, sondern auch der heilige Stuhl leicht erfahren können, welche Gefahren die Affaire von Oltranto in sich barg.

Hierauf ereignete sich in den Marken die Schilderhebung Boccolinos gegen den heiligen Stuhl [6]).

---

allen Seiten Italiens so mächtige Hilfe und überhaupt vom Könige Mathias im Frühjahre 1481 so ersprießliche Waffenunterstützungen, daß es schließlich seinem Sohne, dem Herzoge Alfons von Calabrien gelang, Oltranto den Türken am 10. September 1481 zu entreißen und Italien von der türkischen Invasion zu befreien.

Der unverhofft am 31. Mai 1481 eingetretene Tod des Sultan Mahomet II. unterstützte dieses Unternehmen auf eine besonders ersprießliche Weise, indem der zwischen seinen Söhnen Bajazet und Zizim entbrannte Thronstreit die Aufmerksamkeit der Türken von Oltranto abzog und es zunächst veranlaßte, daß selbst Achmet Pascha, der Vertheidiger dieser Stadt, von seiner diesfälligen Aufgabe zurückberufen und in einem anderen Unternehmen nach Asien geschickt wurde. Muratori, Annali d'Italia Tomo III, pag. 535 und 537. Marino Sanudo Istavia, Veneta, concernente gli anni 1480 e 1481.

[6]) Malagamba ein angesehener Bürger der Stadt Osimo in den römischen Marken, reizte im Jahre 1486 seine Vaterstadt zur Empörung gegen die Herrschaft des heiligen Stuhles. Die Fäden zu dieser Revolte waren im Einverständnisse und durch die Hilfezusicherungen des Sultans Bajazet II. angelegt, wie dies aus dem Vertrage, welcher zwischen der Pforte und Boccolino puncto Unterwerfung der Stadt Osimo an die Türken im fraglichen Jahre abgeschlossen wurde, deutlich hervorgeht. Der diesbezügliche Originalvertrag erliegt in dem fürstlich Chiji'schen Familienarchive und wurde zum ersten Male von dem anconitanischen Histcriker Giuliano Saracini verwertet. Gemäß dieser Stipulationen sollte sich die Stadt Osimo dem Sultan unterwerfen und denselben einen jährlichen Lehenstribut von 200 Ducaten und zwei schöne Hunde entrichten. Dagegen ververpflichtete sich der Sultan, die fragliche Stadt sammt Territorien in den Lehensbesitz Boccolino's zu überantworten, die Einwohner derselben in der katholischen Religion und in ihren herkömmlichen Immunitäten und Freiheiten zu belassen. Auch sollte die Stadt Ancona der Tributpflicht Boccolinos, beziehungsweise der Stadt Osimo unterworfen werden. Allerdings hoffte Boccolino diesen Vertragsstipulationen durch die Unterstützung der Pforte Angesichts des heiligen Stuhles entsprechen zu können, allein in Folge der in dieser Angelegenheit entfalteten Thätigkeit und Interventionsdrohungen des Königs Mathias, wurde Boccolino türkischerseits im Stiche gelassen. Nichtsdestoweniger vertheidigte er sich mit großer Sorgfalt und Tapferkeit gegen die Ankämpfungen des heiligen Stuhles. Der Cardinal Julian della Rover, später Papst Julius II., zog mit einem starken Heere gegen ihn; belagerte die wolbefestigte und ausgezeichnet vertheidigte Stadt Osimo im Verlaufe von mehreren Monaten vergebens. Schließlich durch die freundlichen Vermittlungen des berühmten Lorenzo de Medici wurde der Friede im Jahre 1487 zwischen Boccolino und dem heiligen Stuhle hergestellt und die Stadt Osimo im Besitze des Papstes ausgeliefert. Boccolino erhielt für diese Uebergabe an vier Tausend Ducaten und freien Abzug nebst seinen Gefährten aus dem päpstlichen Gebiete. Er begab sich hierauf nach Mailand, wo ihm Freiheit

Ich kam auch bei dieser Gelegenheit Seiner Heiligkeit rechtzeitig zu Hilfe und bot ihm meine Heere und nötigenfalls selbst meine eigene Person zur Niederwerfung Boccolinos an.

Dies genügte, um die Gefahr zu beschwören! Der Türke, welcher seine Flotte bereit hielt, um seine Truppen zur Ergreifung Osimos nach Italien zu überschiffen, zog sich von diesem Unternehmen sofort zurück, als er vernahm, daß ich im Begriffe sei, dem heiligen Stuhle zu Hilfe zu eilen.

Nach so vieler Mühe, nach so vielen Gefahren und nach Erschöpfung so vieler Schätze, was war die Vergeltung und Entlohnung der geleisteten Dienste?

Der Lohn war folgender:

Kaum hatte Seine Heiligkeit den päpstlichen Thron bestiegen, ein Papst, dem es ausdrücklich bekannt war, mit welcher Entschiedenheit und heißer Sehnsucht ich die Auslieferung Zizims, des Bruders dieses Türken[7]), in meine

---

seiner Person und Sicherheit seines Lebens zugesichert war, aber kaum daselbst angelangt, ließ ihn der herzogliche Regent Ludwig Sforza verhaften und durch den Strang hinrichten. Siehe diesbezüglich Infessura Diar. in Muratoris Rev. St. Secundo Storia di Venezia, dann die Annalen von Muratori und Raynaldi bezüglich der obigen Jahre.

[7]) Zizim oder Tschem war der älteste Sohn des Sultan Mahomet II. und der leibliche Bruder des auf dem ottomanischen Throne befindlichen Sultans Bajazet II. — Seiner Thronfolge widersetzte sich Bajazet nach dem am 30. Mai 1481 erfolgten Tode ihres beiderseitigen Vaters und in den ersten Tagen des Monats Juli 1482 war Zizim in einer entscheidenden Schlacht bei Janischir bereits vollständig geschlagen. Er suchte hierauf sein Heil in der Flucht nach Europa. Zu diesem Ende erhielt er von den Ordensrittern zu Rodi einen Geleitschein und langte daselbst in Begleitung seiner Getreuen (etwa 30) am 23. Juli 1482 an. Von Rodi wurde derselbe am letzten August desselben Jahres nach Frankreich abgeschickt, und daselbst in den verschiedenen Comthureien des Ordens, wie Roussillon, Le Puy, Sassenage bis zum Frühjahre 1489 in Gewahrsam gehalten worden. (Siehe hierüber Hammer-Purgstall's vollständigst genaue Beschreibungen in seiner Geschichte über das Osmanische Reich.)

Betreffs der politischen Considerationen der Affaire Zizim dürfte wol erwähnt werden: Da Zizim der rechtmäßige Erbe des ottomanischen Thrones war — ein Umstand, welcher in den damaligen Zeiten an allen Höfen Europas auch selbst gegenüber dem Erbfeinde der Christenheit hochgehalten wurde, und da derselbe im ottomanischen Reiche noch zalreiche mächtige Anhänger besaß, welche von Außen kräftig unterstützt, zu einer Wiederaufnahme des Kampfes gegen den Usurpator wol hätten benützt werden können, war die politische Bedeutung Zizims sowol an und für sich als speciell für den jeweiligen Besitzer seiner Person augenscheinlich eine überaus große. Dieser Letztere vermochte auf diesen Besitz gestützt, gegenüber Sultan Bajazet, welcher die ihm von dieser Seite stets drohende Gefahr angstvoll zu würdigen wußte, eine mächtige und wirksame Pression sowol zur Erwirkung günstiger Tractate und sonstigen vortheilhaften Stipulationen als auch zur Erreichung noch höherer politisch-ökonomischen Zwecke auszuüben. Es strebten daher in den Jahren 1482 bis 1487 zu gleicher Zeit der heilige Stuhl, Venedig, der König von Neapel und König Mathias mit lebhaftesten Interesse dafür, den genannten türkischen Prinzen aus den Gewahrsam der französischen Tempelritter von Rhodus, in ihre Gewalt zu bekommen, während Letztere natürlich mehr geneigt waren, den Zizim im allfälligen Interesse des Ordens und der Krone Frankreichs in ihrer Obhut zu bewahren. Bald stand Neapel von seinen Pretentionen ab und einige Zeit darauf auch die Republik Venedig, indem dieselbe richtig erkannte, daß ihre diesfälligen Bestrebungen schwer realisirbar, und selbst Angesichts des dadurch wachgerufenen, noch größeren Antagonismus mit dem Könige von Ungarn

Hände anstrebe, theils, weil mich derselbe darum durch seine eigenen Briefe und Botschaften gebeten, theils, weil er mit mir durch Blutsverwandtschaft verbunden ist, indem die Schwester meiner Großmutter zufälligerweise von den Türken geraubt, sich später mit dem Großvater dieses Türken vermälte, und von ihr diese Kinder in directer Linie abstammen [8]), theils, weil mich die Würdenträger und Großen des türkischen Reiches gleichfalls brieflich und durch ihre wiederholten Botschaften gebeten, daß ich trachten möge, diesen Türken in meine Gewalt zu bringen, so bin ich doch mit meinen diesfälligen wärmsten Bestrebungen und Wünschen von Seite des heiligen Stuhles allsogleich im Stiche gelassen worden.

Und doch hatten mir auch die Anhänger dieses flüchtig gewordenen Türken versprochen, durch die Hilfe und Unterstützung des Letzteren den jetzt

---

selbst im Falle des Gelingens für sie gefahrdrohend werden konnte. Unter diesen Umständen fing Venedig an mit aller Macht insgeheim dahin zu wirken, daß der gefangene ottomanische Prinz dem heiligen Stuhle als dem damaligen eifrigsten Alliirten der Republik überantwortet werden möge. König Mathias hatte bis zum Jahre 1486 zu wiederholten Malen durch seine Agenten, sowol am französischen Hofe, wie directe bei den Comthureien des Rhodischen Ritterordens in Frankreich für die Auslieferung Zizims an die Krone Ungarns wirken lassen, aber völlig fruchtlos, da sein Einfluß und die Bemühungen seiner Vertreter stets dem energisch entgegenwirkenden Einflusse der Agenten des Papstes und Venedigs erlagen. Erst im Frühjahre 1487 gelangte König Mathias zu dem Entschlusse durch ein kräftigeres und entschiedenes Auftreten in Paris sich in den so sehr ersehnten Besitz des gefangenen Prinzen zu setzen. Eine eigene prunkvolle Botschaft, an deren Spitze Johann Pruisz, Bischof von Großwardein, stand, wurde zu diesem Endzwecke ein Geleite von hundert wol ausgerüsteten ungarischen Reitern an König Carl VIII. von Frankreich entsendet und von demselben die Auslieferung Zizims für die entsprechendsten Gegendienste zu erlangen. Allein alle Bemühungen der ungarischen Botschaft am französischen Hofe scheiterten an den Intriguen, welche die zu diesem Ende nach Frankreich geschickten Legationen des heiligen Stuhles und Venedigs in der Person des Bischofs von Treviso und des venetianischen Botschafters Secr. Hieronimo Georgio daselbst aufboten. Zeuge dessen die besondere Befriedigung, welche dem venetianischen Botschafter über seine, am 24. September 1487 von Paris aus, über die definitive gescheiterten Verhandlungen der ungarischen Mission an die venetianische Republik gerichtete Depesche vom Senate unterm 22. October ausgedrückt wurde und in folgenden Worten: postmodum vero supervenire alie vestre recentiores littere date die XXIII Septembris ex quibus intellecto particulari successu practice Ziem Sultani, placet nobis ad modum quod Rev. Dominus Episcopus Varadinus frustratus spe sua erat absque ullo ejus desiderii effectu istme discessurus, in Hungariam reversus, meritoque laudamus et plurimum commendamus quicquid ea in re egistis. Videmus enim vos ita diligenter atque prudenter in omni vestra actione getisse prout semper fuit moris Vestre in cunctis rebus nostris vobis injunctis ut ingenti commendatione dignus sitis. D e l i b e r a t i o n i s e c r e t e d e l s e n a t o. Collegio IV, s e c r e t a p a g. 74.

Zizim wurde schließlich im Jahre 1488 von den Rhodischen Ordensgeneralen im Einverständnisse mit dem Könige von Frankreich an den Papst Innocenz VIII. überantwortet, und derselbe traf in Rom am 13. März 1489 ein. Hieraus bei König Mathias in Folge der Vereitlung seines Lieblingswunsches die große Erbitterung gegen Venedig und vor Allem gegen den heiligen Stuhl.

[8]) Gemäß dieser Behauptung des Königs, worüber meines Wissens in der Geschichtskunde bis jetzt keine Aufschlüsse vorlagen, soll Sultan Murad I. mit einer Ungarin und zwar mit einer Tante des Königs Mathias in Ehe getreten sein, von welcher somit mütterlicherseits die Sultane Mahomet II. und Bajazet II. abstammten.

regierenden Türken auf eine leichte Weise binnen kurzer Zeit nach Kaukasien zurückzuwerfen, und überdies hoffte ich, durch diese Gelegenheit die Bekehrung der Türken zum Christenthume bewirken zu können, oder mindestens soviel zu erreichen, daß ich diesbezüglich mit den Türken durch Botschaften irgend eine günstige Verhandlung anbahne.

Aber, wie gesagt, war all dies vergebens; ich wurde vom heiligen Stuhle nicht erhört.

Im Gegentheile, Seine Heiligkeit der Papst benahm sich gegen mich als Neider meines Ansehens und meines Ruhmes.

Auch begnügte sich Seine Heiligkeit der Papst nicht damit, daß er auf Anregung meiner Feinde seine Legaten zum Könige von Frankreich schickte, um daselbst die von mir gewünschte Auslieferung des Türken zu vereiteln, sondern er scheute sogar den Versuch nicht, meinen Botschafter, den Bischof von Großwardein, der sich zu jener Zeit in meinem Auftrage in Frankreich befand, mittelst eines Breve zum Verrate an meiner Sache zu verleiten, und denselben dazu zu bewegen, daß dieser die Ausfolgung des Türken nicht für mich, sondern für den heiligen Stuhl vermittle.

Es soll aber von Seiner Heiligkeit nicht verkannt werden, daß ich die Triebfeder seiner diesfälligen Handlungsweise kenne, und dies selbst aus den Briefen der vornehmsten Räte des Königs von Frankreich. Seine Heiligkeit beabsichtigt, diesen armen türkischen Prinzen an die Venetianer zu überantworten, ja deßhalb an die Venetianer hinzuopfern, weil eben diese Seiner Heiligkeit für diesen Türken einige tausend Ducaten versprochen haben.

Glauben Sie aber ja nicht, Herr Legat, daß die Venetianer denselben für das Heil der allgemeinen Christenheit beanspruchen. Nein! Sie beabsichtigen bloß die Auslieferung dieses Türken an seinen Bruder, und trachten auf diese Weise so Manches, was sie durchwegs als elende und feige Weiber verloren haben, zurückzuerwerben, dann aber mich und den König von Neapel mit irgend einer Ungelegenheit zu überraschen.

Uebrigens es hat selbst den Anschein, als wolle Seine Heiligkeit sogar behaupten, daß er vorhabe, mit den Venetianern gegen die Türken ins Feld zu ziehen, obwol Seine Heiligkeit sehr wol weiß, daß die Türken von der Seeseite unangreifbar und für Behelligungen dieserseits unzugänglich sind. Zugegeben aber, daß Seine Heiligkeit mit den Venetianern einen Feldzug gegen die Türken beabsichtigt, das Eine wird mir immer unerklärlich bleiben, was eigentlich diese venetianische Flotte seit jeher für die Christenheit Erhabenes und Ersprießliches geleistet hat?

Meines Erachtens wird diese Flotte ausschließlich für die venetianischen Interessen erhalten und zu nichts Anderem gebraucht, als zur Transportirung von Waffen, Schiffsmaterialien und sonstigen derartigen Gerätschaften für die Feinde der Christenheit, die Türken selbst. Ja wol, die Türken beziehen in der That von der venetianischen Einfuhr viel größere Summen Geldes an Zöllen, als aus dem Erträgnisse ihres halben Reiches.

Nichtsdestoweniger sind diese Venetianer, welche bei weitem gewissenloser sind, als die Türken, bei Seiner Heiligkeit dem Papste hoch in Ehren.

Trotzdem, daß diese Venetianer viele fremde Städte und bedeutende Kirchengüter eigenmächtig in ihren Händen behalten, daß dieselben zum Hohne aller Gerechtigkeit drei bis vier Zehenten jährlich vom Clerus erpressen; daß sie die Kirchenverbote und Kirchenstrafen verhöhnen und sich dieser Schmach des heiligen Stuhles rühmen; trotzdem es schließlich Seiner Heiligkeit nicht fremd sein kann, wienach zu einem Angriffe auf die Türken eben Ungarn die bestmöglichsten Vortheile bietet, hat der Papst auf Anraten dieser Venetianer den Bruder des Türken mir entzogen.

Mit einem Worte, die Venetianer sind die Ratgeber, die Venetianer sind die Verbündeten des heiligen Stuhles; ja, sie sind es, welche für Seine Heiligkeit regieren und verwalten! Wir Anderen werden von Seiner Heiligkeit verkannt und verhöhnt, und selbst wenn wir uns ihm nähern, von ihm verstoßen. Seine Heiligkeit geht aber selbst weiter, und scheint sich mit all dem nicht zu begnügen. Er hat auf das Einflüstern der Venetianer, die mich als Jenen bezeichneten, der die Anconitaner zum Abfalle vom heiligen Stuhle bewog, ohne meine Botschaft oder jene der Anconitaner abzuwarten, über die Stadtgemeinde von Ancona — im ausschließlichen Interesse und zur Befriedigung der Venetianer — den Bannfluch verhängt, und belästigt dieselben nicht allein mit fortwährenden Kirchenstrafen, sondern nebenbei auch mit Raubzügen und Plünderungen.

Ferners hat Seine Heiligkeit in Förderung der venetianischen Vortheile die Botschaft des römischen Königs zugelassen, diese Botschafter empfangen und in ihrer officiellen Eigenschaft anerkannt, obwol Seine Heiligkeit genau wußte, daß ich vermöge meines guten Rechtes und anderer stichhältigen Gründe diese rechts- und gepflogenheitswidrig erfolgte Wal als eine unstatthafte cassiren zu lassen bemüht bin.

Mit Verletzung und Verhöhnung jener Rechte, die mir als König von Böhmen zustehen, und worüber ich selbst eine goldene Bulle des heiligen Stuhles vorweisen kann, dann mit treulosem Bruche jenes Versprechens, wonach Seine Heiligkeit meinem Botschafter feierlichst verhieß, die Mission des römischen Königs abzulehnen, hat sich Seine Heiligkeit den venetianischen Pressionen gebeugt, und bloß dieser traurigen Handlungsweise dankt man es jetzt, daß sich vorläufig diese Mission rühmt, nichts mehr vom heiligen Stuhle insolange zu wünschen, als der Vater des römischen Königs am Leben sein wird. Selbst damit aber hörten die gewissenlosesten Beleidigungen nicht auf, und ich mußte in jenem Glauben immer mehr bestärkt werden, daß ich alle Versprechungen des heiligen Stuhles für leere Worte zu betrachten habe.

Wie schon erwähnt, ich besaß alle feierlichen Versicherungen des heiligen Stuhles, daß er auf dem böhmischen Throne außer mir Niemand erheben oder anerkennen wird; indessen hat Seine Heiligkeit mit Hintansetzung all jener Rücksichten, welche er diesen feierlichen Versprechungen schuldete, und ohne auf den Abbruch meiner Würde den geringsten Bedacht zu nehmen, auch die Bot-

schaft des neuerwälten Böhmenkönigs zugelassen, bestätigt, anerkannt, und was hiebei das Verwerflichste ist, hat dieser Papst gerade jene Königswal bestätigt, welche früher von seinem Vorgänger dem Papste Sixtus in der Weise annullirt wurde, daß die Wäler selbst als Häretiker mit dem großen Bannfluche geächtet worden sind.

Zu all diesem reiht sich noch, daß dieser neuerwälte Böhmenkönig, der früher mein Unterthan war, und somit mir in Schlesien gar nicht im Wege stand, vorderhand durch dieses Entgegenkommen des heiligen Stuhles ermutigt und unterstützt, sich selbst so weit hervorgewagt hat, daß er meine schlesischen und mährischen Unterthanen zur Empörung gegen meine Herrschaft aufstachelte; und wäre ich nicht mit aller Schnelligkeit und mit einem starken Heere in diese Länder geeilt, so würde ich Schlesien und Mähren nicht allein verloren haben, sondern es wären auch alle diese Länder zu jener Häresie vollends übergegangen, welche in den übrigen Theilen Böhmens herrscht.

Leider, all dieses Unheil geschieht mit Kenntniß und Vorwissen Seiner Heiligkeit, dann in Folge der maßlosen Begünstigungen Venedigs.

Selbst die Zulassung der Botschafter des römischen Königs und jener des böhmischen erfolgte, weil diese beiden Botschafter vor Seiner Heiligkeit zum Vortheile der Venetianer und zu meinem Nachtheile ihre Stimme erhoben haben.

Prüfen wir aber die Handlungsweise Seiner Heiligkeit noch weiter.

Meine Kirche zu Gran blieb vacant, und ich verlangte dieselbe für den Neffen meiner Gemalin, der Königin; allein ich konnte sie nicht erhalten. Im Gegentheile, Seine Heiligkeit verlieh diese vornehmste Kirche meines Reiches Jemandem, den ich nicht einmal zu benennen im Stande bin. Es geschah aber, daß dieser Günstling Seiner Heiligkeit auf diese Kirche verzichtete, und daß ich nochmals um die betreffende Verleihung an den Neffen der Königin einkam; indessen abermals vergebens. Schließlich aber wurde diese Kirche auf die leiseste Empfehlung des Herzogs von Ferrara meinem Empfohlenen dennoch verliehen, wobei ich freilich bis jetzt nicht erfahren konnte, welche Einkünfte sich der heilige Stuhl aus dieser Kirchenverleihung vorbehielt.

Das Nämliche that Seine Heiligkeit mit meiner Kirche von Erlau, das Nämliche mit jener von Segna; mit einem Worte, ich erhielt bis jetzt noch nie eine Gefälligkeit von Seite Seiner Heiligkeit.

Es wird mir schließlich vorgeworfen, und ich werde sogar deßwegen von Seiner Heiligkeit getadelt, daß ich mit den Anconitanern unterhandelt habe. Dagegen aber sind die Venetianer, welche eben vor mir Alles aufgeboten haben, eben diese Anconitaner in ihr Bündniß zu ziehen, und deren Bemühung bloß dadurch scheiterte, daß die Anconitaner ablehnten, die lieben und gesegneten Kinder des heiligen Stuhles. Auch hatten die Venetianer, welche gewohnt waren, im adriatischen Meere einen Seecapitän unter der Benennung „Capitano delle barche armate" zu erhalten, diese Benennung zum Zwecke der Fortsetzung ihrer grausamen Zoll- und Taxerpressungen in „Capitano delle Marche" umgewandelt, dann aber einen ihrer Agenten nach Ancona entsendet,

damit dieser daselbst von den Schiffen, welche venetianisches Gebiet berühren wollten, Zölle einzuheben trachte, und zwar in der Art und Weise, wie dies die Republik in früheren Zeiten in Ferrara betrieben hatte.

Die Anconitaner, erbittert über diesen willkürlichen Vorgang Venedigs, und wol bewußt der List und unredlichen Handlungsweise der Venetianer, vertrieben aus ihrer Mitte den dereits bezeichneten venetianischen Steuereinnehmer. Nichtsdestoweniger sind diese Venetianer geehrt, geschätzt und gerechtfertigt in den Augen Seiner Heiligkeit.

Zwar hätte ich noch außer diesen so manche andere Punkte zu berühren, in denen ich mich von Seiner Heiligkeit stark gekränkt fühle, und woraus ich klar ersehe, daß ich das Wolwollen und die Unterstützung Seiner Heiligkeit nicht besitze, ja im Gegentheile merke, daß ich von ihm wegen der Venetianer gehaßt bin: aber möge nun Seine Heiligkeit handeln wie er will, das bleibt mir eben ganz gleichgiltig.

Möge Seine Heiligkeit fortfahren gegen mich feindlich zu handeln, wie er es treibt: dessen kann er gewärtig sein, daß ich mit aller Umsicht und Entschiedenheit für meine Angelegenheiten und jene meiner Königreiche gehörig zu sorgen nicht unterlassen werde.

Seine Heiligkeit beabsichtigt zu meinem Nachtheile den Bruder dieses Türken an Andere hinzuopfern! Nun, ich werde dagegen meine Maßregeln derart treffen, daß in den Gefahren, welche nach Hinopferung desselben an die Venetianer auflodern werden, Jedermann es einsehen könne, daß ich nicht zu den letzten Machthabern dieser Erde gehöre. Es wird sich dann auch klar herausstellen, welche Folgen die Hinopferung dieses Türken für den heiligen Stuhl, für ganz Italien und für die Sache der allgemeinen Christenheit gehabt hat!

Auch kann ich Ihnen, Herr Legat, schon jetzt mit aller Gewißheit erklären, daß der Türke mit Niemandem so sehnsuchtsvoll in Frieden und Freundschaft zu leben wünscht, als eben mit mir, und daß Niemand aus einem Frieden mit ihm so große Vortheile zu ziehen im Stande ist, wie eben ich.

Daraus möge mithin Seine Heiligkeit auch den Anfang und das Ende jener Ereignisse bemessen, welche die Ueberlieferung des Türken an die Venetianer nach sich ziehen würde.

Was nun schließlich Ihr Anliegen anbetrifft, Herr Legat, daß ich die Anconitaner, welche ich gegen die Türken und gegen die Venetianer in meinen Schutz nahm, nunmehr an Seine Heiligkeit unbedingt überantworten solle, ist dies ein Verlangen, worüber ich ohne Verletzung meiner Ehre und Würde gar keine Antwort ertheilen kann, und überhaupt jetzt nicht, wo Seine Heiligkeit diese Anconitaner zu meinem Verdrusse und zum Wolgefallen der Venetianer excommunicirte, und mit allen möglichen Kirchenstrafen belegt hat.

Mit diesen etwas drastischen Worten entließ der Monarch den nicht wenig verblüfften Legaten. —

# Der Mensch und die Nemesis.

Von

**Faust Pachler**

Nemesis.

Unglücklicher! Empor aus deinem Brüten!
Ich bringe die willkommne Kunde her,
Die herrliche, die deinen Haß befriedigt,
Dich all dein Leid vergessen machen wird. —
Dein Feind empfindet meine Hand.

Der Mensch.

Und wenn auch!

Nemesis.

Vollkommen hab' ich dich an ihm gerächt,
Wie es dein heißestes Gebet begehrte.

Der Mensch.

So elend er, wie ich?

Nemesis.

Ich wog ihm Art
Für Art dein ganzes Unglück, Maaß für Maaß
Ihm dein Verzweifeln zu. So streng und hart
Wie deine Flüche, ging ich in's Gericht
Mit ihm. Nun weide, Unversöhnlicher,
Nun weide dich an mein — und deinem Werk;
Mein durch die That, und dein durch deine Wünsche.

Der Mensch.

Weh mir!

Nemesis.

Du schlägst die Hände vor's Gesicht? —
Ei, was ist das? Du weinst? Und wie? Du rasest,
Du wirfst dich stöhnend auf den harten Estrich
Und raufst dein Haar? Dich zu entzücken glaubt' ich.
Denn wahrlich, nur um was du batest, that ich.
Gewärtig deines Jubels komm' ich her.

Der Mensch.

Gewärtig meines Jubels? O!

Nemesis.

Du hättest Anlaß
Und Recht dazu! Sieh! — Groß war sein Triumph,
Als er in's tiefste Leben dich verletzte;
Doch deiner ist noch größer, siehst du doch
Den seinigen vernichtet; ja noch mehr:
Bestraft und durch den deinigen —

Der Mensch.

O still!
Ich nehme keinen Theil an der Vergeltung.
Und wenn ich Worte je dem Ingrimm lieh,
So sprach ich sie nicht mit dem Herzen, nicht
Mit dem Bewußtsein aus.

Nemesis.

Belüge dich
Nicht selbst! Dein Mund sprach deiner Seele nach,
Und jetzt spricht diese anders als dein Mund.

Der Mensch.

Nein! Nein!

Nemesis.

O du entkommst mir nicht! Du freust dich;
Gesteh' mir's nur, du wunderlicher Mensch,
Daß du dich freust! Er freute ja sich auch,
Als er dich in Verzweiflung sah.

Der Mensch.

Genug,
Genug! O schweige, Nemesis!

Nemesis.

Weißt du
Es noch? O ja, du weißt es! Dein Gedächtniß
Ist treu so wie dein Haß. Du weißt es noch,
Daß du verzweifelnd ihm zu Füßen lagst
Und mit der Thränen Salzflut seine Hand
Benetztest; daß du schluchztest statt zu sprechen
Und daß dagegen er —

Der Mensch.

Er lächelte

Nemesis.

Er lachte! Als du auf den Knieen ihm
Nachglittest, trat er, schleuderte er dich
Wie eine Schlange fort und höhnte dich!

Der Mensch.

Der Schurke!

Nemesis.

Nun, es kam ihm heim! denn jetzt
Ringt er des Tages weinend seine Hände
Stöhnt er die schlummerlose Nacht hindurch!
Jetzt fähig erst, dein Unglück zu verstehn,
Fühlt er's mit dir zugleich, und fühlt es doppelt;
Ihn foltert ja die Scham, die Selbstverachtung
Und jener gräßlichste von allen Schmerzen:
Mitleid mit dem, deß Leiden er verschuldet!
Dein Anblick, der ihm sonst vergnüglich war
Als Anblick eines Opfers, über das
Er täglich triumphirte, ist ihm jetzt
Fortwährend Vorwurf. Die Erinnerung,
Wie er dich lästerte und durch Mißhandlung
Sein herzlos Thun auf's schändlichste gesteigert —
Wird ihm zum Dolch mit giftbenetzter Spitze
Und scharfer Schneide, den ich wohlberechnend
In seines Wesens tiefstes Wesen bohre,
Bis unerschöpflich und doch unstillbar
Das schwarze Blut aus allen Wunden stürzt
Und dennoch nicht das Leben mit sich nimmt.

Der Mensch.

Halt' ein!

Nemesis.

Das heißt: Fahr' fort! — Es schmeichelt dir,
Und übermenschliches Behagen strömt
Durch dein Empfinden, weil du jetzt vernimmst,
Um deinetwillen habe Nemesis
Ein solches Strafgericht vollzogen.

Der Mensch.

Nein!

Nemesis.

Du sagst geheim zu dir, um deinetwillen
Hab' jetzt die Menschheit dieses Schauspiel; Himmel
Und Erde drehen sich um dich; du seist
In diesem Augenblick der Mittelpunkt
Der ganzen Welt, das Einzige, wofür
Sie in Bewegung ist.

Der Mensch.

O schweige! Schweig'!
Mich schaudert!

Nemesis.

Ja; vor Wollust! Nicht die Größe
Von deines Feindes Leid erschüttert dich;
Du bebst vor freudigem Erschrecken über
Die Größe deines Glücks! Ihm ist vergolten,
Und das beseeligt dich. Und mehr als Alles
Entzückt dich das Bewußtseyn deiner Reinheit —
Denn ich, die Gottheit, strafte ihn; du selbst
Hast nichts dazu gethan. Du lagst nur weinend
Zu Füßen meiner flammenden Altäre,
Und batest, fromm in dein Geschick ergeben,
Nicht um Erlösung, nein, um Rache nur!
Du rührtest keine Hand. Mir überließest
Du Alles, mir allein. Du harrtest nur
Voll Hoffnung und Geduld, der Macht vertrauend
Die ich besitze, auf die heil'ge Stunde,
In der ich vor dich träte mit dem Ruf:
Gerichtet ist, vernichtet ist dein Feind.

Der Mensch.

Hinweg mit dir! Fort, sag' ich, ries'ger Schatten!
Zur Wirklichkeit gewordenes Gespenst,
Verschwinde! Wenn ich dich vernehme, sehe,
So überrieselt's mich wie Frost des Todes.
Ich will, ich kann dich nimmer schau'n.

Nemesis.

Du willst nicht? —
Wer war es denn, der oft zu mir emporschrie:
„Nur Ein Mal, Nemesis, laß ihn empfinden,
Was er mich fühlen machte!" Wer denn war's,
Der oft und schwer zu mir emporgeseufzt:
„Nur Ein Mal, Ein Mal nur, o Nemesis,
Laß mich so elend ihn erblicken, als
Er elend mich gesehn!" Und nun ist er's!
Du aber stehst mit schlotterndem Gebein
Vor der erbetnen Bundeshilfe da,
Als zürntest du, daß ich dir Hilfe gab.

Du lechztest nach dem Augenblick, wo du
Ihm schadenfroh genüber stehen, dich
An seinem Schmerze weiden, dich in deinem
Triumphe sehen lassen könntest! Du
Sannst über deine Qualen, sie vergrößernd
Und sie dadurch vergiftend, nach, und wünschtest
Sie, so vergrößert, so vergiftet, dann
Dem Feind — und nun verstört es dich, daß Alles
Genau so eintraf, was und wie du's wünschtest?

Der Mensch.

Weh' mir! Dein sonst so starres Auge flammt,
Dein Riesenleib wächst himmelhoch empor,
Dein Athem schallt wie Donner zu mir her;
Du schreitest auf mich zu, dein strenges Antlitz
Erschreckt mich bis in's Innerste der Seele.
Ich möchte flieh'n, allein Entsetzen hält
Mich angewurzelt fest, und nimmer kann ich
Die furchterregten Blicke von dir wenden.
O schone, schone, Nemesis!

Nemesis

Dich schonen?
Verlangtest du, daß ich ihn schonen sollte?
Hast du mich nur ein einzig Mal gebeten,
Mit der Vergeltung einzuhalten, die
Dein Feind verdiente; oder doch das Maaß
Davon zu mildern, das ich ihm bestimmt?
Dich schonen! Das heißt wohl, dir nicht den Schleier
Vom leidenschaftverzerrten Antlitz reißen?
Nein! So wie ich dich sehe, sollst auch du
Dich sehen. — Als dein Feind dir wehe that,
War ihm das Maaß des Wehes unbekannt.
Als du jedoch ihm die Vergeltung wünschtest,
Da wußtest du genau, wie schwer sie würde,
Und dennoch, dennoch, dennoch flehtest du darum! —
Verblendung, Schwachheit, Eigensinn, vielleicht
Die Raschheit eines Augenblicks verführten
Sein Herz und — frage dich, ob ihn nicht etwas
Entschuld'ge, nichts die Schuld verringere.

Du aber warst von Rache nur erfüllt
Und lange Jahre durch hast du mit Flüchen
Den Namen deines Feindes nur genannt —

Der Mensch.

Erbarmungslose! Schreckliche!

Nemesis.

So bin ich!
So war ich! Und so werd' ich immer seyn!
Die langsam schreitende, die leise nur
Auftretende, die rächende Vergeltung!

Der Mensch.

Du wendest mir das Herz im Busen um,
Und Mitleid, das mein Feind einst mir versagte,
Das fühl' ich nun für ihn.

Nemesis.

Du hast kein Mitleid!
Du hast nur einen Kitzel, den du Großmut
Zu nennen liebst. Ich will es dir beweisen. —
Dort kommt dein Feind. Du möchtest ihm entgegen,
Den tief Gebeugten tiefer noch zu beugen
Durch deine grausam süße Freundlichkeit.
Du zögerst? — Ei, verstelle dich nicht so,
Ergreife seine Hand, die dich geschlagen,
Und küsse mit der Milde holdem Anschein
Die Lippen, die dich einst verspotteten.
Dann fühlt er mit dem göttlichen Gericht
Zugleich das menschliche, und meine Strenge
Wie eine Gnade neben deiner Güte.
Komm, komm, dein Auge leuchtet vor Verlangen,
Dem Feind durch eine Wohlthat weh zu thun.

Der Mensch.

Verwirre nicht die streitenden Gefühle,
Die ich zu sondern suche. Laß mich mir
Allein.

Nemesis.

O, ich errate dich. Du schwankst,
Womit du ihn am härtesten vermagst
Zu treffen; ob durch Milde und Versöhnung,
Ob durch Verachtung und durch ew'gen Haß.

Der Mensch.

So wahr du lebst und über uns regierst,
Erloschen ist mein Haß; mich foltern Scham
Und Reue; mich verzehrt des Zweifels Angst,
Ob er mir glaube, wenn ich an das Herz
Ihn drücke und mit ihm die Irrtümer
Beweine, die das seinige berückten
Und meines boshaft machten.

Nemesis.

So? Dein Haß
Erlosch? Nun freilich! Er ist jetzt im Unglück.
Die Rechnung zwischen euch ist ausgeglichen,
Und darum hassest Du nicht mehr.

Der Mensch.

Nein, ich vergab!
Vergab so ganz, daß ich den Feind nun liebe!

Nemesis.

Nicht ihn, sein Unglück liebst du nur! Doch wenn er
Von neuem glücklich würde, du jedoch
In deinem Elend bliebest — neues Leben
Gewänne dein vermeintlich todter Haß
Und wieder flehtest du voll Grimm zu mir
Voll heißer Rachsucht —

Der Mensch.

Nein! Gewiß nicht! Nein!
Gib ihm den Goldpokal des Glückes wieder,
Und noch gefüllter als zuvor: laß ihn
Den edlen Trank bis auf die Neige leeren,
Und neidlos will ich, während ich den Becher
Des Leidens ferner an die Lippen halte
Wie ein Arzneiglas, neidlos will ich zusehn!
Ja, mehr noch! freuen will ich mich! denn wie
Mitleid ein spitzer Dorn ist, der die rosen-
Bekränzte Stirn ritzt, bis wir schmerzlich weinen —
Ist Mitlust eine duftgefüllte Rose
Am Dornenkranze, den wir selber tragen;
Ihr Wohlgeruch ist unser einzig Labsal
Wenn uns die Qual der eignen Pein durchwühlt.

Nemesis.

Wohlan! Ich will dich auf die Probe stellen!
Auch ihn! Es gibt sich wohl Gelegenheit
Einmal. Doch wehe dann! Wenn er den Dorn
Nicht fühlt, ihm; dir, wenn du die Rose nicht
Empfindest, wenn du nicht vergessen kannst,
Daß du bei mir ein Recht auf Rache hattest.

Der Mensch.

Vergessen? Nur mit meinem letzten Hauch!
Vergessen! Wie vermöcht' ich zu verzeihen,
Gedächt' ich keines Frevels mehr, der mir
Geschah?

Nemesis.

So sei es und so mag's auch bleiben!
Gedenke du des Frevels, der dich kränkte,
Er dessen, daß er ihn beging! Dir sei,
Daß du ein solches Leiden nicht verdientest,
Der beste Trost; ihn aber tröste, daß
Nicht unverdient das seine ihm geworden.
Und so, gereinigt von der wilden Flamme,
Die euer edles Theil verzehren wollte,
Naht euch hinfür in Freundschaft. Und ich mahn' euch:
Seid bessre Freunde, als ihr Feinde wart,
Seid es — auf ewig!

Der Mensch.

Welch ein Glanz um mich!
Wie, Nemesis, kannst du auch mild erscheinen
Und holden Zauber um dich her verbreiten? —
O du — zuvor mein Feind, wie ich der deine,
Komm; liebend breit' ich meine Arme aus
Und grüße dich in deinem Schmerz als Bruder!

# Das große Kindersterben.

Von

**Leopold Kompert.**

Schon seit vielen Wochen war in der Gasse ein großes Kindersterben! Draußen auf dem Friedhofe, den man sonst merkwürdigerweise auch den „Ort der Lebendigen" nennt, reihte sich ein Hügel an den anderen in grauenhafter Regelmäßigkeit und Ordnung; sie waren alle klein und schmächtig! Aber wenn man den weiten Todtenacker überschaute, mußte man erschrecken, welchen Raum diese letzten Heimatstätten der Kinder bereits einnahmen. Es war, als ob ein entsetzlich kalter Wind, ähnlich dem, der sich im Herbste aufmacht, gekommen, um das letzte grüne Blatt am Lebensbaume der Gasse im letzten Verstecke aufzusuchen und abzuschütteln! Wohin sollte es kommen, wenn gerade Diejenigen, auf deren Wachsen und Gedeihen alles Bestehen sich gründet, so federleicht auf den Wagschalen des Weltenrichters befunden wurden? Kann sich dann Jemand wundern, wenn seit vielen Wochen Ein einziger Schrei des Entsetzens durch die Gasse tönte?

Und das Sterben nahm kein Ende! Sonst erschollen am frühen Morgen und spät des Abends die drei Schläge eines Hammers, die die Andächtigen zum Gebete rufen; jetzt waren sie seit vielen Monaten verstummt. Denn wenn eine Leiche in der Gasse war, so mußte der Hammer sein lautes Handwerk einstellen. Wie das dem greisen Rabbi durchs Herz schnitt, wenn er am frühen Morgen, aus tiefster Seele auf die bekannten drei Schläge aufhorchend, sich sagen mußte: „Noch ist der Würgeengel nicht vorübergezogen!" Ihm selbst hatten sie draußen auf dem „guten Orte" seine sämmtlichen Enkel in die kühle Erde gebettet; nicht ein einziges der lockigen Häupter, die sich sonst unter seine segnenden Hände gedrängt hatten, war ihm geblieben, nicht ein einziges! Aber nicht allein der eigene Verlust zehrte an seinem tiefinnersten Wesen und raubte ihm Ruhe und Schlaf; allmälig, aber darum um so sicherer, war der Gedanke über ihn gekommen und ließ nicht mehr ab von ihm, daß er, und nur er allein für dieses große Kindersterben verantwortlich sei! „Es muß etwas vorgehen in der Gasse," flüsterten zuweilen seine bleichen Lippen, „was ich nicht weiß und was ich nicht kenne! Und es muß eine Sünde, so ungeheuerlich in ihrer Natur, daß es am besten ist, wenn die Kinder darüber hinwegsterben, um sie nicht zu sehen, durch diese Gasse kriechen, und ich sehe und höre sie nicht und das ekle Gewürm wird immer breiter und fetter. Was aber geht vor?" Aber weder tagelanges Fasten, noch inbrünstiges Gebet, noch das Forschen in seinen Büchern gab seiner Frage Aufschluß; es blieb Alles still und schweigsam — nur das Kindersterben dauerte fort!

Da, in einer späten Nachtstunde, überfiel ihn einst eine seltsame Unruhe. Es trieb ihn von seinen Büchern auf, als hätte ihn ein Peitschenschlag getroffen, denn mehr als jemals zeigten sie sich ihm verschlossen und höhnten seiner Weisheit! Sein Gehirn brannte; er fühlte, der Augenblick der Erleuchtung war gekommen. Sehen mußte er, mit eigenen Augen sehen! Was nützte es ihm, wenn er an Leib und Seele abdorrte, oder wenn sein stilles Gebet ungehört in der Stube verhallte? Draußen aber kroch die Sünde immer weiter und weiter; sie mußte da sein und er mußte ihr begegnen! Von Angesicht zu Angesicht mußte er ihr entgegentreten und dann wollte er seinen Fuß auf den Kopf des eklen Gewürmes treten lassen! Sie mußte draußen sein unter den Lebenden! in den Büchern stand sie nicht und auch nicht in den geheimsten Verstecken seiner eigenen Seele. So hüllte er sich denn in ein unscheinbares Gewand und trat hinaus in die nächtige Gasse!

Sie war um diese Stunde menschenleer, denn die Leute waren durch das große Kindersterben an ihre Häuser gewiesen. Hie und da, wie er so weiter schritt, sah er in den sonst finsteren Wohnungen ein einsames Lämpchen flackern; dort wachte gewiß eine Mutter an dem Bette ihres Kindes — das den Morgen nicht mehr erleben sollte! Seine Seele geriet in immer tieferen Aufruhr! Wie einsam flackerte der Schein, aber wie zalreich waren diese Lämpchen! Seine Augen floßen von Thränen der Verzweiflung über; er gewahrte kaum den Weg, den er ging, seine Kümmerniß hatte ihn fast übermannt. So war er in eine abgelegene Gasse, die auf einen großen, wüsten Platz mündete, gekommen, die sein Fuß noch niemals betreten hatte. Von ferne hörte er die Fluten des Stromes brausen; es war die Moldau! Ein hellerleuchtetes Häuschen zog seine Blicke auf sich; dorthin lenkte er seine Schritte! Ein altes Weib kauerte davor, und rief, als er an ihm vorüberwollte, in klagender Weise: „Gib mir Geld! Geld! Ich brauche es für meine Tochter!“ Der Rabbi blieb stehen. „Geld? wozu brauchst Du Geld?“ sagte er, denn die Kräfte seiner Seele waren noch immer zerstreut. Dann faßte er sich aber. „Ist Dein Kind krank?“ fragte er. „Krank soll mein Kind sein?“ gab das Weib zurück. „Woher soll mein Kind krank sein?“ „Hungert das Kind?“ fragte er wieder, und sie darauf: „Hungern? woher soll das Kind hungern, wenn ich noch da bin? Es hat noch immer zu essen gehabt, denn wozu wäre ich da?“ „Wenn Dein Kind also nicht krank ist und auch nicht hungert, wozu brauchst Du also das Geld?“ meinte er und sein Geist horchte hoch auf. Da richtete sich die Alte aus ihrer kauernden Stellung fast schreckhaft in die Höhe auf. „Meine Tochter muß schön sein,“ rief sie mit zuckenden Lippen, und in ihren verwitterten Zügen leuchtete ein fahles Glänzen. „Meine Tochter muß schön sein, schöner wie die Anderen. Wie möchte sie sonst der Welt gefallen?“ sagte sie mit dem Ausdrucke des tiefsten Leides. Ihn überschauerte es leise. „Und dafür brauchst Du Geld?“ fragte er, den Kopf ungläubig schüttelnd. „Ich brauche das Geld!“ schrie das Weib, des langen Fragens müde, mit ungestümer Geberde, „denn *sie* hat keine

Schminke." „Schminke? was ist das?" fragte der Rabbi mehr überrascht als zornig. Da riß dem Weibe die Geduld. „Sieh Dir sie an," schrie sie mit gellender Stimme, „wie sie heute ausschaut." Dabei deutete sie mit dem knochigen Zeigefinger nach dem hellerleuchteten Fenster ihres Häuschens. Was gewahrte der Rabbi? Auf einem Ruhebette saß oder lag vielmehr in nachlässig sinnender Stellung ein Mädchen. Seidene Kleider umhüllten seinen Leib; an den nackten Armen blitzte falsches Geschmeide und über die entblößten Schultern flossen rabenschwarze Haare nieder. Aber das Antlitz des Mädchens war wachsgelb! Da tauchte in dem Rabbi die lichteste Erkenntniß auf. Er schlug beide Hände vor sein Angesicht und weinte lange und bitterlich. Dann rief er mit aufgehobenen Armen zum Himmel: „Also das soll Dein großes Kindersterben bedeuten? Eine Mutter aus meiner Gemeinde bettelt für die Schande ihrer Tochter! Gelobt seist Du, Herr, König der Welt, der da scheidet zwischen Licht und Finsterniß! Jetzt weiß ich, warum die unschuldigen Kinder da draußen liegen müssen!" —

Darauf, als ob eine jähe Lohe in sein Gehirn gefahren wäre, that er etwas, dessen er sonst nicht mächtig war. Mit der Faust zerschmetterte er eine Scheibe des hellerleuchteten Fensters, und mit übermenschlicher Stimme tönte es aus seinem Munde: „Hör' an, Mädchen der Nacht! Abgethan wird die Schande von Dir werden, wenn Du selbst stirbst . . . Denn um Deinetwegen ist das große Kindersterben. . ." Dann war er in seine Stube wieder gekommen; niemals hätte er sagen können: war er dahin entrückt worden, oder hatten ihn seine eigenen Füße dorthin getragen. Die ganze Nacht lag er auf den kalten Dielen des Fußbodens, weinend, klagend und betend. Das dauerte so bis zum lichten Tage, bis der Synagogendiener kam, um ihm den Beginn der Morgenandacht zu melden. „Rabbi," sagte dieser beim Eintritte, „eine gute Nachricht bringe ich. In der heutigen Nacht ist kein einziges Kind gestorben. Nur Ein großes, erwachsenes Mädchen ist plötzlich und ohne Krankheit verschieden. Aber ihm ist besser, daß es so gekommen ist." Der Rabbi forschte nach dem Namen der Todten. „Laß das, Rabbi," entgegnete ihm der Andere, „sie verdient nicht, daß ich ihn Dir nenne." Trotzdem nannte er ihm den Namen der Gasse, den Namen des todten Mädchens und auch wie dessen Mutter hieß. Ein unnennbares Lächeln blühte an den Lippen des greisen Rabbi auf. „Du wirst sehen," sagte er dann geheimnißvoll, „von heute an wird das unschuldige Kind in der Gasse Ruhe haben! Das Gewürme hat sich verkrochen!"

Das große Kindersterben hatte wirklich aufgehört.

# Gedichte.

Von

**Dr. A. Boczek.**

1.

## Wann kehrst Du mir wieder?

Rosengluth und Liebeslied
Kommen mit dem Lenze
Durch des Sanges Seele zieht
Duft der Blumenkränze.
Rosenduft und Liederschall
Mälen sich so gerne,
Kling hinaus mein Lied in's All
Kling in weite Ferne.

Kenn ein Haus auf grüner Flur
Unter Blüthenranken
Eine zarte Rose nur
Trag' ich im Gedanken.
Ihr nur tönt mein Sang so hell,
Sie schaut' lächelnd nieder
Auf ihr Spiegelbild ein Quell
Meiner Liebeslieder.

Ueberflieg die weite Kluft,
Sollst zur Rose treten,
Flüstre leise: „Liebe ruft!"
Merk auf ihr Erröthen.
Flammt ihr holdes Angesicht
Darfst Du nicht mehr fragen,
Rosen glühen — sprechen nicht
Mehr wird sie nicht sagen.

Nur der Rose zarten Duft
Nimm auf Deine Schwingen,
Sollst durch laue Frühlingsluft
Mir als Gruß ihn bringen.
Lenz! Dich preis' ich für und für
Bringst mit Deinem Kosen
Duftdurchwehte Lieder mir
Lieddurchglühte Rosen.

Winter knechtet jetzt die Flur,
Will den Lenz entthronen
An die Rosen mahnen nur
Starre Dornenkronen.
O der Lenzesseligkeit!
Wann kehrst Du mir wieder
Lied durchglühter Rosenzeit,
Duftdurchwehter Lieder!

2.

## Nach Jahren.

Kann man verlieren, was man nie besessen
Und Eide brechen, die man nie geschworen?
Ach nein! Dem Herzen bleibst Du unvergessen
Du bleibst mir ewig, ewig unverloren.

Der Liebe Glück mag nach Minuten zählen,
Es macht uns überreich für alle Zeit,
Mein bist Du durch den schönsten Bund der Seelen
Mein bist Du, mein für alle Ewigkeit.

Wie auch das Schicksal wechselnd sich gestalte
Erinn'rung ist der mächt'ge Zauberbann,
In dem ich unauflöslich fest Dich halte,
Ob auch ein halbes Leben schon verrann.

Kein Blättchen fehlt an unsrer Liebe Kranze
Nicht eine seiner Blüthen ist versehrt
In einer milden Abendsonne Glanze
Erstrahlt Dein Bild, von keiner Gluth verzehrt.

So fand ich nach Dekaden Dich aufs Neue
Dich grüßt mein Herz mit immer gleichem Triebe,
Beglückt durch eine Liebe ohne Reue
Du bebst zurück vor Reue ohne Liebe!

Es suchen unbewußt sich uns're Hände,
Die Herzen finden nicht den gleichen Anklang.
Du rufst entsetzt: Der Anfang wär's vom Ende!
O schweig! Das Ende war schon vor dem Anfang!

3.

## Das getreue Vögelein.

(Nach Walther v. d. Vogelweide.)

Unter den Linden
An der Haiden
Wo ich mit meinem Liebsten saß,
Könnet Ihr finden
Vor uns Beiden
Gebrochne Blumen, geknicktes Gras.
Vor dem Wald im Thal
Tandaradai!
Schön sang dort die Nachtigall.

War früh gegangen
Zu der Auen,
Guck! Da war mein Schatz schon da,
Wie ward empfangen
Ich, ihr Frauen!
Kaum, daß er mich kommen sah,
Küßte er mich tausend Stund,
Tandaradai!
Seht! wie roth mir ist der Mund.

Hat mir dann gemachet
Zart und sinnig
Von Blumen eine Liegerstatt,
Deß wird noch gelachet
Werden innig,
Kommt Jemand auf denselben Pfad,
An den Blumen er wohl mag
Tandaradai!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Was wir dort thaten
Könnte sagen
Euch nur die Nachtigall
Doch nicht verrathen
Nicht verklagen
Wird uns ihr Liederschall
Was wir geflüstert liebberauscht
Tandaradai!
Haben ihr selbst wir abgelauscht.

# Gedichte.

Von

**Anna Kämpffert.**

(Tilsit, Ost-Preußen.)

## 1.

### Du ziehst o Schwalbe froh von dannen.

Du ziehst o Schwalbe froh von dannen,
Wenn hier die Fluren nicht mehr blüh'n
Und auf den Fichten nur und Tannen
Noch prangt der Hoffnung ew'ges Grün.
Fällt auch das Laub hier von den Bäumen
Dich trägt dein Flug in sel'gen Träumen
Nach jenen lichten Himmelsräumen
Wo immer Lenz und Sommer glühn.

Uns fehlen, Vöglein, deine Schwingen,
Ach wenn in uns der Winter stürmt,
So muß die Seele einsam ringen
Ob sich auch Wolk' auf Wolke thürmt
Wenn Lenz und Sommer von uns weichen,
Wir können unter Schicksalsstreichen
Kein sonniges Asyl erreichen
Das uns vor innerm Weh beschirmt.

Doch ob das Herz sich schon ergeben,
Ob es noch länger hoffen mag,
Stets will die Sehnsucht aufwärts streben
Gleich deinem freud'gen Flügelschlag.
Umsonst, umsonst fließt jede Zähre
Uns fesselt hier die ird'sche Schwere;
Dir aber leuchtet über'm Meere
Im gold'nen Strahl der Frühlingstag.

## 2.

### Es schauert durch die Waldesräume.

Es schauert durch die Waldesräume
Des Windes kühler Flügelschlag.
Entblättert steh'n noch alle Bäume
Es braust der Wildbach durch den Hag —
Doch fern an mosigen Gehegen
Die jungen Halme scheu sich regen
Sie warten auf der Sonne Segen
Und auf den ersten Frühlingstag.

Still spiegelt sich auf Wiesenflächen
Des Mondes silberfluthend Bild.
Vom nahen Lenz die Sterne sprechen
Und grüßen leuchtend das Gefild,
Das noch umwoben von der Hülle
Des letzten Schnees in sel'ger Stille
Schon träumt von jener Blüthenfülle,
Die bald aus dunklem Schooße quillt.

Und kommen auch noch trübe Tage
Und hat der Lenz sich nicht bewährt,
Die Fluren harren ohne Klage,
Bis er doch endlich wiederkehrt.
Ihr, die das Leben schwer getroffen
Auch euch steh'n neue Freuden offen
Ein ew'ges glaubensreiches Hoffen
Uns Gottes junge Schöpfung lehrt.

# Gedichte.

Von

Ludwig Bowitsch.

## Trost.

Roll verzweifelt nicht den Blick,
Wenn dich trifft ein Mißgeschick;
Geh' dem Unheil kühn entgegen
Und du erntest reichen Segen!

Sag' was wär des Tages Pracht
Ging' ihm nicht voran die Nacht?
Duften nicht des Lenzes Blüten
Milder nach des Winters Wüten?

Dauerhaft kann nichts besteh'n —
Auch dein Leiden wird vergeh'n,
Und benetzt von deinen Zähren
Wird die Welt sich neu verklären!

## Hoffnung.

Hat die Hoffnung dich betrogen,
Ist das Glück nicht eingezogen,
Stoß darob mit rauhem Wort
Nicht die schöne Göttin fort!

Alles kann der Mensch verschmerzen
Goldverlust und falsche Herzen,
Wenn die Hoffnung einen Schein
Noch in's Leben wirft hinein!

Aber voll ist das Verderben
Und nichts frommt mehr, als zu sterben,
Wenn dein Aug' sich nicht mehr näßt
Und die Hoffnung dich verläßt!

## Lerchengesang.

Es schwingen die Lerchen so fröhlich
Sich auf in's rosige Licht —
Ich höre sie schmettern und singen,
Doch ach! ich verstehe sie nicht!

Vor Jahren freilich, vor Jahren
Das war ein and'rer Gesang,
Der war des eigenen Herzens
Entzückender Widerklang!

Nun ist es still geworden
Im Busen und öd' und leer:
Und singen die Lerchen auch wieder
Sie singen doch mir nicht mehr!

# Mohrenprinzessin.

Märchen.

Von

**Hermine Wild.**

Weit von hier, in einem Lande, welches Mohrenland genannt wurde, war einmal ein mächtiger König; mächtiger, als alle Könige aus seiner Nachbarschaft und auch als alle Jene, welche vor und nach ihm gekommen sind. Und so mächtig er war, so reich war er auch und der Ruhm seiner Herrlichkeit erscholl, so weit die Erde geht.

Ihr müßt Euch aber nicht denken, dies sei dasselbe Mohrenland gewesen, aus dem man heutzutage die armen häßlichen Neger zieht, nein, es war ein herrliches Land, wo Krankheit, Kummer, und Armut keinen Eingang hatten, und wo Jeder glücklich und ohne Sorgen lebte, bis er schied. Dort wohnte man in Palästen von Gold und Kristall und weiche luftige Gewebe, aus zarten Vogelfedern bereitet, schimmernd und fein, bildeten die Kleider, wie kein König jetzt so prachtvolle aufzuweisen hat, denn das Geheimniß kam nie über die Grenze und der Weg zu jenem schönen Lande ist verloren gegangen seit langer, langer Zeit!

An dem dunkelblauen Himmel aber stand dort den ganzen Tag die große heiße Sonne, und sandte ihre Stralen glühend und senkrecht zur Erde, wo riesengroße Blumen ihnen duftig ihre tiefen stralenden Kelche entgegen öffneten, einen süßen Duft ausströmend, der Alles, was da athmete, betäubte und bis zum Abende in den lieblichsten Träumen gefangen hielt, war aber endlich der Abend gekommen, dann strich der Wind kühl durch die Wipfel der Bäume, weit und breit begann es sich zu regen, aus Thüren und Höfen, aus Büschen und Gärten, wo sie geruht, eilten leichtfüßig hohe dunkle Menschen und schöne schlanke Thiere herbei, und beim Scheine von vielen tausend Fackeln wurde die Nacht in Freude und Fröhlichkeit verbracht.

Ja, es war gewiß ein schönes Land!

Das Schönste aber darin, war gewiß des Mohrenkönigs einzige Tochter und mit ihr ließ sich nichts vergleichen, von Allem, was das Land Schönes enthielt. Wenn sie in der stralenden Beleuchtung der Nacht, mit großem Gefolge, durch das lebendige Treiben der öffentlichen Plätze wandelte, da war kein Mohrenjüngling, dessen Herz nicht sehnsüchtig schlug, und der nicht gewünscht hätte, ihr zu Liebe ein Prinz oder mächtiger König zu sein.

Aber die Prinzessin war stolz, wie es sich für eine Prinzessin geziemt, und schenkte Keinem ihre Aufmerksamkeit.

Daß sie die schönste Prinzessin der Erde sei, wußte sie ja. Seit ihrer Kindheit hatte sie nichts anderes gehört, alle Dicht er des Landes hatten sie

besungen in langen und kurzen Zeilen und in allen möglichen Versarten und es war natürlich, daß sie darüber stolz geworden war.

Sie war aber nicht allein schön und stolz, sie war auch klug und unterrichtet, wie man es noch bei keiner Mohrenprinzessin gesehen. Ihr Vater, der alte Mohrenkönig wußte zwar selbst nicht viel mehr, als seine Mohrenunterthanen, und das war wunderbar wenig; denn weil es den Leuten in dem Lande so gut ging und sie nichts zu wünschen hatten, um ihren Witz daran zu schärfen, so schärften sie ihn eben auch nicht und hielten alles Lernen für Ueberfluß. Weil er nun aber eine so schöne Tochter hatte, so war er eitel auf sie und beschloß, es solle mit ihr anders sein.

Darum ließ er aus allen möglichen Landen alle möglichen Lehrer kommen, zalte sie theuer, und mit diesen saß die Prinzessin, sprach und studirte die langen lieben Nächte durch, und die weisen Herren schüttelten die Köpfe über ihren großen Verstand, hoben die Hände und waren entzückt. Dazu konnte sie auch tanzen, wie man es nicht mehr sieht, sang und spielte alle möglichen Instrumente, sprach alle Sprachen, und sie sprach sie nicht nur, sie sagte auch die gescheidtesten und weisesten Dinge darin. — Wer sie sah, bewunderte sie. — Wer sie hörte, für den gab es in seiner Bewunderung kein Maß. Dabei war sie liebenswürdig und gut, obgleich eine Prinzessin, und der Ruf ihrer Anmut verbreitete sich beinahe noch weiter, als derjenige von ihres Vaters Reichthum und Macht.

Es ist demnach kein Wunder, daß von Nah und Fern die schönsten Mohrenprinzen herbei eilten und sich alle Mühe gaben, das Herz der schönen Prinzessin zu gewinnen. Feste wurden gegeben und Tourniere, und der Mohrenkönig schlug sich auf den Bauch und schwur: „Meine Tochter soll nehmen, wen sie will — arm oder reich, es ist mir einerlei. Sie ist so vollkommen, daß auch die beste Partie nichts mehr zu ihrer Vollkommenheit beitragen kann.“ Aber die Prinzessin war spröde, sie rümpfte das Näschen, und fand die Mohrenprinzen alle zu dumm.

Nun war dicht neben dem Mohrenlande ein anderes Ländchen von Weißen bewohnt; dessen König hatte einen einzigen Sohn, von solcher Schönheit, daß man weit und breit davon sprach. Das Ländchen aber war klein und dürftig, ganz anders, als das herrliche Mohrenland, und die Menschen mußten sich viel abmühen, wollten sie aus dem harten Boden nur das Nötigste ziehen. Not und schwere Arbeit, das war dort das Losungswort; unter beständigem Grübeln und Sinnen vergingen den Leuten die Tage und die Nächte unter Simuliren, wie es besser zu machen sei.

Dadurch wurde es denn auch in mancher Hinsicht wirklich besser; aber es kam auch viel Haß und Neid in das Land, und wo der Eine einen kleinen Vortheil errungen hatte, da wetzte gleich der Andere seinen Scharfsinn, um ihn zu stürzen und es ihm, wo möglich, zuvorzuthun. Dabei waren sie freilich nicht leichtherzig und froh wie im Mohrenlande, an Tanz und Belustigung verschwendeten sie keine Zeit, aber sie waren merkwürdig gescheidt,

gingen stets mit gesenkten Köpfen einher, und wußten von jedem Dinge ganz genau, wozu es zu brauchen und um wie viel es zu kaufen war.

Der Gescheidteste aber von Allen, das war der König selbst. Im Speculiren und Simuliren war Keiner so rasch wie er, und wo es einen Vortheil zu gewinnen gab, war er auch dem gewitzigsten seiner Unterthanen stets um eine Meile voraus. Dabei sah er ihnen scharf auf die Finger und Keiner konnte sich rühmen, er habe ihm jemals ein X für ein U gemacht.

Deßhalb hatten sie auch gewaltigen Respect vor ihm, nannten ihn den größten König der Welt, wie nach ihm kein zweiter mehr zu hoffen war. Denn der Prinz, meinten sie, sei eigentlich zu schön, um so recht aus dem Grunde gescheidt zu sein. Und allerdings stand der Prinz lieber vor einem Spiegel, als vor einem Geschäft und seine einzige Speculation war, wie aus dem alten Putze sich, bei seiner schmalen Casse, auf die beste Art ein neuer herstellen ließ. Selbst sein Vater konnte nicht blind darüber sein, wie sehr sein einziger Sohn aus der simulirenden Art geschlagen war, aber er war ein kluger Herr, dachte: „Zeit bringt Rat und die Schönheit hat am Ende auch ihren Wert.“

Als nun die Zeit gekommen war, den Prinzen zu verheiraten, geriet der König in eine große Verlegenheit. Er rief seinen geheimen Rat zusammen, der ihm in der schweren Arbeit des Speculirens treulich beistand, legte den Finger an die Nase und sprach mit schwerem Bedenken also:

„Liebe Getreuen, die Sache ist ganz verteufelt schwer! Eine arme Prinzessin darf mein Sohn nicht freien; wir haben, leider Gottes! an uns'rer eigenen Armut schon genug, was sollen wir mit noch einer zweiten dazu? Werbe ich aber um eine reiche Prinzessin für ihn, so blickt sie wol mit Verachtung auf mein kleines Ländchen herab und ich werde mit Schande heimgeschickt.“

Die Herren vom Rate aber wußten schnell einen Trost. Sie meinten, der Prinz sei so schön, vielleicht verliebe sich eine reiche Prinzessin in ihn, und die Liebe sei fein bescheiden und begnüge sich auch mit einem kleineren Gut.

Aber der König wurde nur bedenklicher und seufzte schwer: „Ja, meine lieben Herren,“ sagte er, „das ist wol wahr, mein Sohn ist schön. Die Natur hat eben bei ihm Alles aufs Aeußere gewendet. Selbst das Wissen, das ich mir so viel Mühe gegeben, ihm beizubringen, ist gleichsam Alles außen hängen geblieben; in sein Gehirn drang davon wunderbar wenig hinein. Bei einer armen Prinzessin hätte das wol nichts zu sagen, aber für eine reiche möchte es mit der Zeit doch etwas zu langweilig sein.“

Allein auch jetzt waren die Herren vom Rate sogleich mit der Antwort bei der Hand: „Bis die Prinzessin entdecken könne, wo des Prinzen Verstand mit Bretern vernagelt sei, wäre sie schon lange seine Frau, und habe man sie erst sicher im Lande, so liege ja im Grunde nichts daran, ob die Königin mit einer gelinden Langeweile geschlagen sei.“

Dagegen hatte denn auch der König nichts einzuwenden, aber doch wiegte er noch immer zweifelnd den Kopf und meinte besorgt, besagte Hirnschwäche möge wol gleich vom Anfange an ein Mittel gegen die Liebe sein.

Da neigten die Herren ihre weisen Köpfe zusammen und es entstand ein Flüstern, wie wenn der Wind durch die Wipfel weht; dann fuhr es wie ein Blitz unter sie; sie erhoben sich erleuchtet und rückten ohne Aufschub mit folgendem Vorschlage heraus:

Wozu brauche der Prinz in eigener Person auf die Freierei zu gehen? Der König solle ihn malen lassen, herrlich und wunderschön, wie er von Gott geschaffen sei, da bei einem Bilde das Gehirn von keiner Consequenz zu nennen ist. Auch einen prächtigen Anzug dürfe der Maler nicht vergessen, und dieses Bild solle man durch einen erprobten Mann an alle Höfe schicken, wo es reiche Prinzessinen zu verheiraten gibt, und Diejenige, die von dem herrlichen Kunstwerke am meisten bezaubert sei, die, und keine Andere, solle für das ganze Leben die Prinzessin des schönen Prinzen sein.

Dieser Vorschlag leuchtete dem König ein, und mit Eile machte er sich an die Ausführung. Der beste Maler des Ländchens wurde berufen und malte den Prinzen in einem reich mit Gold bordirten königlichen Anzuge, auf dem Kopfe saß majestätisch ein Federhut und der Maler hing aus freien Stücken eine Demantkette daran, die prachtvollste, die man im Lande bis dahin gesehen.

Als das Conterfei beendet war, wurde es ausgestellt, und alle treuen Unterthanen kamen es zu bewundern und freuten sich sehr über die große Aehnlichkeit.

Nun aber blieb noch das Schwerste zurück.

Es mußte ein Mann gefunden werden, der mit der Welt genug bekannt war, um zu wissen, wo sich die reichsten Prinzessinen befanden. Auch mußte er klug sein und redegewandt, um dem Prinzen eine schöne Lobrede zu halten und alle seltenen Eigenschaften, die der Prinz, sowie das Land besaßen und nicht besaßen, in das schönste Licht zu stellen, denn, dachte der König, jeder Kaufmann lobt seine Ware und an dem Käufer ist es, sich vorzusehen. Zugleich, da man nicht viel darauf verwenden konnte, mußte der Abgesandte reiselustig und reich genug sein, um dies Alles um ein Billiges zu thun. Auch sollte es womöglich ein Mensch sein, der von dem Prinzen und dem Lande selbst die beste Meinung besaß, denn der König wußte wol, was Einer wirklich ehrlich glaubt, das macht er auch den Anderen am leichtesten glauben. Es mußte also Jemand sein, der den Prinzen nur von weitem, oder noch besser, gar nicht gesehen. Im ganzen Ländchen aber gab es nur Einen einzigen Menschen, der allen diesen Forderungen so ziemlich entsprach. Es war ein kleiner dürrer Professor, ein herzensguter Mensch, der seit vielen Jahren, als noch der Prinz im Flügelkleidchen herumwanderte, sich auf ein Gütchen zurückgezogen, das er sich fern von der Hauptstadt von seinen Ersparnissen gekauft.

Eigentlich war er nicht aus dem Lande, sondern eingewandert; denn in seiner Heimat war es ihm übel ergangen, nach dem alten Sprichworte, daß ein Profet in seinem Lande nichts gilt, und er hatte von Schicksal und Menschen viel zu leiden gehabt. Hier aber hatte man ihn mit Freuden aufgenommen, denn er war ein überaus gelehrter Mann und manchmal thut die Gelehrsamkeit auch bei Speculationen gut; er hatte denn auch seitdem manche merkwürdige Entdeckungen und Erfindungen gemacht und dadurch viel Gutes gethan. Und weil er nie seinem eigenen Vortheile nachjagte und also Niemandem im Wege war, wurde er überall hochgeachtet, der König ehrte ihn und das Ländchen war seines Lobes voll.

Diesen Mann nun beschloß der König zu seinem Botschafter zu ernennen. Zwar warfen die Räte ein, von Klugheit sei wenig an ihm zu merken und mit der Beredsamkeit sei es auch nicht glänzend bestellt. Das alles aber, meinte der König, würde reichlich durch seine einfache Ehrlichkeit ersetzt, die Jedem Vertrauen abgewann, auch dünkte ihm das Ländchen, wo es ihm so gut gegangen, in der That der schönste Aufenthalt der Welt und endlich, vor Allem, er hatte den Prinzen nie gesehen.

Der kleine Professor wurde also ohne weitere Zeitversäumniß beordert, dazu das Bild in einem schönvergoldeten, nagelneuen Rahmen, sammt einem eigenhändigen Briefe des Königs ihm zugeschickt, und das gute Männchen fühlte sich von dem großen Vertrauen so hochgeehrt, daß er augenblicklich seine Liebe zur Ruhe darüber vergaß, alles Geld zusammenraffte, worüber er verfügen konnte und sich flugs auf die Reise begab. Und weil er nun einmal in Bewegung war, fing er auch nach und nach an, sich neben seiner Sendung hin auf die verschiedenen Länder zu freuen, die er sehen sollte, die vielen Veränderungen, welche die Völker darin erlebt, sowie die Fortschritte, die in den langen Jahren seiner Zurückgezogenheit die Wissenschaften darin gemacht. Denn der Professor war noch immer ein wißbegieriger Mann und wußte, daß auch die Gelehrsamkeit, so gut wie Luft und Meer, beständig in Strömung erhalten werden muß, wenn sie nicht gar verstocken und unbrauchbar werden soll. Dabei vergaß er nicht, sich überall nach den Prinzessinen zu erkundigen, die schön und reich genug waren, um Anspruch darauf machen zu können, die Gemalin eines so vollkommenen Prinzen zu sein, und dachte fleißig über die schöne Rede nach, die er halten sollte.

Da geschah es eines Tages, daß seine Diener, der Gegend unkundig, ohne es zu wissen, dem Mohrenlande zusteuerten, von dem wir vorhin erzält. Sie hatten beinahe die Grenze erreicht, als ein Haufen Räuber, zu denen die Kunde gedrungen, daß ein königlicher Gesandter des Weges komme und die große Schätze bei ihm vermuteten, aus einem nahen Dickicht brach und mit lautem Geschrei die kleine, wehrlose Gesellschaft umzingelten. Der gute Professor, in seiner Todesangst, mochte noch so heilig betheuern, er habe nur das allernötigste Reisegeld bei sich, sie glaubten ihm nicht, sondern rissen ihn aus seiner Sänfte, brachen diese entzwei und da sie wirklich nicht mehr

Geld fanden, als ihnen der Professor gesagt, und durch Drohungen auch nichts mehr zu erpressen war, gerieten sie in Wut, fielen über ihn her, rissen ihm die Kleider vom Leibe, schlugen seine Leute todt, mißhandelten ihn auf jede Art, bis ihn ein Keulenschlag an den Kopf traf und er wie todt zur Erde sank. Hierauf bemächtigten sie sich des Gepäckes und machten sich eilig davon.

Es dauerte lange, bis der Professor sich wieder regte und fast eben so lang, bis er sich besinnen konnte, wo er war. Zitternd blickte er auf, da lagen seine Diener, die er zum Theile seit Jahren bei sich gehabt, in ihrem Blute um ihn her. Mühsam schleppte er sich von Einem zum Anderen, rief Jeden beim Namen, aber keiner antwortete ihm, da sah er, daß sie todt waren und drückte sein Gesicht in den Sand und weinte bitterlich.

Endlich dachte er auch an den Auftrag seines Königs, den er zu erfüllen nun außer Stande war, und wie er in seiner Traurigkeit einen trostlosen Blick um sich warf, sah er etwas glitzern unter dem Rande der zerbrochenen Sänfte hervor; hastig zog er es zum Vorschein und siehe, es war das Bild, das er verloren geglaubt, noch eben so frisch und schön, wie er es mitgebracht. Die Räuber hatten es zurück gelassen, denn für sie hatte es keinen Wert. Da raffte sich der kleine Professor auf, so gut er konnte, lud das Bild auf seinen Rücken und beschloß, Alles zu thun, was in seinen Kräften stand, um doch noch zu beweisen, daß es ihm, um das Vertrauen seines Königs zu rechtfertigen, wenigstens nicht an gutem Willen gefehlt.

Taumelnd stieg er einen Hügel hinan, an dessen Fuß er sich befand, sein Kopf schmerzte von der Wunde, die Sonne brannte, und weit und breit war keine Spur einer menschlichen Wohnung zu sehen. Als er aber, nach vieler Mühe auf den Gipfel angekommen war, da entsank das Bild seinen Händen und sein Staunen war so groß, daß er darüber sogar Schmerzen und Gefahr vergaß, denn er glaubte plötzlich in eine nie geahnte, über alle Maßen wunderbare Schöpfung zu sehen.

Zu seinen Füßen dehnte sich ein herrliches Land; hohe Berge ragten in der Ferne schattenreich gegen den Himmel und dunkle Wälder zogen hernieder und hoben ihre Wipfel in der Mittagstille regungslos. Hie und da blickte helle See verstohlen hervor zwischen Laub und Grün und nah und fern; von Bergen und Hügel schlängelten eilig Flüsse und Bäche, wie blitzende Bänder herab durch die Flur und kreuzten sich zallos, ein nimmermüdes, ewig reges, funkelndes Gewirr, in dessen Mitte es sich erhob, wie eine Stadt aus Feuer gebaut, mit Mauern und Schlössern, Kuppeln und Thürmen, die sich wie Flammen hoben in blendendem Glanze, beinahe bis zum dunkelblauen Himmel hinauf.

Des Professors Staunen fühlte sich beinahe wie Schrecken, und er mußte sich setzen, denn die Knie brachen unter ihm. Er rieb sich die Augen, denn er meinte, er liege im Traume. Aber der kleine Mann war zu sehr der

Hilfe bedürftig, um sich seinen Betrachtungen lange hinzugeben, und so entschloß er sich, wenn auch zitternd, weiter zu gehen.

Er stieg also den Hügel hinab, der holprige Fußpfad blieb allgemach zurück und bald genug wurde der Weg lieblich und schön. Langsam wanderte er über glänzende saftige Wiesen, wo riesengroße Blumen ihre tiefen Kelche öffneten, voll niegesehener Farbenpracht, aber wohin er auch blickte, nirgends war ein Mensch oder nur die Spur eines Menschen zu sehen.

So kam er allmälig der sonderbaren Erscheinung näher, die er aus der Ferne für ein feuriges Blendwerk gehalten und erkannte nun, es sei wirklich eine Stadt, nicht aus Flammen, sondern aus Gold und Kristall wunderbar gebaut. Zagend blickte er um sich; aber auch hier war Alles öde und menschenleer und in der fremdartigen Pracht, die ihn umgab, schlug ihm das Herz immer beklommener. So schritt er durch Straßen und Plätze, — überall derselbe Glanz — aber auch überall dieselbe Stille und dieselbe Einsamkeit.

Da versagten seine wunden Füße ihm endlich den Dienst und er sank erschöpft am Rande eines schönen Brunnens hin. Aus goldener Röhre spritzte über ihm das Wasser in einem hellen Strale in das weiße marmorne Becken. Mit der Hand schöpfte er daraus, trank und badete seinen schmerzenden Kopf. — „Ach, dachte er dabei, was soll aus mir werden? Wird diese Stadt von Menschen bewohnt, und hat ein unbekanntes Ereigniß sie öde gemacht? oder treiben, gegen alle wissenschaftliche Ordnung, Genien ihr Wesen darin, wie man es in Märchen erzält? Das schönste Land der Erde habe ich entdeckt, wüßten es die Gelehrten, wo wäre einer, der mich nicht beneidete? Sterbe ich nicht hier vor Hunger und Ermüdung, bevor ich die Entdeckung kund gemacht, so geht einst mein Ruhm noch über den des großen Columbus hinaus. Aber es sieht nicht darnach aus, als sollte ich jemals so glücklich sein."

Während er so dachte, schlossen sich seine Augen unvermerkt und er sank in einem tiefen Schlaf. Er merkte es nicht, daß die Sonne nach und nach untersank, ein kühler Wind von den Bergen strich, die schweren Düfte verjagte und erfrischend durch Thüren und Fenster und Ritzen in jede Behausung drang. Er schlief noch immer, als längst in den Straßen umher das regste Leben wimmelte. Musik und Gesang sich von allen Seiten in den Lüften kreuzten, ein allumfassendes, Allen fühlbares, unsichtbares Freudennetz, und vielleicht hätte er noch lange geschlafen, wäre nicht ein Mohrenjüngling in blinder Eile, ohne auf den Weg zu sehen, an den Schlafenden angerannt, gestolpert, gefallen und der Professor fiel mit ihm. Der Mohrenjüngling schrie, der Professor schrie, darauf rafften sich Beide auf, sahen einander an, und fingen von neuem an zu schreien, so daß im nächsten Augenblicke ein dichter Kreis verwunderter dunkler Männer in heller Fackelbeleuchtung um die beiden stand.

Nun aber war das Erstaunen erst allgemein: „Ein weißer Mohr," rief es von allen Seiten; „es ist ein weißer Mohr!" — denn in jenem Lande ist das

Wort Mohr gleichbedeutend mit „Mensch“ und ein weißer Mensch dort eine große Seltenheit. Auch werden sie für eine untergeordnete Race angesehen, wie bei uns die Neger und aus anderen Gründen sogar manche weiße Völker nur in geringer Achtung stehen. Die Mohren begründeten ihre Meinung auf folgende Art.

Die Nacht, sagten sie, ist die wichtigste Zeit des Lebens, sie ist die Mutter der Freude und Geselligkeit und die einzige Zeit, in welcher wir im Bewußtsein und Genuß unserer freien Kraft, und also wirklich als Menschen zu achten sind; während der Tag mit seiner hellen mörderischen Glut uns in dumpfer Betäubung danieder streckt, von welcher uns erst wieder die Nacht erlöst, und in der wir von dem Thiere durch nichts, als die äußere Gestalt zu unterscheiden sind. Somit ist die Nacht das edelste, was Gott geschaffen hat. Die Nacht aber ist schwarz; folglich sind die Menschen, die ihr gleichen, die edelsten Menschen der Welt.

Diese Demonstration, die einst ein großer Geist unter ihnen erfunden, machte ihnen viel Vergnügen, und kam dann und wann ein weißer Mann ihnen in den Weg, so freuten sie sich jedes Mal in ihrem Herzen ihm nicht gleich zu sein. Glücklicher Weise hatte diese kleine Eitelkeit weiter keine üblen Folgen für Jene, über welche sie sich erhob, denn da, wie gesagt, in dem schönen Mohrenlande Kummer und Not nie Eingang gefunden, so hatte das Blut seiner glücklichen Bewohner auch nichts von jener bitteren Beimischung erhalten, durch welche Haß, Neid und Zorn in der Menschenbrust entstehen. Sie bedauerten die Weißen ihrer unglücklichen Farbe wegen, und wo sie es vermochten, waren sie gern zu Beistand und Hilfe bereit.

Auch mit dem armen kleinen Professor empfanden sie Mitleid, als er so lendenlahm und blutbedeckt vor ihnen stand. Der Vornehmste unter ihnen trat vor, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in sein Haus. Hier ließ er ihn kleiden und speisen, verband seine Wunden, wies ihm ein bequemes Lager an, und der gute Professor glaubte im Himmel zu sein. Er verschlief die ganze Nacht und erst spät am folgenden Tag wachte er auf.

Verwundert blickte er um sich; er fühlte sich leicht und gesund; ohne Mühe erhob er sich, seine Schmerzen waren geheilt und er schien sich um zehn Jahre verjüngt zu sein. Die Dankbarkeit füllte des kleinen Mannes Herz, und rasch öffnete er seine Thür, den großmütigen Mohren aufzusuchen, der so viel des Guten an ihm gethan. Aber wohin er im Hause auch seine Schritte wendete, überall fand er dieselbe Oede und Stille, die ihn am vergangenen Tage überrascht; die inneren Gemächer waren verschlossen und verdrießlich kehrte er endlich in sein Zimmer zurück.

Hier fand er indessen, daß sein vorsorglicher Gastfreund ihm während der Nacht Speise und Trunk reichlich zurecht gestellt; das söhnte das gute Männchen einigermaßen mit der verkehrten Sitte aus, und da er nichts anderes zu thun hatte, so setzte er sich nieder und dachte über das Sonderbare seiner Abenteuer nach.

„Wie schade,“ dachte er, „daß diese guten Menschen im Grunde doch nur pure miserable Schwarze sind, denen ein Mann, wie ich, anständiger Weise nicht einmal recht zeigen darf, wie so sehr dankbar er ihnen ist!“ Dabei wunderte er sich, daß der Himmel ein so schönes Land einem solchen Volke bescheert, während das seinige in einem unfruchtbaren Winkel der Erde in einem beständigen Kampfe mit dem harten stiefmütterlichen Boden lag, und der Professor war nahe daran, den Schöpfer der Ungerechtigkeit zu zeihen. „Sieht man es doch aus Allem,“ fuhr er in seinen Betrachtungen fort, während er eine der Schüsseln an sich zog und sich mit Appetit über den leckenden Inhalt hermachte, „wie weit diese armen Menschen noch zurück sind in aller Civilisation. Sogar die heilige Zeit des Tages verschlafen sie und leben ihr unvollkommenes Leben nur kümmerlich während der Stunden der Nacht, die keines Menschen Freundin ist.“

„Aber das soll anders werden!“ rief er voll Dankbarkeit aus. „Ich werde sie lehren, worin die wahre Würde des Menschen besteht! Nicht umsonst sollen sie mich von einem fürchterlichen Tode gerettet haben; an die Quellen der Wissenschaft will ich sie führen, ihr Land dem Verkehre mit anderen Völkern öffnen und sie sollen meinen Namen segnen bis in die fernste Zeit.“

In solchen Vorsätzen verging unserem Professor der schwere, schwüle Tag, langweilig genug, in keiner anderen Gesellschaft als des Bildes, das man am Brunnen neben ihm gefunden und das nun glänzend und wolconservirt am Fuße seines Bettes stand.

Indessen, auch der längste Tag geht endlich seinem Ende zu, und der Professor war froh, als mit dem Einbruche des Abends sich seine Thür öffnete und der ersehnte Gastfreund vor ihm stand.

Nun hatte, wie wir wissen, der Professor vorhin eine sehr schöne Bemerkung über den Unterschied der Racen gemacht, aber in der ersten Bewegung seines Herzens dachte er nicht daran, und alle eigene Würde vergessend, eilte er auf den Mohren zu und faßte mit großer Rührung seine Hand. Aber dieser, der nicht fand, daß die Ausübung der Menschlichkeit auch zur Duldung einer solchen Familiarität verpflichte, schüttelte ihn ruhig ab und fragte etwas kühl nach seines Gastes Befinden. Auch sagte er ihm, wenn er etwa Lust verspüre, sich die Stadt anzusehen und an den öffentlichen Belustigungen theilzunehmen, so seien seine Diener bereit, ihn überall hinzuführen, wo es etwas zu sehen und zu genießen gebe. Worauf der Mohr seinen Kopf ein wenig neigte und sich ohne weitere Umstände empfahl.

So durchlebte denn der Professor einige Tage in ungestörter Ruhe und einen Theil der Nächte in der Befriedigung seiner Neugierde auf recht angenehme Art und er fing an, die Eintheilung der Zeit nicht mehr so unvernünftig zu finden und es sogar in gewissem Grade, seiner Umgebung gleich zu thun.

Nur Eines wurde ihm immer unerklärlicher. Er fühlte nämlich immer deutlicher, denn erst hatte er es für natürliche Bescheidenheit gehalten, daß

er, bei aller Freundlichkeit, doch mit einer gewissen Geringschätzung behandelt wurde, die er von so untergeordneten Wesen durchaus nicht begriff. Er beschloß daher, sein Ansehen so bald als möglich zu der gebührenden Höhe zu erheben, und da er zugleich nichts sehnlicher wünschte, als die Mission, die ihm anvertraut worden, doch noch mit Ehren zu erfüllen, wozu es ihm aber an allen Mitteln gebrach, so hielt er es für das Zweckmäßigste, eine Reihe öffentlicher gelehrter Vorlesungen zu halten, die nicht ermangeln konnten, zalreich besucht zu werden. Diese würden den Leuten natürlich sehr bald die Augen öffnen über seine hohen Verdienste, sowie über Alles, was ihnen zum wahren Genusse des Lebens gebrach, wobei er denn hoffte, von dem schönen Metall, das überall so verschwenderisch um ihn glänzte, ein Erkleckliches in seinen leeren Reisebeutel wandern zu sehen.

Er beschloß also ohne weitere Zeitversäumniß an die Ausführung seiner Pläne zu gehen und da er fremder Hilfe dabei bedurfte und auch wünschte, seinem Gastfreunde vor Allem eine bessere Meinung von sich zu geben, so setzte er ihm bei der ersten Gelegenheit sein Vorhaben auseinander und bat um seinen Rat.

Allein der Mohr verstand nicht viel von den gelehrten Redensarten des guten kleinen Mannes und zeigte sich ganz ungebührlich zerstreut.

„Wenn Du," sagte er endlich „nichts Nachtheiliges gegen dieses Land oder seine Bewohner im Schilde führst, so sehe ich nicht, wer Dir verwehren sollte, zu sprechen, wie, wo und so lange Du willst. Deine Sache ist es, zu wissen, was Du bezweckst; ich gestehe, ich begreife es noch immer nicht."

„Wie?" rief der Professor, „seit einer Stunde erkläre ich und Du verstehst mich nicht? Die Hebung des Zustandes, in dem das Volk sich hier befindet, die Verbreitung gemeinnütziger Ideen und Wissenschaften, das ist es und nichts Anderes, was ich will."

Der Schwarze sah den Professor verwundert an. „Was fehlt uns denn?" frug er sehr ruhig.

„Was Euch fehlt?" rief das kleine Männchen begeistert, „es fehlt Euch ja Alles! Wo sind Euere Maschinen, Euere Fabriken, Euere Vereine, wie sie doch jedes nur einigermaßen gebildete Land besitzt? Wo ist Euere Industrie, mit der Ihr das Ausland bereichert, Euer Handel, mit dem Ihr die Schätze fremder Völker an Euch zieht? Tanz und Spiel füllt Euere Zeit und allerlei Narrheit, an die bei uns ein junger Mann nur mit Verachtung denkt, weil er gelernt hat ernsteren Beschäftigungen nachzugehen. Sogar den Tag, der doch überall zur Arbeit bestimmt ist, bringt Ihr im Schlafe zu! Wie wollt Ihr jemals zu den civilisirten Nationen gezält werden, wenn Ihr Alles anders macht, als sie?"

„Und wozu sollen wir an der Sonne braten," erwiderte der Schwarze, „wenn die edle Zeit der Nacht uns zu Freude und Labsal winkt? Warum sollen wir die Sitten fremder, niedrig stehender Völker annehmen, während es bei uns so viel besser ist? Weiße Völker mögen handeln, wie sie wollen,

was kümmert es uns? Aber die Nacht ist schwarz und Gott selbst hat ihr dadurch das Zeichen der Herrschaft aufgedrückt. Und darum sind wir schwarz wie die Nacht, das edelste Volk der Welt, und ehren sie durch unseren Dienst."

Da erhob der Professor beide Arme gegen den Himmel, als er solche verkehrte Ansichten über die weißen Völker vernahm. Er ergrimmte ordentlich und geriet ganz in Eifer und Lehrbegierigkeit. Aber vergebens demonstrirte er, daß mit solchen Grundsätzen niemals an ein wahres Glück zu denken sei, der Mohr antwortete mit vieler Placidität, es habe ihm noch nie an hinreichendem Glücke gefehlt und seinem ganzen Volke gehe es ebenso, was aber der Professor von anderen Dingen rede, das verstehe er nicht. „Siehe unsere Kleidung an," fuhr er fort, „unsere Wohnung, unser ganzes herrliches Land, koste unsere Speisen, nimm Theil an unseren Unterhaltungen, und sage dann selbst, ob wir nicht glücklich sind." — Aber der Professor schrie, „um so zu reden, müsse man ganz in Materialismus begraben sein. Das allein beweise, wie sehr das Mohrenvolk zurück in der Bildung sei. Das wahre Glück sei rein geistiger Art, und das allein könne man als Glück betrachten und die Toleranz gegen Andere sei der erste Schritt dazu. ." So eiferte der kleine Mann fort, focht mit den Händen um sich und sprach so lange, bis er keine Worte mehr fand und endlich wurde er grob.

Aber der Mohr war zu vornehm, um sich dadurch, daß eine fremde Meinung der seinigen entgegen war, aus seiner Ruhe bringen zu lassen, und da er sah, daß des guten Mannes Herz an seinem Vorhaben hing, so verhieß er ihm bei Hofe dafür zu sprechen, wo er beim Könige wol angesehen war. — „Ich selbst," sagte er, „habe zu viele andere Dinge zu thun, um bei Deiner Vorlesung zugegen zu sein, und auch sonst kann ich Dir keinen großen Zuspruch versprechen; aber unser König hat eine Tochter. Das ist die schönste und klügste Prinzessin der Welt, und wenn diese kommt, so muß Alles, was zu ihrem Hofstaate gehört, ihre Gespielinen, ihre Freier und ihre Lehrer sie begleiten, und dann hast Du Zuhörer."

Hiermit entfernte er sich und der Professor mußte zufrieden sein.

Es dauerte auch nicht lange, so sah er, daß sein schwarzer Freund Wort gehalten. Ein großer luftiger Saal, dazu bestimmt, bei Regenwetter der Schauplatz der öffentlichen Lustbarkeiten zu sein, wurde zu seiner Verfügung gestellt, auch hatte die Prinzessin gnädigst geruht, ihre Gegenwart zu versprechen, und der König auf Fürbitte seiner Tochter ertheilte den Befehl, daß die Beleuchtung, in Ansehung der Armut des weißen Mannes, vom Staatsschatze zu tragen sei. Somit hatte unser Professor weiter nichts zu thun, als sich zur bestimmten Stunde an den Ort der Vorlesung zu verfügen; auch nahm er das Bild mit und stellte es als Verzierung hinter seinem Stuhle auf, in der stillen Hoffnung, der Anblick des schönen Prinzen möge für die Prinzessin, die man ihm als die schönste der Welt angekündigt, vielleicht nicht ganz verloren sein.

Er brauchte auch nicht lange zu warten, die Flügelthüren flogen auf, und inmitten eines zalreichen Gefolges von Fürsten, Dichtern und Damen, alle im glänzendsten Schmucke, trat die Prinzessin in den Saal. Gewiß, es war ein herrlicher Anblick und unser Professor, den sein armes Ländchen an solche Schauspiele nicht gewöhnt, schloß einen Moment die Augen, wie geblendet von dem Glanze.

Als er wieder aufblickte und die langen Reihen schwarzer Gesichter mit den dunklen brennenden Augen, alle nach sich gerichtet sah, wurde es dem kleinen Manne gar seltsamlich zu Mute, voll Erwartung suchte er nach der Prinzessin, um doch nur ein einziges weißes Gesicht zu sehen; aber auf der thronartigen Erhöhung, die ihr zum Platze bestimmt war, sah eine junge Dame, zwar voll Anmut und Majestät, aber von der brillantesten Schwärze, die der Professor je gesehen. Er erschrak und senkte die Augen: daß die schönste Prinzessin in der Welt schwarz sein konnte, daran hatte er gar nicht gedacht.

Aber auch so wurde es ihm immer unbehaglicher. Er merkte sehr bald, daß er mit seiner schönen Rede lange nicht den Eindruck machte, den er davon gehofft. Die Freier der Prinzessin hatten dieselbe zwar aus Gefälligkeit begleitet, aber jedes andere Vergnügen dünkte ihnen diesem Dasitzen, einem weißen Mohren gegenüber, vorzuziehen; sie langweilten sich, und da sie Prinzen waren und unabhängig, so zeigten sie es auch. Dem armen Professor wurde das Herz sehr schwer und seine Hoffnung, das Licht der Civilisation über diese Gegenden leuchten zu lassen, verlor sich mehr und mehr.

Die Prinzessin aber war auch nicht blind, und nahm den Mangel an Achtung gewaltig übel, zu dem ihre Freier vor ihrem Geschmacke sich erdreisteten. Deßhalb je unverholener diese sich dem weißen Manne abneigten, um so freundlicher neigte sie sich ihm zu. Sie sprach mit ihm, nachdem die Verlesung vorüber war, bewunderte sie die Gelehrsamkeit und erkundigte sich auf das gütigste nach seinen Verhältnissen und was ihn in das fremde Land geführt. Dabei ließ sie es aber nicht bewenden, sie lud ihn zu Tische, setzte ihn neben sich und ärgerte all ihre schwarzen Freier grün und blau, indem sie mit ihnen von nichts mehr, als von dem kleinen dürren Professor sprach. Auch nahm sie sofort Unterricht bei ihm, überraschte ihn durch ihren Fleiß und war überhaupt so liebreizend, geistreich und angenehm, daß der entzückte kleine Gelehrte ihre schwarze Farbe fast gänzlich vergaß und aufrichtig meinte, ein Land, das eine solche Prinzessin besitze, könne unmöglich ganz verloren sein.

Nun konnte es aber bei dem häufigen Zusammensein nicht fehlen, daß die Rede auch oft auf Dinge kam, die durchaus nicht in directer Verbindung standen mit dem eigentlichen Unterrichte, und also auch auf das kleine Nachbarland und den schönen Prinzen, der eben dort in der Heiratsfrage stand; und da sie in kurzer Zeit das einfache, ehrliche Männlein, das gelehrter war, als alle gelehrten Lehrer, die sie bis dahin gehabt, von Herzen lieb gewonnen, so machte es sich von selbst, daß sie dieses

Wolgefallen auch auf Diejenigen übertrug, denen er gut war, und sprach nun der Professor von seinem Prinzen und seinen vielen Vorzügen mit einer Begeisterung, daß ihm dabei das Wasser in die Augen trat, so regte sich in der Prinzessin wol hie und da der Gedanke, es müsse ein großes Glück sein, die Prinzessin eines solchen Prinzen zu werden. Dachte sie dann aber wieder, er sei, trotz aller Vollkommenheit, nur ein weißer Mohr, so wurde sie traurig und seufzte, daß alle ihre Freier und alle Dichter des Hofes in Verzweiflung gerieten und ihre Not hatten, sie nur einigermaßen wieder zu zerstreuen.

Man denke aber ja nicht, die Prinzessin habe den Prinzen etwa schön gefunden, ihr Auge war an die weiße Farbe nicht gewöhnt und hatte also keinen Maßstab für das, was in dieser Farbe schön oder unschön ist. Nein, sie hätte von Herzen gewünscht, er möge ihrem alten Lehrer doch etwas ähnlicher sein. Nun zälte sich dieser allerdings zur weißen Race und früher war er auch weiß gewesen, wie jeder andere ordentliche weiße Mensch; die Zeit aber und der viele Aerger hatte seiner Farbe Schaden gethan und nun war er quittegelb. Der Prinzessin aber dünkte dies eine glückliche Veränderung, und sie meinte, er sei so schön, als man in einer so unglückseligen Farbe es nur immer sein kann.

Indessen, man kann sich an einen Gedanken so gut wie an einen Menschen gewöhnen und so ging es der Prinzessin auch. Dazu hatte sie mit ihrem kleinen Lehrer in der letzten Zeit sehr viel Poesie getrieben, welche ja bekanntlich viel mit der Bekämpfung der Vorurtheile zu schaffen hat, und das gute Männchen, das ebenso unerwartet darunter gelitten, war noch immer furchtbar erbost und machte ihnen einen Krieg, ärger als je ein Professor es gethan. Dabei versteht es sich von selbst, daß er keine Gelegenheit verlor, mit allem Reiz über das Vorurtheil zu schimpfen, das die Schwarzen an Würde über die Weißen stellt; von demjenigen zu reden, durch welches ihrerseits die Weißen sich über die Schwarzen erheben, das vergaß der Professor ganz. Die Prinzessin aber, die ihn gern hatte, glaubte jedem Worte, das er sprach. Sie dachte, die Aufklärung sei eine schöne Tugend, und es sei ihre Pflicht als Prinzessin, ihren künftigen Unterthanen, als ein glänzendes Beispiel darin voran zu gehen. Dabei dachte sie immer mehr an den Prinzen, dessen Gutmütigkeit und Gelehrsamkeit sie ganz natürlich nach den Lobsprüchen ihres alten Freundes ermaß; freilich konnte sie noch immer nicht vergessen, er sei ja doch nur weiß, aber sie meinte, mit einem solchen Musterbilde aller Vollkommenheiten, unter interessanten Studien und angenehmen Gesprächen, in schönem Einverständnisse durch das Leben zu wandern, dabei könne gar keine Zeit bleiben, einander recht auf die Farbe zu sehen.

Unterdessen hatte aber der Professer Geld genug zusammengebracht, um seine Reise mit Bequemlichkeit fortzusetzen; er packte also seine Sachen ein, nahm gerührten Abschied von der Prinzessin und seinem Freunde, dem vornehmen Mohren, dankte für alles Liebe und Gute, das man ihm erwiesen, und machte sich, reich beschenkt und voll angenehmer Erinnerungen, auf

den Weg nach der ihm übertragenen Freierei. Denn an die Prinzessin dachte er nicht; so vollkommen sie ihm erschienen und so sehr er sie bewunderte, für seinen Prinzen war ihm eine schwarze Frau doch lange nicht gut genug.

Er erreichte auch glücklich das nächste von Weißen bewohnte Land und freute sich nicht wenig, wieder unter seines Gleichen zu sein. Er ließ sich ohne Zeitverlust bei Hofe vorstellen, wo es auch nicht an heiratsfähigen Prinzessinen mangelte, und rückte unverzüglich mit seinen Werbungen heraus. Aber wie viel Mühe er sich auch gab, wie begeistert er redete und wie herrlich das Bild sich in dem goldenen Rahmen, mit dem kostbaren Sammtkleide und der Demantkette ausnahm, die Prinzessinen hoben die Näschen hoch und höher, beinahe bis in den Himmel hinein, meinten, von der Schönheit allein lebe man nicht und ebensowenig von der Gelehrsamkeit, und um Alles schlechter zu finden als zu Hause, sei es nicht nötig erst in die Fremde zu gehen. So zog der Professor von Hof zu Hof, zeigte überall sein Bild und übte seine Beredsamkeit; bekam aber überall denselben Bescheid. Nur ein paar arme Prinzeßlein, ganz entfernte Cousinchen, die überall im Winkel standen und an die kein Mensch dachte, blickten verstohlen nach dem schönen Bilde hin und hätten sich wol entschließen können, in das arme Ländchen zu ziehen, nur um auch einmal im eigenen Hause und selbständige Königinen zu sein. Aber an diese lautete des Professors Auftrag nicht. So brachte er nach langer Wanderung, mit sehr gesunkenem Mute und leerem Beutel, das schöne Bild ebenso schön als er es mitgenommen, doch ohne Braut wieder zurück.

Groß war die Betrübniß, die sich bei dieser Nachricht am Hofe und im ganzen Lande verbreitete. Es hatte so Mancher auf die neue Königin gehofft, denn eine Königin braucht immer viel, und wenn sie reich ist, so braucht sie selbstverständlich noch viel mehr, und nun platzten alle Speculatiönchen jämmerlich in den Wind. Der Prinz aber war am übelsten daran; der hatte, in Aussicht auf die reiche Frau, ganz heimlich einige kleine Schulden gemacht. Glücklicherweise wußte indessen der König bis jetzt noch nichts davon.

Das stimmte aber den alten Herrn in seiner Enttäuschung durchaus nicht gelinder. Zwar bestrafte er den Professor nicht, dazu war er doch zu gerecht; aber er gab ihm keinen Orden, wie der gute kleine Mann es im Stillen gehofft, und dieser zog sich sehr niedergeschlagen, ohne Pension und auch sonst ärmer, als da er abgereist war, auf sein Gütchen zurück.

„Hier,“ dachte er, „würde der Umgang seiner Freunde ihn zerstreuen;“ aber auch hier war es nicht mehr wie sonst. Seine verunglückte Gesandtschaft hatte den einstigen Nimbus von ihm gestreift und seine früheren Verdienste in Vergessenheit gebracht; dazu war seine Ungnade bei Hof bekannt geworden und von seinen früheren Freunden kannten ihn viele nicht mehr, die wenigen anderen aber zeigten sich merkwürdig kühl.

Darüber verfiel unser Professor in eine tiefe Schwermut, und vielleicht wäre er vor Herzeleid gar gestorben, hätte er seine Bücher nicht gehabt; diese aber trösteten ihn.

Unterdessen verlebte man am Mohrenhofe Tage oder vielmehr Nächte, wie man sie an dem schönen Orte noch nie erlebt. Seitdem der Professor, der immer so viel zu erzälen wußte, abgereist war, litt die Prinzessin an der fürchterlichsten Langeweile, eine Krankheit, die in jenem schönen Lande vollkommen unbekannt war und für die es also kein Mittel gab. Umsonst meinte Papa Mohr, eine rasche Heirat möge am Ende keine so schlechte Kur dagegen sein; die Prinzessin war nicht zu überreden und blieb dabei, die Mohrenprinzen seien ihr alle zu dumm. Und nachdem diese eingesehen, daß all ihr Bemühen gegen eine solche Meinung vergebens sei, zogen sie endlich, zur großen Betrübniß des Mohrenkönigs, allesammt mit langen Gesichtern ab.

Dem theilnehmenden Leser wird es zum Troste gereichen zu erfahren, daß keiner von ihnen an Liebesgram gestorben ist. Im Gegentheile, es ist eine unumstößliche geschichtliche Thatsache, daß sie nach kurzer Zeit andere Frauen fanden, weniger stolz als unsere Mohrenprinzessin, freilich auch weniger gelehrt, was sie aber nicht kümmerte. Auch machten sie sehr bald die frohe Erfahrung, daß man ganz leidlich glücklich sein kann, ohne gerade mit der allerschönsten Prinzessin der Welt verheiratet zu sein. Was Papa Mohrenkönig dachte, wissen wir nicht. Er stand eigentlich ein wenig unter dem Pantoffel, der gute Papa, und darum behielt er seine Gedanken, wenn sie nicht günstig waren, an liebsten für sich.

Die Laune der Prinzessin besserte sich indessen nicht durch die Abreise ihrer Freier. Im Gegentheile, ihre Schwermut wurde tiefer mit jedem Tage. Die Sehnsucht war bei ihr eingezogen, sie nahm an keinem Vergnügen mehr Theil, liebte einsame Spaziergänge, was ganz gegen die fröhliche Sitte des Landes war, und sprach von nichts mehr als von ihrem alten kleinen Lehrer, von dessen Prinzen, seinem Geiste und seiner Gelehrsamkeit, ganz in demselben Stile, wie es der Professor gethan. Kam nun ja doch einmal ein Fremder an den Hof, gleich frug sie ihn nach jenem Ländchen und dem überaus vollkommenen Prinzen darin, und wagte es einer ihr zu widersprechen, den mochte sie gar nicht mehr sehen, denn sie war trotz aller Bildung doch immer eine Prinzessin, und es liegt schon im Blute, daß eine Prinzessin keinen Widerspruch verträgt.

Nun hatte die Prinzessin einen wunderbaren Vogel, wie noch keiner jemals gesehen worden ist. Den hatte ihre Amme auf dem Todtenbette ihr zum Andenken geschenkt.

Es war aber diese Amme eine sehr weise Frau gewesen und ein wahres Wunder im ganzen Mohrenlande. Schon als Kind hatte sie so viel zusammengedacht und gefragt, wie alle Mohren zusammen nicht gefragt und gedacht hatten, seitdem das Mohrenland vom Himmel begründet war, so

daß es den Leuten ordentlich ängstlich um sie wurde, denn sie meinten, dem armen Kinde springe von der großen Mühe ganz gewiß noch einmal der Kopf entzwei. Ob das Denken sie indessen mehr anstrengte, als das Nichtdenken die Anderen, können wir nicht sagen, da noch Niemand aus sich selbst die doppelte Erfahrung gemacht hat. Aber das Denken lag einmal in ihrer Natur und sie konnte es so wenig lassen, als es die Anderen lassen konnten, mit leeren Köpfen umher zu gehen. Und als sie sah, daß ihr Niemand antworten konnte, so lief sie eines Abends davon, Niemand weiß wohin. Man hatte sie beinahe vergessen; da kehrte sie nach Jahren eines Abends ebenso unerwartet zurück, als sie einst verschwunden, und setzte das ganze Land in Schrecken und Staunen über die Schätze von Weisheit, die sie aus der Fremde mitgebracht. Da sie indessen eine gute Person war, Niemandem mit ihrem Wissen plagte und die wunderbarsten Geschichten zu erzälen wußte, wie man sie auch im Mohrenlande gerne hört, so gewann man sie nach und nach lieb, trotz ihrer Ueberlegenheit, und der Ruf ihrer Weisheit verbreitete sich weit und breit durch das ganze Land.

Dieser Ruf war es denn auch, der sie zu der prinzeßlichen Ammenschaft befördert, denn der König, der, wie wir bereits gesagt, aus seiner Tochter ein Wunder der Welt machen wollte, dachte fleißig an das Sprichwort: Früh krümmt sich was ein Häkchen werden will, und die Wal einer Amme dünkte ihm durchaus keine gleichgiltige Sache zu sein. Auch hatte er keine Ursache, seine Wal zu bereuen. Die Amme gewann das Prinzeßlein von Herzen lieb und es gedieh und wurde schön und klug und hing ihr mit gleicher Liebe an; und so schlug, was sehr selten ist, zu Aller Nutzen aus, was der gute König sich ausgedacht.

Auch konnte die kleine Prinzessin kaum gehen, als die Amme sie mit sich nahm, wohin sie immer ging, und lehrte sie die Bäume und Pflanzen und Thiere kennen in Wald und Feld und Flur, und Alles beobachten und das eigenthümliche Wesen verstehen eines jeden Dinges, das es auf Erden und sogar am Himmel gibt. Und obgleich von Lesen und Schreiben nichts dabei war, denn das hatte sie selbst nie gelernt, so war es doch viel; und die Prinzessin war klug und merkte sich Alles und je größer sie wurde, je tiefer prägte sie sich Alles ein.

Woher der Vogel aber war, den sie der Prinzessin geschenkt, das wußte die Amme selber nicht. Aus einem kleinen verlorenen Ei war er gekrochen, das sie im Walde gefunden und zu Hause in die Sonne zum Ausbrüten gelegt. Sie hatte ihn auferzogen und ihn allerhand weise Sprüche gelehrt, daß es beinahe keine Frage gab, auf die er nicht antworten konnte, und als der Tod ihr nahe gekommen, hatte die gute Frau das seltene Thierchen der Prinzessin gegeben, mit der Bitte, es nie von sich zu lassen und nichts Wichtiges zu thun in ihrem Leben, ohne seinen Rat.

Das hatte denn auch die Prinzessin mit vielen Thränen versprochen, und sie hielt Wort, denn auch sie hatte den schönen Vogel lieb. Wenn sie

schlief während der heißen Stunden des Tages, so ruhte der Vogel auf ihrer Brust, in der kühlen Nacht aber, wenn sie kluge Gespräche mit ihren Lehrern und Dichtern pflog, schaukelte er sich in einem goldenen Ringe über ihrem Haupte und sang leise dazu; ging aber die Prinzessin mit ihren Gespielinen ins Freie, so bettete er sich in ihrem Haare, wie eine glänzende Krone, und blickte von da mit den schwarzen Augen gar verständig um sich in die Welt.

Jetzt aber kümmerte sich die Prinzessin nur wenig mehr um ihn. In der Nacht hatte sie keine Freude mehr an der Freude des Volkes und die klugen Gespräche widerten sie an, denn sie dachte an alle Weisheit und Gelehrsamkeit, die fern von ihr und für sie auf immer verloren war; am Tage aber, wenn alles weit umher sich der Ruhe ergab, dann lag sie schlaflos in der kühlen Hängematte, die jeden Morgen von duftigen Blumen neu geflochten war, und trauerte um das Glück, das so unerreichbar, und ihr eben darum so über alle Maßen köstlich erschien. Und dabei hatte sie keine Zeit, zu bemerken, daß der Vogel über ihrem Haupte leiser sang als sonst. Der aber sang ein neues Lied und sang es immer fort, aber er sang es traurig: „Bleib — bleib — bleib, wo du bist —“ doch die Prinzessin hörte ihn nicht.

Nun traf es sich aber, daß das Gerücht von der Sehnsucht der Prinzessin nach dem schönen Prinzen und dem gelehrten Professor auch zu den immer wachsamen Ohren des klugen Königs aus jenem kleinen Ländchen drang. Der dachte gleich: „Das ist Hilfe in der Not!“ und nachdem er auf der Karte den Umfang der Länder angesehen, die das reiche Erbe der Prinzessin bildeten und sich unter der Hand auch ein wenig nach den Schätzen des Papa's erkundigt, erheiterte sich sein umwölktes Gemüt und er meinte, für so solide Vorzüge könne man, wenn es nicht anders ginge, wol einmal die fatale Farbe übersehen.

Auch schien es ihm durchaus nicht ausgemacht, weil die Prinzessin über ein Mohrenland herrsche, daß sie darum schwarz sein müsse. Das sei wol gut für den gemeinen Pöbel, meinte er, die Könige aber hätten vom Himmel ganz besondere Vorzüge mit auf die Welt bekommen, warum also nicht auch in der Farbe?

Darüber mußte er genaue Kenntniß haben, und da kein Anderer sie ihm so gut geben konnte, so fiel im straks sein alter ehrlicher Professor wieder ein. Gleich schickte er ihm den vergessenen Orden, entschuldigte sich mit der unverzeihlichen Säumniß der Verwandten, flocht auch eine zarte Andeutung an die gehabten Reisespesen ein und lud ihn eiligst zu sich an den Hof. Hier nun erkundigte er sich vor Allem nach dem Aussehen der gehofften Braut.

Aber der kleine Mann war von der lang entwöhnten Gnade so verwirrt, daß er gar keine eigenen Worte fand und zwischen zwei Verbeugungen ganz unbewußt hervorstotterte, was er so oft im Mohrenlande gehört, es sei die Mohrenprinzessin die allerschönste Prinzessin der Welt.

Da rieb sich der König vergnügt die Hände. „Also, also," rief er, „wenn sie nicht schwarz ist, dann ist es ja mit aller Not vorbei!"

Nun erschrak der Professor über den Schnitzer, den er gemacht, und beeilte sich, in großer Angst demutsvoll zu erklären, daß die Prinzessin zwar schön, leider Gottes aber dennoch schwarz sei — daß aber ihre vielen anderen Vorzüge —

Allein der König ließ ihn nicht ausreden. „Wenn sie schwarz ist," rief er ärgerlich, „was redet Ihr da für Unsinn über ihre Schönheit? Eine schwarze Frau — —" doch er besann sich, daß sein Sohn neben ihm stand, und daß es unklug sei, diesem die Lust zu heiraten gar zu sehr zu verderben. Auch wollte er, einem Untergebenen gegenüber, keine ungünstige Meinung über seine künftige Schwiegertochter aussprechen, eine Person, die bestimmt war, seiner königlichen Würde so nahe zu stehen; denn das ist gegen alle Schicklichkeit.

„Kommt Zeit, kommt Rat," dachte er seufzend, und tröstete seinen Sohn mit der Aussicht, die Prinzessin sei wol nicht gar so schwarz. Hierauf ernannte er den Professor zu seinem höchsten Bevollmächtigten und Gesandten und entließ ihn mit vieler Huld. Und so betrat der Professor zum zweiten Male, nur diesmal mit größerem Glanze, das Land griff sich ordentlich an, den Weg nach dem Mohrenlande.

Die Mohren erstaunten nicht wenig über den Zug weißer Männer, wie sie deren noch nie so viele beisammen gesehen und konnten gar nicht begreifen, was sie denn von ihrem Könige wollten, und am allerwenigsten wußte es dieser selbst. Er versammelte in Eile seinen Hof, um die Gesandten zu empfangen und setzte sich auf seinen Thron, und die Prinzessin, welche als Thronerbin das Recht hatte, bei den Beratungen zugegen zu sein, nachdem sie erfahren, woher die Gesandtschaft komme und ihr alter lieber Lehrer sei dabei, kam schnell heran und setzte sich neben ihren Vater. Da freute sich der Professor, als er sie sah und hob mit klarer Stimme die schöne Rede an, die er sich für die Gelegenheit ausgedacht.

Aber der kleine Mann hatte Unglück mit seiner Beredsamkeit. Kaum war er so weit gekommen, daß die Versammlung begriff, warum er eigentlich gekommen war, als der Mohrenkönig in den gewaltigsten Zorn geriet und ihm rücksichtslos in die schönste Periode fiel.

„Was!" schrie er, und schlug sich mit beiden Händen auf den Bauch, „um meine Tochter wollt Ihr weißen Mohren freien! Die allerschönste Prinzessin der Welt, aus so reinem schwarzen Blute, daß Gottes Auge selbst, das doch allsehend ist, und strengte es sich noch so sehr an, nicht den geringsten weißen Mackel daran entdecken könnte! Und Eueren Prinzen sollte sie heiraten, der doch nichts weiter ist, als ein erbärmlicher weißer Mohr? Donnerwetter! wer seid Ihr denn, daß Ihr mich so zu beschimpfen wagt?"

Und dann schlug er sich wieder auf den Bauch und begriff es immer weniger und blickte sich zornig im Kreise seiner Hofleute um. Und diese

begriffen es auch nicht und rissen die Augen weit auf und blickten ihn aus den schwarzen Gesichtern ebenso verwundert und zornig wieder an. Da erhob sich zum allgemeinen Schrecken plötzlich die Prinzessin und erklärte kurz: der Antrag des weißen Prinzen sei ihr recht und ihn wolle sie zu ihrem Manne und keinen anderen als ihn. Der König schlug ganz entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammen und meinte, die große Gelehrsamkeit habe den Verstand seiner Tochter aus der richtigen Lage gerückt, und alle seine Mohren glaubten es mit ihm. Aber die Prinzessin ließ sich dadurch nicht irre machen; sie hatte immer ihren Willen gehabt, und so hatte sie ihn auch jetzt. Sie war wieder vergnügt, sprach viel mit dem Professor und mit den anderen Herren der Gesandtschaft und beschenkte sie, reich. Wäre aber der König nicht so gutmütig gewesen, er hätte sie wol sammt und sonders in das tiefste Gefängniß gesteckt. So müssen wir indessen zu seiner Ehre sagen, daß er nicht einmal daran dachte, und was hätte es auch genützt? Im ganzen Mohrenlande gab es solche Stützen der öffentlichen Rechtschaffenheit nicht, aus dem einfachen Grunde, daß Jeder dort hinreichend Platz zum Stehen hat und deßhalb seinen Nachbarn nicht auf die Füße zu treten braucht. Der arme König verzweifelte aber darum nicht weniger und es war das erste Mal, daß man im Mohrenlande so etwas sah.

Die Prinzessin traf indessen alle Anstalten zu ihrer Abreise, packte mit höchsteigenen Händen alle ihre Bücher ein, und vergaß auf ihre schönsten Kleider nicht, während der Vogel sich traurig in seinem goldenen Ringe wiegte und eindringlicher sang als je: „Bleib — bleib — bleib, wo du bist!“ Doch die Prinzessin wurde ärgerlich und sagte: „Wenn Du nichts anderes zu singen weißt, als das abgedroschene Zeug, so schweige lieber ganz!“

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen, und sie machte sich mit unermeßlichen Schätzen an Allem, was köstlich war, und zalreichem Gefolge auf den Weg. An der Grenze, wo die Länder zusammenstießen, nahm sie Abschied von ihrem Vater und sie weinte sehr, denn wenn sie auch eigensinnig war und verzogen, sie war doch gut geblieben und hatte den alten Mann von ganzer Seele lieb. Auch der Mohrenkönig weinte, nur zeigte er es nicht so, denn er schämte sich der schlechten Heirat seiner Tochter und daß er einen weißen Mohren zum Schwiegersohne haben sollte; darum suchte er sich ein zorniges Ansehen zu geben, aber im Grunde war er doch nur betrübt und als die Prinzessin über die Grenze verschwunden war, kehrte er trostlos in seine schöne Hauptstadt zurück.

Unterdessen hatte sich im Nachbarländchen die Kunde verbreitet, der Prinz heirate die schönste Prinzessin der Welt, und man war nicht wenig neugierig, wer denn diese Prinzessin sei. Die Damen zogen ihren schönsten Putz aus dem Kasten, und jede wünschte im Herzen, noch etwas schöner als die künftige Königin zu sein. Da flog es wie ein Windstoß durch die Lüfte, die Braut sei schon ganz nahe! Und Groß und Klein, und Alt und Jung, was sich nur zu rühren vermochte, ritt und fuhr und ging und eilte ihr entgegen,

und war ein Drängen weit und breit, nur um die allerschönste Prinzessin der Welt ein paar Augenblicke früher zu sehen.

Da war denn das Erstaunen groß, als es eine Mohrenprinzessin war.

„Pfui! sie ist ja schwarz!" riefen die Damen. „Ist das die allerschönste Prinzessin der Welt?" Und sie stießen einander an und flüsterten und kicherten hinter ihren Fächern, und die Herren, die ihnen den Hof machten, standen hinter ihnen und flüsterten und kicherten mit. Der Prinz aber verzog das Gesicht ganz jämmerlich und meinte: „Sie ist doch gar zu schwarz! so schlimm hatte ich mir es nicht gedacht." Und er wandte sich ab und hätte sich am liebsten ganz davon gemacht. Da gab ihm der alte König schnell einen Wink und der Prinz mußte gehorchen und so reichte er der Prinzessin die Hand und führte sie zur Kirche und sie wurden auf der Stelle miteinander getraut.

Das Volk aber war noch immer so erstaunt, daß es sich gar nicht fassen konnte, und schrie: „Ach!" und „Oh!" und wunderten sich immer mehr. Doch die Prinzessin, die an nichts als Lob und Bewunderung gewöhnt war, hielt Alles für Entzücken über ihre Schönheit, was sie auch ganz natürlich fand. Sie dankte und grüßte freundlich nach allen Seiten hin, und je mehr sie dankte, je mehr schrie das Volk, daß es ihr selbst endlich ganz unheimlich dabei zu Mute ward.

Auch war es ihr sonderbar, sich so allein unter all den fremden weißen Gesichtern zu sehen; sie war freilich darauf vorbereitet gewesen, aber so eigenthümlich stark, ja beinahe schauerlich, hatte sie sich den Eindruck nicht gedacht. Darüber vergaß sie ganz auf den Prinzen zu achten. Der saß neben ihr, weil er mußte, und weil er mußte, sprach er auch dann und wann mit ihr, aber sie anzusehen vermochte er noch immer nicht und in seinem Kopfe ging es herum: „Pfui! wie schwarz! wie schwarz!" daß ihm ordentlich schwindelte und er von dem was sie zu ihm sagte, kein einziges Wort verstand. Und es wurde nicht besser, als die Hochzeitsfeierlichkeiten, die mehrere Tage dauerten, endlich vorüber waren.

Die Prinzessin dagegen hatte sich bald gefaßt, und da sie ihre Pflicht kannte, so beschloß sie nichts zu versäumen, um in dem fremden Lande so viel als möglich, in Allem ihre Schuldigkeit zu thun.

Zuerst mußte sie sich daran gewöhnen, in der Nacht zu schlafen und am Tage wach zu sein. Das wurde ihr schwer und kam ihr im Anfange sehr unnatürlich vor; aber, so sehr Prinzessin sie war, sie hatte Verstand und sah ein, daß der Wille eines ganzen Volkes mehr gelten muß, als der einer einzigen Person. Auch an die weißen Gesichter gewöhnte sie sich endlich, und sie sah nun, daß ihr junger Gemal wirklich sehr schön und schöner als alle anderen jungen Männer war. Das freute sie, denn sie hatte ihn lieb, wie es sich für eine gute Frau gehört. Nur eines betrübte sie, daß sie nämlich von den weisen Gesprächen, auf die sie sich so sehr gefreut, noch gar keines mit ihm gehabt und daß er überhaupt sich so wenig um sie zu kümmern schien. Er aber mochte sie immer weniger. Doch die Prinzessin hatte keinen Argwohn,

und da sie ein großmütiges Herz besaß, so suchte sie den Fehler allein in sich und sie dachte, bei seiner großen Gescheidtheit und Vollkommenheit dünke sie selbst ihm noch lange nicht gescheidt und vollkommen genug. Deßhalb strengte sie sich an und der kleine Professor, den der König zum Lohne für seine Verdienste am Hofe behalten und mit einer Ehrenstelle betraut, der mußte ihr helfen und sie sprach gescheidter als je; sie tanzte, spielte und sang, daß es zum Entzücken war, erwies sich liebenswürdig und gut bei jeder Gelegenheit; aber Alles, was der Prinz davon sah, war, sie sei schwarz und dasselbe sah der ganze Hof und sah nicht darüber hinaus. Die Damen ägerten sich, daß sie einer Schwarzen unterthänig sein mußten und die Herren thaten stolz, wie der Prinz, zuckten die Achseln und meinten sie sei schwarz, und damit war Alles gesagt. Der niedrigste Küchenjunge fand die Speisen, die er bereiten half, viel zu gut für sie, und wäre der alte König nicht gewesen, man hätte es ihr noch ganz anders gezeigt.

Der aber dachte: „Sie ist einmal meine Schwiegertochter und was ich für mich gut genug finde, das muß es auch für die Anderen sein." Auch fürchtete er, wenn der Mohrenkönig erführe, wie gering seine Tochter geachtet sei, so könne er zornig werden und sie zurück verlangen und mit ihr den ganzen Reichthum, den sie mitgebracht. Dann wäre er und sein ganzes Ländchen wieder arm wie zuvor, und das wollte er natürlich nicht. Darum sah er streng darauf, daß man ihr die gehörige Ehre erwies, und wo Einer sich nur zu rühren wagte, da war er zur Hand es zu strafen.

Nun traf es sich aber, daß kurze Zeit nach der Verheiratung der Prinzessin der alte Mohrenkönig aus großem Herzenleid über die Trennung seiner Tochter starb und fast zu gleicher Zeit starb auch der weiße König, und nun die Furcht vor ihm die Menschen nicht mehr zurückhielt, war es, wie wenn eine Schnur zerreißt, und die Gegenstände, die sie vereinte, auseinander fahren nach allen Windgegenden hin. Die wenigen, die aus Zwang oder Eigennutz so noch halbwegs zu der Prinzessin gehalten, fielen jetzt ungescheut von ihr ab, und die früher nur heimlich hatten spotten dürfen, rächten sich jetzt dafür und spotteten laut; der Prinz kümmerte sich gar nicht mehr um seine Frau und hätte am liebsten ganz vergessen, daß sie auf der Erde war. Nur der kleine Professor blieb ihr treu, und suchte sie zu trösten so gut es ging.

Aber es ging eben nicht.

„Was habe ich den Menschen hier gethan, daß sie mich nicht leiden können?" frug sie ihn immer wieder, „was hat mein Gemal gegen mich? Bin ich nicht die schönste Prinzessin der Welt? Bin ich nicht gescheidter als alle anderen Frauen hier? Und bin ich nicht aus edleren Stamme und habe doch jedes Opfer gebracht und mich ohne Klage in Alles gefügt was hier Sitte ist?"

„Ach ja," sagte der kleine Mann sehr traurig — „aber."

„Was aber?" rief die Königin.

„Aber Ihr seid schwarz," erwiderte er so leise, daß man es kaum vernahm.

„Schwarz!" wiederholte die Königin im höchsten Erstaunen. „Und warum soll mir das ein Vorwurf sein? Ist nicht Schwarz die vornehmste der Farben?"

„Aber sie denken hier nicht so," warf der Professor ganz schüchtern ein.

Da wuchs das Erstaunen der Königin noch mehr: „Wie?" rief sie entrüstet, „habt Ihr mir nicht selbst gesagt, daß ein solches Vorurtheil Sünde ist gegen das gute Recht der Menschheit? Wie bitter habt Ihr es an uns gerügt, die wir doch Schwarze sind! und nun kommt Ihr mir hier damit! Wie kann denn das möglich sein?"

Da schwieg der Professor ganz und es war das Beste, was er thun konnte, und sein Gewissen zwickte ihn. Dabei that ihm die arme Königin leid und er wollte ihr nicht sagen, was im Grunde doch seine Meinung war, daß man, nämlich, den Schwarzen gegenüber, wol eine solche Lehre predigen könne, und dabei doch, was die eigene weiße Haut betraf, einer ganz anderen Ansicht sein.

Die Königin aber war böse und wollte ihn nicht mehr sehen, und so hatte sie auch den letzten Freund verloren und saß ganz allein und dachte an das, was einst gewesen und wie all ihre Träume von Glück sich in Gram und Bitterkeit für sie verkehren. Sie warf ihre Bücher in den Winkel, denn die Gelehrsamkeit brachte ihr keinen Trost, und so geht es immer, wenn der Mensch einen wahren Kummer in der Seele hat. Ueber ihrem Haupte aber wiegte sich der Vogel, ließ die Flügel traurig hängen und sang: „Wärst, wärst, wärst du geblieben, wo du warst!" Doch die Königin ärgerte sich und rief:

„Wenn du nichts Anderes singen kannst, als was mich verdrießt, so schweige lieber ganz still."

Da schwieg der Vogel, doch nicht für lange und die Königin wurde zornig und schrie: „O, du böses Thier! Sage mir lieber, was ich thun soll, um nicht mehr gehaßt zu werden und glücklich zu sein, wie ich es in meiner Heimat war!

„So laß dich weiß waschen," spottete der Vogel und die Königin erschrak, daß ihr im ersten Augenblicke der Athem verging. Nach einer Weile aber: „Wie kann man das?" frug sie ganz still. Allein der Vogel spannte die Flügel und flog davon.

Die Königin aber konnte nicht mehr vergessen, was er gesagt. Zwar schauderte ihr davor ihre Farbe abzulegen, von der sie ja, trotz Allem was sie gethan, im Herzen so gut wie der Professor von der seinigen, doch glaubte, daß sie die schönste und edelste sei. Aber sie sah sich nun in ihrer Verlassenheit und wurde so traurig, daß sie meinte, kein Unglück könne schwerer, als das ihrige sein und die Erlösung davon werde durch kein Opfer zu theuer erkauft. Und wie sie alle Vortheile bedachte, die sie dadurch erreichen würde, schwand

ihr das Opfer immer mehr aus den Augen und endlich blieb ihr nur ein brennender Wunsch, weiß, wie die anderen Menschen ihrer Umgebung zu sein.

Sie frug Jeden, der ihr in den Weg kam, wie ein solches Wunder zu bewirken sei, aber man lachte sie nur aus, sie ließ den kleinen Professor rufen, allein der schüttelte den Kopf und sagte traurig, das wisse er nicht.

„O," rief die Königin, „was nützt Euch da alle Euere Gelehrsamkeit?" Und sie wandte ihm zornig den Rücken.

Aber, sie gab es doch nicht auf, denn sie war eben eine beharrliche Natur und endlich glaubte sie gefunden zu haben, was ihr nötig war.

Nicht weit von der Stadt, nämlich auf einem hohen steilen Berge, wohnte ein mächtiger Zauberer in der Wolkenburg, die er sich dort durch seine Kunst erbaut. Er wohnte ganz allein darin, kein Mensch war ihm verwandt, kein Mensch wußte, woher er gekommen, wer aber etwas von ihm wußte, der fürchtete sich vor ihm.

Zu diesem beschloß die Prinzessin zu gehen.

Es war eine finstere Nacht und längs steiler Abhänge und tiefer Abgründe lief der rauhe gefährliche und schwer zu findende Pfad. Aber ihr Wille war fest und endlich stand sie vor der Burg, die aus schwarzen Wolken aufgeführt, unübersehbar sich hin zum Himmel erhob. So stand sie durch ein Geheimniß verdichtet, seit vielen vielen Jahren, daß sich die ältesten Greise sich nicht mehr auf den Zeitpunkt besinnen konnten, wie ein ewig drohendes Gewitter, weithin sichtbar über das Land, wandellos, wie damals, wo der Zauberer sie zusammengeballt und doch aussehend, als müßten sie jeden Augenblick auseinandergehen.

Ein Schauer überlief die Königin, nun sie ihrem unheimlichen Ziele so nahe war, aber es war schnell vorbei und sie stand unschlüssig vor der finsteren Masse, die sich wie eine undurchdringliche Mauer vor ihr auszudehnen schien. Da gewahrte sie endlich zwischen den Wolkenschichten eine Oeffnung, die sich nach außen hin zu einem Portale erweiterte. Hier trat sie ein und wandelte durch wiederhallende Gänge, bis sie in eine weite Halle trat, wo der Zauberer saß, wie ein zwerghafter Punkt gegen das riesige Gewölbe anzusehen, vor einem Feuer, das aus Donnerkeilen zusammengelegt war. Von seinem Gesichte war nichts zu sehen; sein weißes Haar fiel lang herab und vermischte sich mit dem weißen Barte, er zitterte vor großem Alter und war ganz in sich zusammengekrümmt.

Denn alle Zauberer sind alt und darum sind sie auch meist so grimmig und voll Haß. Denn bis sie in ihrer Kunst fertig geworden sind, ist ein Menschenleben bis an seine äußersten Grenzen dahin, und bis sie endlich das Geheimniß ergründet, ihr Leben zu verlängern, haben sie längst die Schönheit des Lebens hinter sich. Denn verjüngen können sie nichts. Das Geschehene wird nicht ungeschehen und Alles, was sie vermögen, ist stehen zu bleiben, wo sie angekommen sind. Und wenn man auch hie und da von

Zauberern hört, die sich in einer jugendlichen Gestalt gezeigt, so ist das doch nur ein Schein gewesen, eine glänzende Wolke, hinter welcher sie standen in ihrer wahren Gestalt, alt, grämlich und unfähig, irgend ein Glück zu empfinden, das mit der Jugend in Verbindung ist. Und das ist die Strafe, die Gott ihnen auferlegt, für ihr frevelhaftes Ringen über die Schranken der Menschheit hinaus, daß sie selbst die Menschheit verlieren und zu spät erkennen, daß alles, was sie errungen, ihnen das einfache, von Gott Gegebene, Verlorene nicht zu ersetzen vermag. Da wird die Freude, zu der sie unfähig sind, in anderen ihnen zur Qual, ihre Seele füllt sich mit Haß und Böses thun ist auch ihr einziger Trost.

Und so war es mit diesem Zauberer auch.

Er hob den Kopf nicht, als die Prinzessin eintrat, er machte überhaupt keine Bewegung und doch fühlte sie, er habe sie gesehen, und als er sie nun plötzlich mit seiner häßlichen alten Stimme anredete, erschrak sie wol davor, aber sie wunderte sich nicht.

„Bist gekommen, Töchterchen?“ kicherte er, daß es von den hohen Gewölben in tausend gebrochenen Lauten unheimlich wiederklang; „ich habe Dich lange erwartet, denn ich weiß, wie der Menschen Sinn in der Irre geht. Bist auch nicht zufrieden mit dem, was Du vom Himmel bekommen; möchtest gern eine weiße Haut und rote Wangen haben, und bist doch die allerschönste Prinzessin der Welt.“

„Wenn Ihr wißt, warum ich gekommen bin“, sagte die Prinzessin sehr leise, denn sie fürchtete sich vor dem entsetzlichen Lärm, den jedes Wort verursachte, „so gebt mir ein Wasser mit dem ich mich weiß waschen kann.“

„Dich weiß waschen!“ höhnte der Zauberer, und wie er sich jetzt nach ihr wandte, entsetzte sich die Prinzessin über seine gräßliche Häßlichkeit, denn er war weiter nichts mehr, als ein klapperndes Geripp, das sich in der dürren gelben Haut mit mühsamen Zauberkünsten am Leben erhielt. „Dich weiß waschen? Wie das vorwärts geht, und glaubst denn, hier sei es wie bei Dir und brauchtest nur die Hand zu heben, so werde Dir der Wille erfüllt? Mußt Opfer bringen, Töchterchen, schwere Opfer, bevor es so weit kommen kann!“

„Ich bin reich!“ rief die Prinzessin rasch; „fordert was Ihr wollt, ich zale es gern.“

„Was kümmert mich Dein Reichthum!“ schrie hier der Zauberer wild. „Winke ich nur, so sind alle Schätze der Erde mein. Nein, ich fordere mehr von Dir, als Geld und Gut; die Thränen, die Du weinen wirst, die sollen meine Bezalung sein. — Aber weiß waschen kann ich Dich nicht, glaubst Du, ich könne Dir Deine Farbe nehmen, die doch eins ist mit Deiner Haut und Deine Haut eins mit Deinem Fleisch und Blut, Alles so durch und für einander geschaffen, daß sie gar nicht anders sein können, als sie sind! Mußt Deine Haut lassen, Töchterchen, und eine andere überziehen, das ist der einzige Weg.“

Da wandte die Prinzessin das Gesicht schaudernd ab.

„Fürchtest Du Dich?“ höhnte wieder der Zauberer.

„Was nutzt mir die Verwandlung, wenn ich daran sterben muß?“ erwiderte sie zitternd.

Aber der Zauberer lachte noch gräßlicher als zuvor. „Du wirst nicht sterben,“ sagte er, „beruhige Dich, Töchterchen, beruhige Dich nur; nicht einmal weh wird es Dir thun. Ein Narr müßte ich sein, Dir weh zu thun vor der Zeit, daß Du wol gar zurückschrecktest. Der Schmerz kommt erst nach, Töchterchen, er kommt nach, und das ist das Gute dabei. Wenn es zu spät ist, dann kommt der Schmerz. Wirsts bereuen, Töchterchen, ich warne Dich! Ich muß Dich warnen, denn sonst hat mein Zauber keine Macht; aber die Menschen hören auf eine Warnung nicht. Ihr Wille sieht, wie ihre Augen, immer nur nach einer Richtung hin und nach allen anderen ist er blind. Wirsts bereuen Töchterchen, blutig bereuen! Du siehst, ich habe Dich gewarnt.“

Und er lachte so boshaft in sich hinein und aus allen Winkeln und Vertiefungen des phantastischen Gewölbes klang es so gräulich und gespenstisch wieder, daß jede Spanne Luft lebendig zu werden schien und es der Prinzessin schwindelte vor namenlosem Schreck, Aber der Gedanke an den Zweck, um den sie gekommen, gab ihr wieder ein wenig Mut und sie hob den Kopf und frug:

„Werde ich denn nicht erreichen, was ich will? Wird auch dieses Opfer vergebens sein, daß ich es bereuen muß?“

„Wirst Alles erreichen, was Du willst und mehr, viel mehr als Du willst. Dein Gemal wird Dich lieb haben und die ganze Welt wird entzückt von Dir sein und die Dich jetzt hassen, werden glücklich sein durch einen Blick von Dir. Und doch wirst Du's bereuen und bitterlich wünschen, Du hättest es nicht gethan! Ich sehe schon jetzt, wie Du kommen wirst an diese Burg zu klopfen, und mit Händeringen bitten, ich solle Dich wieder in den Zustand versetzen, in dem Du Dich jetzt so unglücklich fühlst. Aber es wird zu spät sein, Töchterchen, zu spät! Ich helfe Dir nicht. Und wenn ich es auch wollte, ich könnte es nicht; denn was geschehen ist, das bleibt geschehen auf immerdar. Und das ist meine Freude, daß der Mensch gewarnt wird, daß er nicht hören will und unglücklich wird durch das, was er am meisten gewünscht.“

Da besann sich die Prinzessin ein wenig, aber sie meinte, würde ihr nur der eine Wunsch erfüllt, so käme es ihr sonst auf etwas mehr oder weniger Unglück nicht an, und sie sagte zum Zauberer, er möge beginnen; sie sei auf Alles gefaßt. Der aber hatte sich wieder ganz zusammengedrückt und spannte die gelben zitternden Hände über die Flamme aus.

„Geh!“ sagte er mürrisch, „jetzt kann ich nichts für Dich thun. Erst muß ich eine Haut finden, und das ist nicht so leicht. Drum gehe nach Hause und warte, bis ich Dich rufe, wenn Du indessen nicht anderen Sinnes wirst.“

Da merkte die Prinzessin mit Erstaunen, daß er verschwunden war, sammt dem Feuer und dem Stuhle, auf dem er gesessen. Sie erkannte die Halle nicht mehr, in der sie gestanden. Die Wolken, welche die Mauern bildeten, schienen ineinander zu fließen, Alles war ein Wirrsal und Gewühl und plötzlich stand sie vor der Burg, ohne daß sie wußte, wie sie dahin gekommen war. Der Eingang aber war verschlossen, und eine finstere Wolke lag davor. Da blickte die Prinzessin gegen Himmel und die Sterne schienen herab, die Nachtluft umwehte sie frisch und als sie den Berg hinunterstieg, wünschte sie einen Augenblick beinahe, sie hätte den finsteren Weg nicht gewagt.

Aber die Anwandlung dauerte nicht lange, und als Tag auf Tag verging, ohne daß sie von dem Zauberer etwas vernahm, faßte sie die alte ruhelose Ungeduld. Da klopfte es in einer stürmischen Nacht hart an ihrem Fenster, ein weißer Kopf mit fliegendem wilden Haare und Bart schimmerte undeutlich in das Gemach und die Prinzessin wußte, daß es der Zauberer sei. Sie warf einen Mantel um und verließ heimlich den Palast. Draußen auf einem Baum am Wege saß ihr Vogel, an den sie in der letzten Zeit gar nicht mehr gedacht. Er schlug mit den Flügeln und rief so laut er konnte: „Geh — geh — geh nicht in das Leid!" Allein die Prinzessin lief so schnell, daß sie ihn nicht hörte. Sie hatte nur Gedanken für das Glück, das ihrer wartete, und sah in der Eile nicht auf ihren Pfad. Ihre Kleider blieben an den Dornen hängen, ihre zarten Füße waren von den Steinen ganz zerissen, daß das Blut auf der Erde lag, wohin sie trat. Aber in ihrer Freude fühlte sie es nicht.

„Kehr — kehr — kehr um!" schrie der Vogel, der ihr von Baum zu Baum eilig nachflatterte. Doch die Prinzessin lief nur schneller und da stand sie auch schon vor der Burg.

„Thu — thu — thu nicht die Sünd" rief der Vogel, flog auf ihre Schulter und klammerte sich fest. Aber die Prinzessin schüttelte ihn ab und trat in das Portal. Noch einmal schrie er ihr nach, schlug ängstlich mit den Flügeln und sank todt auf den Grund. Die Prinzessin aber war schon bei dem Zauberer angelangt.

„Du bist pünktlich, Töchterchen!" rief er, sich lustig die Hände reibend. „Habe es gewußt, Du würdest Eile haben. Kannst aber noch umkehren, wenn Du es willst. Besinne Dich wol — der Weg hinter Dir ist noch immer frei."

Die Prinzessin antwortete nicht und zitterte sehr. Vor ihr, mitten in der Halle, auf einem schwarzen Wolkentische, lag die Leiche eines schönen weißen Mädchens mit einem Todtenkleide angethan und der Kranz von Blumen war noch frisch in ihrem Haare.

„Ja, sieh Dir sie an, fuhr der Zauberer fort. Hat viel Thränen gekostet, das bleiche Kind, als sie es in den Sarg gelegt. Ist die einzige Tochter eines fremden Mannes, der ferne herzog, weil er meinte, hier

Schätze zu sammeln in kurzer Zeit. Die sammelte er auch; denn ich verhalf ihm dazu. Da fing seine Tochter die Krankheit und sie starb, und neben ihrer Leiche verlor er den Verstand. Deinetwegen habe ich sie aus dem Grabe geholt und ich habe gut gewält. War das schönste weiße Mädchen, das es gab, wenn auch nicht halb so schön wie Du. Sollst ihre Haut haben und sie die Deinige, denn also schickt es sich; Du hättest sonst keine Ruhe vor ihr."

Aber die Prinzessin schwieg noch immer und ihr war, als müsse auch ihr das Herz stille stehen. So deutlich hatte sie sich den Frevel bis jetzt noch nicht gedacht.

„Hast keine Lust mehr, Prinzeßlein?" höhnte der Zauberer, „hast keine Lust? Nun so gehe — ich habe es gesagt, Du bist noch immer frei."

Da schwankte sie und hätte sich beinahe gewandt. — Aber das Leben war so traurig, das vor ihr lag und der Todten schadete es ja im Grunde nichts.

„Macht es kurz," sagte sie, „und haltet mich nicht länger auf, denn es muß doch geschehen."

„Hast Mut?" grinste der Zauberer. „Mußt aber auch die Hälfte Deiner Schönheit lassen, denn die gehört zu der alten Haut. Bedenk es wol, Du bist die schönste Prinzessin der Welt. Wären die Menschen nicht Narren und könnten etwas bewundern, das anders ist, als sie, sie würden nichts mehr anschauen wollen, als nur Dich. Ueberleg es, Töchterchen, die Schönheit ist ein großes Gut."

Da sagte die Prinzessin traurig: „Was nützt mir Schönheit, die fremden Augen nicht angenehm ist? Mache mich häßlich, wenn es sein muß, aber löse den Bann, der mich von den anderen Menschen trennt."

Der Zauberer schüttelte den Kopf: „Ich habe Dich gewarnt, sagte er, „Du kannst Dich nicht beklagen, ich hätte Dich nicht gewarnt! Wirst's bereuen, wirst's sicher bereuen. — Noch einmal, überlege es Dir."

„Ich bereue es auch, wenn ich es nicht thue," sagte sie düster. „Beginne Dein Werk. — Was auch kommen möge, ich gebe Dir keine Schuld."

Da stampfte der Zauberer auf den Boden, daß er sich öffnete, und es stieg heraus ein Dreifuß, auf dem ein goldener Kessel stand; darunter brannte ein blaues Feuer. Der Zauberer streckte die Hand aus über den Kessel; da zischte es darin und schlug auf in roter Glut. Und wie es höher stieg, ringelte es sich schlangenhaft weiter und füllte die ganze Halle mit einem scharfen eigenthümlich betäubenden Geruche, von dem die Prinzissin in einen tiefen Schlaf versank.

Mit einer sonderbaren Beängstigung erwachte sie daraus und suchte verwirrt, sich zu besinnen, was mit ihr geschehen sei. Sie erhob sich von dem Ruhebette, auf dem sie lag und sah, sie war mit anderen Kleidern angethan. Dann blickte sie um sich und plötzlich erschrak sie, denn auf dem großen Tische in der Mitte der Halle, lag eine schwarze Gestalt mit ihren eigenen Kleidern. Da schrie die Königin laut auf, denn sie meinte, sich selbst zu sehen und machte

einen Schritt nach ihr hin. Der Zauberer aber schrie: „Geh, geh! Du kannst zufrieden mit mir sein. Du bist sogar schöner geworden, als ich es erwartete. Geh, geh jetzt, denn ich brauche Dich nicht mehr!“

Und die Luft drängte sich um sie und trieb sie zur Halle hinaus, sie aber widerstrebte, denn es zog sie nach der Todten hin. Sie konnte es nicht fassen, daß sie so eins mit ihr und doch von ihr so verschieden sei, und breitete unwillkürlich die Arme nach ihr aus.

Doch der Zauberer schrie zorniger: „Geh, geh! Ich habe jetzt Anderes zu thun!“

Da stand sie draußen und taumelte weiter mit einem unnennbaren Weh in der Brust. Sie stieß an den todten Vogel an mit dem Fuße; aber sie bemerkte es nicht und noch immer betäubt, taumelte sie weiter, bis sie an einen Bach kam und da setzte sie sich.

In dem klaren Wasser spiegelte ihr Bild in dem weißen Kleide, das ihr der Zauberer gegeben, reich gestickt mit einem goldenen Saume. Die blauen Augen blickten hold und lieblich aus dem schönen Gesichte, die Wangen waren sanft gerötet, die Lippen frisch wie eine Knospe, die kaum erblüht, und in dem weichen leuchtenden Haare saß noch immer der Kranz der Todten und Blumen dufteten süß.

Aber, wie schön es auch war, die Prinzessin blickte darauf, wie auf ein fremdes Gesicht. Ein sonderbares Drängen und Hemmen war in ihrem ganzen Körper, das sie nicht recht zu Athem kommen ließ und erst nach und nach wurde sie sich deutlich der Verwandlung bewußt, die mit ihr vorgegangen war. Da seufzte sie und neigte die Stirn in die Hand und dachte an die Vergangenheit. Sie dachte an Vater und Mutter und an Alles was sie lieb gehabt in ihrer früheren Gestalt und es war ihr, als habe sie sich versündigt, sogar gegen die Erinnerung.

Wie aber die Sonne aufging und es hell wurde, erschrak sie, denn sie hatte kein Haus mehr, zu dem sie sich wenden konnte, und wußte keinen Menschen, zu dem sie noch gehörte auf der weiten, weiten Welt. Dann fiel ihr aber das Glück ein, was ihr der Zauberer versprochen und um das sie ein so großes Opfer gebracht und sie stand auf und wandte sich nach der Stadt. Sie ging immer rascher, denn immer mehr gewann die freudige Erwartung die Oberhand, obgleich das eigenthümliche Drängen und Hemmen bei jedem Schritte fühlbar war, doch sie tröstete sich leicht und meinte, daß es nur für den Anfang so sei. Und so kam sie endlich nach der Stadt.

Auf allen Straßen aber, durch welche sie ging, blieb das Volk stehen und schrie und lief ihr nach vor Bewunderung, denn etwas so Schönes hatten sie noch nie gesehen. Doch die Prinzessin war an ein solches Gewühl nicht gewöhnt und so allein und unbeschützt darin zu sein, und sie fürchtete sich sehr. Wie sie aber den jungen König daher kommen sah, und er überrascht stehen blieb und sie ansah mit einem festen Blicke, da erbebte sie bis in das innerste Herz, denn sie vergaß im ersten Momente, daß ihre Verwandlung ja

jedem Auge undurchdringlich sei und meinte gewiß, er habe sie erkannt. Er aber kam auf sie zu, faßte ihre Hand und fragte sanft, wie sie es von ihm nie gehört: „Schönes Mädchen, wer bist Du denn?“

Da schlug die Prinzessin die Augen nieder und antwortete sehr leise: „Ich bin eine Fremde, Herr.“

„Wie süß Deine Stimme klingt,“ sagte der König. Und die Prinzessin wunderte sich und dachte: Ist denn meine Stimme auch verändert, daß sie ihm heute gefällt?

Er aber fuhr fort: „Komm mit mir, schönes Mädchen; ich will Dir schöne Zimmer geben lassen und Alles, was Du wünschest, und Du sollst immer bei mir sein. — Sage, willst Du das?“

„Das will ich wol,“ erwiderte die Prinzessin leise. Und er führte sie an der Hand dem Schlosse zu.

Doch jetzt entstand plötzlich ein Tumult auf der Straße und ein großes Geschrei aus der Ferne, das immer näher kam: „die schwarze Königin ist todt!“ Und wie der König sich umdrehte, brachte man die Leiche daher mit den Kleidern der Königin angethan und der Vogel lag auf ihrer Brust, denn so hatte der Zauberer am Waldessaume hingelegt, in der Nähe der Stadt.

Doch der König sprach unmutig: „Warum habt Ihr sie hergebracht? Scharrt sie irgendwo ein. Es ist gut, daß sie gestorben ist!

Und die Hofleute sagten: „Sie ist gewiß vor Aerger gestorben, daß sie nicht weiß werden konnte. Es ist gut, nun sind wir sie los.“

Die Prinzessin aber senkte den Kopf so tief sie konnte und die bösen Worte gingen ihr wie Messerstiche durch die Brust und es faßte sie wieder jenes wehevolle, beinahe unwiderstehliche Ziehen nach der armen Todten hin. Doch der König, als er sie so zittern sah, faßte wieder ihre Hand und sagte: „Es thut mir leid, daß man das häßliche Geschöpf vor Dich gebracht. Ich mußte sie heiraten der großen Schätze wegen, die sie mir zugebracht, doch habe ich sie nie leiden können, denn sie war ebenso dumm und böse als häßlich. Aber nun bin ich reich und sie ist todt und Du sollst meine Königin sein.

Die Träger aber hatten die Leiche wieder aufgenommen und trugen sie fort und das Volk zischte und höhnte ihnen nach und jubelte: „Sie ist todt, die schwarze Hexe! freuen wir uns; nun bekommen wir eine schöne weiße Königin!“ Nur der kleine Professor folgte weinend hinten nach durch das Gewühl, und er ging mit bis auf den alten Kirchhof, wo man sie in Eile beisetzte in ein vergessenes Grab. Und er war der Einzige. Und er legte seine Ehrenstellen nieder und kam nicht mehr an den Hof.

Doch der König war indessen weiter gegangen mit der Prinzessin und er war voll Freude und Lustigkeit und sein ganzes Gefolge jauchzte und schrie in einem fort: „Es lebe die neue Königin.“ Sie aber konnte die Todte nicht vergessen und Alles was sie über sich gehört, und ging mit gesenkten Augen und dachte: „Ach, wie so traurig ist es, so gar nicht geliebt zu sein!“ Und die Thränen liefen ihr über die erbleichten Wangen hinab.

Da sagte der König: „Weine nicht, schönes Mädchen, nun soll gleich unsere Hochzeit sein."

Und man holte prachtvolle Kleider herbei, die der Mohrenkönigin gehört hatten, aber man hatte keine anderen vorrätig, und setzte ihr eine goldene Krone auf und der König führte sie in die Kirche und sie wurde zum zweiten Male mit ihm getraut. Das Volk aberstand dicht gedrängt und füllte alle Straßen und Plätze und der Jubel über ihre Schönheit wuchs und wuchs, als solle er nie zu Ende sein.

Und es war Mancher unter der Menge, dem sie früher wolgethan, der sie vergessen und weder Dank noch Liebe für sie gehabt und der jetzt am lautesten in seinem Jubel war.

Es ging aber, als sie aus der Kirche kam, gerade ein Verurtheilter vorbei, der wurde zum Richtplatze geführt, und als er nun die junge schöne Königin sah, hob er die Hände gegen sie auf und flehte: „O Königin, erbarme Dich meiner!" Da wandte sie sich zu ihrem Gemal und bat: „Um meinetwillen verschonet ihn!" Und der König sagte: „Wie gut Du bist!" und begnadigte ihn sogleich. Durch das ganze Volk lief ein Murmeln des Beifalls, daß man sogar das laute Rufen darüber vergaß. Doch die Prinzessin konnte sich über das Lob nicht freuen, denn sie dachte: auch früher war ich gut, aber damals habt Ihr es nicht erkannt.

Der ganze Hof aber drängte sich um sie und Jeder wetteiferte ihr zu dienen — das war ganz anders, als in früherer Zeit. Sogar die Damen fanden nichts auszusetzen an ihr. Zwar ärgerten sich heimlich die Schönsten, nicht mehr die Schönsten zu sein, doch mochten sie das nicht gestehen und priesen die Königin nur um so lauter, denn sie behaupteten, nun sei Alles gut, da nur die Schande von ihnen genommen, die Dienerin einer Schwarzen zu sein.

Ein Fest folgte auf das andere und der König hatte nur Augen für seine junge Gemalin. Wenn sie tanzte, sagte er: „Wie anmutig Du bist! keine Andere auf Erden ist Dir gleich." Und sang sie, so sprach er: „Deine Stimme ist süßer, als die der Nachtigall — wer kann Dich hören, ohne bezaubert zu sein?" sprach sie aber ein Wort, so rief er aus: „Wo hast Du das Alles gelernt, Deine Worte sind weise und lieblich, der Himmel selbst hat nichts so Liebliches. Tage lang könnte ich Dir zuhören und meine immer wieder, etwas so Schönes hätte ich nie gehört."

Und wie der König sprach, so sprach der Hof und es verbreitete sich durch das ganze Volk und bis in die fernsten Winkeln des Ländchens hin, welch ein Wunder in jeder Vollkommenheit die neue Königin sei.

Sie aber dachte: das Alles war ich früher auch! Und es befiel sie eine Traurigkeit, wie sie eine solche noch nie gefühlt. „Ach," dachte sie, „was ist alle Liebe der Welt!"

Sie ließ sich die Zimmer der Mohrenkönigin öffnen, und als sie alles gerade so fand, wie sie es verlassen, wurde sie gerührt. „Hier will ich wohnen," sagte sie.

Doch der König schrie auf: „diese Zimmer sind zu schlecht für Dich!“ Allein sie erwiderte: „Waren sie für die Mohrenkönigin gut genug, so sind sie es auch für mich.“

Da schrien Alle und sagten viel Böses von der schwarzen Königin; sie aber versetzte: „Wäre ich schwarz, Ihr sagtet dasselbe von mir.“

Nun aber erhob sich ein wahrer Sturm und der König schrie am lautesten, „solche Anmut und Liebenswürdigkeit leuchte durch Alles hindurch.“ Und wärest Du schwarz wie die Nacht,“ fuhr er fort, „ich hätte Dich dennoch geliebt.“

Doch die Prinzessin schüttelte nur traurig den Kopf. Eine tiefe Sehnsucht regte sich in ihrem Herzen, doch nur einen Menschen zu sehen, der sie in ihrer früheren Gestalt wenigstens nicht gehaßt, und sie frug, wo der kleine Professor sei?

Da sah man sich nach ihm um und bemerkte jetzt erst, daß er verschwunden sei. Sie schickte daher eilig auf sein Gütchen, und richtig, da lebte er von allen Menschen zurückgezogen und trauerte noch immer um die Mohrenprinzessin. Als er nun den Wunsch der Königin vernahm, ärgerte sich der kleine Mann gewaltig, denn er wollte Diejenige gar nicht sehen, welche die Stelle seines Lieblings einnahm und die er gar nicht als eine rechte Königin betrachtete. Darum ließ er einen Tag nach dem anderen vergehen und kümmerte sich nicht um den Befehl. Doch die Königin frug immer wieder nach ihm und auch der König und so mußte er denn endlich fort. Aber im Herzen beschloß er aus Rache, gar keine der Vollkommenheiten anzuerkennen, für welche man die gegenwärtige Königin so überlaut pries und er trat voll Grimm in den Palast.

Als er aber in ihr Zimmer kam und sie erst abgewendet stand, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, als sie so dastand in den schönen Kleidern der Verstorbenen, da erschrak er, daß er all seinen Zorn vergaß, denn gewiß, es war eine Aehnlichkeit mit der Todten in ihrer Haltung — und wie sie jetzt sich zu ihm wandte mit der gewohnten Neigung des Hauptes und lieblich zu ihm sagte: „Tretet doch näher, alter Freund,“ da erstarrte er fast und blickte in das schöne zarte Gesicht, als könne er nicht glauben, was er sah, und je mehr er blickte, je weniger konnte er es fassen, denn gewiß, von den fremden rosigen Lippen war es die Stimme der Mohrenprinzessin, die zu ihm sprach.

Endlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirne, athmete tief und brach in Thränen aus.

Die Königin aber sagte freundlich: „Was ist Euch, und was erschreckt Euch so?“

Da erwiderte er: „Verzeihet mir; ich bin alt und mein Gehirn muß schwächer sein als es früher war, und wonach mein Herz sich sehnt, das glaube ich manchmal vor mir zu sehen. Ich meinte die Stimme der Mohrenkönigin zu hören, als Ihr mit mir spracht; das ist es, was mich so ergriff, denn sie war meine Schülerin und ich habe sie von Herzen lieb gehabt.“

„So habt Ihr sie wirklich lieb gehabt? — Erzält mir von ihr! — Sie soll häßlich und dumm und böse gewesen sein und Keiner hat sie leiden mögen.“

„Sie war schwarz,“ erwiderte der Professor, „aber sonst die allerschönste Prinzessin der Welt, und wer sie hörte und kannte, der vergaß, daß sie schwarz sei, der mußte sie lieb gewinnen, er mochte wollen oder nicht, denn es ist ihr eben Niemand gleich.“

Hier weinte er laut und die Prinzessin weinte mit ihm.

Er mußte sich zu ihr setzen und weiter erzälen, und je mehr er mit ihr sprach, umsomehr erstaunte er über die unerklärliche Aehnlichkeit mit der Verstorbenen, die mit jedem Worte der neuen Königin deutlicher hervortrat. Nicht daß er sie der Mohrenprinzessin gleich gestellt hätte; so etwas fiel ihm im Traume nicht ein. Sah er doch diese mit den Augen der Erinnerung, und welcher Lebende könnte sich mit einem Todten messen, vor der liebenden Erinnerung, die selbst die Mängel zu neuen Vollkommenheiten verklärt?

Von da an mußte der kleine Professor täglich bei der Königin sein, daß die Hofleute sich ärgerten und gar nicht begreifen konnten, was sie denn an dem unbedeutenden Männlein fand. Darum verspotteten sie ihn zuerst in ihrer Gegenwart und suchten ihm zu schaden und ihn herabzusetzen auf allerlei Art. Sie aber sprach:

„Laßt ihn in Frieden; er ist gut und gerade so, wie ich ihn will.“

Da verstummten sie endlich und ihre Meinung über den Professor schlug um. Der kleine Mann sah sich auf einmal mit allen erdenklichen Aufmerksamkeiten überhäuft und zu seiner Ueberraschung zum wichtigsten Manne des Hofes gemacht.

Aber auch seine Gesellschaft vermochte es nicht, die Königin von ihrem Grame zu zerstreuen, im Gegentheile, sie wurde trauriger mit jedem Tage. Nun der junge König ihr fast nicht mehr von der Seite wich, hatte sie sehr bald entdeckt, daß die große Vortrefflichkeit, die sie in ihm gesucht und von der sie so sicher geglaubt, sie würde ihr jedes Opfer ersetzen, nichts gewesen als ein Spiel ihrer eigenen Phantasie und daß die Schönheit, die ihn zierte, nichts hinter sich barg als ein dürres Herz und einen armseligen Geist, und seine Liebe und Verehrung, die sie einst so heiß ersehnt, anstatt sie zu erquicken, wurde ihr zu einer schweren demütigenden Last.

„Nicht mich liebt er,“ dachte sie, „es ist die Todte, deren lügenhaftes Trugbild ich bin. Zum Schatten einer Leiche habe ich mich gemacht und alle Verehrung, die mir wird, ist ein dem Grabe gestohlenes Gut!“

Und ihr graute vor sich. Es war als habe sie sich selbst verloren und suche sich ewig und finde sich doch nie. Sie brauchte jetzt keinen Vogel mehr, der ihr die Wahrheit sagte, ihr eigenes Herz seufzte in einem fort in ihrer Brust: „Wärst — wärst — wärst Du geblieben wo Du warst!“ —

Und in dem Grade als alle Hoffnungen, die sie einst gehegt, sich nach einander als Täuschungen erwiesen, wuchs auch das sonderbare Hemmen

und Zwängen und wurde endlich zur unerträglichen Qual. Da hielt sie es nicht länger aus, und in einer Nacht, in ihre dunkelsten Kleider gehüllt, machte sie sich zu dem Zauberer auf den Weg.

Diesmal fühlte sie sehr gut die Steine, die ihre Füsse zerrissen und die Dornen, die durch ihre Gewänder hindurch tief in das zarte Fleisch drangen, allein auch diesmal hielt nichts sie von dem schweren Wege zurück. Als sie aber vor dem Schlosse stand und sehnsüchtig nach dem Eingange blickte, war dieser nirgends zu erspähen. Nur der Altan ragte wie früher in der Höhe hervor, und zeichnete sich deutlich in seiner Schwärze mitten in der umwogenden schwarzen Nacht. Mit zitternden Händen klopfte die Prinzessin endlich zagend unten an dem eiskalten wolkennassen Gemäuer an. Es war nur ein schwacher Schlag gewesen, doch rollte er in den weiten gespenstischen Hallen weiter und höher, immer wachsend, bis er endlich widertönte wie lauter Donnerschall, von dem das Schloß bis in seinem Grunde zu erbeben schien. Aber keine Stimme antwortete auf den Ruf. Da klopfte die Prinzessin wieder und noch einmal, und nun erst gewahrte sie einen fahlen Schein auf dem Altane über ihrem Haupte, und als sie aufblickte, stand der Zauberer da, wild und unheimlich anzusehen, und hielt einen Donnerkeil in der Hand, in dessen gelbem Widerschein die finsteren gräulichen Wolken um ihn her sich wanden wie in einer tödtlichen Angst.

Als er die Prinzessin erblickte, die ihre gefalteten Hände flehend zu ihm erhob, lachte er, daß das ganze hohle Gebäude dröhnend schütterte und rief:

„Bist Du es, Töchterchen? — Ei, Du hast Dich schnell eingestellt. — Was willst Du denn noch von mir?“

„Ach!“ bat die Prinzessin, „helft mir, wenn es Euch möglich ist. — Ich habe keine Hoffnung mehr, als in Euch.“

„In was soll ich Dir helfen?“ spottete der Zauberer. „Hast Du nicht Alles, was Du Dir wünschest? Liebt Dich der König nicht? Liebt Dich nicht Alles, was Dich umgibt?“

„Ich war thöricht, als ich es verlangte,“ versetzte die Prinzessin. „Nehmt Alles von mir, was Ihr mir gegeben, nehmt Alles, was ich besitze — nur laßt mich wieder sein, was ich war!“

Da sagte der Zauberer: „Habe ich Dich nicht gewarnt? Was willst Du also von mir?“

Sie aber rief: „Helft mir! — O hätte ich doch auf Euere Warnung gehört!“

„Ich habe Dich gewarnt,“ wiederholte der Zauberer, „was geht es mich an, ob Du glücklich oder unglücklich bist? — An Dir ist es, zu tragen, was Du Dir selbst zugezogen hast!“

Das Licht erlosch und der Zauberer war nicht mehr zu sehen. Auch dämmerte bereits der Morgen und die Prinzessin mußte zurück nach der Stadt. Doch in der folgenden Nacht stand sie schon wieder vor dem Schlosse;

wie sehr sie aber auch klopfte und rief, Niemand antwortete ihr. Sie aber dachte: „Er muß mir dennoch helfen! Ich lasse nicht von ihm.“ — Und so kam sie wieder in der dritten Nacht.

Da ergrimmte der Zauberer ob solcher Hartnäckigkeit und voller Zorn trat er hinaus auf den Altan. Wie die Prinzessin ihn aber erblickte, sank sie auf die Kniee, rang die Hände zu ihm auf und rief: „O habt Erbarmen mit mir!“

Doch er schrie: „Was quälst Du mich? Ich habe Dir schon gesagt, daß ich Dir nicht helfen kann! — Gehe hin, — Du hast es selbst so gewollt! —“

Sie aber rief nur lauter: „Helft mir dennoch! Helft mir! — Was soll ich thun? — Ich ertrage es nicht!“

Allein der Zauberer war schon fort.

Da setzte sich die Prinzessin vor dem Schlosse auf die Erde hin und jammerte und klagte ohne Unterlaß, und der Wind trug die Klagen mit sich fort. Die Vögel im Walde erwachten davon und schauerten und drückten sich enger aneinander und fürchteten sich vor dem großen Menschenelende, von dem sie nie eine Ahnung gehabt.

Durch die luftigen Mauern der Wolkenburg drangen ihre Klagen und erschütterten selbst den Zauberer, daß er dachte, er habe diesmal des Guten doch zu viel gethan. Darum ging er endlich hinaus zu ihr, faßte sie bei der Hand und sagte: „Komm, ich will Dir beweisen, daß ich Dir wirklich nicht helfen kann.“

Und er schlug seinen grauen, feuchten Nebelmantel um sie, der war lang und weit und hüllte sie beide in seine nassen schleppenden Falten ein; die Prinzessin fühlte, wie ihre Füsse den Boden verließen, die Luft trug sie fort und einen Augenblick darauf wurden sie in einem öden Winkel eines verwilderten verlassenen Kirchhofes niedergesetzt. Der Mond trat jetzt aus den Wolken hervor; der Zauberer stampfte den Boden, er öffnete sich und zeigte einen zerfallenen Sarg, und zwischen den modernden Bretern schimmerten in dem undeutlichen Lichte die weißen Gebeine eines einsamen Gerippes hervor.

Da sagte der Zauberer: „Das ist Diejenige, die man unter Deinem Namen hier eingescharrt hat. Nichts ist übrig von ihr, als diese wenigen Gebeine, die Haut ist verweht und zerstoben und Gott allein kann wieder zusammenfügen, was auf diese Weise verloren ist.“

Da sank die Prinzessin zur Erde und ihre Sinne verließen sie.

Als sie wieder zum Bewußtsein erwachte, war der Zauberer verschwunden. Sie erhob sich und ging langsam längs der Gräber hin, die ihre langen Reihen schweigend unter dem Mondenscheine dehnten; aber sie fürchtete sich nicht mehr vor ihnen, wie es wol sonst der Fall gewesen wäre.

„Ich gehöre zu Euch“, sagte sie zu ihnen; „einen Theil von mir besitzt Ihr schon und einen Theil von Euch trage ich mit mir fort. — Was suche ich noch bei den Lebenden — nur bei den Todten ist mein Platz.“

Sie kehrte in die Stadt und in den Palast zurück und schloß sich ein, und Niemand als der kleine Professor durfte zu ihr. Aber auch der brachte ihr keinen Trost. Denn der Trost muß aus dem eigenen Herzen kommen; da hat Gott ihn eingesenkt in aller Stille und glücklich tausend Mal, wer ihn dort zu finden versteht! — Aber diesen Trost suchte die Prinzessin nicht. Sie war eben als eine Prinzessin erzogen und hatte stilles Dulden nie gelernt.

So brütete sie sich immer tiefer in ihren Gram hinein und fand nirgends eine Besänftigung. Die Schönheit der Heimat, die Freuden, die sie früher so gering geschätzt, das Glück, das ihr so nahe gewesen und das sie in blindem Stolze verschmäht, das Alles schwebte ihr in tausend verlockenden Farben vor.

O, dachte sie, könnte ich wieder zurück! Könnte ich fort von hier, gewiß, ich würde wieder froh!

Der Hof verfiel in Trauer, die Feste hörten auf und man sagte sich leise, die junge schöne Königin werde von einer geheimnißvollen Krankheit verzehrt, gegen die kein Arzt etwas vermöge. Der König war trostlos und fragte immer wieder: „Was wünschest Du? Was kann ich für Dich thun?“

Da sagte sie eines Tages zu ihm: „Laßt mich in das Mohrenland ziehen, woher die schwarze Königin war — ich möchte es sehen — ich sehne mich danach.“

Er aber meinte: „Was willst Du dort? Es ist ein häßliches Land und kein Mensch kümmert sich darum.“

Doch sie versetzte: „Laß mich ziehen — ich sterbe hier.“

Da gab er die nötigen Befehle und obgleich er einen solchen Wunsch durchaus nicht begriff, so machte er sich doch selbst zur Abreise bereit. Da er sich aber nicht langweilen wollte, so mußten auch alle Hofleute mit und sie ärgerten sich sehr, denn auch ihnen war die Reise gar nicht genehm. Aber der Aerger half ihnen wenig, ja, sie mußten sogar thun, als fühlten sie sich höchst vergnügt, denn wenn man einmal am Hofe lebt, so hat man keinen eigenen Willen mehr. So reisten sie denn ab und der kleine Professor ritt betrübt neben der Sänfte der Prinzessin her.

Als sie aber auf dem Hügel angekommen waren, von dessen Höhe er einst die fremde Gegend übersehen konnte, stieg die Königin aus und überschaute weithin das Land. Da lag es vor ihr in all seiner Herrlichkeit, die riesigen weitgeöffneten Blumen dufteten stark unter der glühenden Sonne, die Seen und Flüsse funkelten hell bis in die fernste verschwimmende Ferne hin und dazwischen wie kühle Oasen in der weiten sengenden Glut blühten Wälder und Wiesen kühl und frisch in ihrem reichen wechselnden Grün.

Es war so schön wie es immer gewesen und überall, wohin die Königin blickte, wogte ein Meer von Glanz, Ruhe und Glück; sie aber, die aus solcher Ferne gekommen, sich daran zu erfreuen, sie, die sich so ruhelos danach gewöhnt, sie stand davor und empfand es nicht. Es war wie der Zauberer gesagt: die schwarze Haut war eins gewesen mit ihrem Fleisch und Blute und hatte alle Eindrücke von Außen rasch und ungehindert zum Bewußtsein des

Herzens und Gehirnes gebracht; jetzt aber war es nicht mehr so und die Lüge, der sie sich ergeben, trennte sie wie eine fremde, todte Hülle, von Allem was ihr einst lieb gewesen war.

Da fiel sie nieder auf ihr Angesicht in der bittersten Verzweiflung, küßte den Boden und weinte laut: „O mein Heimatland!“ rief sie, „mein theures Heimatland! das mir Alles gegeben und das ich dennoch verließ! — Das ich für immer verloren habe, als ich mich selbst verlor, wie habe ich gefrevelt an dir und an mir!“

Als aber die Hofleute, die im Kreise um die Königin standen, dieselbe so reden hörten, wunderten sie sich sehr, stießen einander an und meinten heimlich: sie habe so viel an die schwarze Königin gedacht, daß sie den Verstand darüber verloren und sich nun gar einbilde, selbst die Mohrenprinzessin zu sein. Und der König verwünschte seine Gemalin laut und war fest überzeugt, es käme Alles von dem Eindrucke her, den der Anblick der häßlichen Leiche auf seine junge, gefühlvolle Königin gemacht.

Sie aber erhob sich und sprach: „Lasset die Zelte hier aufschlagen; hier will ich bleiben und hier will ich begraben sein, denn ich fühle es wol — ich sterbe bald.“

Da thaten sie nach ihrem Befehle und schlugen die Zelte auf mit großer Pracht. Aber es war ihnen unheimlich in ihrer Nähe und sogar der König hielt es nicht mehr bei ihr aus. So kam es, daß sie in kurzer Zeit fast eben so verlassen war, wie vor ihrer Verwandlung, aber jetzt war ihr diese Verlassenheit lieb. Sie saß vor dem Zelte, blickte über das Land hinaus und der kleine Professor saß neben ihr. Er war der Einzige, der ihr treu geblieben war. Ihm erzälte sie denn auch eines Tages, wer sie sei und was mit ihr vorgegangen, und er hielt ihre Hand in der seinigen und weinte über die große Sehnsucht, die Alles gegeben und nichts dafür erworben, als bittere Enttäuschung und ein frühes Grab.

Es hatte sich aber ein Diener aus Neugierde in dem Zelte verborgen gehalten, der hatte Alles gehört und erzälte es weiter, so daß es sich unter die Leute verbreitete und endlich auch zu den Ohren des Königs kam. Da ergrimmte dieser in einem furchtbaren Zorne über den Betrug, den seine Gemalin ihm gespielt, und verschwur sich hoch und theuer, nichts, was schwarz sei, auch nur mit einem Blicke mehr anzusehen.

Hierauf reiste er ab, ohne sich weiter um sie zu kümmern, und die Königin blieb allein mit dem alten Professor zurück. Und da sie bald darauf starb, so wälte der König sich eine andere Prinzessin zur Frau. Auch war er jetzt reich und hatte die Wal unter den Stolzesten. Vorher jedoch ließ er nachschlagen in ihrem Stammbaume, daß nie, bis in die fernste Vergangenheit hinauf, ein Tropfen Mohrenblut sich mit dem ihrigen vermischt. Darauf erst heiratete er sie. Sie war weiß wie er und auch sonst war sie wie er, und sie lebten glücklich und zufrieden miteinander und die Geschichte hat nichts weiter von ihnen gehört.

Der Professor aber blieb bei der Königin und als sie gestorben, begrub er sie mit Hilfe der Mohren und baute sich eine Hütte neben ihrem Grabe, denn er wollte nicht mehr unter die Menschen zurück, die seinem Lieblinge so wehe gethan. Die Mohren aber verziehen ihm seine Farbe, um der Liebe willen, die er für die Verstorbene gehabt und weil er selbst ein gar gutes, liebes Männlein war. Sie besuchten ihn oft und ließen sich von ihm erzälen, wie es ihrer Prinzessin in der Fremde ergangen war; dann sprach der Professor jedesmal sehr viel von der Gleichberechtigung aller Farben, aber dies Mal in einem anderen Sinne als früher, denn er machte keine Ausnahme mehr für die Seinige. Was er früher nicht verstanden, das hatte ihm jetzt die Liebe gelehrt und nur die Wahrheit, die man mit dem Herzen erkennt, die hat man auch wahrhaft und wirklich erkannt und zu seinem lebendigen Eigenthume gemacht.

Allein der Groll zwischen den beiden Völkerschaften wurde darum nicht geringer. Die Weißen schalten die Mohren Lügner und Hexenmeister und diese hinwiederum konnten den Weißen das Unglück ihrer schönen Prinzessin nicht verzeihen. So nahm der Haß auf beiden Seiten zu mit jedem Tage und mit dem Hasse zugleich zogen in das schöne Mohrenland zum ersten Male auch Zwietracht und innere Zerwürfnisse ein. Da wandte sich der Professor an den alten Zauberer mit der Bitte, dem Uebel Einhalt zu thun, und da der Professor ein gelehrter Mann war und der Zauberer deßhalb einen gewissen Respect vor ihm hatte und er nebenbei wol auch einige Reue empfinden mochte über den Antheil, den er an der traurigen Geschichte gehabt, so ließ er in einer finsteren, stürmischen Nacht eine schwarze undurchdringliche Wolke sich zwischen die Länder niedersenken. Damit hatte nun allerdings der Streit ein Ende, allein der Weg zu jenem schönen Mohrenlande blieb verloren, bis auf diesen Tag und das war das boshafte Vergnügen, das der Zauberer, der nie etwas Gutes vollständig thun konnte, sich als Lohn für seine Mühe dabei aufgespart und woran der gute Professor nicht gedacht.

Dieser lebte ruhig weiter auf dem Fleckchen Erde, das er sich gewält und hielt das Andenken seiner Schülerin in Ehren bis zu seinem letzten Tage und als er gestorben war, begruben die Mohren ihn zu den Füssen der Königin, als den treuesten Diener von der allerschönsten Prinzessin der Welt.

* * *

Wenn Du aber, lieber Leser, zu wissen begehrst, wie wir diese Geschichte erfahren, so wollen wir Dir noch mittheilen, daß der Zauberer, nachdem er des Bösen auf Erden genug gethan, endlich auch dieses satt bekam und sich in die unterirdischen Räume zurückzog, wo seine Zauberei, da er hier nur unter Gnomen und Erdgeistern lebte, da Alle ebenso mächtig, ja, zum Theile sogar mächtiger waren, als er, ihm unnütz und den Anderen somit unschädlich wurde, wodurch er sich in vollständigem Ruhestande versetzt sah.

Hier nun machte er unter manchen anderen interessanten Bekanntschaften auch jene unseres guten alten Freundes Rübezahl, der, einige seiner Tücken abgerechnet, ein ganz prächtiger Gesellschafter ist. Und da sich der Zauberer, Rübezahl's vortrefflichen Humors wegen, ganz besonders an ihn schloß und er seinerseits, bei all seiner Bosheit, ja vielleicht gerade um derselben willen, ein gar witziger Mann war, so verbrachten sie manches angenehme Plauderstündchen miteinander und sie hatten auch manchen gelehrten Disput. An einem traulichen Abende aber theilte der Zauberer dem Berggeiste die Geschichte seines Lebens mit, worin auch die Mohrenprinzessin mit verflochten war.

Nun hatte allerdings Rübezahl ihm das tiefste Schweigen geloben müssen, besonders den Menschen gegenüber, mit welchen seine Geschäfte ihn noch immer dann und wann in Berührung bringen und der Böseste mag noch so abgehärtet in seiner Bosheit sein, man wird es doch niemals treffen, daß er seinen Ruf als solchen verbreitet wissen will, allein unter Rübezahl's Tugenden hat die Schweigsamkeit nie sonderlich hervorgeragt, und einmal, als er sich in besonders vergnüglicher Laune befand, verriet er das ganze Geheimniß einem fahrenden Schüler, dem er gerade Herberge gab.

Wo aber ein Geist nicht zu schweigen vermag, wie soll ein fahrender Schüler es vermögen? Mancher war kaum so weit auf seiner Wanderung gelangt, daß er Rübezahl's Rache nicht mehr zu fürchten hatte, als er sein Versprechen vergaß und so kam die Geschichte auf uns, allerdings unter dem Gelöbnisse strengster Verschwiegenheit und so binden wir auch Dir es auf die Seele, lieber Leser, verrate ja Niemandem, besonders, wenn Du durch das Riesengebirge wandern solltest, auch nur das kleinste Wörtlein von dem, was Du soeben erfahren hast.

# Flocken und Brocken.

Von

**J. Tandler.**

Lässest willig du geschehen,
daß dich Blüten überwehen:
dulde, wenn die Frucht gereift,
fallend deine Wange streift.

Vor dem Drucke einer schwiel'gen Hand
wolle allzuscheu dich nicht bewahren;
viel des Harten mußte sie erfahren,
bis der Zartheit letzte Spur ihr schwand.

---

Beschwingte Worte, kühner Flug,
sind bald zu viel, bald nicht genug.
Nicht jedes schmucke Vöglein singt,
das flügge ist und wolbeschwingt.

---

Bau auf dich allein und halte
dich für ein verwaistes Kind;
wirk'st für and're du, dann denke,
daß wir alle Brüder sind.

---

„Im Wein ist Wahrheit." Hie und da die Spur;
doch meist ihr Bodensatz — die Grobheit nur.

---

Wollt ihr, daß die wilde Glut
reine Opferflamme werde:
wähnt nicht, alles sei schon gut
was verkohlt auf eu'rem Herde.

---

Den bethlehemitischen Kindermorden
verhilft die Kritik zu Reprisen;
doch blieb es bisher unerwiesen,
ob auch ein Messias gerettet worden.

---

Getröstet sei, wenn Parodien dich,
verlästern, geißeln und stechen;
der Teufels-Advokat plaidirt ja nur
um sich'rer dich heilig zu sprechen.

---

In Büchern suchten viele schon nach Kraft,
im Wasser andere, wo nicht im Wein:
Doch keiner hat sich bleibend aufgerafft,
der nicht sie tief geschöpft aus sich allein.

---

Was alles doch auf hohem Sockel steht!
Den Einen hat sein kühner Geist erhöht,
und jenen And'ren dort des Fürsten Huld;
hier — trägt der Steinmetz ganz allein die Schuld.

---

Für Fanatiker der Ruhe
ist das Jetzt nicht hold gestaltet;
doch ihr geht nicht in die Schmiede,
daß Siesta ihr dort haltet.

---

Nennt es wie immer „romantische Schwäche,"
wenn von dem Cultus der Frauen ich spreche.
Laßt ihr die vollste Gleichheit nicht walten,
frommt es, die Frauen höher zu halten.

---

Laß heimlich wissen deine Braut
was mir die Myrte jüngst vertraut:
Ihr schade nicht der Frost allein,
auch allzuglüh'nder Sonnenschein.

---

Noch schreitet die Cultur auf blut'ger Bahn,
sie trägt dem Rechte selbst ein Schwert voran.

---

Bekenntnis einer Braut! Was soll es frommen?
Dem roten Buche gleicht's der Diplomaten.
Es will doch nur verhüllen, nicht verraten,
und kömmt zumeist erst dann, wenn kein Entkommen.

---

Wer alle Menschen nimmt, wie sie es wollen,
verkümmert sein Behagen nie;
nur jener, der sie nimmt, wie sie sein sollen,
mißfällt; allein er fördert sie.

Nicht klage, daß die ruhelose Welt
dich nur vermag mit Ahnungen zu schrecken;
wie auch das Leben tosend dich umgellt,
ein Ruf der Liebe läßt sich doch entdecken.

---

Nicht will euch allen uns're Zeit behagen,
die größer ist, als sie die Väter hatten.
Wo Riesenbauten in den Aether ragen,
da gibt es wol auch etwas läng're Schatten.

---

Laßt immer sie die bunten Fahnen schwingen!
Je mehr die Farben euch zu blenden scheinen,
nur desto rascher sie sich ganz durchdringen,
im reinen weißen Lichte sich zu einen.

---

Wollt mit euch die Macht versöhnen —
laßt sie von der Liebe krönen.

---

An Licht gewöhnt euch! Legt die Sümpfe trocken!
Und fürder wird kein Irrwisch euch verlocken.

---

Wol wahr, daß jetzt die Blicke sich nicht eignen
in myst'sche Fernen träumerisch zu schweifen;
doch, daß wir, was hienieden zu begreifen,
weit klarer seh'n als sonst, wer will es läugnen.

---

Was uns erhebt, das Herz befreit,
behält sein Recht für alle Zeit.

---

Hat auch Klugheit tücht'ge Wehr gelegt
in die Hand dem vielgeübten Streiter,
des Geschickes Hinterlader trägt
immer noch um eine Spanne weiter.

---

Wer an ein Werk auch seinen Namen bindet,
an Pflanzen, an Gestein, an einen Stern —
es kömmt die Zeit, und sei sie noch so fern,
wo sein Gedächtnis keinen Träger findet.

# Die Kinderpflege in der modernen Familie.

Von

**Dr. W. F. Löbisch.**

Wir fühlen die Notwendigkeit, bevor wir mit dem Leser das Gebiet der Kinderpflege betreten, uns mit demselben über den Begriff der modernen Familie, wie wir ihn hier anwenden, kurz auseinanderzusetzen. Die moderne Familie bedeutet uns nämlich nicht etwa das Zusammenleben jener Leute, die in allen ihren Handlungen von den Gesetzen der ewig wandelbaren Mode geleitet werden, sondern die moderne Familie, welche wir hier in Betracht ziehen, ist eben das Product jener Umgestaltungen, welche die Familie als unverschiebbare Grundlage des gesellschaftlichen und staatlichen Daseins der Menschheit, durch die Verhältnisse der Neuzeit in ihren Einrichtungen und Formen erfahren hat. Wir verzichten auch darauf, die Freuden und Leiden einer Familie in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts mit denen der Familie früherer Zeiten zu vergleichen: für uns haben eben nur jene Eigenthümlichkeiten des modernen Familienlebens ein Interesse, durch welche die Pflege der Kinder sowol während ihres Säuglingsalters, als während ihrer eigentlichen Kinderjahre, in einer bestimmten, später zu schildernden Weise beeinflußt wird.

So wollen wir denn als eine der Eigenthümlichkeiten der modernen Familie die Erscheinung hinstellen, daß unter den Bewohnern der Städte der Mann den größten Theil des Tages außer dem Hause, fern von seiner Familie zubringt. Ob auf politischem oder wissenschaftlichem, industriellem oder commerciellem Gebiete thätig, in allen Fällen wird der dem Mittelstande, also der Mehrheit der Bevölkerung angehörige Mann seine Kräfte während der meisten Stunden des Tages, entweder weit entfernt von Frau und Kind, oder doch fern von dem eigentlichen Familienherde, für die Erhaltung seiner Familie verwerten müssen.

Daß diese im Interesse des Gedeihens der Familie unvermeidliche Isolirung des Mannes von seiner Familie im Mittelstande, dessen Cultur ebenso wie dessen Bedürfnisse unter normalen Verhältnissen in steter Zunahme begriffen sein sollen, von bedeutenderem Einflusse auf die Pflege der Kinder sein wird, wie in den niederen Ständen, bei welchen den kärglichen Mitteln, geringe Lebensbedürfnisse entsprechen, bedarf keiner speciellen Erörterung. Anderseits entfallen bei den höheren Ständen, sowol wegen der Mannigfaltigkeit der zu Gebote stehenden Hilfsmittel, als durch das häufige Vorkommen einer zielbewußten traditionellen Familienzucht, viele, wenn auch nicht alle jene Uebelstände, welche in der Kinderpflege der mittleren Stände

bei der Isolirung des Mannes von der Familie sich täglich mehr bemerkbar machen.

Es ist nämlich für die Kinderpflege unserer Zeit der Umstand, daß dieselbe ausschließlich oder doch zum größten Theile in die Hände der durch die Entfernung des Mannes vom Hause auf ihre eigenen Fähigkeiten angewiesenen Frau gelegt wird, von so weittragender Bedeutung, daß wir vorerst, an diese Eigenthümlichkeit der modernen Familie anknüpfend, betrachten wollen, wie sich die Kinderpflege unter der Alleinherrschaft der Frauen daselbst gestaltet.

Allerdings waren auch in anderen Zeitabschnitten der Geschichte die Fälle nicht selten, in denen die Frau Jahre hindurch das ganze Hauswesen, somit auch die erste Pflege der Kinder allein leiten mußte, während der Mann den heimatlichen Boden vor fremden Eindringlingen zu schützen hinauszog oder, sich gar an Eroberungszügen betheiligend, in fremden Ländern kämpfte. Es würde uns aber zu sehr von unserer Aufgabe ablenken, wenn wir nachweisen wollten, wie verschieden die damaligen Familien-Einrichtungen, insbesondere die Art des Zusammenlebens der Angehörigen einer Familie, von dem gegenwärtig in den Städten geübten Familienleben waren! Nur das betonen wir, wie in jenen Zeiten durch die Herrschaft der patriarchalischen Einrichtungen unter den einzelnen Mitgliedern einer Familie, und durch die damals bestehende Form des Verhältnisses zwischen Diener und Dienstgeber, die Kinderpflege nach jenen traditionellen Gesetzen geübt wurde, deren Ursprung wir in dem energischen Walten des Instinktes suchen müssen, während gegenwärtig, unter ganz verschiedenen socialen Bedingungen, der Kinderpflege auch neue Aufgaben erwachsen sind, zu deren Erfüllung die im Culturmenschen stets schwächer werdenden Mahnungen des Instinktes allein als sichere Führer nicht mehr ausreichen.

Auch dürfte es auffallen, daß wir dem Fernbleiben des Mannes während der meisten Stunden des Tages einen bedeutenden Einfluß auf die Resultate der Kinderpflege zuerkennen, während nach den allgemein hierüber herrschenden Ansichten dem Manne kaum eine Rolle in der eigentlichen Kinderpflege zuerkannt wird. Was soll der Mann einer Frau nützen, welche mit ihrem Kinde sich nicht „zu helfen weiß," — wie der Kunstausdruck lautet, werden einige Damen fragen, welche stolz darauf pochen, mehrere Kinder auferzogen zu haben. Ja gewisse Mütter wären selbst geneigt, haarscharf nachzuweisen, daß es ein wahres Glück ist, daß die Herren so selten zu Hause sind, denn sonst würde man mit den Kindern nie „fertig" werden.

Doch rührt die ganze Differenz unserer Ansichten daher, daß wir uns die Aufgaben der Kinderpflege ganz verschieden davon vorstellen, wie diese von jenen Müttern aufgefaßt werden, welche schon das Höchste erreicht zu haben wähnen, wenn sie mit ihren Kindern nach ihrer Art „fertig" geworden sind. Allerdings sind die Kinder am Leben, die Mutter hat manche Nächte und viele Tage ausschließlich der Pflege derselben geopfert, die Kinder sind auch

aufgewachsen, besuchen die Schule, und doch können wir den herben Ausspruch nicht zurückhalten, daß die Mütter nur in den seltensten Fällen sich ihrer Aufgabe vollkommen entledigt haben. Wol sind die Kinder am Leben, aber sie besitzen nicht jenen Grad von Gesundheit und Kraft, welchen sie unter günstigeren Bedingungen erreicht hätten, deren Wachsthum ist in den meisten Fällen ein ungenügendes, krankhaftes, und selbst die geistigen Fähigkeiten des Kindes zeigen nicht von jener Frische und Unbefangenheit, welche eine günstige Entfaltung derselben für die Zukunft hoffen lassen.

Wir werden in den folgenden Zeilen den Beweis liefern, daß die intellectuellen Fähigkeiten der meisten unserer jung verheirateten Frauen bei dem gegenwärtigen Zustande der Mädchenerziehung für die bedeutenden Aufgaben der Kinderpflege nicht ausreichen und daß die Folgen der Unerfahrenheit junger Mütter in allen Dingen, welche die körperliche und geistige Erziehung der Kinder betreffen, um so fühlbarer werden, als die junge Frau wegen socialer Verhältnisse die Gelegenheit entbehrt, von ihrem Manne zu jenem Grade von Charakterstärke und Energie erzogen zu werden, ohne welchen selbst die Grundgebote der Kinderpflege nicht in zweckmäßiger Weise vollführt werden können. Die Ruhe des Gemütes, die Klarheit der Auffassung, die Besonnenheit im Handeln und schließlich die selbstlose Aufopferung, welche alle für eine wahrhafte Kinderpflege unbedingt notwendig sind, würde sich die junge Frau am besten an der Seite eines ernsten Mannes aneignen, wenn sie mit den nötigen Anlagen hiezu vom Himmel begnadigt ist, an der Seite des Mannes, dem es gegönnt sein sollte, der Frau in ihrem Walten so lange beizustehen, bis sie sich gleichsam in die ordnungsmäßige Strenge eines ruhigen Familienlebens hineingefunden hat, wo bewußte Ziele und lautere Freuden herrschen, nicht aber die zufälligen Eingebungen glücklicher oder unglücklicher Momente.

Was nützt es dem Kinde, daß die Mutterliebe als einer der mächtigsten menschlichen Triebe in dem Herzen der jungen Frau in dem Momente erwacht, wo sie sich als Mutter fühlt, wenn diese Mutterliebe in der ganzen Charakteranlage, welche die junge Frau als Resultat einer zweckwidrigen weiblichen Erziehung mit sich trägt, einst den günstigen Boden für ihre Entfaltung nicht findet? Nicht nur Was man für die Erhaltung des Kindes zu thun und zu lassen hat, lernt die Mutter erst an ihren Kindern zum Nachtheile dieser, selbst Wie die einzelnen Vorschriften ausgeführt werden müssen, wenn sie den gewünschten Erfolg für das Gedeihen der Kinder haben sollen, auch zu dieser Erkenntniß, und zur Kraft, diese zu verwerten, gelangt die Mutter häufig erst nach bitteren Erfahrungen, welche mit dem Preise verlornen Lebensglückes bezalt wurden.

Wo soll die junge Frau, welche von Mütterchen stets im trügerischen Zauber schöner Zukunftsträume gewiegt wurde, in denen die Welt als riesiger Vergnügungspark erscheint, mit der verlockenden Aufschrift: „Hier wird den Frauen gehuldigt,“ wo soll die junge Frau, welche durch die Schmerzen

und Folgen der Geburt, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, die Schwere körperlicher Leiden fühlt, plötzlich jene Präcision im Denken und Thun finden, ohne deren Vorhandensein eine richtige Kinderpflege ganz undenkbar ist. Der Umstand, daß viele erste Kinder der Ehen einen frühzeitigen Tod erleiden, oder für ihre ganze Lebensdauer ein durch Krankheiten getrübtes Dasein fristen, findet seine Erklärung theilweise auch in den oben angedeuteten Eigenthümlichkeiten der Mütter unserer modernen Familien, Eigenthümlichkeiten, mit deren genaueren Schilderung wir hiemit beginnen.

Eine für das Gedeihen des Kindes während der ersten Lebensmonate hochwichtige Frage ist, ob die Mutter ihr Kind selbst stillen soll, oder ob man die Hilfe einer Amme in Anspruch nehmen muß. Allerdings gibt es Fälle, in welchen der Arzt nach eingehender Beurtheilung der Gesundheitsverhältnisse einer Frau, dieser das Stillen ihres Kindes nicht gestatten wird, doch gilt als Regel: die Milch der Mutter ist die am meisten entsprechende Nahrung des Säuglings. In früheren Zeiten hat diese Wahrheit eine so allgemeine Würdigung gefunden, daß gekrönte Häupter sich nicht nehmen ließen, ihre Kinder selbst zu stillen. Als eines der vielen Beispiele führen wir Charlotte Elisabeth von Baiern an, welche ihren Sohn, den Herzog von Orleans, nachmaligen Regenten während der Minderjährigkeit Ludwigs des XV., selbst stillte. In unseren modernen Familien wird diese hochwichtige Angelegenheit in der Mehrzal der Fälle von der Schwiegermutter entschieden, welche tausend Gründe dafür anzugeben weiß, daß ihre Tochter ihr Kind nicht selbst stillen darf; während der in solchen Dingen unerfahrene Ehegatte, will er nicht den Vorwurf der Unzärtlichkeit auf sich laden, kaum in der Lage ist, auf die richtige Lösung dieser Frage irgend welchen Einfluß zu üben. Doch siehe da, die Mutterliebe ringt um die Palme des Sieges und die junge Mutter tritt allen gegentheiligen Erörterungen mit dem festen Vorsatze entgegen, ihr Kind selbst zu stillen. Die Mutter hat sich an die Erfüllung ihrer schönsten Pflicht gewagt, aber trotzdem sie sich ihrer Aufgabe mit dem ganzen Enthusiasmus, deren nur eine Mutter fähig ist, zu widmen beginnt, machen sich von Tag zu Tage die Folgen einer für die Kinderpflege ungenügenden weiblichen Erziehung immer mehr bemerkbar.

Die Erfahrung zeigt nämlich, daß in den meisten Familien der Städtebewohner die Mütter nach Ablauf von ein bis zwei Monaten das Stillen ihrer Kinder aufgeben, und zwar nicht etwa wegen ungenügender Nahrung für das Kind oder weil die Mutter ihrer körperlichen Anlage nach die Mühen der Kinderpflege nicht ertragen könnte. *Der Grund des sich bei diesen Müttern entwickelnden allgemeinen Schwächezustandes ist ein moralischer.*

Der Mutter fehlt jene Gemütsruhe, jene Gleichartigkeit der Stimmung, jenes Aufgehen der ganzen Individualität in der Mutterliebe, ohne welche das Stillen für das Kind erfolglos bleibt, und für die Mutter eine Quelle immer stärker auftretender psychischer Aufregungen wird. Denn nicht

nur ist die Milchabsonderung nach Menge und Qualität im innigsten Zusammenhange mit der Gemütsstimmung der Mutter, auch diese selbst wird von den Erfolgen beeinflußt, welche die dem Kinde dargebotene Nahrung an diesem sichtbar auftreten läßt. Forscht man aber nach, woher diese folgenschweren Gemütserregungen der säugenden Mutter ihren Ursprung nehmen, dann wird man von der Kleinheit und Nichtigkeit dieser ersten Ursachen überrascht, deren bedeutende Wirkungen wir eben schildern. Vorkommnisse, wie sie in jeder Familie zu den alltäglichen gehören: Unfolgsamkeit der Dienstleute, bedeutungslose Meinungsverschiedenheiten mit dem Gatten, geben Anlaß zu Erregungen des Gemütes. Diesen Erregungen gesellt sich nun die Angst bei, durch das Stillen des Kindes die eigene Gesundheit zu beeinträchtigen, welches egoistische Gefühl mit der Bangigkeit um das körperliche Gedeihen des Säuglings abwechselnd, die junge Frau endlich dahin bringt, daß der wegen täglich sich steigernder Unruhe des Kindes herbeigerufene Arzt erklären muß: die Mutter ist physisch und moralisch nicht geeignet, ihr Kind selbst zu stillen.

Wir verzichten darauf, jene Scenen von Kummer und Sorge in einer Familie weiter auszuführen, wo die ersten Wochen der jungen Frau unter den obgeschilderten Erscheinungen verlaufen. Der Zweck unserer Schilderung ist erreicht, wenn wir denjenigen unserer Leser, welche über den Einfluß der Erziehung auf die Menschen nachgedacht und sich ein Urtheil darüber gebildet haben, davon überzeugen, daß dieser Gegensatz zwischen Wollen und Können, welcher es der jungen Frau unserer modernen Familie unmöglich macht, ihr Kind selbst zu stillen, eine Folge jener fehlerhaften Erziehung ist, welche sowol im elterlichen Hause, als in der Schule verabsäumt hatte, das Fräulein zu einigem Ernste der Lebensanschauung, zu einiger Stärke der Gesinnung heranzubilden. Die Probe des weiblichen Charakters ist die Kraft, welche sie besitzt, ihre Mutterpflicht zu üben. Aber wir muten einem Wesen, welches den Ernst des Lebens nur vom Hörensagen kennt, und das Jahre lang den Wert der Frau nur nach Salonstudien beurtheilte, eine Riesenkraft zu, indem wir glauben, daß sie in den Mutterfreuden mit Einemmale Ersatz für jene Genüsse finden wird, die in unseren Tagen nur von Wenigen verachtet, von den Meisten aber gesucht werden.

In neuerer Zeit entschließen sich die Familien der Stadt übrigens in den meisten Fällen, das Kind von einer Miethamme säugen zu lassen oder durch künstliche Nährung dasselbe aufzufüttern.. Doch fehlt die junge Mutter, wenn sie glaubt, daß der Besitz einer Amme sie der Sorge um das Gedeihen ihres Kindes entäußert. Eine Mutter, welche ihr Kind mit Hilfe einer Amme zweckmäßig ernähren lassen will, bedarf vor Allem eine gewisse Summe von Kenntnissen oder Erfahrungen, durch die sie in der Lage ist, sowol das körperliche Gedeihen der Amme zu überwachen und zu beeinflußen, als auch die Wirkung der Ammenpflege auf die Entwicklung des Kindes zu beurtheilen. Diese wichtigen Detailkenntnisse kann nun allerdings eine Frau

haben, welche als erwachsenes Mädchen im Hause ihrer Eltern oder ihrer Schwester Gelegenheit hatte, an der Pflege eines Säuglings mitzuwirken, sie fehlen aber gänzlich jenen Frauen, die entweder als einzige Töchter ihrer Eltern aufgewachsen sind, oder in der Familie selbst, isolirt vom Kinderzimmer, unter der Obhut ihrer Gesellschafterin ihre Zeit mit anderen höchst „wichtigen Dingen“ systematisch todtschlugen, oder schließlich ihre Erziehung und „Ausbildung“ in Erziehungsanstalten, fern vom Elternhause erwarben. Wieder betonen wir es, daß unsere jungen Frauen voll der größten Zärtlichkeit und selbst aufopfernder Liebe für ihre Kinder sind. Doch abgesehen davon, daß der Maßstab für die Größe des Opfers ein sehr variabler ist — indem manche Mutter das Fernbleiben vom Theater im Interesse des Kindes für ein Opfer ansieht, durch welches sie sich zur Höhe der Mütter der Grachen aufschwingt, wodurch der Begriff der Opferwilligkeit ein sehr dehnbarer wird — ist es eine bekannte Thatsache, daß die Zärtlichkeit der Mütter und der gute Wille derselben allein nicht hinreichen, derselben jene Fähigkeiten zu verleihen, deren Notwendigkeit wir oben betont haben. Da der in Sprachen, in der Literatur, in der Musik mehr oder weniger bewanderten Mutter jedwede Richtschnur für die Beurtheilung des Gesundheitszustandes ihres Kindes abgeht, wird die gerade durch ihre Culturform phantasiereiche Frau in gewissen Momenten von einer peinlichen Angst um das Wol ihres Kindes gequält, durch welche sie sich oft zu Maßnahmen verleiten läßt, welche der Gesundheit desselben nichts weniger als zuträglich sind. Wir kennen Mütter, die beunruhigt werden, weil das Kind schläft oder weil es nicht schreit, ein anderes Mal, weil es ja schreit. Bald halten sie das Kind zu kühl, bald zu heiß. Bald ist ihnen alle Nahrung für das Kind zu wenig, bald fürchten sie, daß es zu viel bekommen hat.

Betrachten wir die Fälle, in denen die Mutter mit Zuhilfenahme der künstlichen Ernährung ihr Kind selbst zu pflegen sich anschickt, dann treten neben dem angstvollen Umhertasten, welches wir eben andeuteten, noch andere Fehler der Mutter zu Tage, ebenfalls als Folgen einer mangelhaften und unrichtigen Erziehung, die ihr zu Theil wurde. Die Mütter verfügen nur in den selteneren Fällen über jene Genauigkeit im Ausmessen, Mischen und Erwärmen der verschiedenen Surrogate der Muttermilch, welche für die künstliche Ernährung der Kinder unumgänglich notwendig ist. Wir sahen schon Männer mit vielem Aufwande an Zeit und Mühe ihre Frauen in die für diesen Zweck nötige Genauigkeit einschulen, und es ist noch ein günstiger Zufall, wenn die Frau nicht von Haus aus mit jenem Geiste von Widerspruch und Eigensinn ausgestattet ist, welcher sie daran hindern könnte, selbst den vernünftigsten Ratschlägen ohne langen Wortkampf Folge zu leisten. Wie leicht übrigens die Unkenntniß der gewöhnlichsten naturwissenschaftlichen Grundsätze selbst ein gebildetes Elternpaar zu schädlichen Gepflogenheiten in der Ernährung des Kindes verleiten kann, das möge ein von uns beobachteter Fall zeigen, in welchem dem Säuglinge als Zusatz zum künstlichen Nahrungs-

mittel destillirtes Wasser gereicht wurde, wol aus Furcht, das schlechte Trinkwasser könnte dem Kinde schaden. Nun gibt es aber verschiedene Hilfsmittel, das Trinkwasser unschädlich zu machen, ohne daß dasselbe seiner mineralischen Bestandtheile beraubt wird, wie dies bei der Destillation des Wassers geschieht. An dem Kinde rächte sich dieser Monate hindurch dauernde Mangel der mineralischen Bestandtheile in der Nahrung durch Entwicklung einer hochgradigen Rhachitis, durch welche das Wachsthum des Kindes bedeutend gefährdet wurde.

Das sich die Kinderpflege der Mutter über das Säuglingsalter hinaus bis zum schulpflichtigen Alter der Kinder zu erstrecken hat, ja daß der Einfluß der mütterlichen Erziehung recht- und pflichtgemäß so lange fortdauern soll, bis Knaben oder Mädchen sich ihrem Lebensberufe widmen, ist eine wol von Niemandem bestrittene Wahrheit. Um so auffälliger muß es erscheinen, daß in der Erziehung des weiblichen Geschlechtes gar keine oder nur sehr wenig Rücksicht genommen wird, dasselbe für diese Lebensaufgabe der Frau vorzubereiten.

Wir würden den uns an dieser Stelle gegönnten Raum weit überschreiten, wollten wir hier alle jene Fehler aufzälen, welche von Müttern in Rücksicht auf Ernährung, Bekleidung, Schlaf, Aufenthalt im Freien ihrer Kinder, täglich begangen werden. Auch die bloße Andeutung allseitig anerkannter Uebelstände reicht hin, eine Aufforderung zur Verbesserung derselben zu rechtfertigen. Denn darüber ist sich wol alle Welt klar geworden, daß die Entwicklung jener Eigenschaften der Frauen, durch welche sie zur Pflege und Erziehung der Kinder besonders geeignet sind, nicht gleichen Schritt gehalten hat mit jenen erhöhten Anforderungen, welche die Cultur der Neuzeit an die heranwachsende Generation stellt.

Wenn aber die bedeutende Arbeit, zu deren Ausführung der Gatte unserer Zeit im Interesse seiner Familie gezwungen ist, diesen fern vom Hause hält, wodurch dessen Einfluß auf die Erziehung seiner Nachkommenschaft verringert wird; wenn ferner nachgewiesen ist, daß der größte Theil der Frauen der mittleren und wolhabenden Stände bei der gegenwärtig gebräuchlichen Form der Mädchenerziehung weder jene Kenntnisse erlangen, noch jene Geistesanlagen entwickeln kann, welche sie zur vollen Ausübung ihrer Mutterpflicht befähigen: dann tritt an uns die ernste Mahnung heran, auf Mittel zu sinnen, um die junge Generation vor jenen Gefahren zu schützen, welche ihr durch die geschilderten Verhältnisse erwachsen, damit nicht etwa jenen Verbesserungen, welche im Unterrichtswesen überhaupt angebahnt wurden, durch Uebelstände, welche die menschliche Gesellschaft an der Wurzel schädigen, ein gefährliches Gegengewicht geboten werde.

Worauf wir hinzielen, dürfte der Leser schon erraten haben. Wir wünschen die Aufnahme der Lehre von der körperlichen und geistigen Pflege der Kinder als Schulgegenstand für alle jene Fräuleins, welche

noch im reiferen Alter einen Unterricht in Instituten oder zu Hause genießen; ebenso wünschen wir, daß in den Bildungsanstalten für Lehrerinen die obgenannte Lehre einen obligaten Gegenstand bilde.

Wenn wir auch überzeugt sind, daß es keine Einwendungen gibt, welche gegen die Aufnahme der obgenannten Doctrin in den Lehrplan der Mädchenschulen mit irgend welcher Berechtigung gemacht werden können, wollen wir doch auch noch auf das wichtige und wertvolle pädagogische Element hinweisen, welches der weiblichen Erziehung ebenso wie der Fortentwicklung der Menschheit zu Gute käme, wenn das Mädchen durch einen Lehrgegenstand zur rechten Zeit auf ihren eigentlichen Beruf als Frau hingelenkt würde. Um nur an Eines zu erinnern, weisen wir auf jene bekannte Eigenschaft aller Menschen hin, sich lieber Aufgaben zu widmen, in denen man ein eigenes Urtheil und eine Grundlage zur Betrachtung hat, als solchen, in denen man sich als Neuling fühlt.

Wie weit es von frommen Wünschen zur lebenden That ist, das wissen wir wol. Doch sind wir überzeugt, daß wenn gewisse Wahrheiten zum Gemeingute des intelligenten Theiles der Bevölkerung geworden sind, dann auch die Zeit heranrückt, in welcher die Folgerungen aus denselben zum Durchbruche kommen. Dies möge uns denn auch entschuldigen, das Interesse der Leser für einen Gegenstand in Anspruch genommen zu haben, welchem, so wichtig er auch für das allgemeine Wol der Menschheit erscheint, bisher weder in den Fachorganen für Erziehung, noch vor dem Forum der Oeffentlichkeit die verdiente Würdigung zu Theil geworden war.



**Berichtigung:**

Seite 299 Titelzeile, statt: Haschitschraucher, richtig: Haschischraucher.

# Am 20. November 1874.

## Trinkspruch.*

Von

**Dr. Rudolf Schwingenschlögel.**

Heut vor zehn Jahren saß ein halbes Schock
Von uns im Saal als „Comité der Gründer“
Mit ernster Miene und im Festtagsrock —
Saß da, wie auf der Bank der armen Sünder;
Vor ihm ein Babel von gar strengen Richtern,
Des Grübelns Spur auf den Bureaugesichtern.
Hei, da ging's los! Das war ein Lärmen, Toben,
Ein Schrei'n von rechts und links, von unten, oben —
Ein geistig Gravelotte ward ausgefochten!
Doch was die Gegner da auch brauten, kochten,
Den Gründern ward gedankt, man hat geruht
En bloc selbst anzunehmen ihr Statut.

Und heute? — seht! da sitzen sie fast Alle
Die Herren Leiter bei dem Festtagsmahle,
Umringt von Freunden, die sie mächtig stützen
Und die redlich bemüht, dem Verein zu nützen.
Selbst das Statut vom Jahre sechzig vier
Lebt noch, — nur daß Statute, Mensch und Thier
In den zehn ersten Jahren oft viel leiden;
Daß noch die Knochen da, hört es mit Freuden!
Mit Freuden und mit Stolz — der sei verziehen,
Als Lohn für das Gelingen uns're Mühen.
Denn wenn auch nicht ein stolzer Ordensaar
Das Brutnest unseres Vereins umkreiste,
So birgt besagtes Nest (mein Wort ist wahr)
Doch manchen Ritter — Ritter wohl vom Geiste.

Soll ich euch nun in heiter-ernsten Bildern
Die Thaten unserer Decade schildern?
Soll ich wie L'Allemand mahlen euch die Schlachten,
Bei welchen wir es manchmal zu Nichts brachten?
Erzählen wie die Mutter mußte sehen
Ein Kind sie lassen, weil es selbst konnt' gehen?

* Gesprochen bei der zehnjährigen Gründungsfeier des „Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österr.-ung. Mnoarchie.“

Berichten wie des Dualismus Lehre
Auch unserem Verein erwies die Ehre?
Nur ward uns nicht der „siebzig“ Last-Beschränkung
Es blieb das Hundert voll — im Undank und der Kränkung!
Soll melden ich, wie einst gedruckt zu lesen,
Daß wir „Reactionäre“ oft gewesen,
Und daß für uns: arbeiten Tag und Nacht
Im Sinn der „Liberalen“ den „Reactionär“ schon macht?

Das ist vorbei! In unserm Blut und Mark
Leb' blos die Lehre: Einheit nur macht stark!
So kam's, daß selbst beim Krach noch der Verein
Ein Rettungsanker Manchem konnte sein.
Sein Ziel blieb rein; d'rum alle Kraft ihm schenken
Laßt uns, und stets an's Allgemeine denken. —

Nun laßt mich in eurem Freundeskreise
Drei Gläser leeren — alte Zecherweise:

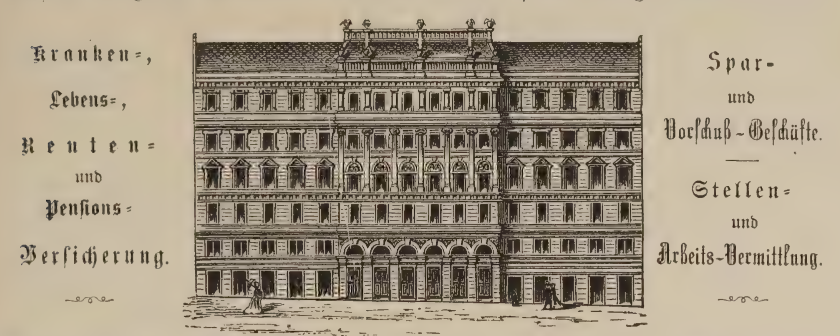
Um's erste Glas, da werd' ein Kranz für die gewunden,
Die sich zum schönen Feste hier heute eingefunden,
Gott schütz' Euch Freunde Alle, und lasse keinen fehlen,
Wenn man am silbernen Tage die Gäste einst wird zählen!

Das zweite Glas den Freunden, die heute nicht mehr sprechen,
Die nicht mehr mit uns schaffen, nicht mehr mit uns zechen,
Sie, deren Mund verstummt ist, — deren Aug' gebrochen,
Die Einen schon vor Jahren, — der Letzte erst vor Wochen.
Der braven Kameraden im Schooß der Mutter Erde,
Die redlich mit uns theilten einst Arbeit und Beschwerde
Der Edlen, die so gerne für's Wohl gewirkt, gewacht,
Der Guten sei mit Lieb' am heutigen Tag gedacht!

Das dritte Glas, ich trink es begeistert, schäumend, brausend
Auf des Vereins Armee aus, die „Acht und Vierzig Tausend“
Die da sind eingetragen in des Vereins-Annalen
Und die uns, laut Statuten, was Recht ist auch bezahlen.
Gott lass' sie wachsen, mehren, und ach! für den Verein
Besonders die Versicherten, wenn's geht unsterblich sein!

Hebt nun die Gläser und stoßet an
Zu einem lauten „Hoch“ wie keines,
Ein Jeder bring's so laut er kann:
Der Zukunft des Vereines!

# Erster allgem. Beamten-Verein der österr.-ung. Monarchie.




## Vereinshaus in Wien, Kolingasse Nr. 15—17, nächst dem Schottenring.

### Zweck des Vereines.

Wahrung und Förderung der materiellen, geistigen und socialen Interessen des Beamtenstandes nach den Grundsätzen der Gegenseitigkeit und Selbsthilfe.

### Vereins-Wirksamkeit (seit dem Jahre 1865).

Versicherung von Krankengeldern und ärztlicher Pflege. — Versicherung von Capitalien und Renten auf den Lebens- und Todesfall. — Versicherung von Invaliditäts-Pensionen. — Spar- und Vorschuß-geschäfte. — Beschaffung von Dienst-Cautionen. — Vermittlung von Dienststellen. — Vertretung des Beamten-standes in seinen dienstlichen und bürgerlichen Interessen. — Stipendien-Vertheilung für Töchter und Waisen mittelloser Beamten. — Unterstützung der vom Unglück betroffenen Standesgenossen.

### Ergebnisse (Ende September 1874).

| | |
|---|---|
| Zahl der beigetretenen Mitglieder | 37.605 |
| Vereins-Filialen mit gewählten Localausschüssen | 106 |
| Zahl der Vereinsärzte, Bevollmächtigten und Agenten | 1760 |
| In Kraft stehende Versicherungen | 22,000.000 fl. |
| Ausgezahlte Versicherungssummen seit Bestehen des Vereins | 815.000 fl. |
| Eingezahlte Antheilseinlagen in 75 Vorschuß-Consortien über | 1,530.000 fl. |
| Ertheilte Vorschüsse im Jahre 1873 | 1,643.378 fl. |
| Erbauung eines großen Vereinshauses als Capitals-Anlage der Versicherungs-Prämienreserve im Werthe von | 570.000 fl. |

Erwirkung einer neuen Rang- und Gehaltsregulirung der österreichischen Staatsbeamten nach den in den Denkschriften des Vereines entwickelten Grundsätzen.
Herausgabe einer Zeitschrift zur Vertretung der Beamten-Interessen.
Herausgabe eines literarischen Jahrbuches „Die Dioskuren."

### Vereins-Vermögen.

| | |
|---|---|
| Prämien-Reservefond der Versicherungsabtheilungen (Ende 1874) circa | 1,250.000 fl. |
| Vermögen der autonomen Vorschuß-Consortien | 1,875.000 fl. |
| Allgemeiner Fond . . . 77.000 fl. Unterrichtsfond circa | 13.000 fl. |
| Witwen- und Waisenhaus-Stiftung | 100.000 fl. |

Die Vereinsfonde sind angelegt: im Vereinshause, in Pfandbriefen, Prioritäten sowie in Darlehen auf Hypotheken und an die Consortien. Sämmtliche Effecten sind bei der k. k. Nationalbank in Aufbewahrung.

### Vereins-Umfang.

Das ganze Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Sämmtliche Staats-, Landes-, Gemeinde-, Industrie-, Verkehrs- und Herrschaftsbeamte, Officiere, Seelsorger, Advocaten, Lehrer, Notare, Aerzte können dem Vereine gegen eine Eintrittsgebühr von 2 fl. beitreten. Als Theilnehmer an den Versicherungsabtheilungen werden auch andere Personen angenommen. — Die Prämientarife sind niedriger als bei allen anderen Versicherungsanstalten.

### Vereins-Verwaltung.

Durch die Generalversammlung sämmtlicher Mitglieder. — Durch den von dieser gewählten Verwaltungsrath und ständigen Ueberwachungsausschuß in Wien. — Durch die Local- (Consortial-) Versammlungen und Ausschüsse der Mitgliedergruppen. Alle diese Functionen sind Ehrenämter und unentgeltlich.





